Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. von Bezold, Alex. Brückner, Const. Bulle, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Th. Flathe, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, O. Holtzmann, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, R. Pietschmann, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.



Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1887.

Hundertfünfundvierzigste Abtheilung. **Preis drei Mark.**

(Einzelpreis für Nicht-Subscribenten 6 Mark.)

Inhalts-Uebersicht.

(Stand von Mitte Dezember 1887. — Die mit * bezeichneten Theile sind vollständig.)

Erste Hauptabtheilung.

Zweite Hauptabtheilung.

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlages.

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. von Bezold, Alex. Brückner, Const. Bulle, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, O. Holtzmann, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, R. Pietschmann, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Dritte Hauptabtheilung.

Erster Theil.

Geschichte der deutschen Reformation.

Von Dr. Friedrich von Bezold.

[a].

Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1890.

Geschichte

der

deutschen Reformation.

Von

Dr. Friedrich von Bezold,
Professor an der Universität Erlangen.

Mit Porträts, Illustrationen und Beilagen.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1890.

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
BERLIN

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Beginn des Satzes am 2. Januar 1886.

Einleitung.

Einleitung.

Roma caput mundi regit orbis frena rotundi.

Das römische Weltreich war durch die Germanen zerschlagen worden, aber der Schatten des Kaisertums ließ sich nicht bannen. Während der Osten und der Westen von Europa sich für lange Jahrhunderte schieden, blieb die alte Reichseinheit hier wie dort das politische Ideal. Als Gegenstück zur oströmischen Monarchie erschien das Reich Karls des Großen, der Ottonen, Salier und Staufer. Aber vor, neben und mit ihm kam ein anderes Reich empor, das, indem es vorgab nicht von dieser Welt zu sein, erst die geistige und dann die politische Herrschaft über Westeuropa errungen hat. Das germanische Kaisertum mußte seine Legitimation von der römischen Kirche borgen und furchtbar teuer bezahlen. Der Kampf zwischen zwei obersten Gewalten, wovon nur die eine wahrhaft internationalen Charakter trug, konnte nicht ausbleiben und sein Ausgang nicht zweifelhaft sein, denn die herrschende Weltanschauung erkannte dem Geistlichen den Vorrang vor dem Weltlichen zu. Der Staat war der Diener, der Körper, der Mond, die Kirche war die Herrin, die Seele, die Sonne.

Der Fall der Staufer bezeichnet den Höhepunkt kirchlicher Machtfülle. Im XIII. Jahrhundert schien der verhängnißvolle Streit zwischen Kirche und Staat endgültig zu Ungunsten des letzteren entschieden zu sein. Während die Politik der Päpste in Deutschland die Anarchie zu voller Blüte brachte, wurden die Königreiche Sizilien, Aragon, Portugal, England päpstliche Lehen. In Konstantinopel erhob sich ein lateinisches Kaisertum; Armenien beugte sich dem Papst und die Heiden an der Ostsee fielen unter dem Schwert der geistlichen Ritter. Fast drohte jenes Wort des Gerhoh von Reichersberg in Erfüllung zu gehen, daß die goldene Bildsäule des Königtums ganz zermalmt und jedes große Reich in vier Teile zerschlagen werden müsse; erst dann werde die Kirche frei und ungedrückt bestehen, unter dem Schutz des großen gekrönten Priesters. Wie der Papst sich aus dem Vikarius Petri in den Vikarius Christi verwandelt hatte, so schien nicht erst am Ende der Tage, sondern schon hienieden die streitende Kirche sich in die triumphirende verwandeln zu sollen. Dahin hatte ihre Entwickelung geführt, daß der Papst zum wahren Nachfolger jener römischen Imperatoren geworden war, deren Allmacht selbst für die gewaltigsten deutschen Kaiser stets unerreichbar blieb.

Recht und Friede der gesammten christlichen Welt lagen in der Hand ihres geistlichen Oberhauptes; „wie in der Bundeslade des Herrn neben den Gesetzestafeln die Rute und das Manna lagen, so ruhen in der Brust des Papstes mit der Wissenschaft des göttlichen Gesetzes die Schärfe der Zerstörung und die Süßigkeit der Gnade.“ Vor dem Namen der römischen Legaten zitterten, wie ehedem, Könige und Völker. Überall, wo Sünde mit im Spiel war, konnte der Papst als oberster Richter angerufen werden und den Spruch jedes weltlichen Gerichts aufheben. Das weltliche Schwert sollte gewürdigt sein, die von der Kirche gefällten Urteile blindlings zu vollstrecken, aber seiner Schärfe entzogen sich die Kleriker, wogegen ihnen die Laien unweigerlich vor das geistliche Forum zu folgen hatten. Dieses allumfassende und unerbittliche Rechtssystem gipfelte in der Einrichtung der Inquisition; jede Regung des Widerstandes oder des bloßen Widerspruchs wurde zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt und die Kirche, die kein Blut vergießen durfte, nötigte den Staat nach ihrem Wink Folterkammer und Scheiterhaufen zu bedienen. So wurden noch einmal die Völker von Rom aus mit eisernem Szepter geweidet. Der Schöpfer dieser Schreckensherrschaft, Innocenz III, konnte sich das stolze Wort erlauben, der Herr habe seinem Apostel nicht nur die Kirche, sondern die gesammte irdische Welt zur Regierung überlassen.

Noch war die römische Kirche die Fürstin im Reiche der Geister; auch was hier geschaffen ward, sollte von ihr allein die Berechtigung seines Daseins empfangen. Die Scholastik des XIII. Jahrhunderts schien dieses Ideal eben so völlig zu verwirklichen, wie die gleichzeitige Kunst. Es blieb immer ein gefährliches Unterfangen, die kirchlichen Glaubenssätze philosophischer Untersuchung preiszugeben, aber der Versuch die griechisch-arabische Philosophie durch Assimilation unschädlich zu machen konnte für gelungen gelten, als in dem gewaltigen und festgefügten Lehrgebäude des heiligen Thomas von Aquino Glaube und Wissen ihre Vermählung feierten. Für die Scholastik gab es keine Frage ohne Antwort und die Notwendigkeit der Ketzerverbrennung ließ sich mit der nämlichen Eleganz beweisen wie das Dasein Gottes oder die Lage Jerusalems im Centrum des Weltalls. Eine imponirende Fülle von Scharfsinn und Arbeitskraft wurde an die Begründung und Verteidigung des kirchlichen Systems gewendet, während zu seiner monumentalen Verherrlichung die herrschende Kunst, die Architektur, gleichfalls das Unmögliche möglich machte. Ins Überirdische, Unendliche hinaufstrebend, die Massen auflösend, mit den schwersten Problemen spielend, versinnlichen diese gothischen Riesenbauten die Herrschaft einer Weltanschauung, die dem Jenseits zugekehrt sich doch in großartiger Bewältigung des Irdischen gefiel. Eine solche Kunstentwickelung würde allein schon laut genug von einer Steigerung des religiösen Lebens zeugen, aber diese begegnet uns, wo wir hinblicken, stets mit der Lust am Wunderbaren, häufig mit künstlerischen Motiven verbunden. Klug wußte die Kirche sich solche Kräfte dienstbar zu machen; während sie ihre Lehre und ihr Recht der profanen Berührung entrückte, sollte der Laie in

jedem wichtigen Augenblick des Lebens und in jeder Pause des gewöhnlichen Tagewerks die allmächtige Hand der Mutter über sich fühlen. Die sieben Sakramente weihten seinen Gang durch dieses „Tal der Tränen"; von der Wiege bis zum Grab umgaben ihn Mysterien und Symbole, ohne die er keinen rechtsgültigen Verkehr mit Gott anknüpfen und deren Kraft ihm nur durch Hand und Mund des Priesters übermittelt werden konnte. Immer reicher, farbiger, bestrickender gestaltete sich die Zeichensprache des Kultus; der Fronleichnam gab den Anlaß zu einem jährlich wiederkehrenden Triumphzug der Kirche und die Gestalt des Gekreuzigten begann zu verblassen vor dem anmutigen und hoheitsvollen Bild der Gottesmutter. Die Legenden der Heiligen füllten sich mit phantastischen Zügen; ekstatische Frauen, Propheten und Mystiker führten ein Traumleben voll überschwänglicher Gefühle und Empfindungen. Alles Sichtbare wurde vergeistigt, alles Unsichtbare versinnlicht. Und als die neuen Bettelorden im Gegensatz zur Verweltlichung des alten Klerus das urchristliche Ideal der Weltverachtung leibhaftig darstellten, da schien das vollkommene Zeitalter der Kirche sich zu nähern. Als eine reformatorische Bewegung ist die Gründung dieser Orden wohl aufgefaßt worden. Machiavelli sagt einmal, die christliche Religion wäre ohne ihre Erneuerung durch Franziskus und Dominikus längst untergegangen. Man könnte vielleicht richtiger sagen, das Papsttum wäre ohne diese gewaltige Heilsarmee, die sich ihm zur Verfügung stellte, rascher einer Katastrophe verfallen. Und doch ist gerade in der Phantasie solcher Bettelmönche das Ideal eines Gottesreichs lebendig geworden, das sich allein aus dem Schutt der bestehenden Papstkirche erheben konnte.

Die päpstliche Macht war so ungeheuer gewachsen, daß ihren ganzen Umfang die Inhaber selbst nicht mehr zu überschauen vermochten. Kein Wunder, daß der Allmachtschwindel der alten Imperatoren auch bei ihren geistlichen Nachfolgern ausbrach. Bonifaz VIII bot einem französischen Prinzen die römische und die griechische Kaiserkrone an, erklärte Ungarn und Polen so gut wie Schottland für päpstliche Lehen, erließ im Streit mit Philipp von Frankreich die Bulle Unam sanctam; „wir erklären, daß aus Notwendigkeit des Heils dem römischen Papst jede menschliche Kreatur unterworfen ist." Als Antwort erfolgte die Szene in Anagni, wo der greise Papst, ein echter Römer, im vollen Schmuck seiner Würde die einbrechenden Feinde und den Tod erwartete. Aber sie begnügten sich damit ihn zu beschimpfen. Dies gab der Gottähnlichkeit des Papsttums einen ersten furchtbaren Stoß. Geführt hat ihn das französische Königtum; hinter dem stand die Nation, eine bessere Bürgschaft des Sieges als die wurmstichige Herrlichkeit des römischen Kaisertums. Denn in der abendländischen Welt begann sich eine immer stärkere Abneigung gegen jede Erneuerung des altrömischen Reichsgedankens zu regen, mochte sie von weltlicher oder geistlicher Seite ausgehen. Unter der schützenden Form der Christenheit waren die Nationalitäten zu einer Selbständigkeit herangereift, die sich gegen die hergebrachte Forderung

in jener idealen Einheit aufzugehen mit Erfolg verwahrte. So wurde die Gefahr einer förmlichen Theokratie fast in dem nämlichen Augenblick wieder beseitigt, als die kirchliche Monarchie auf der Höhe ihrer Entwickelung angelangt war. Bald darauf fiel die Curie, nach Avignon verlegt, mit ihrem Weltherrschaftstraum unter die Botmäßigkeit eben der französischen Krone. Andere Nationen folgten dem Beispiel Frankreichs; selbst Deutschland, empört über die schmachvolle Behandlung Kaiser Ludwigs, machte Miene sich zu erheben und England schüttelte die Oberherrlichkeit des Papstes so energisch ab, daß die Grundfesten des kirchlichen Wesens dabei ins Wanken gerieten. Natürlich mußten sich während dieser Kämpfe Fürsten und Völker gegen die Wirkungen der geistlichen Waffen abstumpfen; schon im Jahr 1327 berechnete der Venezianer Sanuto, daß jetzt etwa die Hälfte der Christenheit exkommunizirt sei. Wenn aber die Päpste ganze Staaten wie Venedig und Florenz auf einmal ausstreichen wollten und Freiheit, Gut und Leben ihrer sämmtlichen Bürger als verfallen erklärten, so konnten solche Ungeheuerlichkeiten die ohnedies vorhandene Erbitterung des Laientums über die geistliche Tyrannei nur verschärfen. König Philipp von Frankreich warf bereits die gefährliche Frage auf, ob die Kirche denn bloß aus Geistlichen bestehe. Marsilius von Padua vollends, ein kühner Prophet der Volkssouveränetät und der Staatsallmacht, erhob auch auf dem kirchlichen Gebiet die Gemeinde zur obersten Autorität; er fand es dem Evangelium zuwider, daß der Lehrer und Hirt der Gemeinde irgendwelche äußere Zwangsgewalt beanspruchen dürfe.

Weniger auffällig als der laute Protest des Staates, aber um so nachhaltiger und ausgebreiteter entwickelte sich der Widerstand der Gesellschaft gegen eine Bevormundung, deren Recht teils überhaupt fragwürdig teils veraltet erschien. So unzweifelhafte Verdienste die Kirche sich durch die Bändigung halbwüchsiger Barbarenvölker erworben hatte, so gewaltige Anstrengungen sie machte ihr Monopol auf allen Gebieten der Geisteskultur aufrechtzuhalten, das Emporkommen einer rein weltlichen Bildung hatte sie doch nicht verhindern können. Der übertriebene Pessimismus der kirchlichen Weltanschauung, die einseitige Verherrlichung des Himmels auf Kosten der Erde, der Vernichtungskrieg des mönchischen Idealismus gegen alle Sinnlichkeit mußte zum Widerspruch reizen. Der erhob sich zuerst aus den glänzenden lebensfrohen Kreisen des Rittertums; die höfische Poesie verkündigte jenen anspruchsvollen Weltrichtern zum Trotz ein anderes Lebensideal und weihte den verlästerten Idolen des Heidentums, Natur und Schönheit, einen Dienst, der sich meistens, aber doch nicht immer mit der kirchlichen Gesinnung abzufinden wußte. Denn gerade die Kämpfe um das heilige Land, in welchen das mit dem Kreuz geschmückte Rittertum zuvorderst stand und eigentlich erst seinen internationalen Charakter gewann, brachten manches christliche Gemüt zum Zweifel und zum Unglauben. Im XIII. Jahrhundert entschied sich der Sieg des Islam; die begeisterte Zuversicht so vieler christlicher Generationen mußte endlich vor der Thatsache weichen, daß das Kreuz wirklich

unterlegen war. Da erlebten es die Bettelmönche, die in Frankreich für das heilige Land sammeln wollten, daß man vor ihren Augen das Geld den Armen gab mit dem Fluch: „Nimm zu Ehren Muhammeds, der mächtiger ist als Christus." Und wenn viele Kreuzfahrer sich einer warmen Sympathie für ihre muhammedanischen Gegner nicht erwehren konnten, so zogen manche aus der sittlichen Überlegenheit solcher Ungläubigen den Schluß, daß alle Religionen gleichwertig seien. Ein Schluß, dessen drastische Fassung in das Wort von den drei Betrügern bekanntlich Kaiser Friedrich II zugeschrieben worden ist. Diese Behauptung bleibt freilich den Beweis schuldig; daß man aber am Kaiserhof zu Palermo in einer nichts weniger als christlichen oder gar kirchlichen Atmosphäre sich bewegte, daran ist nicht zu zweifeln.

Die ritterliche Kultur hat ihre Herrschaft nicht lange zu wahren vermocht. Bald traten die tieferen Schichten der Gesellschaft an die Oberfläche; auch sie begannen sich langsam der führenden Hand des Priesters zu entwinden. Die große wirtschaftliche Revolution, welche die Städte und das Bürgertum emporhob, schuf zugleich mit der Steigerung und Verfeinerung der materiellen Bedürfnisse die Basis einer veränderten Weltanschauung. Erwerb und Genuß traten lockender als je zuvor an größere Kreise heran; die Sorge sich in dieser argen Welt möglichst sicher und behaglich einzurichten wurde immer vielgestaltiger. Hatte vormals die Kirche Pflug und Spaten als Meisterin geführt und den sittlichen Wert der Arbeit durch ihr Beispiel nachdrücklich genug gepredigt, so mußte sie auf den neuen Wegen, die zur Geldwirtschaft und zur Herrschaft des Kapitals führten, den Laien den Vortritt überlassen. Die erweckten Interessen waren mächtiger als das kirchliche Zinsverbot; dem wachsenden Reichtum folgte ein stärkeres Selbstgefühl und alle Moralpredigten schützten nicht vor dem einreißenden Luxus, dem sich nur allzuleicht ein derber Materialismus gesellte. Eifrige Pflege der Kunst und höhere Durchschnittsbildung gingen mit dieser Entwickelung Hand in Hand; der Laie, der den Grundriß eines Doms zu entwerfen oder philosophische Fragen in der Volkssprache zu behandeln vermochte, durfte es wohl mit den Pfaffen und ihrem Latein aufnehmen. In Frankreich rüttelte der kecke Roman de la Rose an den Fundamenten der Kirchenlehre und der Moral. Die ehrsamen Meistersänger in den deutschen Werkstätten grübelten nach ihrer Weise über den tiefsten Problemen der Dogmatik. Und nun begannen endlich in Italien die großen Heiden aus ihrem tausendjährigen Schlaf zu erwachen und in Tönen aus einer andern Welt zu der sehnsüchtig lauschenden Menschheit zu reden. Vor ihnen hatte Dante seine erschütternde Stimme erhoben; er der Laie hielt das Weltgericht über seine Zeit und schleuderte aus eigner Macht Kaiser und Päpste in den Abgrund der Hölle.

Dante erkannte in dem päpstlichen Rom die große Hure der Apokalypse. Dasselbe Urteil hatte der heilige Bonaventura, Cardinal und General des Franziskanerordens, gefällt. Geistliche und Laien vereinigten sich zum einstimmigen Weheruf über die gefallene und geschändete Kirche.

Durch Jahrhunderte hatte sich jene verhängnißvolle Verwechslung der Begriffe eingelebt, welche die katholische Kirche mit dem Reich Gottes identifizirte. Indem sie den Einzelnen der schweren Notwendigkeit enthob, allein um sein ewiges Heil zu ringen, schloß sie zugleich jede andre Mittlerschaft zwischen dem Diesseits und Jenseits aus; ja, sie verengerte sogar ihren Begriff derart, daß die berufenen Verwalter des Mittleramtes, die Kleriker, eine besondere, die eigentliche Kirche in der Kirche zu bilden schienen. „Es war", sagt Sybel, „als hätte Gott, trotz seiner Allmacht und Allgegenwart, zu Gunsten der Kirche auf jeden unmittelbaren Verkehr mit den Seelen der Laien verzichtet." Ohne ihre Legitimation sollte alles menschliche Dichten und Trachten sittlich wertlos und unkräftig sein. Und nun hatte es sich mit einer erschreckenden nicht wegzuläugnenden Klarheit herausgestellt, daß diese ausschließlich privilegirte Heilsanstalt selbst von der Welt vergiftet, daß sie an Haupt und Gliedern tötlich krank geworden war.

Man hat die Krankheitserscheinungen unter dem Namen der Verweltlichung zusammengefaßt, aber nicht alle Symptome sind damals, im Zeitalter der höchsten äußeren Machtfülle, mit gleicher Deutlichkeit empfunden worden. Betrachten wir die augenfälligsten Thatsachen, die sich sämmtlich auf eine ungesunde Entwickelung des kirchlichen Verfassungslebens zurückführen lassen. Die Kirche begann, sichtbar für alle, unter den Folgen einer übermäßigen Centralisation zu leiden. Schon in der Mitte des XII. Jahrhunderts hatte Gerhoh von Reichersberg, der sich bei seiner streng päpstlichen Gesinnung ein freies Wort erlauben durfte, bitter geklagt, man rede jetzt nicht mehr von der römischen Kirche, nur noch von der römischen Curie. Die päpstliche Monarchie, deren Wachstum natürlich die alte Selbständigkeit der bischöflichen Gewalt verkümmern ließ, brauchte zur Ausübung ihrer fast grenzenlosen Befugnisse ein immer größeres Beamtenheer. Die Zahl der politischen, juristischen und finanziellen Geschäfte, die an die kirchliche Centralregierung gebracht werden mußten oder konnten, nahm fortwährend zu, in gleichem Maße die Menge und Bedeutung der am päpstlichen Hof befindlichen Richter, Schreiber und Finanzleute. Um die mannigfachen Reibungen geistlicher und weltlicher Rechtsansprüche unter einander und mit der höchsten Instanz, der Curie, übersehen und bewältigen zu können, mußten die Päpste selbst nicht nur Politiker, sondern geschulte Juristen sein und sich mit Kennern des Kirchenrechts umgeben; während das kirchliche System der Theologie hauptsächlich in Paris ausgebaut wurde, vernachlässigte, wie Dante klagt, der italienische Klerus Evangelien und Kirchenväter über dem Studium der Dekretalen. Die französischen Päpste des XIV. Jahrhunderts wahrten nach Kräften dem Kirchenregiment diesen juristischen Charakter, dessen Übergewicht an und für sich einer unbefangenen Würdigung der religiösen Interessen sehr hinderlich war. Jede Gewalt muß sich aber zu ihrer Erhaltung der Mittel bedienen, durch welche sie gegründet worden ist. Der Riesenbau des hierarchischen Rechts ruhte auf einem ganzen System von Fiktionen und

Fälschungen; er bedurfte fort und fort zu seiner Stütze und Ausbesserung des Betrugs. Dabei lieferte die juristische Behandlung kirchlicher Fragen oft genug nur den Deckmantel für höchst persönliche Interessen. Zu dem Motiv der Herrschaft gesellte sich vor allem bei den kleineren Teilnehmern des Geschäftsbetriebs unersättliche Habgier. Man hat die Curie treffend als eine „durch und durch auf Gelderwerb berechnete Riesenmaschine" bezeichnet; das Sprichwort, daß in Rom alles feil sei, enthielt keine Übertreibung, denn man konnte wirklich für Geld alles haben, von der kleinsten Pfründe bis zum Cardinalshut, von der Erlaubniß in der Fastenzeit Butter zu genießen bis zur Absolution von Mord und Incest. Während die Curie die Bischöfe bis aufs Blut besteuerte, vernichtete sie zugleich die regelmäßige Seelsorge in den Diöcesen teils durch ganz gewissenlosen Verkauf der geistlichen Stellen teils durch ihre auswärtigen Agenten, die Bettelmönche, die mit päpstlichen Privilegien ausgerüstet den Pfarrklerus nach Belieben aus Kanzel und Beichtstuhl vertreiben konnten. So hatte man eine centralisirte Kirchenregierung, die überall eingriff, keine Rücksicht kannte als die auf ihre eignen Interessen und dazu teuer bezahlt werden mußte.

Schlimmer noch als diese Mißwirtschaft, deren materiellen Druck man in allen Ländern empfand, war eine andre Folge der oben erwähnten Vorstellung von der Kirche, die gründliche Verfälschung der sittlichen Begriffe. Mit dem religiösen Monopol der Kirche verband sich der Formalismus der päpstlichen Juristerei und der allgemeine Zug der Zeit zum Sinnlichen. Die Kirche bot rein geistige Güter gebunden an sinnliche Dinge und Vorgänge oder gegen den Entgelt materieller Leistungen. Wie ihre Heiligen der Naturgesetze spotten durften, so besaß sie selbst die geheimnißvolle Kraft Brod und Wein in Gottes Leib und Blut zu verwandeln und ihr sterbliches Oberhaupt konnte die abgeschiedenen Seelen aus dem Fegfeuer befreien, also über die Grenzen des Lebens hinaus unmittelbar in die jenseitigen Regionen hinüberwirken. Man hat mit vollem Recht auf das Zauberartige hingewiesen, das dem Katholizismus anhaftet. „Wie das Naturgesetz", sagt ein Meister der Kirchengeschichte, „durch die Zaubermacht der Wundertäter, so war das Sittengesetz durch den Absolutismus der Päpste nach Belieben außer Kraft gesetzt." Die Kirche hat es nicht nur zugelassen, sondern vielfach befördert, daß die Wundersucht sich selbst überbot und in ungezügelter Gier neben dem Tiefsinnigen und Phantastischen auch das Abgeschmackte und Ekelhafte willkommen hieß. Während der Glaube, und zwar nicht allein der Volksglaube, gewohnheitsmäßig bei jeder auffälligen Erscheinung den Schluß zog, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, verband sich für das sittliche Gefühl allmählich das von der Kirche dargebotene Heil allzueng mit den begleitenden Symbolen und Handlungen. So entsprach einem übel angebrachten Idealismus der Naturbetrachtung andererseits eine grobe Versinnlichung des Moralischen. Daß die Kirche bei den Sakramenten das Hauptgewicht auf das opus operatum, den priesterlichen Vollzug der heiligen Handlung, legte, daß sie in

der Lehre von der Genugtuung einen überreichen Apparat von zeitlichen Strafen und Bußen ausklügelte und ganz folgerichtig zu der Annahme einer mehr als genügenden Ableistung solcher geistlicher Frohnden und damit zu der Ansammlung eines Fonds von überflüssigen guten Werken kam, daß sie endlich mit dem Motiv jenseitiger Belohnung und Bestrafung einen argen Mißbrauch trieb und sich mit offenbarem Behagen darin erging den Gläubigen die Hölle recht heiß zu machen: das alles mußte die ohnehin vorhandene Neigung zum Materialismus mächtig steigern und das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit abschwächen.

Die furchtbare sittliche Verwilderung ergriff am Raschesten und Ärgerlichsten die Hierarchie selbst. Was über den moralischen Verfall des Klerus seit dem XIII. Jahrhundert aus allen Ländern und von unverdächtigen Zeugen berichtet wird, bedarf hier nicht der Wiederholung. Zu dem steigenden Standesbewußtsein bildete das sinkende Pflichtgefühl den schroffsten Gegensatz. Die Zwangseinführung des Cölibats rächte sich bitter, wie dies nicht anders zu erwarten war; Priester, die im offenen Konkubinat lebten, bei Spiel und Trunk die Nächte durchschwärmten, gelegentlich auch eine Rauferei und einen Totschlag auf ihr Gewissen nahmen, gehörten keineswegs zu den Seltenheiten. Den Laien mutete man zu, auch aus solchen Händen die kirchlichen Tröstungen zu empfangen, auch an solchen Gesellen die Unnahbarkeit der kirchlichen Weihen zu achten. Übrigens trug ja der Verkehr der Laien mit der Kirche vielfach einen geschäftlichen Charakter; man konnte, ohne sich durch die Persönlichkeit des Vermittlers beirren zu lassen, auf die geheimnißvollen Wirkungen des vollzogenen Sakraments zählen und mit der nämlichen Gültigkeit die Tilgung eines sittlichen Schuldpostens durch Gebet, Kasteiung, Wallfahrt, Stiftung oder Ablaß sich aufrechnen oder quittiren lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei diesem Hinüberspielen moralischer Begriffe ins Juristische häufig genug der Empfänger der Gnade so gut wie der Spender sich mit sorgfältiger Beobachtung der Formen begnügte und die Unwürdigkeit des einen jener des andern gleichkam.

Wir würden allerdings jenem Zeitalter Unrecht tun, wollten wir eine derartige Abstumpfung des Gefühls als die Regel betrachten. Daß aber diese ganze Praxis des mittelalterlichen Kirchentums eine arge Verwirrung erzeugt und das vorhandene religiöse Bedürfniß nicht voll befriedigt, sondern zum Aufsuchen neuer Wege getrieben hat, läßt sich kaum bestreiten. Einen solchen neuen Weg hatte der enthusiastische Ritter der Armut, Franz von Assisi, eröffnet und die römische Kirche erteilte der Schöpfung des sonderbaren Heiligen, dem in wenigen Jahren Tausende zufielen, nicht ohne mißtrauisches Zögern ihre Sanktion. Dieses Mißtrauen schien sich zu rechtfertigen, als ein Jahrhundert später die radikale Partei des Ordens den Kampf mit dem Papsttum aufnahm und für ihre strenge Auslegung der Regel trotzig in den Tod ging. Wie die Minoriten und Dominikaner ihren Genossenschaften eine große Zahl von Laien als Tertiarier förmlich angegliedert hatten, so hielten sich

lange Zeit die „Gotteshäuser" der Beginen und Begharden in noch größerer Unabhängigkeit als Asyle eines christlichen Lebens neben den rein geistlichen Instituten. Hatte sich früher das Rittertum in den großen Spitalorden eine halb geistliche halb weltliche Lebensform geschaffen, so wendeten sich die Bettelmönche vorzüglich an die mittleren und niederen Schichten der Laienwelt, mit der ausgesprochenen Absicht das Leben der Christenheit nach dem Ideal der Urkirche zu reformiren, die man sich freilich auch nur gut mönchisch zu denken vermochte. Diese besonderen Wege konnten aber, wie die Kirche mit der eigentümlichen Empfindlichkeit der Herrscherin herausfühlte, allzuleicht über die Grenzen ihres Herrschaftsgebietes führen. Das Gleiche gilt von der Mystik, die in den Kreisen der kirchlichen Philosophie großgezogen bald in die Tiefen des Volkslebens hinabtauchte und dort mit verwandten Elementen in Verbindung trat. Denn eben die Scholastik trug einen schweren Teil der Schuld an der eingerissenen Entartung, die sie mit ihrer spitzfindigen Ergebenheit zu rechtfertigen und zu stützen suchte. Während diese Dialektiker, in ihrer Einbildung hoch über die Masse der Gläubigen hinausragend, in Wahrheit nur sich abmühten, für die von der Kirche vorgeschriebenen Resultate ihrer Denkarbeit nachträglich eine kleidsame Formel herauszubringen, konnten sich die wirklich scharfen Denker unter ihnen, wie Occam, die Verlogenheit eines solchen Treibens nicht verhehlen; sie erklärten das Werk des Thomas von Aquino für nichtig und forderten wieder vollständige Trennung von Glauben und Wissen. Aus diesem unerquicklichen Hader flüchtete sich nun die Mystik in die stillen Regionen der Beschaulichkeit; sie gab die scholastische Fertigkeit des Gedankenspiels nicht aus der Hand, aber um ihr Ziel, die unmittelbare Erhebung der Kreatur zum Schöpfer, zu erreichen, bedurfte sie noch anderer Kräfte. Ein „übersinnliches Schauen und Wissen", wie es bei überreizten Nonnen und Beginen an der Tagesordnung war, mischte sich häufig in die schwungvollen und künstlerisch angeregten Träume eines reichen ganz in sich gekehrten Gemütslebens. Auch innerhalb der Schranken der Rechtgläubigkeit war das Vorhandensein solcher Tendenzen eine Gefahr für die Hierarchie. Unter den „Gottesfreunden" verwischte sich der sonst so tief einschneidende Unterschied zwischen Geistlichen und Laien; sie betonten selbst ihren Gegensatz zu den kalten und schläfrigen Menschen, die sich mit Beobachtung der kirchlichen Gebote und Verbote, mit „auswendigen Werken" begnügten. Von hier aus war aber die Brücke zur Ketzerei leicht geschlagen, die sich im XIII. und XIV. Jahrhundert gewaltiger als je zum Ansturm gegen die Zwingburg des römischen Systems erhob.

Die vielgestaltige Masse dieser teils offenen teils versteckten Feinde, die sich allerdings nicht selten mit den eben charakterisirten Regungen des religiösen Geistes zusammenfanden, läßt sich vielleicht am Einfachsten in die zwei großen Gruppen einer evangelischen und einer spekulativen Opposition scheiden. Am Reinsten und Ehrwürdigsten erscheint der Name der Waldenser. Diese Brüdergemeinden, romanischen Ursprungs, aber im Anfang des XIII. Jahrhunderts

schon über ganz Westeuropa ausgedehnt, trugen doch einen etwas andern Charakter als die gleichzeitige Reform des Mönchtums; so sehr sie in ihrem Endziel mit dieser übereinstimmten, denn sie entwickelten ihre Grundsätze des schriftgemäßen Lebens und der Gemeindeverfassung völlig außerhalb der „kirchlichen Statuten“, während manche unter ihnen sogar die Kindertaufe verwarfen. Ihre stillen Erfolge waren dauerhafter als die vorübergehende Machtstellung, deren sich die dualistische Sekte der Katharer in Südfrankreich erfreuen durfte. Hier schien der Katholizismus mit seiner verkommenen Priesterschaft der überlegenen Sittlichkeit der „Vollkommenen“ und ihrer Jünger das Feld räumen zu müssen, aber das Papsttum griff noch rechtzeitig zu Schwert und Brandfackel, und seine Kreuzfahrer warfen sich wie losgelassene Bestien auf das unglückliche Volk, das seinen Spott über die Heiligen und die Ceremonien der Pfaffen furchtbar büßen mußte. „Schlagt alle tot,“ befahl der Legat, „der Herr kennt die Seinen“; seine folgsamen Untergebenen brannten die gefangenen Ketzer „mit großem Vergnügen“. Schlimmer und des Unterganges würdiger als die Albigenser waren die pantheistischen Muckervereine, die sich damals namentlich in Frankreich und Deutschland unter verschiedenen Namen, als „Brüder des freien Geistes“, Begharden oder Lollharden einnisteten. Die philosophische Herkunft ihrer Lehren ging meistens rasch in einer wüsten Emanzipation des Fleisches verloren; es war das zügellose Aufbäumen der von der Kirche beschimpften und niedergetretenen Natur. Solchen Erscheinungen gegenüber mußte freilich die Kirche selbst in ihrer schlimmsten Gestalt und trotz der unwürdigsten Verteidigungsmittel Recht behalten, aber schon nahte die Zeit, die ihrem widerchristlichen Appell an die rohe Gewalt zum ersten Mal die richtige Antwort geben sollte. Wiclif, der große englische Professor, geriet zuerst als Patriot und dann als Theolog mit dem Papsttum zusammen; er kam bereits bis zur Annahme einer wahren unsichtbaren Kirche, erklärte die Lehre von der Transsubstantiation für Gotteslästerung und die Bibel, die er seinem Volke in der Landessprache erschloß, für die einzige Norm in Glaubenssachen. Wiclif ist der erste rechte Reformator vor Luther; die bedeutendste Wirkung seiner Lebensarbeit, deren Spuren in England bald wieder fast verwischt schienen, ging in die Ferne hinüber nach Böhmen. Johannes Hus, ein begeisterter Apostel der wiclifischen Ideen, warf den zündenden Funken in die Gemüter seiner längst erregten Stammesgenossen. Sein Märtyrertod entfesselte die tschechische Revolution; wie einst der Halbmond, so siegte jetzt der Kelch über das Kreuz, und diese zweite Niederlage einer Kirche, die nur zu oft das Gottesgericht des Kriegs heraufbeschworen hatte, brachte zugleich den Auflösungsprozeß des heiligen römischen Reichs recht gründlich ans Licht. Damals war in den Augen der tschechischen Gotteskrieger deutsch und päpstlich gleichbedeutend. Kaum hundert Jahre vergingen, und der Held der deutschen Nation nannte sich mit Stolz einen Husiten.

Ein demokratischer Zug geht durch alle diese kirchlichen und außerkirchlichen, friedlichen und kriegerischen Äußerungen des religiösen Bedürfnisses;

überall sind es die Kleinen und Armen, die Handwerker und Bauern, die sozial Gedrückten, die den Verkündigungen einer neuen frohen Botschaft am Willigsten lauschen. Die communistischen Franziskaner spielen dabei fast immer mit; in ihrer groben Kutte oder im ärmlichen Beghardenkleid schlich sich die Ketzerei am Liebsten von Land zu Land. Seit dem XIV. Jahrhundert paaren sich große religiöse Aufregungen fast regelmäßig mit sozialistischen Ideen, nicht allein bei den italienischen Apostelbrüdern des Fra Dolcino, bei den englischen Lollharden und den böhmischen Taboriten; auch die Geißlerbewegung, ursprünglich von der Kirche begünstigt, nimmt schließlich einen für alle bestehende Ordnung gefährlichen Charakter an. In der Laienschaft, auch in der rechtgläubigen, war viel Zündstoff vorhanden; der Gedanke, man müsse einmal mit der verrotteten Pfaffenwirtschaft blutige Abrechnung halten, wurzelte immer tiefer und wurde immer lauter in die Welt gerufen. Zu den gewaltigsten Rufern gehörten wieder die Franziskaner. Aus ihren Reihen erwuchsen vornehmlich die Apostel jenes ewigen Evangeliums, das aus den Schriften des calabresischen Abts Joachim abgeleitet nichts Geringeres als eine gründliche Revolution, eine Vernichtung der verderbten Kirche und ein idealmönchisches Zeitalter des heiligen Geistes ankündigte. Rom die große der Zerstörung entgegenreifende Babel, der Klerus einer furchtbaren göttlichen Züchtigung verfallen, der Papst der Antichrist — diese Schlagworte tönen von allen Seiten her, aus der wachsenden apokalyptischen Literatur, aus Lied und Sage des Volks, aus dem Munde Joachims, Wiclifs und der Husiten. Für streng kirchliche Gemüter klang das wie Geschrei der Nachtvögel, die mit Einbruch der Dämmerung ihren Flug regten, das Erlöschen des geistlichen Tageslichts ankündigend.

* * *

Das Papsttum war zuerst durch den nationalen Staat in die Defensive gedrängt worden. Nun geriet aber die kirchliche Monarchie selbst in eine ähnliche innere Krisis wie die weltlichen Reiche. Die Kirche wurde zum Schauplatz heftiger Verfassungskämpfe, die jene stetig fortschreitende Ausbildung des monarchischen Systems gewaltsam unterbrachen und seine Zukunft überhaupt ernstlich in Frage stellten. Mit dem schärferen Auseinandertreten der großen Nationalitäten hängen auch diese Vorgänge auf das Innigste zusammen; hinter der vorgeschützten Sache der christlichen Gesammtheit standen die vornehmsten Zerstörer des päpstlich-kaiserlichen Weltregiments, die nationalen Interessen.

Als die Curie in Avignon immer mehr zu einer Dependenz der französischen Krone geworden war, führte die begreifliche Erbitterung der übrigen Völker und insbesondere die Rivalität zwischen Franzosen und Italienern zu der doppelten Papstwahl des Jahres 1378 und damit zum Schisma, zu einer fast vierzigjährigen Kirchenspaltung. Aus dem seit Jahrhunderten anerkannten Wahlrecht des Cardinalcollegiums war endlich dieses trostlose Ergebniß hervor-

gegangen. Die bestehende Kirchenverfassung enthielt kein genügendes Correktiv für ein so zweckwidriges Arbeiten der berufenen Organe; es blieb nichts übrig, als die Waffen, die zur Bekämpfung des Notstands am Tauglichsten schienen, zu nehmen, wo man sie finden konnte. An einer reich versehenen Rüstkammer fehlte es nicht; was das kanonische Recht versagte, bot die scholastische Staatslehre, deren Vorliebe für das Prinzip der Volkssouveränetät bei dieser Lage der kirchlichen Monarchie den Unzufriedenen trefflich zu Statten kam. Das Papsttum hatte sich längst daran gewöhnt, auf kirchlichem Boden kaum mehr einem andern Widerstand zu begegnen, als den oligarchischen Gelüsten seiner Wahlherren, der Cardinäle. Jetzt, wo die Schwäche des Systems zu Tage trat, sah es sich in einen Kampf um seine Existenz verwickelt. Das Concil, wie es zuerst in Pisa, dann in Kostnitz und in Basel sich zusammenfand, war von den gleichnamigen Versammlungen früherer Jahrhunderte gründlich verschieden; es holte sich seine Befugnisse aus dem Naturrechte und aus der freilich willkürlich interpretirten Kirchengeschichte und erweiterte seine ursprüngliche Aufgabe das Schisma zu beseitigen zu dem gewaltigen Beruf einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Die Professorenweisheit der Pariser Universität unternahm es, den frevelhaften Politikern der Curie die Zügel zu entreißen und die halb sehnsüchtigen halb drohenden Klagen der christlichen Welt zum Schweigen zu bringen. In der Hitze des Kampfes verstiegen sich die Theoretiker des kirchlichen Parlamentarismus zu den äußersten Verwegenheiten, bis zu dem Satz, daß ein widerspenstiger Papst durch das Concil nicht nur abgesetzt, sondern auch getötet werden dürfe. Allbekannt ist jenes Wort des Bischofs von Tours: „Wir müssen den apostolischen Stuhl entweder den Händen der Italiener entreißen oder so rupfen, daß nichts daran liegt, wo er bleibt." Aber solange man überhaupt an der Notwendigkeit und göttlichen Einsetzung des Primats festhielt, mußten alle Versuche scheitern, seine Macht über die Kirche dauernd zu lähmen. Wohl war im XIV. Jahrhundert hier und dort die Frage laut geworden, ob denn Gott die Kirche durchaus monarchisch constituirt haben wolle, ob nicht am Ende jede Nation ihren Papst haben könnte. Aber dieser Gedanke, das Schisma zum Ausgangspunkt einer Republik von Nationalkirchen zu erheben, ist gerade durch die Einheitsbestrebungen der Concilien wieder zurückgedrängt worden. Nun erfuhren die Concilien ihrerseits den störenden Einfluß der nationalen und politischen Gegensätze; wie die Kaiser, wie die Päpste mußten auch sie hart genug mit der Tatsache zusammenstoßen, daß der alte Begriff der Christenheit recht fadenscheinig geworden und die Tage des mittelalterlichen Idealismus gezählt waren.

Das völlige Scheitern der großen conciliaren Bewegung hat die Unfähigkeit der römischen Kirche sich aus eigner Kraft zu reformiren wohl für immer erhärtet. Einziges bleibendes Resultat der Kostnitzer Versammlung war die Herstellung der päpstlichen Monarchie, neben der das neugeschaffene Dogma von der Superiorität des Concils über den Papst sich natürlich nicht

lange behaupten konnte. Wie sollten selbst beim besten Willen zwei unmittelbar von Gott autorisirte höchste Gewalten sich mit einander vertragen? Die Versammlung zu Basel, wo die geistliche Demokratie Oberwasser bekam, brachte es zu nichts als zu einem neuen Schisma, und so kehrte der Abschluß der Bewegung zu ihrem Ursprung zurück. Der Glaube, daß die Gesammtheit der Kirche die vorhandenen tiefen Schäden doch noch heilen könne, hatte kläglichen Schiffbruch gelitten, ohne jedoch völlig zerstört zu sein. Noch im Zeitalter der Reformation hat man nicht allein auf katholischer Seite an eine Wiederholung dieses vorgeblichen Universalmittels gedacht. Aber seine Unkraft lag nicht in der Ungunst äußerer Verhältnisse, sondern in einer Halbheit, in einer inneren Unwahrheit, die jener Bewegung angeboren war. Denn die sogenannten Reformen von Kostnitz und Basel konnten, soweit sie überhaupt ins Leben traten, höchstens einige notdürftige Verbesserungen in der Kirchenverfassung darstellen; vollends die Theorie von der conciliaren Oberhoheit war nicht dazu angethan, die große Masse der christlichen Nationen lebhaft zu interessiren oder gar zu befriedigen. Daß die großen Theologen und Reformhelden zu Kostnitz für das wahrhaft Evangelische vollständig blind waren, zeigt ihr Verfahren gegen Hus; sie blieben genau so wie die Curie bei dem alten erbärmlichen Auskunftsmittel, die Ketzer „mit Feuer zu überwinden". Ein paar Jahrzehnte darauf meinte freilich einer von den bitter enttäuschten Anhängern der conciliaren Theorie, ihre Verwerfung durch die römische Kirche sei im Grunde eine viel gefährlichere Ketzerei als das Husitentum und in Zukunft könne nur noch durch einen vorübergehenden Abfall der Christenheit vom Papsttum Rat geschafft werden, „denn aus freien Stücken wird die römische Kirche zu keiner heilsamen Ordnung gelangen, wie die Erfahrung der letzten fünfzig Jahre gezeigt hat".

Zunächst stand die Papstkirche wieder als Siegerin da, in einer rasch emporgetriebenen neuen Blüte ihrer alten Sünden. Ihre höhere politische Befähigung und Schulung hatte triumphirt; noch zu Kostnitz begann sie sich mit den einzelnen Nationen abzufinden, meist um recht billigen Preis, und dieses System der Concordate wurde mit echt römischer Zähigkeit und mit allen Mitteln festgehalten. Frankreich und das deutsche Reich hatten während des Basler Concils den Augenblick ersehen sich aus eigner Macht selbstständige Kirchenverfassungen einzurichten, aber auch sie erlagen den römischen Umtrieben und Lockungen, Deutschland schon nach wenigen Jahren, Frankreich erst nach einem fast achtzigjährigen Widerstand. Die Concordate besaßen freilich nach päpstlicher Auffassung die Eigentümlichkeit, nur für den weltlichen Contrahenten, den Staat, bindend zu sein, denn der Papst durfte natürlich, wie Calixt III den Kaiser Friedrich belehrte, die völlig freie Autorität des heiligen Stuhls nicht einschränken, so daß die Beobachtung des Vertrags von Seiten Roms immer eine bloße Gnade blieb. Trotzdem ließ sich die Thatsache nicht mehr aus der Welt schaffen, daß die Päpste durch ihre Abmachungen mit den einzelnen Staatsgewalten zwar die Concilien überwunden,

aber zugleich den weltlichen Regierungen eine gewisse Befugniß eingeräumt hatten, in kirchlichen Dingen mitzureden. Der päpstliche Absolutismus konnte sich nur erhalten, indem er mit dem nach gleichem Absolutismus strebenden Staat ein Compromiß einging, dessen unabwendbare Folge die Bildung von Landeskirchen war. Diese Bewegung, die schon im XIV. Jahrhundert sehr stark hervortritt, kommt mit den kirchlichen Verfassungskämpfen zu einem gewissen Abschluß. Von dem alten Episkopalsystem hatte Rom längst keinen Widerstand mehr zu fürchten; dafür traten ihm die einzelnen Nationen, Frankreich, England, Spanien ihrer politischen Entwickelung gemäß mehr in sich geschlossen gegenüber. In Deutschland nahm die gleiche Bewegung aus später zu erörternden Gründen einen entschieden partikularistischen Charakter an. Immer war es die moderne Staatsidee, die aus diesen wie aus den meisten Kämpfen des Zeitalters gekräftigt und gefördert hervorging. Außerdem blieb die Drohung mit einem allgemeinen Concil für die weltlichen Gewalten ein beliebtes Mittel, um die Curie in Verlegenheit zu setzen, denn das Schlagwort von der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern erhielt sich lebendig und gewann allmählich eine weit umfassendere Bedeutung als in den Tagen seiner Entstehung.

So war der Sieg des Papsttums über das kirchliche Parlament doch nicht ganz ohne Einbußen errungen worden. Inzwischen hatte aber die katholische Kirche auch ein paar unzweifelhafte Niederlagen zu verzeichnen. Weder Papst noch Concil waren mit der böhmischen Revolution fertig geworden; als die Kriegsheere, eines immer schmählicher als das andere, von den Husiten zum Lande hinausgejagt und die deutschen Nachbarn von den unüberwindlichen Ketzern immer schwerer heimgesucht wurden, kamen die Väter zu Basel auf den Gedanken, den Fanatikern, die sich nicht ausrotten ließen, die Hand zur Versöhnung zu bieten. Es war eine in den Annalen der Kirche unerhörte Demütigung, daß man diese in aller Form Ausgestoßenen und Verurteilten freundlich einladen, für die Wahrung ihrer Sicherheit und Ehre Sorge tragen und ihre sehr ungeschminkte Verantwortung anhören mußte. Die Böhmen ließen den Hinweis auf die Unfehlbarkeit der Concilien nicht gelten und erklärten bereits gut protestantisch, in Glaubenssachen könne die Majorität nicht entscheiden. Die Zugeständnisse, die sie endlich erhielten, die sogenannten Compaktaten, wurden freilich tückisch genug verklausulirt und in der Folge von den Päpsten feierlich aufgehoben, aber die utraquistische Sonderkirche mit ihrem Laienkelch, eine bescheidene und doch warnende Vorläuferin der kommenden großen Trennung, hat sich Rom und der ganzen lateinischen Christenheit zum Trotz und Ärgerniß behauptet. Dies ist die eine Niederlage der Kirche; in die andere verwandelte sich rasch genug der nichtige Triumph, den die Herstellung einer Union mit den Griechen zu gewähren schien. Nur durch ihre bedrängte Lage waren den byzantinischen Unterhändlern Concessionen abgenötigt worden, die von ihrem Volk verflucht und mißachtet wurden. Bald darauf sehen wir die böhmischen Utraquisten

mit den griechischen Schismatikern Anknüpfung suchen; der Eintritt der Tschechen in die große griechisch-slavische Kirchengemeinschaft ist vielleicht nur durch den Fall von Konstantinopel verhindert worden. Der Eindruck, den ein solcher Triumph des Unglaubens auf viele christliche Gemüter machte, spiegelt sich in den gegen Christus selbst gerichteten Vorwürfen einer deutschen Klageschrift: „Wenn du nicht allmächtig bist, uns nicht einmal vor einem Tyrannen beschützen kannst, wie sollen wir dann auf dich hoffen?" Die völlige Vernichtung des oströmischen Reichs, das drohende Umsichgreifen des ungeheuren muhammedanischen Militärstaats auf europäischem Boden vermochte die Aufmerksamkeit der christlichen Mächte nicht von ihren Sonderinteressen abzulenken; die alten Beschwörungen hatten ihre Zauberkraft verloren und die von den Päpsten angerufene Christenheit war nur noch ein Phantom. Pius II starb in der bittern Erkenntniß, daß der feurigste Ruf eines Papstes an den Fürstenhöfen Europa's kaum noch einen Widerhall fand. Innocenz VIII schämte sich nicht mit dem Sultan in Verkehr zu treten und dessen rebellischen Bruder für schweres Geld in päpstlicher Gefangenschaft zu halten. Alexander VI hetzte mit Lodovico Moro die Türken gegen Venedig. Das war die Kehrseite der fortgesetzten salbungsvollen Kreuzpredigten und Türkensteuern; die Päpste huldigten genau der nämlichen gewissenlosen Politik wie die übrigen italienischen Staaten jener Zeit. Bald wurde die Türkennot ebenso zum abgebrauchten und allgemein durchschauten Kunstgriff des päpstlichen Finanzwesens, wie die Forderung eines Concils immer wieder als Waffe der weltlichen Diplomatie im Streit mit der Curie dienen mußte. Man sah sich wohl oder übel gegenseitig den Gebrauch dieser einmal eingebürgerten Mittel nach.

Im Grunde fühlte sich das Papsttum seit dem Ausgang der conciliaren Bewegung dem ganzen Ausland gegenüber sicherer als je zuvor. Seine Hoffnungen und Befürchtungen wandten sich immer ausschließlicher den italienischen Verhältnissen zu und selbst ihren viel verschlungenen Zusammenhang mit der Politik der übrigen Staaten verfolgten die Päpste kaum noch mit dem weltumfassenden Interesse ihrer großen Vorgänger. Sie fühlten und strebten von nun an als italienische Landesfürsten; auf die Sicherung und Vergrößerung des Kirchenstaates und ihrer eignen Familie concentrirte sich der Blick dieser Beherrscher der Christenheit. Denn sie durften so gut wie andre Machthaber ihrer Nation an die Gründung von illegitimen Dynastien denken. Früher war wohl der Papst zu Zeiten der einzige nicht rein persönlichem Interesse ergebene Mensch inmitten der Curie gewesen; jetzt trat er an die Spitze der Gierigen und verlangte für sich und die Seinigen im größten Stil, am Liebsten ganze Fürstentümer. Wenn ein Bauerngeschlecht wie das der Sforza sich Mailand erwarb, warum sollten die Söhne oder Neffen eines Papstes nicht Herzoge sein? Seit Martin V schufen sich die Italiener, deren Reihe im XV. Jahrhundert nur die spanischen, aber italianisirten Borja unterbrachen, ein förmliches Monopol auf den heiligen Stuhl. Durch Nikolaus V trat das päpstliche Rom mitten in die literarische und künstlerische

Bewegung der Renaissance; einer der geistvollsten Vertreter des Humanismus bestieg als Pius II den kirchlichen Thron. Diese neue glänzende Kultur, deren eigentlicher Kern die Befreiung der Menschheit von dem Druck der strengkirchlichen Weltanschauung war, wußte sich trotz ihrer heidnischen Gelüste und kritischen Anwandlungen mit dem italienisch gewordenen Papsttum auf guten Fuß zu stellen. Ihr Schimmer vergoldete eine Atmosphäre der Fäulniß, die sich schwer und schwerer über die heilige Stadt lagerte. An der Wende des Jahrhunderts trug die dreifache Krone Alexander VI, der Vater des Cesare und der Lucrezia Borgia, der Heros des Sinnengenusses. Bald darnach sah man den greisen Julius II in den Laufgräben vor Mirandola den feindlichen Kugeln Trotz bieten; seine Schmeichler stellten ihn neben Julius Cäsar, Herakles und Jupiter, während für Christus selbst ein Vergleich mit Decius Mus und Quintus Curtius gut genug war. Julius hatte, wie die Spötter sagten, die Schlüssel St. Peters in den Tiber geworfen und nur das Schwert St. Pauls zurückbehalten. Unter Leo X wurde der verfeinerte Lebensgenuß, der Kultus des Geistes und der Schönheit zum Programm des päpstlichen Hofs; beim festlichen Umzug des neuen Papstes rühmte die Inschrift eines göttergeschmückten Triumphbogens, auf die Herrschaft der Venus und des Mars sei nunmehr das Reich der Pallas gefolgt. Raffael und Michelangelo weihten ihre gewaltigsten Schöpfungen diesem päpstlichen Rom, als dessen Wahrzeichen für kommende Jahrhunderte sich der riesenhafte neue St. Peter erhob. Wie die ehrwürdige Basilika vor dem Ideal der modernen Baukunst in Staub sank, so schien allmählich das Christentum selbst vor der wachsenden Übermacht halbheidnischer Formen und Gewöhnungen den Platz räumen zu müssen. Zwar eine mächtige Stimme erhob sich aus dem Dominikanerkloster zu Florenz, ein Prediger in der Wüste, der Paduaner Girolamo Savonarola. Das Übermaß der Gottlosigkeit, die ihm überall entgegentrat, hatte ihn unter die Mönche und unter die Propheten getrieben. Durchaus mönchisch und apokalyptisch ist der Idealismus, womit er sich der herrschenden Strömung entgegenwirft. Mit Unrecht hat man diesen Zeloten, der Florenz und die Welt am Liebsten in ein großes Kloster verwandelt hätte, unter die Reformatoren gezählt. Reformatorisch im Sinn der großen Concilien war er weit davon entfernt, das kirchliche Dogma umzustoßen; sein Kampf gegen das Papsttum ging über die sittliche Entrüstung eines Dante oder Petrarka nicht hinaus. Daß er sich zum politischen Vorkämpfer aufwarf, beschleunigte seinen Untergang, aber auch abgesehen davon hätte seine Reform zu wenig innern Gehalt besessen, um die Herrschaft eines geistreichen und schöpferischen Paganismus zu stürzen und durch etwas Besseres zu ersetzen. Man kann nicht sagen, daß Savonarola's Ruf in dem Italien der Lionardo und Macchiavelli einen großen nationalen Widerhall erweckt hätte.

„Wir Italiener," schrieb Macchiavelli, „haben es der Kirche und unseren Priestern zu danken, daß wir irreligiös und böse geworden sind." Nicht viel besser fand der scharfe Beobachter die Franzosen und die Spanier; von der

Corruption dieser drei Nationen sei nur Deutschlands alte Glaubenseinfalt und Redlichkeit bisher noch nicht berührt worden. Mit einem seltsamen Gemisch von Bewunderung und Geringschätzung sprechen die fortgeschrittenen Nachbarn von der ungeschlachten Kraft des heiligen Reiches. Gewiß stand dieses staatliche Ungetüm der Politik der römischen Curie wehrloser gegenüber als irgend eine andere Macht. Das deutsche Volk nannte sich zur Zeit des Kostnitzer Concils „die gottergebene, geduldige, demütige und doch nicht ohnmächtige Nation" und dieses höchst fragwürdige Selbstlob wäre auch am Ende des Jahrhunderts trotz aller Äußerungen der Ungeduld doch noch berechtigt gewesen. Denn gegen Klagen, Bitten und Schmähungen, wie sie überall und nicht am Letzten in Deutschland laut wurden, hatte sich Rom längst abgehärtet. Und einer oberflächlichen Betrachtung konnte das Deutschland Maximilians in der Tat wie die rechte Heimat politischer Unkraft und aufrichtiger Kirchlichkeit erscheinen. Wer sich aber die Mühe nahm, genauer hinzusehen, der erkannte unschwer die Anzeichen jenes Sturmes, der nach der Offenbarung vieler Propheten vom Norden ausgehen, über die verpestete Kirche hinbrausen und den heiligen Stuhl selbst zum Wanken bringen sollte. Gefährlicher als die Romfahrten der mächtigsten Kaiser, zerstörender als das schleichende Gift des humanistischen Heidentums wurde für die Allmacht der Hierarchie das Erwachen des deutschen Gewissens.

Deutschland
am Ausgang des Mittelalters.

I. Reich und Staat.

In den Tagen der Reformation ist die zornige Frage aufgetaucht, was Deutschland eigentlich mit Rom zu schaffen habe.

Die rechte Antwort auf diese Frage wäre die Geschichte unserer Nation von Arminius bis Luther. Im Kampf mit Rom betreten die Germanen den historischen Schauplatz; im Kampf um Rom, um die Beute eines halben Weltreichs verwandeln sie Westeuropa in ein Chaos, aus dem sich allmählich neue staatliche Bildungen herausringen. Die alte Verfassung, Sitte und Religion der siegreichen Barbarenstämme unterliegen der umgestaltenden Einwirkung des besiegten römischen Staates und seiner Staatsreligion, des Christentums. Kaum haben sich die romanischen und germanischen Völker deutlich und für immer geschieden, so beherrscht die Verbindung des deutschen Königtums mit dem Imperium den Gang unserer Geschichte durch Jahrhunderte. Ob diese Tatsache, wodurch Deutschlands politische Kräfte in den Dienst eines niemals erreichbaren Ideals gezwungen wurden, der Nation zum Heil oder zum Fluch gereicht habe, darüber wird sich immer streiten lassen. Jedenfalls übte die Idee des Reichs, der Weltmonarchie ihren Zauber auf die gesammte Christenheit, nicht nur auf Deutschland. Daß der Griff des deutschen Königs nach der Krone der Imperatoren für die Anschauung der Zeitgenossen keineswegs ein Fehlgriff war, steht außer Zweifel. An der Hand ihres gewaltigen Schirmvogts vermochte sich die gefallene und entwürdigte Kirche wieder emporzurichten, deren Herstellung damals gewiß für die ganze abendländische Kultur das vornehmste Bedürfniß war. Deutschland hat freilich diese Hegemonie über die Christenheit nicht dauernd behaupten können und schwer entgelten müssen. Das Nebeneinander zweier zur Weltleitung berufener Mächte führte notwendig zu immer stärkeren Reibungen und zum Sieg des Papsttums. Die internationale Stellung des Kaisertums war an und für sich der Ausbildung eines nationalen Staatswesens nicht günstig; während die Kaiser außerdeutschen Interessen ihre Aufmerksamkeit zuwandten, wurden die nach immer höherer Selbständigkeit strebenden Großen des Reichs natürliche Bundesgenossen der Päpste. Lange Zeit glückte es allerdings dem deutschen Königtum eben in Folge jenes engen Verhältnisses zu Rom über die politischen, finanziellen und militärischen Kräfte der fürstlich ausgestatteten deutschen Kirche zu verfügen; eine Verbindung von Reichs- und Kirchengewalt, welcher

Deutschland nichts Geringeres als die Bewahrung seiner unteren Stände vor dem Schicksal des französischen Landvolks zu danken hatte. Aber dem vereinten Angriff der deutschen Aristokratie und des wiedererstarkten Papsttums vermochte ein so künstliches System auf die Dauer doch nicht Stand zu halten. Umsonst suchten die Staufer durch Vermehrung der Stützen den erschütterten Bau zu festigen. Der Glanz ihrer von den Bischöfen und ritterlichen Dienstmannen getragenen Herrschaft erlosch mit dem Tod Heinrichs VI. Sein Gedanke, Deutschland in eine Erbmonarchie zu verwandeln, war nur hervorgetreten, um sofort wieder zu verschwinden.

Die Staatsallmacht, verkörpert in der Person des Herrschers, trat den Staufern in Italien vor Augen, zuerst nur wie ein lockendes Traumbild in den Sätzen des römischen Rechtes, womit die Bologneser Juristen Friedrich Barbarossa zu Hülfe kamen, dann in vollendeter Wirklichkeit, als das süditalische Normannenreich der schwäbischen Dynastie gehorchte. Aber die nämlichen Kaiser, die in Italien als rechte Nachfolger der Cäsaren die Erbschaft der altrömischen Volkssouveränetät antreten wollten, haben in Deutschland die Entwicklung der landesherrlichen Gewalten und damit den unaufhaltsamen Verfall des Königtums besiegelt. Seit Friedrich I sonderten sich aus der Masse der deutschen Aristokratie die Bischöfe und Reichsäbte nebst einer Anzahl weltlicher Herren als „Reichsfürsten". Gleichzeitig begann der alte Amtscharakter des Herzogtums und der Grafengewalt sich immer mehr zu verflüchtigen, während das Lehnsverhältniß ihrer Inhaber zum Reich fast ausschließlich hervortrat. Dieses feudale Band hatte aber bekanntlich die Eigenschaft stets lockerer zu werden und der Zug der Lehen zur Erblichkeit ließ sich bei den weltlichen Fürsten auch nicht vermissen. So stürzte der Sieg des Lehnwesens Deutschland in die Gefahr einer völligen Zersplitterung und Zerreibung aller staatsbildenden Elemente. Denn während die Idee der Einheit beinahe nur noch in den beiden Formen eines machtlosen Kaisertums und einer mehr als zweifelhaften Lehnstreue fortlebte, wußten sich sogar die kleineren Gewalten einer fortschreitenden Auflösung in immer kleinere Parzellen nicht zu erwehren. Die Erblichkeit der Lehen und die feudalistische Anschauung, daß alles öffentliche Recht an Grundbesitz gebunden und wie solcher zu behandeln sei, führten zu jener rein privatrechtlichen Verfügung über die Territorien, die vor Allem durch rücksichtslose Erbteilungen die ganze politische Zukunft des Fürstentums wieder in Frage zu stellen drohte. Das Imperium wurde zum schattenhaften Begriff, die terra der Fürsten schien sammt allen Hoheitsrechten nicht viel mehr zu sein als ein größeres Objekt des Sachenrechts und dem gewöhnlichen Wandel des Familienbesitzes zu unterliegen, wie jeder andere Complex von Grundstücken und Rechten.

Da wurde es nun geradezu entscheidend für die Erhaltung der verwahrlosten staatlichen Kräfte, daß aus dieser hohen Aristokratie der Nation sich wieder ein engerer Kreis von Höchstberechtigten ausschied. Im Jahre 1290 war nach verschiedenen Schwankungen das Siebenercollegium der Kur-

fürsten festgestellt; das ursprüngliche Ehrenrecht des Vorstimmens vor den anderen verband sich, nachdem die alten Stammesherzogtümer zerschlagen waren, mit den Erzämtern, d. h. mit dem persönlichen Dienst in Stall, Küche und Kammer, den beim kleinen Lehnsherrn freie oder unfreie Ministerialen, beim König die Edelsten der Nation versahen. Schon zu Ende des XII. Jahrhunderts bezeichnen sich die wählenden Fürsten als Nachfolger des römischen Senats, als Väter und Leuchten des Reichs. Anderthalbhundert Jahre später sind die sieben Wahlherren nicht nur den übrigen Fürsten, sondern dem Gewählten selbst über den Kopf gewachsen und die eigentlichen obersten Verwalter des Reichs. Karl IV hat in seiner goldenen Bulle die bereits vollzogene Umwandlung der deutschen Monarchie in einen oligarchischen Bundesstaat vollends klar gestellt und in aller Form anerkannt; an seinem Sohn und Nachfolger Wenzel fanden dann die Kurfürsten Gelegenheit ein wirksames Exempel ihrer Macht zu statuiren. Die staatsrechtliche Theorie liebte es freilich immer noch, von den unermeßlichen Hoheitsrechten des Kaisers zu schwärmen; die Stimme des Volks rief laut und lauter nach dem Kaiser Friedrich, der eine neue bessere Zeit mit gewaltiger Hand heraufführen sollte. Eine nüchterne Betrachtung der Dinge glaubte dagegen in dem Kaiser nichts weiter als einen „Vorsteher der Reichsgemeinde" erkennen zu dürfen.

Es läßt sich allerdings nicht behaupten, daß dieses kurfürstliche Regiment die nationalen Interessen gänzlich aus den Augen verloren hätte. Der Kurverein zu Rense (1338) wies bekanntlich jede und damit vor allem die päpstliche Einmischung in Reichssachen kräftig zurück; auch die goldene Bulle übergeht den Papst mit bedeutsamem Stillschweigen. In den Jahren 1424 und 1446 nahm die Einung der Kurfürsten wiederholt einen Anlauf das vom König verlassene Reich zu handhaben; Deutschland schien gleichzeitig ein festeres oligarchisches Regiment und wie andere Staaten eine Art von Nationalkirche erhalten zu sollen, was eine entschiedene Abkehr von dem veralteten kaiserlich-päpstlichen Ideal bedeutet hätte. Aber diese Anläufe gelangten nicht zum Ziel, denn die anarchischen Neigungen, deren das Kaisertum schon lange nicht mehr Herr zu werden vermochte, steckten der höchsten Aristokratie des Reichs kaum weniger im Blut als dem kleinen adeligen Wegelagerer. Es ist keine leere Phrase, wenn die Literatur jener Jahrhunderte sich unaufhörlich in den bittersten Klagen über den allmächtigen Eigennutz und Eigenwillen ergeht. So gründlich hatte sich der Blick der Deutschen von den früheren weltumfassenden Träumen abgewendet, daß eine Reihe von Generationen ihre Kraft auf dem engsten Spielraum verbrauchten und selbst der Ehrgeiz der Mächtigsten sich selten über das Bescheidene und Nächstliegende hinaus erhob. Man kämpfte und intriguirte Jahrzehnte lang um den Erwerb weniger Quadratmeilen, gewisser Zölle oder Gerechtsame. Der kleinste Zuwachs an realer Macht stand höher im Preis als eine große, aber ferne Aussicht. Wer fand es noch der Mühe wert, ernstlich nach der entwerteten Krone zu greifen? König Ruprecht befahl in seinem Testament, die Krone und andere Kleinodien

zu verkaufen und mit dem Erlös seine Schulden bei ein paar kleinen Leuten in Heidelberg und Amberg zu berichtigen. Allgemein herrschte die hausbackene Weisheit, die im XVI. Jahrhundert August von Sachsen so treffend formulirt hat: lieber ein reicher Kurfürst als ein armer Kaiser.

Wir können diese Umwandlung unmöglich verstehen, wenn wir sie nur unter dem politischen Gesichtspunkte betrachten. Sie steht im innigsten Zusammenhang mit einer wirtschaftlichen Revolution, die seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts die materielle Grundlage und damit auch den geistigen Inhalt des deutschen Lebens unaufhaltsam umgeschaffen hat. Schmoller nennt einmal geradezu die Renaissance und selbst unsere Zeit trotz ihrer erstaunlichen Fortschritte auf dem wirtschaftlichen Gebiet nur sekundäre Fortsetzungen jener Umwälzung des XIII. Jahrhunderts „Aus einem Bauernvolk wird ein Volk mit Städten, Großhandel und Colonien; aus der Naturalwirtschaft wächst die Geld- und Kreditwirtschaft heraus."

Als Deutschland diese neuen Bahnen betrat, hatten die italienischen Stadtrepubliken bereits eine ruhmvolle Geschichte hinter sich; mit den Kreuzzügen wuchs der Verkehr nach dem Orient und mit der steigenden Seetüchtigkeit und Handelskühnheit kamen Reichtum, politische Macht und höhere Kultur. Gegenüber solcher Blüte erscheint das deutsche Reich der Staufer trotz seiner großartigen Entwicklung des Feudalwesens als zurückgeblieben. Die deutsche Geschichte des früheren Mittelalters dreht sich wirtschaftlich angesehen um die Domänen, um die Teilung des Grundbesitzes zwischen dem König, der Kirche und den weltlichen Lehnsträgern. Deutschland war ein Land der reinen Ackerwirtschaft; Jahrhunderte hatte die große Aufgabe beschäftigt, mit Axt und Pflug die Wildniß in Kulturboden zu verwandeln, und jede Macht, jedes Recht schien untrennbar mit dem Grundbesitz verwachsen zu sein. Nun ergriff aber die in Italien begonnene Veränderung auch dieses bisher dem Kaufmann wenig zugängliche Gebiet. Vergebens suchten die Staufer in Italien dem Emporwachsen der Städte Schranken zu setzen und Deutschland auf der alten niederen Stufe des wirtschaftlichen Lebens festzuhalten. Gerade die königlichen und bischöflichen Fronhöfe wurden zum Sitz jener unbesiegbaren Bewegung, wodurch allmählich die Stadt mit ihrer gemischten Bevölkerung als einheitliches und selbständiges politisches Wesen sich der Bevormundung des Bischofs und des Königs entzog. Der Welthandel, der früher Deutschland umgangen hatte, gewann in den Städten, zunächst am Rhein, erwünschte Anknüpfungen; im XIII. Jahrhundert finden wir nicht nur Italiener in Deutschland, sondern auch Deutsche in Venedig, kölnische Kaufleute in England. Die ehedem bescheidenen Märkte eines rohen Binnenverkehrs erhoben sich zu internationaler Bedeutung, als auf ihren Messen und Stapelplätzen orientalische und englische, spanische und russische Produkte sich drängten. Der Jahresumsatz des Rheinhandels zu Koblenz hob sich binnen zwei Jahrhunderten von den etwa 15000 Kilogramm Silber des Jahres 1267 auf 200000. Nicht der Gewerbfleiß, der Handel hat zuerst die deutschen Städte

reich und selbständig gemacht und die Herrschaft des Geldverkehrs angebahnt, der die bisherigen Besitz- und Machtverhältnisse langsam, aber sicher zersetzte. Bis tief ins XIV. Jahrhundert reicht die politisch aufsteigende Entwicklung des deutschen Bürgertums; wer hätte damals ihre Grenzen abstecken dürfen? Die Fürsten hatten guten Grund, mit Widerwillen auf die Einungen der Städte zu blicken; hier erwuchs ihrem eigenen Streben nach staatlicher Machtfülle eine höchst gefährliche Concurrenz. War doch die ansehnliche Zahl der Reichsstädte, die nur noch den Kaiser, also eigentlich niemand als Herrn über sich anerkannten, eine beständige Verlockung für alle noch unter bischöflicher oder fürstlicher Botmäßigkeit befindlichen Gemeinwesen. Als vollends während des XIV. Jahrhunderts die meisten süddeutschen Städte eine Umgestaltung ihrer Verfassung im demokratischen Sinn erfuhren, als in zahllosen kleinen Revolutionen die Genossenschaften der Handwerker, die Zünfte den Einfluß des bisher herrschenden Patriziats beseitigten oder einschränkten, da entschlossen sich die Fürsten zum Kampf. Vergebens hatte Karl IV durch die goldene Bulle alle Bündnisse ohne Zustimmung der Landesherren verboten. Die bedrohten Städte ermannten sich zu einem großartigen Versuch dem Reichsgesetz zum Trotz ihre Stellung zu behaupten; die schwäbische, rheinische, fränkische und wetterauische Einung schlossen einen Bund „mit großer Weisheit und Herrlichkeit", wie ein bürgerlicher Chronist sich ausdrückt. Daß nicht allein der König, sondern auch die Mehrheit des niederen Adels zu den Fürsten hielt, gab den Ausschlag; im Jahr 1388 wurden die städtischen Heere in Schwaben, Franken und am Rhein aufs Haupt geschlagen und damit war den Städten die Lust an großer Politik für immer ausgetrieben. Sie blieben wohl der finanzielle Nerv des Reichs, aber dieser Nerv ließ sich nur mit Mühe in Bewegung setzen. Ängstlicher als je wachten sie über ihren Sonderinteressen; widerwillig gegen die Zumutung im Reich am Meisten zu zahlen und am Wenigsten zu bedeuten, mißtrauisch gegen die Fürsten, in Todfeindschaft mit dem Adel, lebten sie ein politisch ruhmloses Dasein. Nicht einmal die Reichsstandschaft der unmittelbaren Städte wurde klar und unumwunden anerkannt, vielmehr noch tief im XVI. Jahrhundert angefochten. Jene folgenreiche Niederlage von 1388 ist zugleich ein recht deutliches Zeichen der Entfremdung, die schon damals zwischen dem Norden und Süden Deutschlands bestand; die oberdeutschen Städte erlagen eben zu der Zeit, als der große nordische Bund der Hansa den Zenith seiner Macht erreichte und mit der Herrschaft über Nord- und Ostsee die Verfügung über die dänische Krone beanspruchte. Diese gewaltige Stellung der Hansa kehrte von Anfang an den innerdeutschen Interessen fast ganz den Rücken; sie vergaß über der Verfolgung ihrer handelspolitischen Ziele das Reich und sie wurde nachmals vom Reiche so gut wie vergessen, als sie ihre letzten unglücklichen Kämpfe mit den Niederlanden und den skandinavischen Reichen durchfocht.

Wenn die Städte trotzdem in jenen Jahrhunderten das einflußreichste und fruchtbarste Element unserer Nation geworden sind, so haben sie diesen

Ruhm nicht auf dem Gebiete der Reichspolitik erworben. Es war ja ein naheliegender Gedanke, in der unverkennbaren Lebenskraft des deutschen Bürgertums einen neuen Rückhalt für die Krone zu suchen, um deren Erbschaft ihre einstigen Stützen, Klerus und Dienstmannschaft, sich mit den Fürsten zankten. Albrecht I und Ludwig der Baier hatten bereits mit den Städten Fühlung gesucht; auch nach der Niederlage des großen Bundes, noch im XV. Jahrhundert sehen wir den geistreichen Luxemburger Sigmund wie mit vielen andern Projekten wiederholt mit dem Plan spielen, durch eine Verbindung der Krone mit den Städten und dem niederen Adel des Fürstentums Herr zu werden. Sein Nachfolger Albrecht II soll gleichfalls an diesen Ausweg gedacht haben, der aber bei der unüberwindlichen „Fürsichtigkeit" der Städte und bei dem tiefgewurzelten Mißtrauen zwischen Bürgertum und Ritterschaft sich nicht wohl verwirklichen ließ. Machiavelli urteilt vollkommen richtig, die eigentliche Kraft Deutschlands liege in den Städten, nicht in den Fürsten, aber diese Kraft sei in Folge ihrer Zersplitterung nach außen so gut wie gar nicht zu verwerten und daher auch nicht zu fürchten. Dagegen hat man eben so richtig gesagt, daß die deutsche Stadt des Mittelalters in ihrem allerdings engen Kreis ein Vorbild des modernen Staats geschaffen hat, dessen Militär- und Finanzwesen, Beamtentum und Polizei, Rechtsschutz und Bevormundung zuerst in der abgeschlossenen und doch sehr bewegten kleinen Welt hinter den Ringmauern herausgebildet worden sind. Hier mußten sich ganz verschiedene rechtlich scharf getrennte Elemente allmählich zusammengewöhnen und gegenseitig abschleifen, Altfreie und Ministerialen, Kleinbauern und unfreie Handwerker. Daß, wie man sagte, die Luft in der Stadt frei machte, diese Aussicht zog natürlich die Hörigen und Leibeigenen vom flachen Lande massenhaft herein. Auf die Dauer konnten die unteren Schichten nicht umhin, sich ihrer Zahl und Kraft bewußt zu werden und die Herrschaft der „Ehrbarkeit", der Altfreien und Dienstmannen, als drückendes Joch zu empfinden. Der demokratische Gedanke, der schon in jener systematischen Ausdehnung der persönlichen Freiheit lag, trat in eine folgenreiche Verbindung mit dem Genossenschaftsprinzip. Die Zünfte wußten selbständiges Gewerbegericht und Selbstverwaltung ihrer inneren Angelegenheiten und damit ein Stück der öffentlichen Gewalt zu erlangen; dies steigerte ihre wirtschaftliche Macht, deren Wachstum wieder zu neuem Streben nach Vermehrung ihres politischen Einflusses trieb. In den heißen Verfassungskämpfen des XIV. und XV. Jahrhunderts machten erst die oberdeutschen, dann die niederdeutschen Städte eine strenge Schule durch; alle Abstufungen des staatlichen Lebens, vom starren Junkertum bis zum Communismus, alle Schrecken eines erbarmungslosen Klassenkampfs begegneten sich im engsten Raum. Im Jahre 1302 wurden zu Magdeburg zehn Altermänner der Zünfte lebendig verbrannt. Aber diese Genossenschaften, deren militärischer Wert bereits in den auswärtigen Kämpfen der Städte zu Tage getreten war, entwickelten ihre Wehrhaftigkeit noch kräftiger im Bürgerkrieg. Es waren harte und streitbare Generationen, die

nach blutigem Ringen endlich mühsam einen Boden der Vereinigung fanden. Das Compromiß gestaltete sich manchmal zu einem kleinen politischen Kunstwerk oder Kunststück; die Zeitgenossen staunten darüber, mit welcher Sorgfalt der Nürnberger Witz das Verhältniß der Obrigkeit zur Gemeinde, die Befugnisse der einzelnen Behörden abgewogen und abgegrenzt hatte, mit welcher Umsicht die Regierung zugleich das Wohl der Gesammtheit und die kleinsten Aufgaben einer vielgeschäftigen Polizei im Auge behielt. Im Ganzen blieb den deutschen Städten, da überall selbst unter zünftischem Regiment der Rat seine obrigkeitliche Stellung bewahrte, die Ausartung der italienischen Demokratie und ihr Untergang in der Tyrannei erspart.

Die Behauptung freilich, in den Städten habe sich damals das Bewußtsein von der Einheit des Reichs am stärksten lebendig erhalten, läßt sich nicht rechtfertigen. Die Städte des XV. Jahrhunderts hatten, was Pflege der Sonderinteressen auf Kosten der Allgemeinheit anlangt, den Fürsten kaum etwas vorzuwerfen; sie trieben in Reichssachen eine rechte Kirchturmspolitik. Wie sehr ihnen das Gefühl der Gemeinsamkeit mangelte, zeigte der Versuch des Markgrafen Albrecht Achilles, Nürnberg seiner Freiheit zu berauben; er scheiterte an dem Mut und Patriotismus der Nürnberger (1450), aber bald darauf fiel Mainz unter die Botmäßigkeit seines Erzbischofs (1462), Regensburg wenigstens vorübergehend unter die des Herzogs von Baiern (1485). Ebenso hatte die Hansa im Jahr 1442 der Unterwerfung ihres Bundesgliedes Berlin durch Kurfürst Friedrich II von Brandenburg tatenlos zugesehen. An ein Gleichgewicht der fürstlichen und der republikanischen Gewalten im Reich war nicht mehr zu denken; schon während des XV. Jahrhunderts sahen sich die letzteren für immer in die Defensive verwiesen. Und selbst die städtischen Verfassungen, damals noch die vornehmsten Asyle eines blühenden Kulturlebens, haben nachmals ihre besten Errungenschaften an den jungen fürstlichen Staat abgeben müssen, der überhaupt erst durch Aneignung des in den Städten geschaffenen Begriffs der res publica zum Staat geworden ist. Denn es war nicht etwa nur die Bildung eines persönlich freien Bürgertums recht eigentlich ein Hauptergebniß der städtischen Entwicklung, sondern die Städte gaben auch das erste Beispiel für eine neue Scheidung des öffentlichen vom privaten Recht, für die Beseitigung der Fehde oder der rechtlich anerkannten Selbsthülfe, für die Trennung von Justiz und Verwaltung, für das Aufkommen eines rein geschäftlichen und besoldeten Beamtentums. Diese und andere Elemente des modernen Staats bilden die Erbschaft aus einer jahrhundertelangen Arbeit des deutschen Bürgertums, eine Erbschaft, die vom deutschen Fürstentum angetreten wurde, während die Herrschaft der bürgerlichen Kultur sich zum Ende neigte.

Wie die staatsbildende Kraft des Bürgertums schließlich den Territorialherren zu gute gekommen ist, so ernteten sie auch im Kampfe mit dem niedern Adel die Früchte eines Sieges, den sie nicht ohne Hülfe der Städte erringen konnten. Die Ritterschaft, in der sich während der Glanzzeit des deutschen

Kaisertums fast ausschließlich die Wehrkraft der deutschen Nation verkörperte, war ursprünglich ein durch rein militärische Bedürfnisse geschaffener, aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzter Berufsstand. Wie das Volksheer der römischen Republik den über den Erdkreis ausgedehnten Kriegsschauplatz nicht mehr bedienen konnte und notgedrungen der Umwandlung in ein Heer von Berufssoldaten erlag, so vermochte der germanische Heerbann auf die Dauer den wachsenden Aufgaben der auswärtigen Politik des Kaisertums nicht mehr gerecht zu werden. Hierzu kam noch die erhöhte Bedeutung der schweren Reiterei, die sich in den furchtbaren Erfahrungen der Ungarn- und Normannenkriege herausgestellt hatte. Sowohl die räumliche Ausdehnung der Heerfahrten als die Kostspieligkeit und die schwierige Technik der neuen Hauptwaffen drängte zur Beschränkung der Wehrpflicht; zugleich machten die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Anschauung der Zeit eine Verbindung des Reiterdienstes mit Grundbesitz unvermeidlich. So entstand eine neue Art von Landaristokratie, indem die Erblichkeit der kleinen Lehen den Übergang zum Geburtsstand herbeiführte und der kirchliche Idealismus dem Rittertum als einem seiner Werkzeuge höhere Weihe verlieh. Dieser neue Adel des Schildamts gewann seine gewaltige Ausdehnung dadurch, daß er die ursprüngliche Forderung freier Geburt nicht unbedingt festhielt und allmählich auch die unfreien Dienstmannschaften des Königs, der Kirche und des hohen Adels in seinen Kreis aufnahm. Es gab keinen König, der nicht Ritter war, keinen Fürsten, der sich schämte mit dem ritterlich gewordenen Hörigen gleiche Sitte und gleiche Ehre zu teilen. Im starken Zusammenhang einer Art von internationaler Genossenschaft fühlte sich das Rittertum als wichtigstes Element für Krieg und Verwaltung, außerdem als Träger einer neuen weltlichen Kultur und eines verfeinerten Gesellschaftslebens. Aber schon im XIII. Jahrhundert war der Verfall unverkennbar, eine Folge der wirtschaftlichen und militärischen Neugestaltungen. Die Ritterschaft, durch übermäßige Erbteilungen und durch die beginnende Entwertung des Grundbesitzes in ihrem Dasein bedroht, sah mit Entrüstung, wie die Städte mit ihrem Geldreichtum zu einer politischen Macht wurden, die dem herabgekommenen Burgherrn bald auch geistig und gesellschaftlich über den Kopf wuchs. Von der andern Seite drang das Fürstentum auf den niedern Adel ein, der neben den Städten das Haupthinderniß einer staatlichen Consolidirung der Territorien bildete. Gleichzeitig kam eine neue Art der Kriegführung mit geschlossenen Infanteriemassen und die Erfindung des schweren Geschützes, deren sich in erster Linie die Städte bemächtigten. Wie sollte die Ritterschaft sich mit einer Zeit abfinden, der sie mit ihren Interessen überall im Wege, mit dem Angebot ihrer Kräfte aber mehr und mehr abseits vom Wege lag? Ein Stand, dessen Leistungsfähigkeit nicht mehr in alter Weise beansprucht und geschätzt wird, muß über kurz oder lang auch innerlich sinken. Eine Ritterschaft, die keine großen Aufgaben mehr vor sich hatte, war im Grunde zwecklos, solange sie keine neuen Ziele zu finden wußte. Vergebens griff der niedere Adel gleichfalls

nach dem Einungsprinzip; die ritterlichen Bündnisse blieben meist im Unklaren darüber, was man eigentlich erstreben sollte. Mit den Städten mochte man sich nicht verbinden; allein war man weder ihnen noch den Fürsten gewachsen. So wurde der verarmte und verrohte Ritterstand in seiner Verbitterung gegen alles Neue zu einem entschieden kulturfeindlichen Element und zur Schande des Reichs. Der päpstliche Legat Campano durfte im Jahr 1471 Deutschland, natürlich mit einiger Übertreibung, für eine einzige große Räuberhöhle erklären. Nur muß zur Steuer der Wahrheit gesagt werden, daß an dem Mißbrauch des Fehderechts neben den Rittern auch die Fürsten Teil hatten. Wie Kurfürst Johann von Mainz im Kampf gegen den König Ruprecht die Bundesgenossenschaft solcher adeliger Straßenräuber nicht verschmähte, so fanden noch im XVI. Jahrhundert die erbärmlichsten Buschklepper Schutz und Unterkunft bei den fränkischen Markgrafen.

Einem Teil des niedern Adels gelang es wie einem Teil der Städte, die Reichsunmittelbarkeit zu behaupten, so der schwäbischen, fränkischen und rheinischen Ritterschaft. Eine große Zahl von Städten und eine noch größere von Herren und Rittern mußten sich damit begnügen, innerhalb der Territorien die Macht der Landesherren durch ihre Einungen in Schranken zu halten. Das Fürstentum, der Krone gegenüber fast immer siegreich, hatte in seinem eigenen Gebiet einen Kampf von mehreren Jahrhunderten mit den Landständen, d. h. mit dem Klerus, dem Adel und den Städten des Territoriums durchzufechten, bis es dem Ideal völliger Unabhängigkeit nach oben wie nach unten wirklich nahekam. Im XIV. und XV. Jahrhundert mußten die Fürsten, um überhaupt Steuern zu erhalten, den Ständen gegenüber sehr weitgehende Verpflichtungen auf sich nehmen; mehr als einmal wurde den letzteren das Recht des bewaffneten Widerstands gegen Beeinträchtigung ihrer Freiheiten, gegen ungewöhnliche Steuern u. dergl. in aller Form zugesichert. Denn die Steuerbewilligung sollte durchaus nicht in ein fürstliches Besteuerungsrecht verkehrt werden. Ebensowenig stand dem Fürsten das Recht der Gesetzgebung oder das über Krieg und Frieden zu; Landrechte, Landesordnungen u. s. w. wurden mit Rat und Einwilligung der Landschaft verfaßt und in der auswärtigen Politik, wenn man sich so ausdrücken darf, oder bei Landesteilungen mußten gleichfalls die gehört werden, von deren freiem Entschluß es abhing, ob der Fürst finanziell und militärisch seine Stellung behaupten könne. Denn die Landeshoheit an und für sich gewährte ja entfernt nicht die freie Nutzung der im Lande verfügbaren Kräfte; sie bestand aus einem Gemenge sehr verschiedenartiger Rechte, deren wichtigste, die sogenannten Regalien oder Königsrechte, dem Fürsten die Erträgnisse aus den Zöllen, der Münze, dem Judenschutz, den Bergwerken zusprachen. Diese Regalien bildeten die materielle Grundlage auch der kurfürstlichen Gewalt; sie wurde aber durch weitere Zugeständnisse wie das der vollen Gerichtshoheit, der Unteilbarkeit, der freien Gebietsvergrößerung sowie durch Stellung des Kurfürsten unter den Schutz des altrömischen Majestätsgesetzes über das

gewöhnliche Fürstentum hinausgehoben. Es versteht sich von selbst, daß seitdem alle übrigen Landesherren das lockende Ziel der Erwerbung ähnlicher Privilegien verfolgten und manche es auch frühzeitig erreichten. Die dauernde Zusammengehörigkeit der Gebietsteile und der Ausschluß jeder auswärtigen Gerichtshoheit trugen den natürlichen Zug in sich, alle Einwohner eines Territoriums ohne Ansehen des Standes in Untertanen des Landesherrn zu verwandeln.

Es hat noch Jahrhunderte bedurft, um die Riesenarbeit einer solchen Nivellirung völlig durchzuführen. Aber wir finden sie gegen das Ende des Mittelalters bereits rüstig im Gang; eben im XV. Jahrhundert fand sich ein Werkzeug, das für diesen Zweck wie geschaffen war und die alten fürstlichen Wünsche noch mächtig zu steigern wußte. Eine so merkwürdige Erscheinung wie die Rezeption des römischen Rechts in Deutschland hat lange Zeit vergebens zum Versuch einer genügenden Erklärung herausgefordert. Was man früher in den Vordergrund gerückt hat, die unzulängliche Entwicklung des einheimischen Privatrechts, sein Mangel an systematischer Schärfe, die Bedürfnisse eines veränderten wirtschaftlichen Lebens, das alles reicht doch keineswegs aus, um die friedliche Unterwerfung der deutschen Nation unter ein fremdes Recht verständlich zu machen. Daß man sich zweifellos mit dem Vorhandenen noch hätte behelfen können, wird neuerdings ebenso anerkannt wie die mit Grund hervorgehobene Thatsache, daß ja die hochentwickelte materielle Kultur Englands, Amerikas und der Schweiz ohne Rezeption des römischen Rechts ihren Weg gefunden hat und findet. Vielmehr liegt, wie kürzlich Laband überzeugend entwickelt hat, der eigentliche Schwerpunkt auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts; „die Rezeption des römischen Rechts in Deutschland fängt im Staatsrecht an; von hier aus wurden dem Siegeslauf des fremden Rechts die Wege geebnet, es dringt von oben nach unten vor.“ Schon die Staufer hatten sich der römischen Lehre von der Souveränetät als einer schneidigen Waffe bedient, wogegen die Kirche das Studium des römischen Rechts außerhalb Italiens zu unterdrücken suchte. Unter Karl IV faßten dann die Legisten Fuß in der kaiserlichen Kanzlei, aber ihre überschwänglichen Anschauungen von der Machtfülle des princeps fanden hier keine genügende Handhabe zu ihrer Verwirklichung. Weit eher ließ sich eine Imitation des römischen Cäsarentums in den kleinen Maßstab der Landesherrlichkeit übertragen. Lange bevor die Doktoren des römischen Rechts in die Gerichte selbst eindringen, beginnt ihre Tätigkeit an den Fürstenhöfen, in den Kanzleien, als Gesandte. Geistliche Fürsten gaben zuerst das Beispiel, dem ihre weltlichen Standesgenossen bald folgten; die Verwandlung in den altrömischen princeps, dessen Wille Gesetz war, sagte den Herren begreiflicher Weise zu. Unter dem princeps wollten die Juristen nur noch eine möglichst unterschiedslose Masse von Untertanen gelten lassen. Alle entgegenstehenden Rechte und Freiheiten wurden einfach negirt oder willkürlich umgedeutet; alles historisch Gewordene sollte entweder in die justinianische Schablone gepreßt

oder als ungeheuerlich und barbarisch bei Seite geworfen werden. Mit der naivsten Überlegenheit wandten die Vertreter der Wissenschaft die ihnen geläufigen Sätze des römischen Privatrechts auf völlig anders geartete Verhältnisse an; vertragsmäßig garantirte Rechte der Landstände wurden so gut wie wohlerworbene Privilegien von Einzelnen und Korporationen für widerruflich erklärt, die Städte nach Analogie der Minderjährigen unter landesherrliche Vormundschaft gewiesen, die Unterschiede der bäuerlichen Abhängigkeitsverhältnisse zu Gunsten der Herren verwischt. Es ist der Anfangskeim jener modernen Bureaukratie, deren einseitig romanistische Schulung den Kampf gegen das Nationale und Besondere zum Prinzip erhoben, die Methode des Civilrechts in die Politik hineingetragen, aber auch den Begriff des Staats so gut wie neu geschaffen hat. Die Krankheit des ausgehenden Mittelalters war ein beinahe völliger Mangel an Rechtsschutz; zur Handhabung des Rechts und Herstellung der öffentlichen Sicherheit bedurfte es aber einer stärkeren Zusammenfassung der geteilten und zerrissenen Elemente staatlicher Gewalt. Dahin, auf eine in der Hand des Fürsten, der Obrigkeit concentrirte Macht richtete sich die Arbeit der Jurisprudenz; „das Ideal, dem die Zeit zustrebte, war der absolute Staat". Oder, um in der Sprache des XV. Jahrhunderts zu reden, der Fürst gedachte, wie es einmal von Karl dem Kühnen heißt, in seinem Lande alleiniger Kaiser und Papst zu sein.

Während das fremde Recht nur langsam, unter hartnäckigem Widerstand aller Klassen der Bevölkerung erst in den obern, dann in den untern Gerichten Eingang fand, während es die neuen Stadt- und Landrechte seit dem Ende des XV. Jahrhunderts anfänglich nur zur schonenden „Reformation" des einheimischen beizogen, waren auf dem staatlichen Gebiet längst vereinzelte Vorzeichen des künftigen Byzantinismus aufgetreten. Schon im XIV. Jahrhundert betonte Herzog Rudolf IV. von Österreich die Stellung des „erleuchteten" Fürsten hoch über dem „viehischen Unverstand" der Untertanen, die nur durch die gröbsten Mittel auf die rechte Bahn gebracht werden könnten. Hundert Jahre später entschuldigt sich der Hofhistoriograph Pfalzgraf Friedrichs des Siegreichen, daß er sich trotz seiner Unfähigkeit an die Beschreibung der Taten seines Fürsten gewagt habe, da ja sogar „die Hunde unterweilen mit Beweglichkeit des Schwanzes, etwan mit Winselung oder sonst mit welcher Bedeutung des Leibes sie dann mögen", sich bei ihren Herrn einzuschmeicheln suchten. Verallgemeinern konnten sich solche Gesinnungen freilich erst, nachdem das kraftvolle Wachstum des deutschen Individualismus fast bis auf die Wurzeln zerstört worden war.

II. Die Gesellschaft.

Die politische Zukunft der Nation war in die Hände des Fürstentums gelegt. Dagegen stand die Gesellschaft, auch die höchste Aristokratie und den Klerus nicht ausgenommen, unter der Herrschaft des Bürgertums. Die Kultur war in Deutschland aus ihrer alten Heimstätte, den Klöstern, auf die Burgen gezogen, jetzt stieg sie herab in die Städte. Eine große wirtschaftliche Veränderung ergriff von hier aus alle Schichten der Bevölkerung; selbst der widerwillige Landadel mußte wohl oder übel die siegreiche Macht des Geldes anerkennen. Und wenn wir das deutsche Geistesleben jener Jahrhunderte betrachten, können wir uns der Tatsache nicht verschließen, daß der wirtschaftlich herrschende Stand den übrigen auch seine Gewohnheiten und Anschauungen aufgenötigt hat.

Man kann gewiß behaupten, daß der Lebensfähigkeit des Handels und Geldverkehrs in Deutschland die schwersten Proben auferlegt worden sind. Der deutsche Kaufmann hatte seine widerwärtigsten Kämpfe nicht in der Fremde durchzufechten; er konnte sich im Kaufhaus zu Venedig oder gar in den hansischen Faktoreien zu London, Brügge, Bergen, Nowgorod weit sicherer und mächtiger fühlen als vielleicht ein paar Stunden vor den Toren seiner Heimat. Es war nicht etwa nur der Überfall des ritterlichen Straßenräubers, der sich auf Grund seiner „ehrlichen Absage" für berechtigt hielt den Bürgern dieser oder jener Stadt die Waarenballen wegzunehmen und gelegentlich zur Verschärfung des Verfahrens die Hände abzuhauen. Diesen erbärmlichen Plackereien standen andere Einrichtungen des geltenden öffentlichen Rechts würdig zur Seite. So die geradezu schamlose Ausbeutung des Zollrechts durch große und kleine Dynasten; so das barbarische Strandrecht, dessen Analogie auf dem Festlande, die Grundruhr, eine förmliche Prämie auf Verwahrlosung der Straßen und Brücken darstellte. Der Grundherr, der den Augenblick abwartet, wo auf seiner elenden Straße ein reichbeladener Frachtwagen durch Umstürzen oder Achsenbruch zur guten Beute wird, gewährt einen nicht minder ekelhaften Anblick wie der Raubritter, der ohne diese Maske den friedlichen Verkehr brandschatzt. Aber auch das Stapelrecht der Städte, für eine unentwickelte Stufe des Handels sogar sehr wohltätig, mußte bei steigender Lebhaftigkeit des Umsatzes als Hemmniß empfunden werden. Und welcher Fährlichkeit war vollends das Kreditwesen ausgesetzt! Das

Münzregal wurde von den Landesherren mit solcher Gewissenlosigkeit gehandhabt, daß das Geld seinen Charakter als Wertmesser fast ganz einbüßte und wieder zur bloßen Waare herabsank; die kleinen deutschen Machthaber verstanden sich auch auf die Finanzweisheit der französischen Krone, die sich nicht scheute, in den Jahren 1349 bis 1388 achtundfünfzigmal die Münze zu verändern. Unter Kaiser Friedrich III geriet Österreich 1460 durch eine Münzverschlechterung, die mit der Aufrichtung neuer Zölle und mit einer Mißernte zusammentraf, an den Rand des wirtschaftlichen Ruins; alle Einfuhr geriet ins Stocken, die Preise und Löhne stiegen plötzlich bis aufs Vierfache und blieben kaum drei Tage ohne Schwankung; man fürchtete einen Aufstand des hungernden Volkes. Auch in ruhigen Zeiten hatte der Kaufmann mit dem Verruf der Münzen, der in manchen Gegenden bei jedem Jahrmarkt wiederkehrte, und mit der ungeheuerlichen Vielheit der im Kurs befindlichen Münzsorten (in Danzig allein z. B. 31) zu rechnen.

Trotz all dieser Schwierigkeiten haben sich auch in Deutschland große Kapitalien bilden können, die sogar zeitweise auf dem Weltmarkt eine gebietende Stellung einnahmen. Bis ins XV. Jahrhundert verstanden es eigentlich nur die Lombarden, die oberitalienischen Geldwechsler, und die Juden, sich durch den Geldhandel als Wechsler und Darleiher reich zu machen. Die Kirche hatte bekanntlich das Zinsnehmen überhaupt verboten, weil das Geld seiner Natur nach unfruchtbar sei. Selbstverständlich sah man sich trotzdem genötigt, das Verbot auf allerlei Umwegen zu umgehen, wie ja die deutsche Kirche selbst mit Vorliebe ihre Kapitalien vermittelst des sogenannten Rentenkaufs an Grundbesitzer auslieh und ihre 7 bis 10 Prozent Rente ruhig einsteckte. Daneben flüchtete sich das steigende Bedürfniß nach Geld zu den Wucherern; wenn Kaiser Ludwig der Baier die Frankfurter Bürger mit einer Einschränkung der Judenzinsen auf 32 ½ Prozent besonders begnadigte, so stieg das erlaubte Zinsmaximum anderwärts nicht selten auf 86 ⅔, ausnahmsweise sogar einmal auf 174 Prozent. Am Meisten litt der kleine Mann, wie schon die Häufigkeit des Wochenzinses und das Vorkommen ganz minimaler Darlehnsbeträge zeigt. Freilich haben sich Volk und Regierungen von Zeit zu Zeit dieser „Schinder“ auf gewaltsame Weise zu entledigen gesucht; im XV. Jahrhundert griff man dann anstatt der bisherigen periodischen Judenhetzen in zahlreichen Städten und Territorien zur völligen Vertreibung der Juden, so daß eine Zeit lang das Fortbestehen der deutschen Judenschaft ernstlich gefährdet erscheinen konnte. Aber man kam doch bald zur Einsicht, daß die Stelle der Ausgetriebenen nicht leer blieb; Sebastian Brant meint, die Juden hätten sich nicht halten können vor den „Christenjuden, die mit Judenspieß rennen“. Dieser Vorwurf gilt hauptsächlich den großen Handelsgesellschaften, die in Augsburg, Nürnberg und anderwärts allmählich den gesammten Güterverkehr zu monopolisiren drohten. Die größten unter den Großen waren die Augsburger Fugger, die Rothschilds des XVI. Jahrhunderts; ihr Vermögen hatte sich einmal in sieben Jahren um 13 Millionen Gulden „gebessert“ und soll nach einer allerdings

gewiß übertriebenen Schätzung bei der Teilung im Jahr 1546 nicht weniger als 63 Millionen betragen haben. Im großartigsten Maßstab wurde vom Haus Fugger der Bergbau betrieben; in Kärnten und Tirol, in Thüringen, in Ungarn und Spanien hatten sie die Produktion und den Handel mit Metallen fast ganz in ihrer Hand. Die Welser, die zuerst einen freilich mißglückten Versuch deutscher Colonisation in der neuen Welt machten, hatten ihre Faktoreien und Filialen in Rom und Mailand, Genf, Lyon und Antwerpen, Lissabon und Madeira. Die Geschichte der Reformation weiß von dem Einfluß dieser Bankiers und Handelsfürsten zu erzählen; ihre Interessen fielen so gut wie jene der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten bei dem Gang der kirchlichen Bewegung in die Wagschale. Daß aber solche wahrhaft fürstliche Vermögen nicht ohne alle Spekulation, nicht ohne eine oft gewagte Rechnung auf die Zukunft und nicht ohne einen starken Druck auf den Kleinhandel und die Käufer erworben werden konnten, versteht sich von selbst. Die unvermeidlichen moralischen Schattenseiten jedes kaufmännischen Großbetriebs wurden damals als etwas Neues und in ihrem scharfen Contrast zu den herrschenden kirchlichen Anschauungen besonders lebhaft empfunden und herausgehoben. Als dann im Anfang des XVI. Jahrhunderts die Geldentwertung eintrat, und zwar zunächst durch den Raubbau der deutschen Silberbergwerke, die eben auch in die Hände jener großen Gesellschaften geraten waren, mußte die allgemeine Abneigung gegen Handel und Kapital als widerchristliche Mächte noch gesteigert werden. „Sie machen Hunger und Teuerung" sagt Geiler von Kaisersberg, „und töten arme Leute." In der Tat waren die Klagen über künstliche Preissteigerung und sonstige Benachteiligung der Consumenten durchaus nicht grundlos; namentlich handhabten die großen Spekulanten den erbärmlichen Kunstgriff, die Waare, zumal die Genuß- und Lebensmittel zu fälschen, im ausgedehntesten Maß. Wie schwunghaft die Geschäfte betrieben wurden, zeigt das Beispiel eines Augsburgers, der als Teilnehmer an einer Handelsgesellschaft mit 500 Gulden Einlage in sieben Jahren 24 500 gewonnen hatte. Daß solche Beispiele ihres Eindrucks auf den kleinen Mann nicht verfehlten, lag in der Natur der Sache; neben den reichen Bürgern, den geldbedürftigen Fürsten und Herren drängten sich auch, wie in unsern Tagen, arme Leute und Dienstboten mit ihren sauer erworbenen Ersparnissen als „Einleger" zu den großen Unternehmungen, deren Mißlingen für sie eine Vernichtung ihrer ganzen Existenz bedeutete. Ein Bankrott wie jener des Ambrosius Höchstetter in Augsburg lieferte den schlagendsten Beweis dafür, daß die Lockung eines raschen und mühelosen Gewinns doch noch stärker war als die fast einstimmige Verurteilung des „Wuchers" und „Fürkaufs". Denn wie gegen die römischen Juristen so standen gegen die Kaufleute alle übrigen Kreise der Nation in einträchtigem Haß zusammen. Auch die beginnende theoretische Behandlung wirtschaftlicher Fragen hielt mit wenigen Ausnahmen den kirchlichen Standpunkt fest, wonach eigentlich nur die Landwirtschaft für wahrhaft gottwohlgefällig oder natürlich gelten sollte. Selten erhob sich eine Stimme

für die glänzenden und wohltätigen Folgen des Geldverkehrs, die gleichwohl in der großartigen Blüte der deutschen Städte mit Händen zu greifen waren.

Diese Blüte ist nun freilich nicht dem Handel allein zu danken, sondern auch dem Gewerbfleiß des zünftig organisirten Handwerks. Eine Organisation, welche, wie mit Recht gesagt worden ist, „die meisten Forderungen des heutigen Sozialismus verwirklicht hat". Neben den ängstlichen und oft höchst kleinlichen Schutzmaßregeln gegen die freie Concurrenz und jede auffällige Störung der Gleichheit begegnet uns ein lebhaftes Ehrgefühl; die Arbeit wurde als ein Amt betrachtet, dessen rechte Führung von Seiten des Einzelnen alle Genossen mit zu überwachen hatten. In manchen Zünften wurde jedes Stück geprüft, ehe man es dem Besteller oder Käufer vor die Augen kommen ließ; zuweilen wurde schlechte Arbeit von Obrigkeits wegen vernichtet, wie man zu Bremen schlecht gemachte Schuhe am Pranger verbrannte. Die schärfste Aufmerksamkeit der städtischen Behörden galt aber natürlich den Lebensmitteln, deren Preise sie mit den Zünften zusammen regulirten. Den meisten Vorteil von dieser strengen Controle und geschlossenen Tradition zog jedenfalls das Kunstgewerbe, damals von der höheren Kunst noch nicht geschieden. Was die deutschen Architekten und Bildschnitzer, Maler und Metallarbeiter im späteren Mittelalter und im XVI., zum Teil noch im XVII. Jahrhundert geschaffen, wird für alle Zeiten den Ruhm der zünftigen Technik und Arbeitsfreudigkeit eindringlich genug verkündigen. Die deutschen Metallarbeiter haben Erfindungen aufzuweisen wie die des Drahtziehens, der Taschenuhren, vor allem des Bücherdrucks. Wie hat sich, um nur ein Beispiel anzuführen, der erfinderische Geist der Nürnberger geregt vom XIV. bis ins XVI. Jahrhundert! Kein Wunder, daß die Deutschen lange Zeit als die Meister in allen „subtilen Künsten" gegolten haben. Freilich läßt schon die Glanzzeit der städtischen Blüte einige Anzeichen des kommenden Niedergangs erkennen. Noch ehe der deutsche Handel durch die wirtschaftlichen und politischen Folgen der großen Entdeckungen lahm gelegt wurde, begann die Erstarrung des Zunftwesens. Wie die Städte im XV. Jahrhundert die Aufnahme der Bürger einzuschränken anfingen, so suchten die Zünfte sich immer mehr abzuschließen; das Amt der Arbeit verwandelte sich in ein mit allen Mitteln verteidigtes Monopol, und das Eindringen in die privilegirte Kaste der Meister wurde durch den Wanderzwang, die Forderung eines Meisterstücks und andere Vorsichtsmaßregeln erschwert. Allerdings rief diese zünftige Aristokratie wieder auf der andern Seite ein schärferes Klassenbewußtsein bei den Gesellen hervor, die schon im XIV. und insbesondere im XV. Jahrhundert durch eigene Verbände und unter häufiger Anwendung der Strikes sich größere Selbständigkeit und höhere Löhne erkämpften. Dies änderte aber nichts an dem allerdings langsam fortschreitenden Verfall der ganzen Organisation. Es ist höchst bezeichnend, daß gegen Ende des XVI. Jahrhunderts der Danziger Rat das Handwerk zu schützen glaubte, indem er den Erfinder der Bandmühlen heimlich ertränken ließ.

Wir dürfen uns die deutschen Städte auch in ihrer Blütezeit keineswegs sehr volkreich denken; Nürnberg hatte um die Mitte des XV. Jahrhunderts etwas über 20 000, Straßburg ungefähr ebensoviel, Frankfurt im Jahr 1440 nicht einmal 10 000 Einwohner. Aber schon die äußere Erscheinung einer solchen Stadt mit ihren ungeheuren Mauern und Türmen, mit ihren gewaltigen Kirchenbauten und stattlichen Bürgerhäusern ließ auf eine Bedeutung schließen, die mit der meist geringen Ausdehnung ihres Gebiets keineswegs im Verhältniß stand. Die rechten städtischen Wahrzeichen jener Zeit sind die im Bau begriffenen Turmriesen der neuen gothischen Dome und Münster. Aber nicht nur in den großen Gemeinwesen, auch in den kleinsten Landstädten herrschte eine erstaunliche Bautätigkeit; die Zahl der gothischen Kirchen und Kapellen, die im Jahrhundert vor der Reformation entstanden, ist Legion. Damals vereinigten sich die Einzelverbände der deutschen Bauhütten zu einer großen Brüderschaft; die Italiener selbst holten sich deutsche Architekten und sprachen mit Bewunderung von der Schönheit und Wohnlichkeit der deutschen Städte. Man kennt ihre Verherrlichung bei Enea Silvio; unvergessen ist sein Wort, die schottischen Könige würden sich glücklich schätzen, so zu wohnen wie ein mittlerer Bürger von Nürnberg. Nun verfolgte freilich Enea den besonderen Zweck, Deutschlands Lage so glänzend als möglich zu schildern, um die Klagen über römische Ausbeutung der Nation zu widerlegen. Mit ganz andern Augen betrachtet Macchiavelli den nämlichen Gegenstand. Den deutschen Geldreichtum, der auch ihm imponirt, erklärt er sich aus dem Übergewicht des Exporthandels und aus der Einfachheit der Lebensgewohnheiten. „Sie leben," sagt er, „wie arme Leute; sie bauen nicht, wissen nichts von Kleiderluxus und haben keine kostbare Hauseinrichtung. Reichliche Nahrung von Brod und Fleisch und ein warmer Ofen, das genügt ihnen. Sie kümmern sich nur um das, was Sache des Bedürfnisses ist, aber sie haben viel geringere Bedürfnisse als wir." Dieses Lob der deutschen Einfachheit widerspricht vollständig den Berichten des Enea Silvio und anderer von dem überreichen Schmuck und Silbergeschirr der Deutschen, ebenso den unermüdlichen Klagen aller einheimischen Moralisten über den herrschenden Luxus und die Einfuhr teurer und „unnützer" Waaren. Tatsächlich haben in gewissem Sinn die einen wie die andern Beobachter Recht. Gegenüber der Verfeinerung des Lebens, wie sie in Italien, Frankreich, den Niederlanden aufgekommen war, konnte Deutschland immer noch für relativ einfach oder zurückgeblieben gelten. Neben der Pracht der öffentlichen Bauten und auch einzelner Privathäuser in den deutschen Städten entwickelte sich die von den Italienern gepriesene Reinlichkeit und überhaupt die Bequemlichkeit des Daseins, aus der unser Begriff von Comfort erwachsen ist, nur sehr langsam. Noch lange Zeit blieben die Straßen selbst großer Reichsstädte nicht nur ungepflastert, sondern der Ablagerungsort für allen Unrat, den man einfach zum Fenster hinausgoß, und der Tummelplatz für die Schweine. Es ist eine bekannte Anekdote, wie König Sigmund, als er mit Herzog Friedrich durch die schlechtgehaltenen



Ansicht von Regensburg um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Verkleinertes Facsimile eines gleichzeitigen Holzschnittes.

Straßen von Innsbruck ging, das lange Prunkgewand seines Begleiters durch den Kot zog, worauf der schlagfertige Herzog sich an dem kostbaren Kleid des Königs abwischte. Dagegen mag allerdings für viele Städte des späteren XV. Jahrhunderts die verallgemeinerte Bemerkung Enea Silvio's zutreffen, ihr Äußeres sei frisch und neu, als wären sie erst vorgestern fertig geworden. Und ein Blick auf die zahlreichen Interieurs der Gemälde, Holzschnitte und Kupferstiche belehrt uns, wie das deutsche Bürgertum sich die Stube, den Schauplatz des häuslichen Lebens und der Geselligkeit, immer ansehnlicher und zugleich heimlicher zu gestalten wußte.

Diese reichere Ausstattung des Daseins fällt nach der Anschauung der damaligen Moral bereits unter den Begriff der Üppigkeit und der Überflüssigkeit, d. h. des Luxus. Das Wesen einer Zeit spiegelt sich vielleicht nirgends deutlicher als in ihrem Luxus. So tritt uns die derbe Sinnlichkeit und Maßlosigkeit des tonangebenden Bürgertums in der Völlerei und Modenarrheit des XV. und XVI. Jahrhunderts recht greifbar vor Augen. Es waren die reichen Kaufleute, die im Grunde selbst für die Höfe das Vorbild abgaben, obwohl auch manche Elemente des sinkenden Rittertums in dieser neuen Kultur ihren Platz fanden, ohne sie gerade erfreulicher zu machen. Vergebens haben die Prediger, die Satiriker, die Wirtschaftspolitiker alles aufgeboten, um das Verwerfliche, Lächerliche und Schändliche vor allem des Tafel- und Kleiderluxus öffentlich zu brandmarken und zu bekämpfen. Mit dem größten Ernst wurden manchmal die von den „geizigen Kaufleuten" eingeführten Gewürze, Nelken, Muskatnuß, Zimmt, Ingwer, Safran, für die wirtschaftlichen und moralischen Schäden Deutschlands verantwortlich gemacht. Diese Vorliebe für eine stark gewürzte Küche läßt sich bei der Gewohnheit riesige Quantitäten von Fleisch zu consumiren wohl begreifen; weit schlimmer mußte jedenfalls die gesteigerte Lust am Trinken wirken, die sich eben damals zu dem widerlichen Sport des Vollsaufens ausbildete und die Deutschen vom XV. bis ins XVIII. Jahrhundert mehr als alle anderen Genüsse und Lustbarkeiten beeinflußt hat. Die altnationale Leidenschaft des Trunks war den Deutschen im Mittelalter nicht abhanden gekommen und wird niemals beseitigt werden können, aber auch nie mehr jene krankhafte Zügellosigkeit erreichen, die sich im XV. Jahrhundert einbürgerte und durch die Verbindung mit der Pedanterie des Zutrinkens erst recht ekelhaft und verheerend wurde. Wir müssen diese Seuche bei unserm Urteil über die Menschen der Reformationszeit, von denen sich manche tot, zahllose dumm gesoffen haben, wohl in Anschlag bringen. In Nürnberg hielt damals die Obrigkeit einen eigenen Wagen für das Heimbringen der Betrunkenen, die man des Morgens auf der Gasse liegen fand. Der deutsche Humor hat freilich auch aus diesem wüsten Treiben Nahrung gezogen, und die übermütigen Trinklieder jener Zeit sind jedenfalls die wirksamste Verteidigung der „vollen Brüder", deren Regeln Hoch und Niedrig, Weltlich und Geistlich sich sklavisch unterwarf.

Die gleiche Derbheit und Zügellosigkeit des Genusses beherrschte die

geschlechtlichen Beziehungen. Das gemeinschaftliche Baden und die mehr als kokette Tracht beider Geschlechter, die ungeheure Zahl von fahrenden Dirnen, die Frauenhäuser in den Städten, das alles bestätigt nur zu sehr die düstern Schilderungen der moralisirenden Literatur. Das Bezeichnendste ist aber die cynische Gleichgültigkeit oder auch Freude, womit solche Dinge breitgetreten und beurteilt werden. Jene Moralisten selbst können von einem mehr als nötigen Ausmalen dessen, was sie verabscheuen und bekämpfen, nicht freigesprochen werden; hielten doch große und beliebte Prediger der Zeit eine Zote auf der Kanzel für erlaubt. Mit erstaunlicher Offenheit behandeln die städtischen Obrigkeiten die Frage der Prostitution; vornehme Besucher wurden wohl auf Kosten der Stadt im Bordell freigehalten und man glaubte für den Anstand hinlänglich gesorgt zu haben, wenn man den Juden den Besuch solcher Häuser, den Geistlichen (wie z. B. in Nördlingen) das allzulange Verweilen in denselben untersagte. Bei der Hochzeit eines Henkers oder Abdeckers schmausten und tanzten die öffentlichen Dirnen „und viel Leut sein aus der Stadt Nürnberg gangen zu sehen solch löbliches Wesen," wie der Chronist, der Bettelherr der Reichsstadt, erzählt. Mit gleicher Unbefangenheit betrachtete und besprach man die Verheerungen der Syphilis, der „französischen Krankheit", deren Symptome und Heilung bekanntlich Hutten zum Gegenstand einer dem Cardinal Albrecht von Mainz gewidmeten Schrift gewählt hat. Humanisten und Theologen wandten sich unbedenklich an die heilige Jungfrau um Schutz; wie Sebastian Brant in einem Epigramm dem Kaiser Maximilian wünscht, er möge von der Ansteckung verschont bleiben, so nimmt bei einer Erkrankung Luthers ein medizinischer Verehrer ohne Weiteres auf die Möglichkeit derselben Bedacht. Das Behagen vollends, womit die berüchtigten Memoiren der Grafen von Zimmern, die Schwänke und Fastnachtsspiele das Unflätigste in scherzhaftem Ton wiedergeben, könnte uns das sittliche Gefühl jener Jahrhunderte völlig abgestumpft erscheinen lassen. Mit der Emanzipation des Fleisches ging Hand in Hand eine zunehmende Roheit des gesellschaftlichen Tons. Deutschland wurde die rechte Heimat des heiligen Grobianus, während die italienische Unsittlichkeit sich unter der Hülle vornehmer oder wenigstens graziöser Formen bewegte. Der höchste Adel des Reichs sprach und verkehrte mit einer Derbheit, wie sie heutzutage kaum noch unter Bauern üblich ist; bei Hof und vor Gericht, bei Mahlzeiten und Lustbarkeiten erging sich die hochgeborene Gesellschaft in pöbelhaften Scherzreden und Handgreiflichkeiten. Es war noch lange nicht das Ärgste, wenn, wie Commynes mit Entrüstung erzählt, die pfälzischen Ritter am Hof zu Brüssel ihre schmutzigen Stiefeln auf die köstlichen Betten warfen oder wenn Kaiser Friedrich III sich darin gefiel alle Türen mit dem Fuß aufzustoßen. Mit welchem Hohn sahen im Jahr 1547 während des kaiserlichen Aufenthaltes zu Nürnberg die Angehörigen fremder Nationen am hellen Tag einen deutschen Reichsfürsten, den Herzog von Liegnitz, total betrunken, ohne Schuhe, unter dem Vortritt von Musikanten durch die Straßen taumeln! Und beim

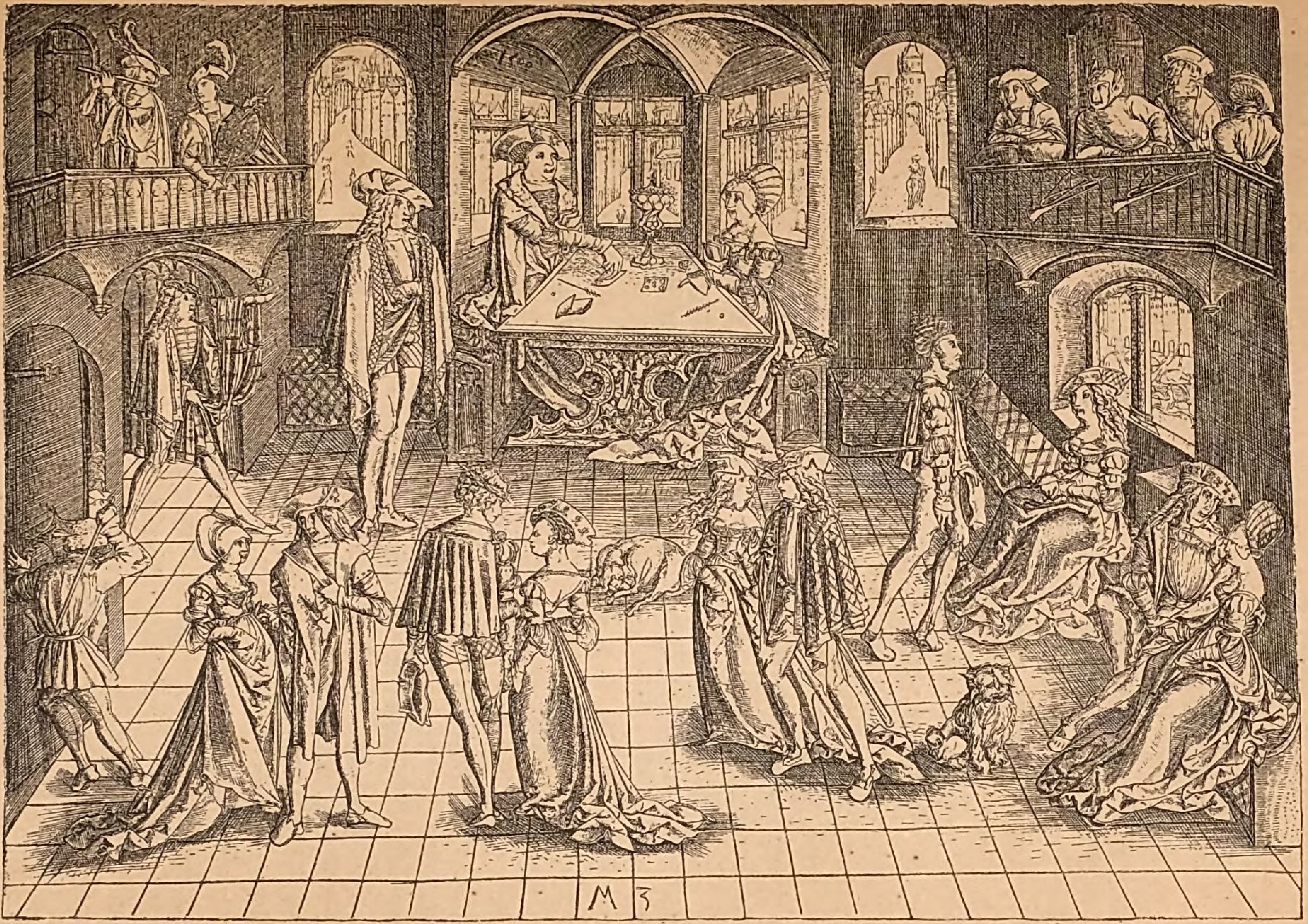
Grafen Andreas von Sonnenberg beschloß man in der Fastnacht den Tanz und Schlaftrunk mit dem sinnigen Vergnügen, daß „man ein Gelten mit angerührtem Hundaas in das Gemach getragen, damit haben die Herren, auch das Frauenzimmer einander geworfen und damit die Fastnacht abgeletzet," freilich auch „die Kleider und Gemächer damit verwüstet".

Nicht weniger drastisch äußerte sich der Rückgang der gesellschaftlichen Feinheit im Kleiderluxus. Hier tritt uns das Wesen des Parvenus, diese Verbindung von neuem Reichtum und alter Roheit, in voller Lächerlichkeit entgegen. Die Phantastik des XIV. Jahrhunderts nahm im XV. mehr und mehr die Züge der Narrheit an. Dies gilt namentlich von der Kleidung der Männer, die zu jener Zeit dem weiblichen Geschlecht zweifellos den Vorrang abgewannen. Während die Überkleider ungebührlich weit und mit steifen Falten überladen wurden, begnügten sich die jüngeren Leute meist mit den enganliegenden Unterkleidern, welche an und für sich die Körperformen vollkommen hervortreten ließen, aber durch verschiedene Zutaten, wie durch aufgenähte seltsame Figuren, durch Teilung in verschiedene Farben, durch Wattirung auf Brust, Armen und Schenkeln entstellt wurden. Starken und berechtigten Tadel erregte das Bemühen der Stutzer sich möglichst weibisch zu geben. Sie schminkten und salbten das glattrasirte Gesicht, ließen das lange Haar bis über die Schultern fallen oder in eine mit Eiweiß gepuffte Masse steifgedrechselter Locken verwandeln, schnürten sich und trugen Hals und Schultern entblößt. Dagegen verbargen die Frauen vielfach ihr Haar unter seltsamen Kopfbedeckungen und überluden die Oberkleider derart mit schwerem Stoff und langen Schleppen, daß sie, um diese Faltenmasse überhaupt aufnehmen und vor sich her tragen zu können, sich die bekannte unschöne Körperhaltung angewöhnen mußten. Dabei wechselten fortwährend die Moden, die nicht nur möglichst schreiende Farben, sondern auch möglichst kostbare Stoffe bevorzugten; „der ganze Leib," klagt Geiler von Kaisersberg, „ist voll deren Narrheit innen und außen; — tausenderlei erdenkt man mit der Kleidung, jetzt ganz weite Ärmel, wie Mönchskutten, jetzt also eng, daß sie kaum darein mögen kommen". Er spricht davon, wie vornehme Frauen wöchentlich vierzehnmal die Kleider wechselten, wie der Anzug und Schmuck vieler Bürgerfrauen wohl über 3000 Gulden (nach unserem Geld über 50 000 Mark) wert seien. Sehr bekannt ist eine Kleiderordnung des Regensburger Rats vom Jahr 1485, die den ungeheuern Luxus einschränken will, aber den vornehmen Damen der Stadt immer noch je achtzehn Röcke und Mäntel und eine sehr reiche Auswahl von Kleinodien, namentlich Perlenschmuck gestattet. Daß man sich darin gefiel, bald dieser bald jener fremden Nation ihre Tracht abzusehen, auch wohl ein ungarisches Wams mit einem italienischen Mantel zu combiniren, kann nicht Wunder nehmen; charakteristisch für die Zeit ist aber der fieberhaft rasche Wechsel solcher Launen.

Gerade diese Seite des Luxus hat sehr einschneidende wirtschaftliche und dadurch sogar politische Folgen nach sich gezogen. Denn das Bestreben,

die behäbige und glänzende Lebensweise der reichen Stadtherren mitzumachen oder zu überbieten, erwachte bei dem Adel zugleich mit dem Bewußtsein, daß man gegen die Geldmacht des Bürgertums einen sehr ungleichen Kampf zu führen habe. Der Grundbesitz unterlag einer starken Entwertung; überdies mußte auch der Ackerbau selbst den Einfluß des städtischen Gewerbfleißes empfinden. Man darf nicht vergessen, daß die deutschen Städte meistens auch Großgrundbesitzer waren und nicht selten herabgekommene Adelsfamilien auskauften. Die städtischen und bürgerlichen Güter konnten vielfach gegenüber dem altertümlichen Betrieb einer Landaristokratie, die sich bisher nur wenig um die wirtschaftliche Seite ihrer Grundherrlichkeit gekümmert hatte, als Muster gelten; sie lieferten die ersten Beispiele einer förmlichen Gartenkultur und die Kunst des Aufforstens ist bekanntlich von Nürnberg ausgegangen, während die Schlagwirtschaft schon im XIV. Jahrhundert den Erfurter Stadtwald vor Verwüstung schützte. Also auch auf ihrem eigensten Gebiet wurde die reine Ackerwirtschaft von der höheren Betriebsamkeit und Erfindsamkeit des Bürgertums geschlagen. Dazu kam die tiefgreifende Einwirkung des Geldverkehrs, der nicht nur den Wert der Güter, sondern auch das Verhältniß des Grundherrn zu seinen Bauern änderte. Wieder von den Städten aus verbreitete sich die Ablösung der Frohnden und Naturalabgaben. Anfänglich folgten die geldbedürftigen adeligen Herren diesem Zug nicht ungern, aber schon im XV. Jahrhundert begannen sie einzusehen, daß sie damit die alte Sicherheit des Einkommens aufgegeben hatten, ohne doch mit der raschen Steigerung des Ertrags in Handel und Gewerbe Schritt halten zu können. Wir werden sehen, daß mit dieser wirtschaftlichen Verlegenheit der Herren der Ausbruch der bäuerlichen Unruhen im innigsten Zusammenhang steht; ihre Reaktion gegen die Ablösung, die entweder zu einer Erhöhung der Zinsen führte oder geradezu auf die alten Lieferungen und Dienste zurückgriff, mußte den Bauern als ein schreiendes Unrecht erscheinen, eben weil sie damals im Begriff waren sich zu einer besseren wirtschaftlichen Lage emporzuarbeiten.

Die Landbevölkerung, in Deutschland wie überall das am Meisten stabile Element der Nation, mußte doch auch von all diesen großen Veränderungen stark berührt werden. Volle Freiheit war selten und hatte es nur in den Marschen des westlichen Norddeutschland und in den Alpen zu politischen Bildungen, zu förmlichen Bauernrepubliken gebracht. Freie Einzelgüter und noch mehr freie Gemeinden bildeten doch nur Ausnahmen unter der ungeheuren Masse des deutschen Landvolks, die seit dem XIII. Jahrhundert in sehr verschiedenartigen, aber fast überall zur Erbpacht gewordenen oder werdenden Abhängigkeitsverhältnissen lebte. Das Lehnwesen mit seiner Neigung zur Erblichkeit hat auch hier günstig eingewirkt. Durch die Seßhaftigkeit hat sich überhaupt erst ein wirklicher Bauernstand entwickeln können. Welche Kraft nach all den Stürmen der Kaiserzeit noch im deutschen Landvolk steckte, davon legt die Colonisation der slavischen Gebiete östlich der Elbe, diese deutsche Riesenleistung im XIII. Jahrhundert, das glänzendste Zeugniß ab.



Ball am Hofe von München unter Herzog Albrecht IV. 1500.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Matthäus Zasinger.

Nun gehört aber die Frage, wie sich der deutsche Bauer am Ende des Mittelalters eigentlich befunden habe, zu den schwierigsten; die Antwort lautet sehr verschieden, je nachdem wir uns die mannigfaltigen und doch lückenhaften Zeugnisse zurechtlegen. Es mag viel Wahres sein an der Auffassung Jakob Grimms, daß die alte Hörigkeit und Knechtschaft „in vielem leichter und liebreicher als das gedrückte Dasein unserer Bauern und Fabriktaglöhner" gewesen sei. Aber wir müssen uns vor der Verallgemeinerung einer Anzahl von ganz lokalen Verhältnissen hüten. Die seltsamen Bestimmungen mancher südwestdeutscher Weistümer, wonach die Fröhner und Zinsleute gut verpflegt oder wohl gar mit Musik und Tanz erheitert werden sollen, besitzen weder allgemeine Gültigkeit noch vermögen wir zu sagen, ob man aus diesen schriftlichen Festsetzungen so ohne Weiteres auf die Praxis schließen darf. Aber selbst zugegeben, daß die Frohndienste und Abgaben größtenteils billig geregelt wurden, zugegeben, daß die volle Leibeigenschaft schon durch ungemessene, geschweige denn durch gemessene Frohnden eine wesentliche Milderung erfahren hatte: es bleibt immer noch ein furchtbarer Rest von Belastung, der gerade in einer Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs und angesichts eines vorherrschend grobmateriellen Luxus doppelt hart empfunden werden mußte. Da war vor allem der große, der kleine und der Blutzehnte, der keineswegs allein der Kirche zu gute kam, manchmal sogar keinen kirchlichen Ursprung hatte, eine gründliche Besteuerung aller Zweige der Urproduktion, der Feld- und Gartenkultur wie der Viehzucht. Da waren die Frohnden, die Hand- und Spanndienste, auf einer minder entwickelten Stufe der Landwirtschaft eigentlich eine Notwendigkeit und zu Zeiten weniger drückend als eine Leistung in Geld, manchmal genau normirt, wie z. B. in den österreichischen Herzogtümern auf höchstens zwölf Tage jährlich, aber dieser Anspruch auf Zeit und Arbeitskraft wird für eine intensivere Wirtschaft zum lästigsten Eingriff. Da war eine der verhaßtesten Abgaben, der berüchtigte Todfall oder Sterbfall, der beim Ableben eines Hörigen entweder das beste (manchmal zweitbeste) Stück Vieh, das Besthaupt, oder das beste Gewand dem Herrn zusprach. Die Gülten, d. h. Kapitalzinsen für Darlehen, sollten ursprünglich zu Gunsten des Schuldners unkündbar sein; auch diese Wohltat wurde mit der steigenden Geldentwertung zur Plage. Es hört sich allerdings sehr gemütlich an, wenn wir z. B. lesen, wie der Köhler und der Zimmermann eines elsässischen Hofs bei der Lieferung ihres Zinses behandelt wurden. Kamen sie früh, so erhielt jeder Tuch zu zweien Hosen; Abends schüttete man ihnen Stroh vor ein Feuer und ließ sie durch einen Geiger in Schlaf spielen, worauf am nächsten Morgen noch jeder ein Paar neue Schuhe mitbekam. Auch die Erhebung der sogenannten Holzinsen war mit allerlei Rücksichten umgeben; es sollte dabei das Kind in der Wiege nicht geweckt und der Hahn auf dem Gatter nicht erschreckt werden. Neben solchen Liebenswürdigkeiten finden wir aber z. B. die Einrichtung des Rutscherzinses, der manchmal mit jedem versäumten Jahr oder Tag, zuweilen gar mit jeder versäumten Stunde auf das Doppelte wuchs, oder die vielberufene

Abgabe für Erteilung der Heiratserlaubniß mit ihren entwürdigenden Scherzen (ius primae noctis); eine Symbolik vollends, die den Hörigen zum Stillen der Frösche oder zum Flöhefangen im herrschaftlichen Bett mißbrauchte, mußte in dem Verspotteten jede Selbstachtung zerstören oder tiefe Erbitterung hervorrufen.

Unendlich viel hing natürlich davon ab, wie diese milderen oder härteren Rechte und Gewohnheiten gehandhabt wurden. Es ist nicht zu läugnen, daß im XV. Jahrhundert einerseits die Klagen über gesteigerten und rechtswidrigen Druck immer häufiger und lauter gegen die Herrschaften erhoben werden, andrerseits aber der wachsende Reichtum und Trotz der Bauern in zahlreichen Äußerungen die schärfste Rüge findet. In der Tat haben zweifellos die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse zusammen mit der aufkeimenden romanistischen Staatsidee damals sowohl die grundbesitzenden Herren als die unter ihnen lebenden Bauern in starke Aufregung versetzt. Was wir an freilich sehr vereinzelten Nachrichten über die Preise der notwendigen Lebensbedürfnisse und über den Fleischconsum aus dieser Zeit haben, das läßt uns das XV. Jahrhundert im Gegensatz zum späteren XVI. als eine Zeit des leichten Erwerbs und billigen Lebens erscheinen. Die Tatsache, daß vor der großen Geldentwertung in sehr vielen Gegenden Deutschlands der kleine Mann bis hinab zum Taglöhner an tägliche Fleischkost und reichliches Weintrinken gewöhnt war, dürfte sich kaum anfechten lassen. Bekannt ist eine Bestimmung der sächsischen Landesordnung von 1482, die Werkleute und Mähder sollten sich mit täglich vier (an Fasttagen fünf) Gerichten zufrieden geben. Ebenso erhielten die Taglöhner, Frohnbauern und Knechte eines Grafen von Öttingen außer der Frühsuppe Mittags vier, Abends drei Essen mit je zwei Fleischgerichten. Daß aber die Bauern zum Teil in die Geldwirtschaft sich wohl zu schicken und mit den Erzeugnissen ihrer Arbeit auch auf den städtischen Märkten den Kaufmann zu spielen wußten, zeigen die mannigfachen Vorwürfe bürgerlicher Moralisten. Sebastian Brant behauptet im Ton des Bedauerns, die Bauern, die sich früher mit Wasser begnügt hätten, tränken jetzt Wein und steckten ganz voll Geld; die Städter könnten bei ihnen in die Schule der Bosheit, d. h. des Übervorteilens, gehen; „all Bschyß yetz von den Buren kumt". Was aber ganz einstimmig den Bauern zur Last gelegt wird, ist ihr Kleiderluxus. Und damit kommen wir auf jene Seite der Üppigkeit zurück, an der alle Stände von oben bis unten krankten; nicht nur ihre wirtschaftlichen Folgen, auch der starke Zug nach Nivellirung der Gesellschaft, der sich hierin kundgab, erregte die Besorgniß der conservativ Gesinnten. Der Kaufmann, klagt Brant, will heutzutage edel sein, der Edelmann ein Freiherr, der Graf ein Fürst, der Fürst ein König; der Adel hat im äußern Auftreten keinen Vorteil mehr vor dem Bürger und Bauern.

Niemands me halten will sein stad,
Der bur dem edelmann glich gat.

Vergebens suchten die besseren Elemente im Adel dem Grundsatz vornehmer Einfachheit das Wort zu reden; was half es, wenn einer von Erbach

seiner Familie befahl, seidene und sammtene Kleider als „einen des Adels unwürdigen Plunder" den „Kaufwucherern" zu überlassen? Anders dachte jene schwäbische Edeldame, die ein Dorf verkaufte, um auf dem nächsten Turnier in einem blauen Sammetrock erscheinen zu können. Dieser Wettstreit der Stände ergriff nun auch die Landbevölkerung, namentlich in der Schweiz und in Süddeutschland. Die Burgunderkriege, das Aufkommen der Landsknechte, dieser vorwiegend bäuerlichen Infanterie, trieben nicht nur das Selbstgefühl, sondern auch die Neigung, ihm einen recht augenfälligen Ausdruck zu verleihen, mächtig in die Höhe. Der Bauer, der selbst im Feld gewesen war oder auch nur seine Nachbarn als stattliche Kriegsknechte einherstolziren sah, wollte nicht mehr in alter Schlichtheit auftreten; er ging mit Vorliebe in der eng anliegenden, bunten und phantastischen Tracht des Söldners, „zerhackt und so kurz und verbrämt, als man in großen Städten nirgends geht," mit Handschuhen und den Langspieß in der Faust, wie die Schweizer. Da meinte wohl ein Verehrer der guten alten Zeit, es seien in den letzten dreißig Jahren gar keine rechten Bauern mehr geboren worden. „Einem Bauern," sagt Geiler, „spricht man jetzt gnädiger Herr. Aber warum nicht? fragt der Bauer; ich hab Gelds genug und Kleider wie ein gnädiger Herr."

Wir haben keinerlei Recht, solche Schilderungen als rein aus der Luft gegriffen bei Seite zu legen, obgleich man natürlich die Neigung des Moralisten oder Satirikers zu Schwarzmalerei und einseitiger Übertreibung des Lächerlichen in Anschlag bringen muß. Die deutschen Bauern zumal im Süden des Reichs waren im XV. Jahrhundert gewiß noch nicht ein „elendes Geschlecht von Sklaven", wie sie um die Mitte des XVI. Sebastian Münster bezeichnet. Auch ihnen kam vielfach die Blüte der städischen Kultur zu gute; auch auf dem Lande finden wir damals, und zwar in verschiedenen Teilen des Reichs, höheren Wohlstand, sogar Luxus und meist reichliche Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse. Klagten doch nach einer Äußerung Rolewincks die westfälischen Adeligen, daß ein Bauer mehr Kredit habe als zehn von ihnen zusammen. Aber trotzdem war die Literatur doch auch im Rechte, wenn sie von einer Bedrängniß der „armen Leute" durch ihre Herren sprach. Manche Herren mögen in der That mit begründetem Neid auf die Lage ihrer Bauern gesehen haben, während sie sich selbst ruinirten, um ihren Standespflichten oder Standesvorurteilen genügen zu können. Jedenfalls treten uns im XV. Jahrhundert häufige Anzeichen einer Bewegung entgegen, die auf völlige Vernichtung jeder bäuerlichen Selbständigkeit gerichtet durch den großen Bauernkrieg nicht zum Stillstand gebracht, sondern im Gegenteil erst recht zum Siege geführt worden ist. Einmal bemühten sich die Herrschaften in ihrem eigensten Interesse die Leistungen ihrer Untersassen zu erhöhen und ihre rechtliche Lage abhängiger zu gestalten. Wir hören mehrfach, daß gelegentlich eine freiwillige Dankesbezeugung des Bauern sofort ins Salbuch eingetragen wurde; „wenn die armen Leute Hülfe suchen von den Edeln und sich darnach erzeigen mit Fahren oder mit Schenkung, so wird

dann daraus ein Recht und ewiger Zins". Solchen Bestrebungen der Herren lieh nun die neue Jurisprudenz noch einen weiteren mächtigen Hebel. Während die wachsende landesherrliche Gewalt den Bauern immer mehr teils unmittelbar durch Weg-, Burg-, Kriegsfrohnden und Abgaben, teils mittelbar durch die von den Grundherren geforderten Steuern zu fassen wußte, griffen die Juristen nach dem uralten Heiligtum der deutschen Ackerwirtschaft, nach der Markgenossenschaft. Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche beanspruchte auf ihren Rat über die sämmtlichen Almenden seines Landes ein Obereigentumsrecht. Freilich gereichte diese fortschreitende Verstaatlichung gewiß der Erhaltung des deutschen Waldes zum Vorteil, doch war es den Fürsten weniger um eine geregelte Forstwirtschaft, als um das Vergnügen der Jagd zu thun. Einzig dieser vornehmen Passion diente die Grausamkeit einer Gesetzgebung, die z. B. in Würtemberg schon das Betreten des fürstlichen Jagdgebiets mit Büchse oder Armbrust durch Augenausstechen bestrafte. Am Gefährlichsten wurde aber dem Bauernstand die Neigung der Juristen, die wuchernde Mannigfaltigkeit der einheimischen Rechtsverhältnisse so viel als möglich, und zwar durchaus nach den Normen des römischen Rechts, zu vereinfachen. Überall wollte man nur das römische Vorbild wiederfinden und gelten lassen. Man quälte sich die Bauern unter den Begriff der Emphyteuse zu bringen; ging das aber nicht, so mußten sie Zinspächter oder gar servi sein. Diese Verwischung der Unterschiede, natürlich stets zu Gunsten des Herrn, führte schon im XV. Jahrhundert häufig genug zur rechtswidrigen Herabsetzung der Hörigen in die Leibeigenschaft. Denn die Annahme, als hätte vor der Reformation die knechtische Leibeigenschaft eigentlich nur noch in Hinterpommern und sonst nirgends in Deutschland bestanden, läßt sich durch zahlreiche Zeugnisse widerlegen. Zuzugeben ist nur soviel, daß die Leibeigenschaft selbst bereits manche alte Härten abgestreift hatte und daß die Vermengung der Hörigen mit den Leibeigenen wenigstens den letzteren manchmal zu gute gekommen ist. Ein volkstümliches Rechtsbuch des Straßburger Pfarrers Hug von Schlettstadt (1504) sagt bereits ganz einfach: „In Eigenschaft der Knecht, die leibeigen sind, da ist kein Unterschied; aber in den Freien sind viel Unterschiede." Diese romanistische Auffassung vermischt sich höchst naiv mit der alten Ableitung der Leibeigenschaft von Ham und Noahs Trunkenheit; „vor, ehe der Wein funden ward, da hatten alle Menschen eine Freiheit." Mit der Durchführung solcher Grundsätze hatte z. B. die Abtei Kempten längst begonnen; durch das ganze XV. Jahrhundert ziehen sich die Bemühungen der Äbte ihre zum Teil noch freien Bauern zu Hörigen, die Hörigen aber leibeigen zu machen; kein Mittel blieb unversucht, vom Mißbrauch der geistlichen Gerichtsbarkeit und der Verweigerung des Abendmahls bis zur Urkundenfälschung. Abt Johannes II entschuldigte sich, er mache es nur wie andere Herren. Ebenso bestanden zwischen Kloster und Bauernschaft zu Steingaden Streitigkeiten, die von den Baiernherzögen Ernst und Wilhelm im Jahr 1423 beigelegt wurden.

Wir erfahren aus dem Schiedsspruch, daß in Zukunft die Kinder der Leibeigenen ihre Eltern beerben und das Kloster keinen der Seinigen zur Ehe nötigen soll. Ganz ausdrücklich kehrt sich gegen solche Vergewaltigung der „armen Leute" die sogenannte Reformation Kaiser Sigmunds, eine im Jahr 1438 entstandene revolutionäre Schrift. „Grafen, Freien, Ritter oder Knechte, die eignen Leute und haben sie jetzt für eigen. Auch mehr ist es leider dazu kommen, daß auch Klöster nehmen eigne Leute. Sie sprechen nicht allein: der ist unser eigen; sie machen Wittwen und Waisen; wenn die Väter absterben, so erben sie ihr Gut und berauben die rechten Glieder. Wunn und Weid, Holz und Feld, das ein jeglicher Baumann mit seinem Vieh gebauen mag, das wird nun mit dem Gut verzinset. Dennoch steuert mans; man verbannet nun ihnen die Hölzer, man schätzt sie, man nimmt ihnen Tagweide ab, da ist nirgends Gnade. Man nimmt ihnen Frevel (Geldstrafen) ab, und lebt man doch ihrer Arbeit."

Dieser Kampf zwischen Herren und Bauern ist nur eine Seite jener Zerrissenheit, die das gesellschaftliche Dasein vor jeder großen Umwälzung kennzeichnet. Während sich die deutsche Gesellschaft in ihren Formen immer stärker popularisirte, während vom hohen Adel herab bis zum Handwerker und Bauernknecht Alles in die vom Bürgertum eröffnete Bahn eines gesteigerten Lebensgenusses drängte, suchten sich zugleich die einzelnen Stände und Gruppen rechtlich immer schroffer gegen einander abzuschließen. Es war, als fürchteten sie demnächst in der stets wachsenden Nivellirung der Sitten unterzugehen, denn die Klage, daß niemand mehr seinen Stand halten wolle, läßt sich nicht nur auf das Streben der Niederen nach äußerlicher Gleichstellung mit den Höheren beziehen, sondern ebensogut gegen die Höheren richten, die sich bei allem Luxus die erfolgreichste Mühe gaben, dem Gegenstand des allgemeinen Spottes, dem „groben" Bauern in Sprache und Benehmen immer ähnlicher zu werden. Die verschiedenen Stände, die in der Freude an spießbürgerlichen Scherzen und bäurischen Unflätereien ein Herz und eine Seele waren, beobachteten sich dabei gegenseitig mit einer geradezu feindseligen Kritik. Die rechtlichen Schranken wurden erhöht, verstärkt; die Städte erschwerten den Zuzug, die Zünfte den Eintritt; die Kapitel der geistlichen Stifter wurden mehr und mehr zu einer Domäne des Adels und ein pedantisches Standesbewußtsein steigerte nicht nur das Ceremoniell der Ritterspiele und die Lust an heraldischen Kleinigkeiten, sondern auch das Formenwesen im Verkehr der Bürger und Bauern, der Meister und Gesellen, der Schüler und Landsknechte. Jeder suchte seinen gesellschaftlichen Halt im engsten Kreis der Berufsgenossen; man steckte sich der Außenwelt gegenüber in den Zwang einer nur dem Eingeweihten geläufigen Lebensordnung wie in eine schützende Rüstung. Wo diese festgefügten Kreise sich berührten, da mußte es harte Reibungen und Stöße geben. In höchst bedeutsamer Schärfe spiegelt uns die Literatur einen gesellschaftlichen Kriegszustand, der nicht allein den unblutigen Waffen der Kritik und des Spottes den freiesten Lauf ließ, sondern auch häufig genug

den vorhandenen feindseligen Stimmungen in erbarmungslosen Taten Luft machte. Nirgends spricht sich das innerste Fühlen des Volkes deutlicher aus als in seinen Liedern, und in jener sangeslustigen Zeit wurden nicht nur Wein und Liebe, auch die neuesten Ereignisse, politische und soziale Wünsche und Klagen zum Gegenstand des Lieds. „Wenn zwei oder drei zusammenkommen, so müssen sie singen," berichtet eine „christliche Ermahnung" von 1509, „und sie singen alle bei der Arbeit in Haus und Feld, bei Gebet und Frömmigkeit, in Freud und Klag, bei Trauer und Gelag." Kein Stand bleibt von diesen gereimten und gesungenen Angriffen verschont; Ritter, Bürger und Bauern, Pfaffen und Schreiber, Juristen und Kaufleute, alle müssen sie vor das Gericht der öffentlichen Meinung, das nichts weniger als säuberlich mit ihnen umspringt. Die einzelnen Züge des Volkslieds erscheinen dann zu einem Gesammtbild verarbeitet in den zahlreichen satirischen Dichtungen, als deren höchster Typus stets Sebastian Brant's Narrenschiff betrachtet werden muß. Bürgerlich und volkstümlich ist der Ton auch in den Trutzliedern des Adels; der furchtbarste Haß gegen die neue Macht und Bedeutung der niederen Stände kleidet sich wohl oder übel in das Gewand der Volkspoesie. Dabei werden die Städter mit Vorliebe als „Bauern" gebranntmarkt:

„Es stund vil baß vor alter zeit,
do füchsin was ir pestes klaid
und in die stifel stunken."

Den frechsten Cynismus enthält die berüchtigte Edelmannslehre:

„Wiltu dich erneren,
du junger edelman,
folg du miner lere,
sitz uf, drab zum ban;"

kommt dann der „Bauer" ins Holz gefahren, so muß man ihn beim Kragen erwischen, nehmen, was er hat, seine Pferde ausspannen und ihm schließlich die Gurgel abreißen! Von der andern Seite klingt die Erbitterung der Städter aus zahlreichen Liedern auf den Untergang solcher adeliger Straßenräuber; ihre Folterung und Hinrichtung wird mit unbarmherzigem Behagen erzählt:

„do dennet man im sein haut;
was er den von Nürnberg het getan,
das saget er überlaut."

Aber mit nicht geringerem Nachdruck werden die Juristen als würdige Genossen der Raubritter dem allgemeinen Haß empfohlen, als Rechtsverdreher, Beutelschneider, Unterdrücker aller Menschen, Zungenkrämer, böse Christen. Ihre Zusammenstellung mit den Raubrittern bei Sebastian Brant fällt eher noch zu Gunsten der letzteren aus, die wenigstens ihren Leib in Trocken und Naß daran wagen, während der Schreiber „seine Seele ins Tintenfaß setzt" und einen feisten Bauern braucht, um seinen Kohl fett zu machen. Eine ganze Liste von gemeinschädlichen Berufsarten gibt einmal Geiler von Kaisers-

berg: „Roller, Zoller, Schergen, Fergen, Ärzt, Poeten und Juristen sind sieben böse Christen." Dieses gegenseitige Herunterreißen der verschiedenen Gesellschaftsklassen wurde im Volkslied wie in der Satire, im Fastnachtsspiel, manchmal auch in der Predigt so weit getrieben, daß man die eine oder andere Klasse geradezu als einen Abschaum der Menschheit zu schildern und mit genügender Deutlichkeit auf ihre gewaltsame Beseitigung oder Säuberung zu bringen wagte.

Wir müssen neben die fortwährende Verschärfung der sozialen Gegensätze einen andern sehr schlimmen Zug der Zeit halten. Die nämliche Unbarmherzigkeit, womit die Literatur ihre Opfer behandelte, herrschte auch im Leben, vor allem in der Handhabung der Justiz. Es ist schwer zu sagen, ob die zunehmende Roheit der Sitten oder ein verkehrtes Rechtsgefühl den stärksten Einfluß auf die Entwicklung einer abstoßenden Grausamkeit geübt hat, die sich bei Gericht und auf der Landstraße wetteifernd breit machen konnte. Das Criminalverfahren war bereits vor dem Eindringen des römischen Rechts zu einem Hohn auf jede Menschlichkeit geworden; wenn der einfache Aufenthalt in einem Gefängniß, das wohl mit gutem Recht als das „Loch" bezeichnet wurde, einer harten Strafe gleichkam, so verschwand freilich diese Härte vor den unaussprechlichen Scheußlichkeiten, die in den Folterkammern und auf den Richtstätten im Namen der Gerechtigkeit verübt werden durften. Die städtischen Obrigkeiten haben sich auf diesem Gebiet einen traurigen Ruhm erworben; Enea Silvio rügt die übermäßige Strenge der Baseler Justiz und der Deutsche Konrad Celtis eifert in seiner begeisterten Schilderung von Nürnbergs Herrlichkeit mit anerkennenswerter Offenheit gegen diesen häßlichen Flecken. Im späteren XVI. Jahrhundert wagte es ein fremder Beobachter geradezu, Völlerei und Grausamkeit als die eigentlichen Nationallaster der Deutschen aufzuführen, während die Deutschen ihrerseits nicht müde wurden, den Hang zur Grausamkeit als eine Eigentümlichkeit der romanischen Völker hervorzuheben. Man hat das römische Recht für die Unmenschlichkeiten der Tortur verantwortlich gemacht, die aber lange vor der eigentlichen Rezeption aus dem kanonischen Recht in das nationale Gerichtsverfahren herübergenommen und von den deutschen Richtern des XV. Jahrhunderts nicht minder scharf als von den Juristen des XVI. gehandhabt worden ist. Jedenfalls ist auch das deutsche Recht von einer Neigung zu unnötiger Härte keineswegs freizusprechen. So galt z. B. das Augenausstechen für eine echt deutsche Strafe. Und welche fürchterliche Rachsucht tritt uns gelegentlich in der bäuerlichen Rechtspflege jener Zeiten entgegen! So bestimmt ein wetterauisches Weistum vom Jahre 1461: Wer einen stehenden Baum schält, dem soll man die Därme aus dem Leib ziehen, sie an den Baum heften und ihn dann um denselben treiben, bis die abgeschälte Stelle bedeckt ist, und sollte er keinen Darm mehr haben. Wer aber die Mark anzündet, den soll man in einer Kuh- oder Ochsenhaut drei Schritt vor das Feuer legen, so lange, bis es dreimal über ihn gebraunt; dann hat er tot oder lebendig seine Tat gebüßt. Es ist, wenn auch vielleicht

die Praxis keinen Gebrauch davon machte, eine wilde Phantasie, die sich in solchen und ähnlichen Absonderlichkeiten kund gibt; sie wurde durch die häufigen Blutszenen des Schaffots nur noch gesteigert und die wachsende Grausamkeit der Gerichte, die im XVI. Jahrhundert die Höhe eines entsetzlichen Raffinements erreichte, wetteiferte mit der zunehmenden Roheit und Unbarmherzigkeit der Selbsthilfe, wie sie jenen kraftstrotzenden und heißblütigen Generationen geläufig war. Was in den unausgesetzten Fehden und Räubereien draußen auf dem Land vorging, das spielte kaum minder wild und blutig in den Mauern der Städte und im engen Kreis der Genossenschaft und Familie. Ich erinnere nur an die zahlreichen „Studentenkriege", in denen sich der Zorn der Spießbürger von Heidelberg, Wien, Leipzig, Erfurt gegen die Universitäten entlud. Den Preis der Roheit trug freilich ohne Zweifel der niedere Adel davon. Die Raubritter gewöhnten sich allmählich daran, ihren bürgerlichen Opfern nicht nur alles abzunehmen, sondern auch die Hände abzuhauen. Gewisse ritterliche Kreise in Süddeutschland übten daneben den gräßlichen Brauch, jeden Pfaffen, der in ihre Hände fiel, zu kastriren. Dagegen erscheint es fast als ein unschuldiger Scherz, wenn der eine oder andere Edelmann den an ihn abgefertigten Boten nötigte, einen unliebsamen Brief aufzuessen.

Auf die hochgradige Erbitterung der deutschen Laienwelt gegen den Klerus werden wir noch zurückkommen. Aber die Laienwelt selbst war im vollsten Kampfe aller gegen alle begriffen. Und im Hintergrunde stand bereits das Gespenst der sozialen Revolution; hier und dort sah man es umgehen unter den „armen Leuten". Daß die Ehrbarkeit in den Städten zuerst die drohende Gefahr erkannte und aufwies, läßt sich wohl begreifen. Hatte doch schon das XIV. Jahrhundert jene Aufstände hungernder Handwerker gesehen, die den Reichen die Tore aufschlagen und mit ihnen essen wollten:

„Dem povel wirt der magen hol,
daz ist im grozzew swere."

Fürsten, Juden und Pfaffen wurden wiederholt als die vornehmsten Opfer ausgerufen, denen es gelten sollte. Aber am Meisten fühlten sich doch die behaglich lebenden oberen Schichten des Bürgertums bedroht; der Verlauf der husitischen Bewegung konnte sie nur in dem Glauben bestärken, daß es sich im Grunde um einen Kampf der Besitzenden und der Nichtbesitzenden handle. In unnachahmlicher Naivetät giebt diesem Gefühl die Magdeburger Schöppenchronik bei der Erzählung eines Aufstands vom Jahr 1402 Ausdruck. „Hierum sehet, ihr lieben alten weisen Bürger, daß man solch Ding mehr bewahre, da Schaden von kommen mag dieser Stadt, und denket dazu, daß ihr eine redliche, gute Polizei und Regierung vor euch nehmet, daß man dem gemeinen Volk seinen Willen allzusehr nicht lasse, als man getan hat. Man habe sie in guter Hut und in Zwang, denn zwischen den Reichen und den Armen ist ein alter Haß gewesen; denn die Armen hassen alle, die da was haben, und sind bereiter den Reichen zu schaden, denn die Reichen den Armen."

Und wie, wenn die Magenfrage sich mit der Kraft religiöser Erregung verband? In Böhmen war das Beispiel gegeben worden, wie man im Namen Gottes alle Vorrechte und Ungleichheiten austilgen müsse. Wir werden sehen, daß auch in Deutschland während des XV. Jahrhunderts die Verbrüderung der politisch-sozialen und der religiösen Umsturzideen teils vollzogen, teils angebahnt worden ist, daß der große Bauernkrieg nur den Abschluß einer längst eingeleiteten Bewegung bildet, die unter religiösem Feldgeschrei mit der völligen Nivellirung der deutschen Gesellschaft Ernst machen wollte.

Indessen mühten sich die höchsten Gewalten des Reichs in dem mehr oder minder aufrichtigen Bestreben ab, diese anarchische Masse, die den Namen des heiligen römischen Reiches trug, irgendwie in festere Ordnung zu bringen. Das XV. Jahrhundert ist eine Zeit des vergeblichen politischen Experimentirens, denn Niemand dachte ernstlich daran zu opfern und zu gehorchen. „Der Gehorsam ist verstorben", sagt ein thüringischer Dichter:

„nicht kunde man sich erwern
one gehorssam zu keyner zeit
mit eyme mechtigen here:
man verlore gar schire den streit."

III. Das Haus Habsburg und die Reichsreform.

Die Reichsreform war und blieb ein Postulat und ein stehendes Schlagwort der Zeit wie die Reformation der Kirche. Brennend wurde diese Frage recht eigentlich mit der Regierung König Sigmunds; dem äußern Anstoß, den die Husitenkriege gaben, folgte alsbald eine zweite Warnung, als die Schaaren der Armagnaken den deutschen Südwesten ungestraft verheerten. Deutschlands politische Ohnmacht konnte nicht deutlicher zu Tage treten; das Reich hatte den Nachbarnationen gegenüber nachgerade Alles verloren, ohne die Ehre zu retten. Was half es, daß offiziell immer noch eine Reihe von italienischen Staaten: Florenz, Mailand, Genua, Savoien, ferner die Provence, die Niederlande, die Schweiz, Böhmen und Mähren, das Gebiet des deutschen Ordens zum Reich gerechnet wurden? Tatsächlich hatte der Reichsadler längst aufgehört, jenes furchterregende Zeichen zu sein, vor dem allein, wie ein deutscher Publizist des XV. Jahrhunderts sich zu behaupten erdreistet, alle barbarischen Nationen erzitterten. Die Italiener sahen mit Verachtung auf die Ansprüche eines Mannes, der in Deutschland wohnte und von einem römischen Kaiser nichts als den eiteln Namen hatte. Im Westen consolidirten sich die drei großen Reiche, Frankreich, Spanien und England, alle begierig, die führende Stellung einzunehmen, die von den Deutschen nicht mehr rechtlich behauptet werden konnte. Gleicher Ehrgeiz erfüllte das Haus Burgund, dessen kurze Blüte immerhin die Niederlande dem Reich vollends entfremdet hat. Und nicht minder erschüttert zeigte sich Deutschlands Situation im Norden und Osten. Die Union der skandinavischen Reiche trat der zerbröckelnden Hansa entgegen; die verhängnißvolle Wahl des Dänenkönigs zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein wurde nicht minder eine Quelle des Unheils für Deutschland als das siegreiche Vordringen Polens auf dem Gebiet der Deutschherren. Böhmen, fast ganz tschechisirt, hielt sich unter einem husitischen König als selbständige Macht neben dem Reich und fiel gegen Ende des Jahrhunderts mit Ungarn zusammen an die jagellonische Dynastie. Vom Südosten herauf drohte bereits die Macht der Osmanen, während ein zweiter Erbfeind aller westeuropäischen Kultur in dem moskowitischen Reich heranwuchs. Aber keine von all' diesen äußeren Gefahren erschien so nahe und dringend, als der Ehrgeiz des französischen Königtums, das seit dem XIV. Jahrhundert nicht müde ward, mit einzelnen Reichsfürsten Verbindungen anzuknüpfen, und die

Erwerbung der römischen Krone nicht mehr aus den Augen verlor. Im Jahre 1444 formulirte Karl VII. das künftige Verhältniß in den berüchtigten Behauptungen, daß Frankreich den Rhein als seine natürliche Grenze und die deutsche Freiheit als einen Gegenstand seiner Fürsorge ansehe. Einige Jahrzehnte später wußte die französische Krone die Eidgenossenschaft in ihr Interesse zu ziehen.

Es gab keine deutsche Politik mehr. Ohne eine innerliche Wiedergeburt war an ein Auftreten des deutschen Reichs nach außen nicht zu denken. Man hatte so gut wie gar keine Centralgewalt: weder das Schattenkönigtum noch die haltlose Oligarchie der Kurfürsten konnte die politischen Kräfte der Nation aus ihrer centrifugalen Richtung herausreißen. Im offenbaren Fortschritt und Aufsteigen begriffen waren nur die größeren territorialen Gewalten. Und gerade sie bildeten ja das Haupthinderniß jeder einheitlichen Organisation. Die Städte gaben hierin den Fürsten kaum etwas nach, aber die öffentliche Meinung machte doch im richtigen Gefühl die Fürsten für den Niedergang des Reichs verantwortlich, denn nur bei ihnen konnte allenfalls noch auf die Möglichkeit einer großen politischen Initiative gerechnet werden; erwies sich diese Hoffnung als trügerisch, so blieb nichts mehr übrig, als die Revolution. Nikolaus von Cues hat sich das in seinem berühmten Entwurf einer Reichsreform vollkommen klar gemacht. Das Grundübel des totkranken Reichs ist die mangelnde Rechtssicherheit. Daher muß vor allem das Fehderecht ganz und gar aufgehoben, ein ewiger Landfriede hergestellt werden. Dies läßt sich aber nur durch ein starkes Kaisertum erreichen. Der geniale Reformer sieht die künftige deutsche Monarchie, gegründet auf ein geordnetes Heer- und Finanzwesen, des Landfriedens walten, unterstützt und controlirt durch jährliche Reichsversammlungen, auf denen die Kurfürsten und die kaiserlichen Richter mit Vertretern der Fürsten, der Städte und des Adels tagen. Der Reichstag ist zugleich die höchste Instanz über den gewöhnlichen Reichsgerichten und eine seiner vornehmsten Aufgaben bildet die Herstellung eines gemeinen nationalen Rechts auf Grund der zahllosen Partikularrechte. Der Reichsschatz zu Frankfurt wird auf eine Reichssteuer sowie auf die Reichszölle und die Gerichtsgelder fundirt. Es giebt nur noch eine bewaffnete Macht, das stehende Reichsheer. Bieten aber die Fürsten nicht die Hand zu einer solchen Neugestaltung, so werden sich, indem sie hadern, die Männer der brutalen Gewalt erheben, „denn wie die Fürsten das Reich verschlingen, ebenso verschlingt dann das Volk die Fürsten".

Zweifellos hing das Schicksal der Reichsreform vorzüglich von den Interessen der großen Fürstenhäuser ab, die während des XV. Jahrhunderts aus der Masse der kleineren Dynastien heraustreten; es sind die nämlichen, die im folgenden Jahrhundert über die politische Zukunft der Reformation entschieden haben. Dem oben berührten Zug der Zeit nach monarchischer Festigung des Staats begegnen wir auch bei ihnen. Durch Erbverbrüderungen suchte man dem Heimfall der großen Reichslehen vorzubeugen; gegen

Ende des XV. Jahrhunderts schien sogar der Krebsschaden des Fürstentums, der Grundsatz der Teilung, einer wirklich politischen Auffassung weichen zu sollen. Die goldene Bulle hatte wenigstens die kurfürstlichen Territorien unter den Schutz der Unteilbarkeit gerettet; jetzt suchten die Hohenzollern (1473), die Würtemberger (1473), die bairischen Wittelsbacher (1506), die Zähringer (1515) durch feste Regelung der Primogenitur ein neues Auseinanderfallen des einmal Vereinigten zu hindern. Auch die mecklenburgischen, pommerischen, hessischen, sächsisch-thüringischen Lande durften sich im XV. Jahrhundert einer freilich vergänglichen Einheit der Regierung erfreuen, während das welfische Haus fortfuhr, seine Macht aufs Kläglichste zu verzetteln. Ein politischer Gedanke liegt gewiß auch in der damals um sich greifenden Übung, die geistlichen Fürstentümer und höheren Pfründen an die nachgeborenen Söhne fürstlicher und adeliger Familien zu bringen; zu ihren Gunsten wurde die ursprünglich freie Wahl der Kapitel mehr und mehr eingeschränkt, die Kapitel selbst zum Teil in reine Adelsgenossenschaften verwandelt, worin man die Würdigkeit zum geistlichen Amt nach Analogie der Turnierfähigkeit abmaß. Die geistlichen Fürstentümer hätten als geschlossener Stand eine entscheidende Stimme im Reich haben können; es gab über fünfzig Erzbischöfe und Bischöfe, gegen achtzig Prälaten und Äbtissinnen. Aber sie reihten sich vollkommen der weltlichen Gliederung der Stände ein und der gewohnheitsmäßige Anspruch, den gewisse vornehme Häuser auf dieses oder jenes Stift erhoben, erinnerte zuweilen beinahe an Erblichkeit.

Wie hätte man aber von einem Fürstenstand, der sich doch immer nur mit Mühe zur Erkenntniß seiner eigenen Hausinteressen erheben konnte, klare Einsicht und guten Willen in Sachen des Reichs erwarten sollen! Gerade der Gegensatz der beiden hervorragendsten Häuser, Hohenzollern und Wittelsbach, hat Jahrzehnte lang die Verwirrung des Reichs wesentlich gesteigert. Die Hohenzollern waren im engsten Anschluß an das Kaisertum emporgekommen; sie wußten ihre Herrschaft in der Mark Brandenburg dem Adel und den Städten zum Trotz zu festigen, und Kurfürst Friedrich I. durfte, kaum unter die Ersten des Reichs aufgenommen, bereits seinen Blick auf die römische Königskrone richten, die in jener Zeit keinen würdigeren Träger hätte finden können. Diese Aussicht verschwand wieder ebenso wie die Hoffnung, Kursachsen zu erwerben; das wiederholte Anerbieten der böhmischen Krone ward nicht ernstlich ergriffen. Albrecht Achilles, „der Sinnreiche von Brandenburg mit seinen subtilen Fünden", der Erste unter den Reichsfürsten seiner Zeit, war ein derber Realpolitiker, der sich nicht von abenteuerlichen Projekten einnehmen ließ. Eine prachtvolle Erscheinung, tollkühn im Turnier wie in der Fehde, war er nicht minder bewundert und gefürchtet als ein Meister politischer Verschlagenheit, als „deutscher Fuchs", der selbst den Wälschen zu imponiren verstand. Keiner von seinen fürstlichen Zeitgenossen hat das Bewußtsein der Selbstherrlichkeit so überkräftig zum Ausdruck gebracht; als sein Streit mit Nürnberg vor dem kaiserlichen Hofgericht zu

Wiener-Neustadt verhandelt wurde, fiel er dem Kaiser selbst in die Rede, warf einen kaiserlichen Rat bürgerlichen Standes mit den Worten: „Bist du auch ein Fürst?“ eigenhändig zur Türe hinaus und fuhr den päpstlichen Legaten an, er kümmere sich weder um den Kaiser noch um den Papst. Denn wenn er nachmals das kaiserliche Banner gegen Wittelsbach geführt und die Rolle eines Schützers der Reichsordnung gegen fürstliche Unbotmäßigkeit gespielt hat, so verfolgte er deßhalb nicht minder eifrig als seine Gegner territoriale Zwecke. Daß er um seiner landesherrlichen Rechte willen auch mit der Kirche anzubinden wagte, erfuhren die fränkischen Geistlichen, als sie sich weigerten ihm die Reichssteuer zu zahlen. Das Interdikt focht den alten Herrn wenig an; „man muß sich“, schrieb er, „des Teufels wehren mit dem heiligen Kreuz“. Aber die Reichsreform war doch eigentlich nicht seine Sache, wie er überhaupt bei aller Energie des Geistes und Willens nichts Großes geschaffen hat. Als er 1486 starb, wurde Brandenburgs Einfluß, der allein auf seiner Persönlichkeit ruhte, mit ihm zu Grabe getragen für lange Zeit.

Eben damals erhielt die neue Macht, die an Brandenburgs Stelle zur Führung in Norddeutschland berufen schien, das sächsische Haus der Wettiner, die viel versprechende Anwartschaft auf Jülich und Berg. Aber die Aussichten der Wettiner konnten durch die 1485 vollzogene Teilung von vornherein für stark entwertet gelten. Die ernestinischen Kurfürsten in Thüringen und die albertinischen Herzöge in Meißen waren geborene Rivalen, während Albrecht Achilles durch sein Hausgesetz wenigstens die Marken vor künftiger Zersplitterung geschützt hatte. Zunächst freilich hob sich langsam der bedächtige Kurfürst Friedrich an die Stelle des ersten Reichsfürsten, eine Persönlichkeit, die in ihrem ganzen Wesen und so auch in der Frage der Reichsreform einen ausgesprochenen Gegensatz zu dem gewalttätigen, aber kaiserfreundlichen Markgrafen darstellte.

Während die Hohenzollern und die Wettiner im Bunde mit der bestehenden Ordnung des Reichs ihren Platz eingenommen und behauptet hatten, waren die Wittelsbacher seit dem Ausgang Kaiser Ludwigs und dem Verfall seiner großen dynastischen Schöpfung natürliche Gegner der Luxemburger und ihrer habsburgischen Nachfolger. Um die Mitte des XV. Jahrhunderts überwanden sie endlich ihre altgewohnte Zwietracht soweit, daß Baiern und Pfälzer den Kern einer kaiserfeindlichen Partei bildeten. Die führende Persönlichkeit, Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, der „böse Fritz“, zeigt in gewissem Sinn den Typus des modernen Fürsten noch stärker als sein Gegner Markgraf Albrecht. Er umgibt sich mit Vertretern des römischen Rechts und des Humanismus; er nimmt sogar wie König Alfonso von Neapel seinen Hofdichter mit ins Feld und läßt nicht nur sich, sondern auch seine Maitresse und seine Bastarde in lateinischen Hexametern verherrlichen. Eben so unbefangen springt seine Politik mit allem um, was ihr im Wege steht. Die Bestätigung seiner Kur holte er, da der Kaiser sie verweigerte, vom Papst, aber das hinderte ihn nicht, in der Mainzer Bistumsfehde dem Papst

wie dem Kaiser Trotz zu bieten; der Bann kümmerte ihn so wenig wie die Reichsacht. „Nüchtern und schonungslos", sagt ein neuerer Historiker, „nahm er das Recht des Krieges wahr, wie ein Pirat das Recht des Raubes"; die bei Seckenheim gefangenen Fürsten ließ er gekettet an den Block legen, um ein möglichst hohes Lösegeld zu erpressen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß ihm und seinen Genossen der Gedanke, die römische Krone dem Tschechenkönig Georg Podiebrad in die Hände zu spielen, wenig Skrupel machte. Freilich hätte sich dabei das Haus Wittelsbach die leitende Stellung im Reich gesichert; die Reichsreform war natürlich nur das Aushängeschild für ein vorteilhaftes Geschäft der Territorialgewalten. Dahin war es nun einmal gekommen, daß man die Möglichkeit einer Fremdherrschaft, eines tschechischen oder burgundischen Reichsoberhaupts ohne allzugroße Aufregung ins Auge fassen durfte. Friedrich der Siegreiche stand in der freundschaftlichsten Verbindung mit Karl dem Kühnen; er dachte seinem Neffen, dem jungen Pfalzgrafen Philipp, die Hand der glänzendsten Erbin Europas, der burgundischen Maria zu verschaffen. Der große Burgunder war ja die glänzendste Verkörperung jenes fürstlichen Strebens nach voller Hoheit, nach „Libertät"; pfälzische Ritter hatten unter seiner Fahne gekämpft; für Friedrichs Bruder, den Erzbischof Ruprecht von Köln, unternahm er 1474 seinen Angriff auf das Reich, und Gesandte des Pfalzgrafen begleiteten ihn auf seinem verhängnißvollen Zug nach Granson. Das burgundische Erbe fiel nun freilich nicht an Pfalz, sondern an Habsburg; dafür finden wir Friedrichs Nachfolger, den Kurfürsten Philipp, im Schutz- und Trutzbündniß mit dem König von Frankreich, von dem er sogar Pension bezog; seine älteren Söhne mußten in die Schule des französischen Hoflebens, und diese enge Fühlung mit dem wälschen Nachbarn begann für das pfälzische Haus bereits im XVI. Jahrhundert traditionell zu werden.

Unter den bairischen Wittelsbachern ohne Frage der Bedeutendste und gleichfalls ein rechtes Muster des fürstlichen Politikers jener Zeit ist Herzog Albrecht IV. von Baiern-München eine Zeitlang der gefährlichste deutsche Gegner Habsburgs. Wie sein brandenburgischer Namensvetter wußte er Kühnheit mit Verschlagenheit zu paaren. Den Kampf des deutschen Fürstentums gegen seine Todfeinde, die teilungslustigen jüngeren Brüder, hat er mit allen Mitteln siegreich durchgefochten; den Adel hielt er nieder, ohne deßhalb gerade bürgerfreundlich zu sein, wie die Reichsstadt Regensburg zu ihrem Schrecken erfuhr. Er griff nach allem, was sich in der Nähe oder in der Ferne zu bieten schien; die alten bairischen Ansprüche in den Niederlanden waren ihm nicht zu fadenscheinig, so wenig wie die Rechte auf Verona, die er den vertriebenen Scala abgekauft hatte. Im Erreichbaren bewegten sich dagegen seine und seines Vetters Georg von Landshut Versuche, von dem altersschwachen Herzog Sigmund Tirol und Vorderösterreich für das Haus Baiern zu gewinnen. Albrecht hatte sich mit der Tochter des Kaisers ohne dessen Einwilligung vermählt; gegen den Zorn seines Schwiegervaters drohte

er bei Ungarn und andern außerdeutschen Mächten Schutz zu suchen. Dieses Fürstentum ist immer bereit, bei jeder Kreuzung seiner souveränen Gelüste an die Gewalt und nur zu leicht an die Hülfe des Auslands zu appelliren. Aber die alte Zwietracht der Wittelsbacher ließ sich nicht auf die Dauer beschwören; der Krieg um die Erbschaft der Landshuter Linie (1504) führte zur entsetzlichsten Verwüstung Baierns und der Pfalz, und der Münchener Herzog, der diesmal mit kaiserlicher Hülfe seines geächteten Vetters Herr wurde, mußte den Sieg mit Gebietsabtretungen an die Pfälzer, an den Kaiser und seine Verbündeten bezahlen. Trotzdem blieb das jetzt vereinigte Herzogtum Baiern immer noch eine gefährliche Nachbarschaft für die Habsburger; denn der Gedanke an das, was verloren, und an das, was nicht gewonnen war, lebte in Albrechts Söhnen fort. Vergebens suchte sie Kaiser Maximilian durch ein viel gebrauchtes Mittel zu begütigen, indem er ihnen von Zeit zu Zeit vorteilhafte Vermählungen mit der Königin von Schottland, der Königin von Neapel und anderen fernen Damen in Aussicht stellte.

Die Härte und der zügellose Eigenwille dieser Generationen erscheint in den fürstlichen Familien keineswegs abgeschwächt, vor allem aber verschwinden bei ihrer Betrachtung die hergebrachten Vorstellungen von deutscher Treue und Biederkeit, fürstlicher Ehre und Reputation, lauter Phrasen, die in den Schriftstücken jener Zeit mit einem wahrhaft komischen Ernst vorgeführt und bis zum Überdruß wiederholt werden. Bei der Gründung des modernen Staats ist es wie überall so in den deutschen Territorien nicht besonders säuberlich zugegangen. Die raffinirte Ruchlosigkeit der italienischen Tyrannis ist freilich in Deutschland nirgends erreicht worden, aber die innere Geschichte unserer Fürstenhäuser weist doch im XV. und XVI. Jahrhundert so manche Proben einer Gewissenlosigkeit auf, die unter dem Titel dynastischer Rücksichten alles für erlaubt hielt. Das verrufenste Beispiel lieferte der Ausgang Herzog Ludwigs des Entarteten von Baiern-Ingolstadt; nach einem Leben voll Streit und Fehde wird er, wegen seiner Vorliebe für einen Bastard, von dem rechtmäßigen Sohn Ludwig mit dem Höcker förmlich bekriegt und gefangen genommen, von einem fürstlichen Kerkermeister zum andern geschleppt, bis man eines Tags den achtzigjährigen Mann tot im Gefängniß seines alten Widersachers Heinrich von Landshut findet. Kurz vorher hatte der alte Herzog Ernst von München die bürgerliche Geliebte seines Sohnes Albrecht, die schöne Bernauerin, ertränken lassen; auch Heinrich von Landshut brachte es über sich, den feindlichen Vetter Ludwig auf dem Concil zu Kostnitz eines Abends meuchlerisch zu überfallen und niederzustoßen. Daß der Bruderkrieg keine Seltenheit war, versteht sich bei der mangelhaften Regelung der fürstlichen Nachfolge von selbst. In Sachsen wie in Baiern griff man zu dem Ausweg, jüngere Brüder, die sich allzuläftig machten, einzusperren. Den alten liederlichen und jähzornigen Markgrafen Friedrich auf der Plassenburg nahmen die eigenen Söhne Kasimir und Johann in Haft, nachdem er sich tätlich an ihnen vergriffen hatte. Neben solcher Roheit waren rücksichts-

lose Habgier, Hang zu unsinnigem Luxus, Abwesenheit jedes Nationalgefühls leider sehr verbreitete Züge; wir werden darauf zurückkommen, wie zu Anfang des XVI. Jahrhunderts die Masse der deutschen Fürsten und Herren den Ausländern, und zwar mit vollem Recht, für käuflich galt. Von allen Seiten erschollen die Warnungsrufe des Patriotismus, zu dessen Sprechern Geistliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte vorzüglich aus dem Bürgerstand sich aufwarfen. Hören wir die Stimme eines Mannes, der selbst in der Vergötterung seines fürstlichen Herrn wahrlich des Guten zu viel getan hat. Matthias von Kemnat, der Historiograph Friedrichs des Siegreichen, ruft dem Kaiser und den Fürsten zu: „Herum sehet auf die Ding, daß kein ander Kaiser, König oder Fürst in Deutschland und in euere Gewalt und Fürstentum nicht niste oder bezwinge. Seid streng und fest; gedenkt an euer selbs Ehre und laßt euch in keinen Weg erschrecken noch abdräuen die edle Krone und Kür der kaiserlichen Majestät, die ihr in deutschen Landen besitzt." — Der Herzog soll der erste an der Spitze sein und das Volk nach sich ziehen; jetzt sind sie meist in allen Kriegszügen die letzten. „Ein Fürst heißt ein Fürsteher seiner Schaar und soll stehen bis in den Tod vor seinen Feinden. Den Titel und Orden fürstenlich das siehet man selten mehr halten. Ein Kaiser heißt Kaiser, daß er kiesen soll das Recht und verstoßen und strafen soll mit Gewalt alles Unrecht, und ein brennendes Recht soll durch sein Herz fließen. Tun jetzund das die Kaiser? Weiß männiglich wohl, mir gebührt zu schweigen." Er schweigt freilich trotzdem nicht, sondern bezeichnet den Kaiser Friedrich weiterhin als „den geizigen Judas". Und mit erstaunlicher Offenheit äußert sich hierüber der Nürnberger Barbier und Dichter Hans Folz in seiner Historie vom Ursprung des römischen Reichs:

„unser weltlichs haupt ist krank,
das alle fürsten sollt regirn;
dem thön die orn, im hiczt die stirn
nach gab, alfancz und auch hantsalben,
die erczeneyen in allenthalben;
nye süßer drost im geben wart,
dan von Reichart, Gebhart, Clinghart."

Gerade dieser vielverspottete Kaiser, dessen Ohnmacht sprichwörtlich geworden ist, hat den Grund zur habsburgischen Weltmacht gelegt, hat das Haus Österreich gelehrt, seine Blicke, dem Doppeladler gleich, nach Osten und nach Westen zu richten. Was war die Macht Ludwigs des Baiern oder der Luxemburger gegen den Traum von der Zukunft Österreichs, in dem Friedrich III. lebte und webte, den er in der Zeichensprache seines A. E. I. O. U. auszudrücken liebte! Die politische Geschichte Deutschlands im XV. Jahrhundert hat kein folgenreicheres Ergebniß aufzuweisen als die neue Weltstellung Habsburgs. Aber diese Schöpfung trägt von Anfang an einen internationalen Charakter; ihre wichtigsten Interessen liegen außerhalb des Reichs. Alles wirkte ineinander, um ein staatliches Zusammenwachsen der Nation, wie es

sich in Frankreich, England und Spanien vollzog, in Deutschland unmöglich zu machen; zu der unüberwindlichen Kraft des deutschen Partikularismus trat noch die Herrschaft einer Dynastie, in deren politischen Combinationen Deutschland nur ein Faktor neben andern war.

Friedrich von Steiermark wurde als ohnmächtig und harmlos von den Kurfürsten am 2. Februar 1440 gewählt. Als Kaiser hat er allerdings zeitlebens eine erbärmliche Rolle gespielt. Aber eine unbedeutende Persönlichkeit war er keineswegs. Wie er, obwohl eigentlich so gut als mittellos, es doch verstanden hat sich durch den Gegensatz der Parteien und gelegentlich selbst durch den immer noch nicht ganz erloschenen Nimbus der Kaiserkrone zu behaupten, das ist ja vielfach jenen alten Anklagen und Spöttereien entgegengehalten worden. Freilich, die Schläge fielen hageldicht; jeder Rest von Ehrgefühl hätte sich gegen diese Demütigungen aufbäumen müssen. Aber Friedrich besaß überhaupt keinen verwundbaren Punkt; er war geradezu durch nichts aus der Fassung zu bringen. Er gewöhnte sich daran, alles von der Zeit zu erwarten, seine Feinde zu überleben, seine politischen Rechnungen immer wieder von vorne anzufangen, bis das gewünschte Resultat endlich doch noch herauskam. Denn eine unglaubliche Zähigkeit war eben seine Stärke. Ein Wort des Albrecht Achilles, wer sich nicht schäme, der werde nicht zu Schanden, läßt sich mit weit besserem Fug auf diesen stillen Rechner und Planmacher anwenden, der unter dem Hohn und Spott der Zeitgenossen ein gutes Stück seiner Projekte verwirklicht hat. Übrigens fehlt bei aller Nüchternheit auch ihm nicht der phantastische Hintergrund; Friedrich war der eifrigste Alchymist und Astrolog, ja sogar „ein großer Nigromanta", in dessen Kammer man des Nachts „wunderbarliche und erschreckenliche Ding" zu sehen und zu hören bekam.

Die drei großen Errungenschaften Habsburgs unter seiner Regierung sind die burgundische Heirat, die Wahl Maximilians zum römischen König und die Gründung des schwäbischen Bundes. Nationale Gedanken, wie sie uns bei den früheren habsburgischen Königen begegnen, dürfen wir bei ihm nicht suchen; hat er doch kein Bedenken getragen, die scheußlichen Horden der Armagnaken ins Reich zu ziehen. Nicht sein Verdienst war es, daß der alte Anspruch der französischen Könige auf das Rheinufer damals nicht verwirklicht wurde. Deutschland mußte überhaupt den politischen Phantasien einer jugendlichen Staatskunst immer mehr als corpus vile, als bequemstes Versuchsobjekt dienen. So überwies der Entwurf eines europäischen Staatenbunds, der sich Podiebrads besondern Beifall erwarb, die Führung der Christenheit gegen die Ungläubigen den Königen von Frankreich und Böhmen; dem ersteren war sogar der Vorsitz in einem internationalen Fürstenparlament zugedacht, mit absichtlicher Übergehung von Kaiser und Papst. Ernsthafter drohte der Ehrgeiz der neuen burgundischen Großmacht zu werden, die zwischen Deutschland und Frankreich emporwuchs und sich bereits als Erbin des gefallenen römischen Reichs anzukündigen wagte. In Karl dem Kühnen, dem

neuen Alexander, dem „Großherzog des Occidents", verband sich der Geist der modernen Monarchie mit dem halb abenteuerlichen halb ceremoniösen Wesen eines neuverjüngten Rittertums und diese Mischung ist ebenso das Muster für die Herrscher des XVI. Jahrhunderts geworden wie sein Gedanke einer europäischen Monarchie bei den Habsburgern und bei den französischen Königen fortgewirkt hat. „Halb Europa", sagt Commynes, „würde ihm nicht genügt haben." An dem Hof dieses französischen Vasallen drängten sich Gesandte vom Papst und vom Kaiser, von Frankreich und England, Ungarn und Böhmen, Neapel und Venedig. Schon erstreckte sich das burgundische Reich von der Nordsee bis an den Genfer See; schon legte Karl seine Hand auf Elsaß und Vorderösterreich und griff nach Lothringen, nach der Eidgenossenschaft, nach Savoien und der Provence. Frankreich sollte in eine Anzahl von kleineren Staaten zerschlagen werden; die Krone des heiligen römischen Reichs hatte Karl sich selbst zugedacht und im Jahr 1469 wurde sie ihm von Podiebrad im Einverständniß mit der bairischen Partei wirklich angetragen. Aber schon vorher hatte der Kaiser den Plan gefaßt, die burgundischen Lande zum Königreich zu erheben und dagegen die Hand der Erbin Maria für seinen Sohn zu gewinnen; man muß dem Kaiser zugestehen, daß er wenigstens zu einer förmlichen Auslieferung der römischen Krone an Burgund sich nicht herbeilassen wollte. Vorübergehend ermannten sich sogar Kaiser und Reich gegen die übergroße Frechheit des Herzogs, dessen Einfall in das kölnische Erzstift das schlummernde Nationalgefühl der Deutschen für einen Augenblick aufweckte. Nach der fürchterlichen Schmach der Husitenkriege und des Armagnakenzugs war die heldenmütige Verteidigung der kleinen Stadt Neuß, vor der alle Übermacht des Burgunders zu Schanden wurde (1474/75), wieder das erste tröstliche Zeichen, daß Deutschlands nationale Ehre noch nicht ganz und gar erstorben sei. Man versah sich aber auch des Schlimmsten; Karl wolle, so hieß es, nach Einnahme des Rheinstroms die Reichsverfassung auflösen und „selbst Kurfürst, König, Kaiser und Papst sein, und alle Kurfürsten und auch andere Fürsten würden seine Knechte und Sklaven"; die Städte aber müßten ihren ganzen Reichtum herausgeben, ihre Mauern niederlegen lassen und dann so viel Steuern zahlen, daß sie nicht mehr aufbauen könnten. Der gewaltige und unheimliche Eindruck, den diese plötzlich in die Höhe getriebene Macht Burgunds in der Phantasie des deutschen Volks hinterließ, gipfelt in den Erzählungen von seiner Gottlosigkeit, wie er gesagt habe, Gott mit seinen Engeln und Heiligen regiere im Himmel und kümmere sich unser nicht, sondern er und seinesgleichen sollten auf dem Erdreich regieren und herrschen. Der große Widersacher aller Freiheit, der Vorläufer des Absolutismus mußte zugleich die Züge des Antichrist tragen und nicht nur dem Papst und dem Kaiser, sondern Gott selber Trotz bieten. Man hatte das Gefühl mit einer ganz neuen Welt in leibhaftige Berührung gekommen zu sein; seit Jahrhunderten war das Interesse der Nation nicht mehr in solchem Grade von einer einzelnen Persönlichkeit herausgefordert

worden. Im fränkischen Staffelstein spielten die Hirtenknaben auf dem Felde den Streit zwischen Kaiser, Frankreich und Burgund; daß der Stärkste, der den Burgunder darstellte, dabei durch einen Zufall ums Leben kam, galt für ein gutes Vorzeichen.

„Was man sagit hen unnd her,
unden und oben in den landen,
das ist allis von einem manne von Burgundien.“

Auch über diesen Gewaltigen triumphirte Kaiser Friedrichs Geduld; nach der ersten Niederlage durch die Schweizer verstand sich Karl zum Abschluß des vielumstrittenen Verlöbnisses zwischen seiner Tochter und dem jungen Kaisersohn (6. Mai 1476). Kurz darauf fand die burgundische Herrlichkeit ihr Grab auf dem Schlachtfeld bei Nancy; Maximilian nahm den Kampf um die verhängnißvolle Erbschaft auf. Der erste große Schritt zur Gründung der habsburgischen Weltmacht war getan. Freilich starb Maria nach kurzer Ehe und Maximilian mußte noch Jahre lang mit Frankreich und den widerspänstigen Niederländern ringen, bis er 1485 als Vormund seines Sohnes Philipp anerkannt wurde. Eben damals flüchtete der Kaiser aus seinen Erblanden vor dem siegreichen Matthias Corvinus; die Erbschaft der Luxemburger in Ungarn wie in Böhmen schien für Habsburg verloren. Und wenn am 16. Februar 1486 die deutschen Kurfürsten den Erzherzog Maximilian zum römischen König wählten, so war das ein Erfolg für das Haus Österreich, der dem alten Kaiser mühsam abgedrungen worden ist. Maximilian mußte bei dem hartnäckigen Widerstand des Vaters die Aufgabe sich mit den Kurfürsten abzufinden selbst übernehmen. Albrecht Achilles, der sogar an die Wahl seines Sohnes Johann gedacht zu haben scheint, wurde durch die Aussicht auf die Vermählung einer Tochter mit dem kürzlich verwittweten jungen Habsburger gewonnen. Die Gratulationsrede des venezianischen Gesandten durfte geradezu die allbekannte Abneigung des Kaisers gegen die Wahl seines Sohnes als besondere Uneigennützigkeit feiern. Dagegen können wir wohl annehmen, daß die Gründung des schwäbischen Bundes im Jahr 1487 nicht gegen den Willen, vielmehr unter wesentlicher Mitwirkung Friedrichs zu Stande gekommen ist. Dieser kaiserliche Bund im Lande zu Schwaben, ursprünglich hervorgerufen durch das drohende Wachstum der wittelsbachischen Macht, das den Kaiser nicht minder unliebsam berührte als die schwäbischen Herren, Ritter und Städte, erweiterte sich rasch durch den Beitritt des Kurfürsten von Mainz und der fränkischen Hohenzollern; im Jahre 1490 wurde der junge König selbst als Nachfolger des Herzogs Sigmund in den österreichischen Vorlanden aufgenommen. Der alte Gegner Albrecht von Baiern fand es schließlich gleichfalls geraten sich durch Eintritt in den Bund sicher zu stellen, der unstreitig als die bedeutendste Vereinigung politischer und militärischer Kräfte in Deutschland für jede Umgestaltung des Reichs von Gewicht war.

Denn neben der werdenden österreichischen Großmacht und vielfach im Gegensatz zu ihren Interessen hatte die Frage der Reichsreform allmählich

bestimmtere Umrisse gewonnen. Seit den Tagen Kaiser Sigmunds beschäftigte sie die Reichstage; nach einer spottenden Äußerung des Enea Silvio war freilich das einzige Ergebniß einer solchen Versammlung jedesmal die Geburt eines neuen Reichstags. Die Organisation des Landfriedens, die Einteilung des Reichs nach Kreisen, der gemeine Pfennig und andere Entwürfe einer Reichssteuer schleppten sich seit den aufregenden Zeiten der Husitenkriege noch über ein halbes Jahrhundert von einem Tag zum andern fort, ohne daß man zu einer dauernden Regelung gekommen wäre. Abgesehen von der mangelnden Opferwilligkeit hegten auch die Reichsstände unter einander und gegen den Kaiser ein nur zu wohl begründetes Mißtrauen. Die Städte fürchteten durch eine direkte Reichssteuer zur Offenbarung ihrer „Heimlichkeit" oder „Gelegenheit", d. h. ihrer wahren finanziellen Lage gedrängt zu werden; die Fürsten konnten sich allerdings auf die Schwierigkeit berufen, eine vom Reich beschlossene Leistung bei ihren eigenen Landständen durchzusetzen. Selbst ein Albrecht Achilles stand im Jahr 1480 mit aller Entschiedenheit auf Seiten der Gegner, in deren Augen jede Reichssteuer ein schmählicher der deutschen Natur unwürdiger Tribut und das Beispiel der französischen Monarchie nur ein abschreckendes war. Und wie hätten die Fürsten sich ernstlich mit einem Kaiser verständigen sollen, dem sie den frommen Wunsch zutrauten, da er verdorben sei, müßten sie auch verderben. Mit den Städten vollends war nicht viel anzufangen, solange man fortfuhr die Frage, ob sie überhaupt Reichsstandschaft besäßen, offen zu lassen. Sie hatten sich selbst durch das ewige „Hintersichbringen" ihrer Vertreter, durch die bis zum Überdruß wiederholte Entschuldigung mit unzureichender Vollmacht in eine schiefe Lage gebracht. Daß sie neben den Kurfürsten und den Fürsten als drittes Element der Reichsversammlung selbständig berieten, war längst eingebürgert, aber nicht rechtlich festgestellt; auf den Tag von 1486 wurden sie gar nicht geladen, wogegen man ihnen ohne erst zu fragen eine starke Reichshülfe auflegte. Aber die Frage, ob die Beschlüsse eines Reichstags auch für die nicht anwesenden Reichsglieder verbindlich seien, gehörte gleichfalls zu den strittigen. Die kleinen reichsunmittelbaren Dynasten waren selbstverständlich von vornherein gegen jede Änderung, die nur entfernt an eine „Servitut", d. h. an eine stärkere Centralgewalt erinnerte.

Es bedurfte viel Mut, viel Ausdauer, einen bestimmten Reformplan festzuhalten und an einer Ordnung dieser chaotischen Zustände nicht zu verzweifeln. Kurfürst Berthold von Mainz, aus dem Geschlecht der Grafen von Henneberg, brachte es fertig der Reformpartei Haltung und Richtung zu geben, eine Richtung, die von den kaiserlichen Bahnen Markgraf Albrechts gründlich abwich. Und doch erklärte auch der alte Hohenzoller kurz vor seinem Hinscheiden Frieden, rechtes Gericht und einmütige Münze für die unentbehrlichsten Heilmittel gegen die Ohnmacht des Reichs. Berthold hat den Kampf um die Neuordnung des Reichs zu seiner Lebensaufgabe gemacht; in kirchlichen Dingen entschieden conservativ schrak er als Politiker nicht vor

dem Gedanken zurück Deutschland in eine ständische Republik zu verwandeln. Denn sein Plan ging ursprünglich auf einen Reichsrat, der mit fast allen Rechten und Obliegenheiten einer Reichsregierung ausgestattet und dem beherrschenden Einfluß der Kurfürsten unterworfen werden sollte. Aber auch der spätere Entwurf, der eine jährliche Versammlung des Königs und der Reichsstände zur eigentlichen Inhaberin der Souveränetät machen wollte, hätte das deutsche Königtum zu einem bloßen Namen herabgedrückt. Man denke sich solchen Bestrebungen gegenüber die feurige Herrschernatur Maximilians, der nach dem Tod seines Vaters (1493) vor Ungeduld brannte das Reich zum Werkzeug seiner ehrgeizigen Politik zu machen. Vergebens appellirte er an das Nationalgefühl; die Stände fanden jede ernsthafte Machtentfaltung des Reichs nach außen unstatthaft, solange man im Innern nicht Ordnung geschafft habe. Der König klagte, er habe bei Verhandlung der Reichssachen zu Worms vor der Türe stehen müssen; er wolle sich künftig nicht mehr an Händen und Füßen binden und an einen Nagel henken lassen. Aber was er zu Worms 1495 nicht hatte zugestehen wollen, dem mußte er sich auf dem Augsburger Reichstag im Jahr 1500 beugen. Das Reichsregiment, bestehend aus zwanzig Mitgliedern, wurde geradezu mit der Handhabung der obersten Gewalt in allen Reichssachen, die auswärtige Politik nicht ausgenommen, betraut; während der überwiegende Einfluß dem Kurfürstencollegium gesichert war, sank der König zum Präsidenten des Regiments, zum ersten Stand des Reiches herab. Doch war dieser glänzende Sieg der fürstlichen Reform nicht von Dauer; bei einem Versuch, den römischen König mit Frankreich zu vertragen und so den für das Reich notwendigen Frieden zu erhalten, spielte das Regiment zwar nicht gerade eine verräterische, aber immerhin keine sehr rühmliche Rolle. Es gereichte doch der Nation zur Unehre, daß ein französischer Gesandter dem Kurfürsten Berthold und anderen Gliedern des Regiments ungestraft ins Gesicht sagen durfte, der römische König habe sich in den italienischen Händeln mit 30 000 Dukaten bestechen lassen. Freilich rächte sich Maximilian, als nach kurzer Zeit das Regiment an der unüberwindlichen Teilnahmlosigkeit der Stände zu Grunde ging, mit der offenen Behauptung, der französische König sei der eigentliche Urheber des Regiments gewesen und Kurfürst Berthold habe für seine guten Dienste 200 000 Kronen genommen. Jedenfalls hat das Bestreben des Mainzers, die Aufmerksamkeit der deutschen Stände ganz auf die inneren Angelegenheiten des Reichs zu lenken, weder bei den Nächstbeteiligten noch in weiteren Kreisen der Nation das nötige Entgegenkommen gefunden; es sind nur vereinzelte Stimmen, die sich in der Literatur jener Jahre zu Gunsten einer ständischen Regierung, eines „römischen Senats" erheben, und auch sie betonen in erster Linie den Wunsch, des Reiches Macht und Ehre den andern Nationen gegenüber hergestellt zu sehen. Eine fürstliche Oligarchie, deren Politik diesen Gesichtspunkt fast gänzlich außer Acht ließ, konnte auf keine lebhaften Sympathien rechnen. Aber auch nach dem Fall des Regiments hielt Berthold die

Kurfürsten zusammen; der alte Kurverein ward erneuert, sie schienen zum Äußersten bereit und man erinnerte sich im Reich an die Absetzung König Wenzels. Maximilian war freilich kein Wenzel; ein großer Teil der Bischöfe dankte ihm ihr Emporkommen und die meisten jüngeren Reichsfürsten standen zu ihrem kriegerischen König. Im Jahr 1504 kam es zu einem entscheidenden Zusammenstoß; der Streit um das Landshuter Erbe bot dem König die erwünschte Gelegenheit, Kurpfalz, dessen zweiter Sohn seine Ansprüche unverkürzt und mit Gewalt behaupten wollte, gründlich zu demütigen. Maximilians Sieg über die böhmischen Bundesgenossen des Pfälzers wurde in Liedern gefeiert; vor dem König, sagt ein Volksdichter, ist auf Erdreich das jüngste Gericht, davor man muß. Kurfürst Berthold starb während des Kriegs, der seiner Partei den Todesstoß versetzte. Ein venezianischer Beobachter glaubte sagen zu dürfen, so gut wie allmächtig stehe der König da und keiner von den Fürsten wage ihm zu widerstehen.

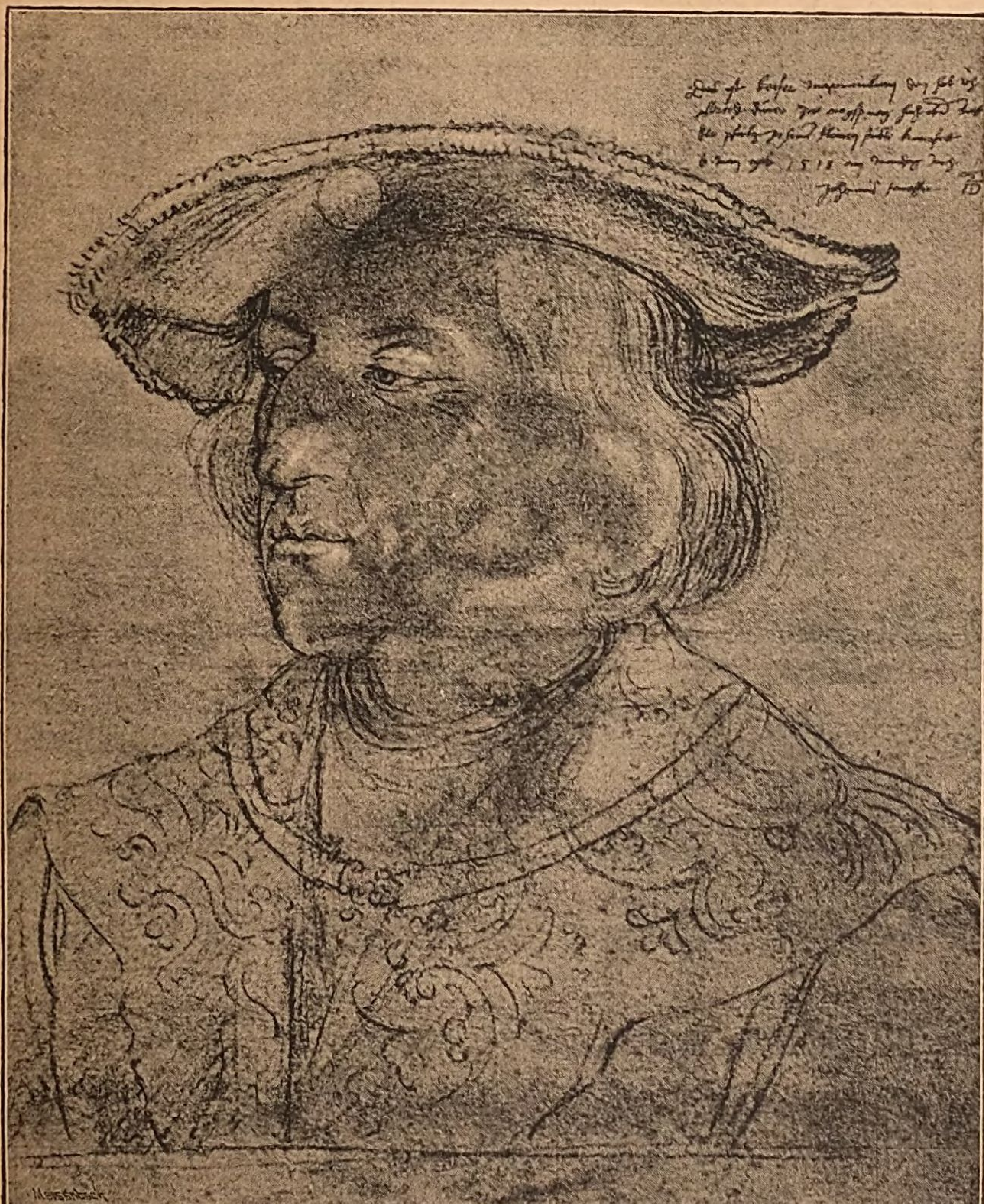
„Der Reichsstaat", urteilt Droysen, „war auf den Punkt gekommen, wo es sich entscheiden zu müssen schien, ob aus der deutschen Nobilität Lords oder Souveräne, aus dem Volk eine Nation oder vieler deutscher Herren Land und Leute werden sollten." Laut genug sprach sich die öffentliche Meinung aus, rief das Volk nach seinem Kaiser; weit verbreitet und tief eingewurzelt war der Glaube an die Monarchie als die einzige Rettung aus dem alten Hader,

„der on groß angst nit kan zergon,
biß man einigen gewalt würt hon,
der da regiert und keiner me."

War Maximilian der rechte Mann für ein solches Rettungswerk an der Nation? Dürfen wir ihn dafür verantwortlich machen, daß er es nicht vollbracht hat?

Maximilian ist und bleibt eine der anziehendsten Erscheinungen in der deutschen Geschichte. Seine unzerstörbare Popularität rechtfertigt sich durch einen Blick auf die Außenseite dieser reichen Natur. Zu dem passiven fast lethargischen Wesen des Vaters steht seine überlebendige Art im schärfsten Gegensatz; er hatte viel vom Blut seiner portugiesischen Mutter. Und trotzdem muß man ihm zugestehen, daß er zeitlebens in seinem Empfinden und Auftreten sich als echten Deutschen gezeigt hat. Wie freute sich das Volk an seiner romantischen Brautfahrt zur schönen Burgunderin, an seinen wundersamen Jagdabenteuern, an seiner Virtuosität im Ritterspiel! Überall wußte er sich mit der wohltuenden Sicherheit des gebornen Herrschers zu bewegen; er schien in jede Umgebung zu passen, ohne sich Zwang anzutun, und gewann die Herzen der Landsknechte oder der Humanisten ebenso leicht wie die der Frauen. Wir werden auf sein Interesse an allem Menschlichen noch zurückkommen; hier beschäftigt uns nur die Einwirkung dieses übersprudelnden Naturells auf den Regenten. Daß er auch in politischen Fragen

seine Persönlichkeit einzusetzen liebte, ist ja bekannt. Im Lager wie in der Reichsversammlung bot er mehr als einmal die Kraft seiner Beredsamkeit auf; er war gern sein eigner Anwalt, denn er wußte, daß seine Rede, wenn er sich ganz der Macht des Augenblicks hingab, „in die Herzen floß wie geschmolzen Gold". Zahlreiche politische Manifeste mußten ihm als Mittel dienen, das Feuer der Gedanken und Leidenschaften, die ihn erfüllten, in die weitesten Kreise der Nation hinauszutragen. Wie er sich auch an Fremde zu machen suchte, zeigen die italienischen Proklamationen vom Jahr 1509, worin er als Schirmherr der Unterdrückten das venezianische Volk zur Empörung gegen die herrschende Oligarchie und Herstellung der alten Gleichheit aufruft. Dabei verschmähte er es keineswegs die Macht des volkstümlichen Wunderglaubens für seine Zwecke auszubeuten und seine Gestalt selbst mit dem phantastischen Nimbus zu umhüllen, der in den Augen der Menge für die Legitimation jeder Größe unentbehrlich war. So verkündete er im Jahr 1503, Gott habe ihn vor etlichen Jahren durch einen vom Himmel fallenden Stein ermahnt, „daß wir die Christenheit von ihren schweren Sünden und Unordnungen leiten und in ein erkanntliches seliges Leben gegen seinen Gnaden kehren und dadurch seinen heiligen Glauben mehren, erretten und behalten sollen". Das Gerücht, bei einer Eidesleistung zu Kostnitz hätten ihm sogar zwei Hirsche und ein Fasan gehuldigt, griff er begierig auf. Wirklich gelang es ihm teils durch solche Mittel teils durch den Zauber seiner Persönlichkeit die Massen für sich einzunehmen, ohne daß er eigentlich etwas für sie getan hätte. Man war gerührt über den humoristischen und lebenslustigen Herrn; es hieß wohl, seit Christus habe kein Mensch mehr gelitten als er. Er blieb allerdings selbst nicht ganz unberührt von dem Glauben an seine Sendung, den er in anderen zu erwecken und zu stärken suchte. Das Ideal des kaiserlichen Führers der Christenheit, des Türkensiegers hat er von Jugend auf im Herzen gehegt. Dieser Traum seines Lebens, der große Türkenkrieg, ist auf seinen Enkel Karl V. übergegangen und mehr als einmal durch seine politischen Rechnungen gefahren. Maximilian wurde freilich durch seine burgundische Heirat in ganz andere Bahnen gezogen; in den Niederlanden und in Italien mußte sich die junge habsburgische Macht mit den großen westeuropäischen Königreichen, vor allem mit Frankreich messen. Sie geriet dadurch in die mißliche Lage, ihre Position an der Ostgrenze des Reiches zunächst nicht mit dem nötigen Nachdruck verteidigen zu können; eine Verlegenheit, die mit Recht als das Verhängniß in Maximilians politischem Leben bezeichnet worden ist. Daß aber Deutschlands Interessen sich mit jenen der österreichisch-burgundischen Dynastie gedeckt hätten, dafür läßt sich der Beweis schwerlich erbringen. Jedenfalls waren die inneren Verhältnisse des Reichs ganz und gar nicht dazu angetan, einer Eroberungspolitik zum Rückhalt zu dienen, was auch eine mehr als patriotische Phantasie von dem Anspruch des römischen Kaisers auf die Weltherrschaft, von der Demütigung der Wälschen und Vertreibung der Türken singen und sagen mochte.



Maximilian I.

Verkleinertes Facsimile einer Zeichnung von Albrecht Dürer. Wien, Albertina.

Kühle Berechnung war aber nicht Maximilians Sache; die ganze unstäte Heftigkeit seines Wesens tritt vielleicht nirgends so zu Tage, wie in der großen Politik, deren eifrigster Adept er stets gewesen, deren Meister er nie geworden ist. Wohl gehörte auch er zur neuen Schule; auf einen Wortbruch kam es ihm so wenig an, daß er geradezu unter den Unzuverlässigen der Unzuverlässigste wurde. Er übertrieb jene Praxis der damaligen Politik, die Macchiavelli in den Rat zusammenfaßt, man solle sich um Treue und Glauben nicht viel kümmern und die Menschen mit Geschick übertölpeln. „Er ist", so schildert ihn einmal Macchiavelli selbst, „in beständiger geistiger und körperlicher Aufregung, aber er nimmt oft Abends zurück, was er früh beschlossen hat." Dieses völlig unberechenbare Treiben schmälerte im Ausland wie im Reich seinen Kredit, denn es ging, wie man bald merkte, weniger aus überlegener Schlauheit, als aus der Unfähigkeit hervor, einen Gedanken streng festzuhalten. Dabei beherrschte ihn eine unbeschreibliche Angst vor jeder Abhängigkeit; um ja nicht beeinflußt zu werden, verheimlichte er seine Absichten auch den vertrautesten Räten. Der Kanzler beklagt sich einmal bitter, daß sein Herr alle Dinge selbst angeben, durchsehen und corrigiren wolle. „Er berät sich mit niemandem", sagt wieder Macchiavelli, „und glaubt jedermann." Denn irgendwoher mußte er ja doch das Material für seine Vorstellung von der Lage der Dinge beziehen. Selbstverständlich führte sein Naturell im Verein mit dieser Gepflogenheit zu einem fortwährenden Wechsel von oft recht abenteuerlichen Projekten. Wie drängen sich auf dem Wormser Reichstag von 1495 die verschiedensten Pläne und Forderungen; bald will er Truppen zur Rettung des Papstes haben, bald einen eiligen Zug nach Mailand unternehmen, dann wieder Mannschaften in die Niederlande werfen oder selbst einen Angriff auf Frankreich machen. Während er zeitlebens den Türkenkrieg als seinen höchsten Wunsch hinstellte, ließ er sich doch gelegentlich zu der Drohung hinreißen, er wolle sich mit den Türken verbinden und ihnen Italien als Beute überlassen. Sein wunderlichster Einfall, den er selber nicht zu überbieten vermochte, ging auf eine Vereinigung der kaiserlichen und der päpstlichen Würde in seiner Person; er dachte wirklich daran der Nachfolger Julius' II. auf dem Stuhl Petri zu werden. Aus den mannigfachsten und seltsamsten politischen Gedanken riß ihn dann eine Jagdleidenschaft, die ihn Alles vergessen ließ; einer Jagd zu Liebe setzte er mitten im Feldzug, in Feindesland Leben und Freiheit aufs Spiel und den großen Reformreichstag zu Worms hätte er gar gern „in das Gebirg zu den wilden Gemsen gelegt". Schwerer als solcher Leichtsinn drückte auf Maximilians Politik seine Unfähigkeit mit dem Geld umzugehen; „mit all seinen Einkünften hat er nie einen Pfennig in der Tasche und was das Schlimmste ist, man kann gar nicht sehen, wie und wohin die Gelder verschwinden." Er war einfach in seinen Lebensgewohnheiten, aber dafür freigebig am unrechten Ort, während seine hochfliegenden Pläne ihn immer wieder zu unverhältnißmäßigem Aufwand und manchmal zu einer höchst unwürdigen Jagd auf Subsidien und Darlehen

verführten. Ein venezianischer Chronist erlaubt sich die schmähliche Äußerung, der römische König sei um einen Dukaten für alles zu haben. Machiavelli aber meint, er würde nie genug haben, und wenn auch die Bäume statt der Blätter lauter Dukaten trügen. „Durch seine Unordnung wiederholen sich immer neue Verlegenheiten, neue Forderungen, neue Reichstage und in Folge seines geringen Ansehens schwache Beschlüsse mit noch schwächerer Ausführung."

Unter solchen Bedingungen konnten die Mißerfolge nicht ausbleiben; politische und militärische Niederlagen bezeichnen den Weg, auf dem Maximilian trotzdem das Haus Habsburg einer großen Zukunft entgegengeführt hat. Noch zu Lebzeiten seines Vaters mußte er die ungarische Krone den Jagellonen überlassen. Während er vergebens im Osten kämpfte und unterhandelte, wurde die ihm durch Prokuration angetraute Erbin der Bretagne die Gemahlin König Karls VIII. von Frankreich; die Beschimpfung traf doppelt, denn Karl war bereits seit Jahren mit Margarethe, der Tochter Maximilians, verlobt. Die Eidgenossen traten in enge Verbindung mit Frankreich und wollten vom Reich und seinen Ansprüchen nichts mehr wissen; der Feldzug von 1499, der sie zum Gehorsam zurückzwingen sollte, offenbarte nur die Zwietracht und Ohnmacht des Reichs. In Italien vollends, wo die Begehrlichkeiten der Franzosen und Spanier mit den Interessen der einheimischen Staaten sich kreuzten und ein Wirrsal von endlos wechselnden Combinationen hervorriefen, fand Maximilians Politik den gefährlichsten Boden; eine Reihe von Feldzügen, ein unheimlich rasches Überspringen von einem Bündniß zum andern brachte keine dauernde Früchte. Vergebens hatte der Kaiser im Kampf um Mailand und gegen Venedig bald zu diesem bald zu jenem Alliirten sich gesellt; nachdem die habsburgischen Aussichten endlich die günstigste Gestalt gewonnen, die Schweizer Mailand den Franzosen entrissen, Maximilian und die Engländer in der Schlacht bei Guinegate die französischen Ritter gejagt hatten, verwandelte im Jahr 1515 der Sieg Franz' I bei Marignano aufs Neue die Weltlage. Maximilians letzter italienischer Zug im folgenden Jahr nahm einen schmählichen Ausgang, obwohl nach der derben Äußerung eines englischen Gesandten die Situation verlockend genug war, um selbst einen Esel, geschweige denn einen Kaiser vorwärts zu treiben. Und trotz all dieser gescheiterten Hoffnungen war es dem Kaiser gelungen, durch ein ganzes System von Familienverbindungen dem Haus Habsburg wenigstens die Anwartschaft auf die „europäische Monarchie" zu sichern. Der größte Erfolg seines Lebens war die spanische Heirat; freilich bedurfte es einer ganz unberechenbaren Verkettung von Ereignissen, um einen so raschen und so vollständigen Triumph der Habsburger herbeizuführen. Erzherzog Philipp, Maximilians einziger Sohn, vermählte sich im Jahre 1496 mit Johanna, der zweiten Tochter der „katholischen Könige" Ferdinand und Isabella; seine Schwester Margarethe, die verstoßene Braut Karls VIII., wurde 1497 die Gattin des spanischen Tronfolgers Juan. Aber der Tod räumte dem jungen Erzherzog alle Hindernisse aus dem Weg;

es starben rasch nacheinander der Infant Don Juan und der kleine portugiesische Prinz Miguel, der Sohn König Manuels und der ältesten spanischen Infantin Isabella, die ihrem Kind im Tod vorangegangen war. Nach harten Kämpfen mit seinem Schwiegervater hatte Philipp endlich sein Anrecht auf die Herrschaft in Castilien behauptet; da sank auch er ins Grab. Seine Gemahlin Johanna fiel dem Wahnsinn zur Beute, der schon vor Jahren seinen Schatten über ihr Leben zu werfen begann. Aber ihr Kind sollte der mächtigste Monarch werden, den Europa seit Jahrhunderten gesehen hatte. Vergebens suchte der alte König Ferdinand die habsburgische Zukunft Spaniens durch seine eigne Vermählung mit Germaine de Foix, einer Nichte Ludwigs XII., wieder in Frage zu stellen; vergebens wünschte er seinem jungen Enkel den Tod, um nur seine Herrschaft in Spanien vor dem verhaßten Erben sicher zu wissen. Für die Gestaltung der habsburgischen Weltmacht war es unstreitig ein Glück, daß König Ferdinand vor dem Kaiser sterben mußte. Aber Maximilian versäumte über diesen spanischen Aussichten seines Hauses nicht die Gelegenheit auch im Norden und Osten Fuß zu fassen. Seine zweite Enkelin Isabella wurde mit König Christian von Dänemark vermählt; unmittelbar darauf schloß der Kaiser mit den beiden jagellonischen Königen von Ungarn und Polen jenen Erbvertrag, der einen entschiedenen Sieg seiner dynastischen Politik und eine entschiedene Niederlage der Reichsinteressen darstellt. Gegen Sigmund von Polen, der sich lange vor der Verbindung mit Habsburg sträubte, hatte der Kaiser die Waffen des russischen Großfürsten und des preußischen Hochmeisters mit Geschick zu benutzen gewußt; Polen willigte auf dem Wiener Congreß von 1515 in die folgenreiche Verlobung zweier Kinder König Philipps, Maria und Ferdinand, mit dem Sohn und der Tochter König Wladislaws von Ungarn. Augenblicklich ließ dafür Maximilian den deutschen Orden fallen, den er selbst vorher gegen Polen gehetzt hatte. Ein alter Lieblingswunsch der Habsburger schien mit der Preisgebung deutscher Lande nicht zu teuer bezahlt.

Wir dürfen uns doch durch Maximilians patriotische Phrasen ebensowenig täuschen lassen wie durch die feierlichen Versicherungen seiner Aufrichtigkeit, womit er nur allzu freigebig war. Wie er mit Vorliebe das Wohl und die Ehre der deutschen Nation im Munde führte und von seiner eignen Aufopferung für das Reich nicht genug zu rühmen wußte, so gab er sich gerne im diplomatischen Verkehr als Biedermann. Und doch hätte man von ihm wie von Papst Leo X. sagen können, daß man ihm eben dann am Wenigsten glauben durfte, wenn er von seiner wahren Herzensmeinung zu sprechen anfing. Hinter der scheinbaren Ungezwungenheit des Herrschers, der wie kein anderer aus der kraftvollen Treuherzigkeit der deutschen Sprache und Sitte Kapital zu schlagen wußte, barg sich jene unfaßbare Treulosigkeit, die man in Deutschland hergebrachter Weise als das vornehmste Laster der „Wälschen" brandmarkte. Es ist geradezu unglaublich, was Maximilian, unterstützt durch die Kurzsichtigkeit eines englischen Gesandten, im Jahr 1516/17

den Engländern zu bieten wagte. Nachdem er sie mit dem unrühmlichen Feldzug in Oberitalien und mit dem Vorspiegeln eines großen Schlags gegen Frankreich sowie der Abtretung des Herzogtums Mailand und der Kaiserkrone an Heinrich VIII. gründlich zum Narren gehabt hatte, ließ er, um in London noch mehr Geld herauszuschlagen, seinen Beitritt zu dem zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossenen Vertrag von Noyon einfach abläugnen. Am 4. Dezember 1516 war dieser Beitritt erfolgt; er verzichtete gegen 200000 Dukaten auf seine italienischen Ansprüche. Am 17. Januar 1517 spielte er dem englischen Gesandten eine wirklich schamlose Komödie vor. Er beteuerte, er habe niemals Anlaß zum Mißtrauen gegeben; die Franzosen glaubten freilich ihn bereits in der Hand zu haben, und zwar kraft seines Siegels, aber Heinrich VIII. besitze doch eine noch stärkere Sicherheit in seinem feierlichen Eid, den er niemals brechen werde. Außerdem sei er ja durch diesen Orden gebunden, und er wies dabei auf die Insignien des Hosenbands; „ich habe Euch mein Herz und Gemüt beides durch Wort und Tat so gründlich zu erkennen gegeben, daß ich mehr nicht tun kann, ich müßte denn mein Herz öffnen und Euch lesen lassen, was darin geschrieben steht." Und das Kläglichste ist die Tatsache, daß Maximilian sich zu solchem Gebahren aus bloßer Geldgier herabgewürdigt hat. Die verschiedenen Mittel, die er anwendete, um von dem englischen Geld soviel als möglich in die Hand zu bekommen, sein Betteln um ein paar tausend, um ein paar hundert Gulden, wenn nicht mehr zu haben war, die Verführung des einen englischen Gesandten zur Wechselfälschung, die gewaltsam erzwungene Unterschrift des andern, alles zusammen bildet ein recht häßliches Kapitel in der Geschichte des sogenannten letzten Ritters. Und mit welchem Cynismus äußerte er sich einmal gegen seinen Enkel, den jungen König Karl: „Mein Sohn, Ihr werdet die Franzosen betrügen und ich will die Engländer betrügen; doch nein", verbesserte er sich „ich will sehen, was ich mit den Engländern machen kann."

Für Deutschland sind Maximilians Kriege wenigstens in militärischer Hinsicht nicht unnütz, sondern geradezu epochemachend gewesen. In dieser Schule hat sich die berühmte Organisation des deutschen Fußvolks herausgebildet, die, ursprünglich dem schweizerischen Muster nachgeahmt, allmählich die Schweizer selbst zu überflügeln drohte. Im Jahr 1485 hielt Maximilian Schweizer und Deutsche nebeneinander in seinen Diensten; im nächsten Jahr erscheint zum ersten Mal urkundlich der Name der Landsknechte. Mit Unrecht hat man dem Kaiser den Ruhm dieser Schöpfung streitig machen wollen; er durfte wohl die Landsknechte daran erinnern, „daß männiglich Euch heißt, nennt und beruft zu sein meine Söhne." So wenig er als Feldherr geleistet hat, in allen technischen Fragen des Waffenhandwerks war er vollkommen zu Hause, wie er ja überhaupt als Dilettant oder Kenner die verschiedenartigsten Fertigkeiten beherrschte. Er kannte und liebte seine einzelnen Geschütze; die Details des Gießens waren ihm nicht minder geläufig als die ihrer Bedienung und er zeichnete sich nicht nur als trefflicher Artillerist, sondern auch

als Erfinder neuer Geschosse und Transportmittel aus. Mit gleichem Interesse regelte er die neue Ausrüstung der Infanterie, die von der unnützen Last des Schildes befreit wurde; Hauptwaffe war der 18 Fuß lange und über 7 Pfund schwere Spieß von Eschenholz, taktische Einheit das Fähnlein zu 400 Mann, wovon 25 die Büchse, 100 die alte Schweizer Schlagwaffe, die Hellebarde, und die übrigen den Spieß führten. Durch ihre festgegliederte Ordnung erlangten die größeren oder kleineren, aus solchen Fähnlein zusammengesetzten und stets mit Artillerie ausgestatteten Corps das entscheidende Übergewicht auf dem Schlachtfeld. Unterstützt durch das Feuer erst der Geschütze, dann der Handrohre rückt die geschlossene Masse der Spieße langsam an den Feind, bis auf Büchsenschußweite die Trommeln das Sturmsignal schlagen und die gesammte Ordnung sich unter donnerndem Schlachtruf in Laufschritt setzt. Der Zusammenstoß von zwei solchen Haufen war furchtbar, für die vordersten Glieder regelmäßig vernichtend; wenn es nicht gelang, gleich zu Anfang einen Keil in die feindlichen Reihen zu schieben, mußte die größere Gewalt des Drucks und die raschere Ergänzung der entstehenden Lücken den Ausschlag geben. Natürlich bedingte diese Verwendung der Infanterie einen hohen Grad von Körperkraft beim einzelnen Mann; die ragenden Gestalten der Oberschwaben und Tiroler, die Maximilian ins Feld brachte, stachen äußerlich vorteilhaft von den kleinen gedrungenen Schweizern ab. Von vornherein verlieh die Rivalität zwischen Deutschen und Eidgenossen, oder anders ausgedrückt zwischen Landsknechten und „Bauern", dem neuen Kriegerstand eine besondere Färbung. Denn von einem Volksheer hatten die Landsknechte trotz ihres Namens und trotz der entschiedenen Betonung der Nationalität wenig oder gar nichts. Der Stolz auf ihre deutsche Herkunft hinderte sie bekanntlich nicht, ihre Haut für fremdes Geld auch gegen Kaiser und Reich zu Markt zu tragen. Über der Nation stand ihnen ihr Handwerk; daß es einen goldenen Boden haben müsse, war ihr vornehmster Gedanke; auch hierin glichen sie ihren Vorbildern und Rivalen, den Schweizern. Selbst die halbreligiöse Verehrung, die sie dem Fähnlein weihten, hielt nicht lange vor, sobald einmal der Sold ausblieb. Im Grunde war eben der Orden der „frommen Landsknechte", wie sie sich gern nannten, ein Berufsstand, der genossenschaftlich organisirt seine guten Dienste jedem verkaufte, der sie haben wollte und bezahlen konnte. Die ganze Kriegführung wurde mehr und mehr zum Geldgeschäft; wenn die Hauptleute schon bei der Werbung und Musterung den Kriegsherrn zu betrügen suchten, so ließen die Knechte vollends bei jeder Gelegenheit den geschäftlichen Charakter des Verhältnisses grell hervortreten und kümmerten sich ohne Bezahlung weder um die militärische Situation noch um die eigne Ehre. Wie viele Feldzüge haben nur dadurch ein schmähliches Ende gefunden, wie manche glänzende Gelegenheit zum Schlagen ist nur deshalb versäumt worden! Im Frieden wurden dann die herrenlosen Knechte zu einer wahren Landplage; unter dem Proletariat jener Zeit ist der bettelnde und stehlende Landsknecht eine stehende Figur. Und trotzdem er-



Landsknecht vom Anfange des 16. Jahrhunderts.

Facsimile des Holzschnittes (auf der Rückseite der Widmung an Kaiser Maximilian) in Vegetii Renati vier Bücher der Rytterschafft. Erfurt 1511.

freuten sich diese Kriegsleute einer unverkennbaren Popularität. Zahllose Gemälde, Holzschnitte und Kupferstiche geben uns Zeugniß, daß man sich an ihren prächtigen Gestalten gar nicht satt sehen konnte, daß ihre flotte „zerhauene" Tracht bald die Mode beherrscht und das frühere halb weibische Kostüm der Männer ganz verdrängt hat. Wir können uns noch heutzutage einer unwillkürlichen Sympathie für diese verwegenen Gestalten nicht entschlagen, deren Erscheinung uns die Künstler mit solcher Liebe überliefert haben, deren herausfordernde Lebenslust und Todesverachtung uns aus ihren eignen Liedern entgegen klingt.

„Ei wird ichs dann erschossen,
Erschossen auf breiter heid,
So tregt man mich auf langen spießen,
Ein grab ist mir bereit;
So schlecht man mir den pumerlein pum,
Der ist mir neun mal lieber
Denn aller pfaffen geprum."

Aber das deutsche Volk des XV. und XVI. Jahrhunderts liebte an seinen Landsknechten nicht allein das abenteuerliche Einhertreten und die übermütige Fröhlichkeit; es sah in diesen Spießträgern, deren stachliche Schlachtordnung für die ritterliche Kavallerie so gut wie unangreifbar blieb, die Verkörperung seiner eigenen Wehrkraft. Denn es kann nicht genug betont werden, daß keineswegs das Feuergewehr, sondern die neue Taktik und der lange Spieß der Infanterie das Rittertum militärisch entwertet hat. Und in den Reihen der Landsknechte diente oft genug der Edelmann neben dem Bauern; beim Sturm auf Stuhlweißenburg (1490) riß Herzog Christoph von Baiern einem Landsknecht den Spieß aus der Hand und sprang „seinen lieben Brüdern" voran in den Graben. Dieser demokratische Zug des neuen Kriegswesens stach den strengen Vertretern der Ritterlichkeit unangenehm in die Augen. Als Maximilian vor Padua den berühmten Bayard und andere französische Herren aufforderte mit den Landsknechten zu stürmen, meinten sie, es sei ihnen nicht ziemlich an der Seite von Schneidern und Schustern ihr Leben zu wagen. Solche Empfindlichkeiten konnten natürlich der steigenden Bedeutung des deutschen Fußvolks keinen Abbruch tun.

Das nationale Heer, welches Cusanus geträumt hatte, war freilich damit nicht geschaffen worden. Wie sah es aber mit den übrigen Forderungen der Reichsreform aus? Was aus den jahrzehntelangen Kämpfen des Königs und der Stände an dauernden Resultaten hervorging, läßt sich kurz genug zusammenfassen. Keine der angeregten Fragen ist befriedigend gelöst worden. Wohl gilt vor Allem der Wormser Reichstag von 1495 für epochemachend in der Geschichte der Reichsverfassung. Die Aufrichtung des ewigen Landfriedens, der unbedingte Verzicht auf das Fehderecht, das man bisher immer nur für kurze Zeit außer Kraft hatte setzen wollen, bezeichnet in der That einen ganz wesentlichen Fortschritt. Die Fehde wie die Unterstützung des

Landfriedensbrechers zog fortan die Reichsacht, die äußerste Strafe, nach sich. Die Achtserklärung stand dem königlichen Kammergericht zu, dessen Richter vom Reichsoberhaupt ernannt und dessen sechzehn Beisitzer, zur Hälfte Rechtsgelehrte, zur Hälfte rittermäßige Leute, von den Ständen präsentirt wurden. Es hatte Mühe gekostet, den König mit dieser ausgesprochen ständischen Organisation zu versöhnen; wie ihre Gründung recht eigentlich unter dem Druck einer fürstlichen Reformpartei erfolgte, zeigt besonders schlagend die Bestimmung, daß sie als Gericht erster Instanz nur für Händel zwischen den geringeren Reichsständen gelten sollte, während Klagen der letzteren gegen Kurfürsten und Fürsten zunächst zum Austragsverfahren vor die Räte des Beklagten gewiesen wurden. Dieses oberste Reichsgericht erhielt, als vom königlichen Hof unabhängig, seinen festen Sitz zuerst in Frankfurt, später (1526) nach wiederholten Wanderungen in Speier; daß es, worauf schon die Zahl der juristischen Beisitzer deutet, dem Eindringen des römischen Rechts mächtigen Vorschub leistete, entsprach dem allgemeinen Zuge der Zeit und der besonderen Neigung der Fürsten. Das Übergewicht der gelehrten Richter bekundete sich nach wenigen Jahren in der Beseitigung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens. Übrigens geriet die ganze Einrichtung gleich anfangs in die ernstliche Gefahr sich wieder aufzulösen. Ganz abgesehen von der häufigen Mißachtung seiner Urteile krankte das Kammergericht an dem Mangel einer festen finanziellen Unterlage; mehr als einmal war es genötigt seine Tätigkeit ganz einzustellen, weil die Mitglieder keine Besoldung erhalten und sich darüber in Schulden gestürzt hatten. Im Jahr 1512 kam auf dem Kölner Reichstag wenigstens eine klare Exekutionsordnung zu Stande; die Kreiseinteilung, im Jahr 1500 noch mit Ausschluß der österreichischen und kurfürstlichen Erblande festgesetzt, wurde jetzt auf das ganze Reich sammt den Niederlanden und der Freigrafschaft ausgedehnt. Auch hier siegten die Stände über die Wünsche des Kaisers; sie weigerten ihm die Teilnahme an der Ernennung der Kreishauptleute und die Aufstellung eines Oberhauptmanns.

Recht und Gericht waren somit in eine notdürftige Verfassung gebracht. Aber das dringendste Bedürfniß, die Herstellung geregelter Reichsfinanzen blieb unerledigt; daher konnte auch von einem wirklichen Reichskriegswesen nicht die Rede sein. Die erneuerten Versuche, die so oft geplante direkte Reichssteuer einzuführen, scheiterten wie immer; die Stände waren keineswegs gesonnen, der Gesammtheit irgendwelchen Anteil an der Steuerkraft ihrer Territorien einzuräumen. Die Reichsritterschaft blieb bei ihrer alten Ansicht, sie sei allein zu persönlichem Dienst verpflichtet und wolle nicht „zinsbar und tributisch" werden. Der gemeine Pfennig, wie er zu Worms vereinbart wurde, eine seltsame Mischung von Vermögens-, Einkommen- und Kopfsteuer, der man überdies das halb religiöse Gepräge eines Almosens um Gottes willen zu verleihen suchte, erwies sich von vornherein als nicht lebensfähig. Die Reichshülfe, die dem König aus den Erträgnissen dieser unglücklichen Erfindung zufließen sollte, war auf nicht mehr als 250000 Gulden veran-

schlagt, wovon freilich im August 1497 erst 14000 Gulden eingekommen waren. „Mit schwerem Gemüt" entschlossen sich die Stände, dem König 4000 Gulden wirklich einzuhändigen. Nicht besser ging es mit den Truppenbewilligungen; es galt als etwas Großes, daß man im Jahr 1507 12000 Mann zum italienischen Feldzug stellen wollte, aber tatsächlich bekam Maximilian nur einige hundert zu sehen. Wir dürfen trotzdem nicht die ganze Schuld auf die Stände werfen. Maximilians Art war eben auch nicht geschaffen Vertrauen zu erwecken. In welche Widersprüche ihn seine fortwährende Geldklemme trieb, davon gibt der Handel mit Albrecht von Sachsen ein recht kräftiges Beispiel. Der kriegerische Herzog war für eine große Summe Gläubiger des Königs und wurde zur Zeit des Wormser Reichstags mit seiner Forderung so unbequem, daß sich Maximilian dazu genötigt sah, ihm die gewaltsame Schadloshaltung zu gestatten und deshalb einen förmlichen Dispens von dem eben beschlossenen ewigen Landfrieden auszustellen. Auf beiden Seiten, beim König wie bei den Ständen, war eine Achtung vor dem Gesetz überhaupt nicht vorhanden; die einen dachten nur daran, das Reichsoberhaupt durch ständische Institutionen unschädlich zu machen, während der König sich des Reichs gern bedient hätte, um in größerem Stil habsburgische Hauspolitik treiben und Abenteuer aller Art suchen zu können.

Wie sprach einmal Berthold von Mainz vor dem störrigen Reichstag: „Es ist wenig Ernst und Fleiß in den Ständen des Reiches vom obern bis zum untern und billig zu erbarmen. Es ist aber zu besorgen, wo man sich nicht anders dann noch bisher in die Sachen schicken und getreulicher und fleißiger sich zusammenstellen, daß ein der Tage etwan ein Fremder kommen, der uns alle mit der eisernen Ruten regieren werde."

Der Fremde ist gekommen. Es war das Verhängniß der Deutschen, daß sie gleich andern Nationen vor die Notwendigkeit einer großen politischen Reform gestellt, den modernen Staatsgedanken noch nicht zu ertragen vermochten und fortfuhren, Staatlosigkeit mit Freiheit zu verwechseln. Und in dieser selben Zeit mußte die religiöse Gährung, die hier stärker arbeitete als irgendwo, ihren Höhepunkt erreichen. Wo fand sich die Gewalt, die es auf sich nehmen durfte, Deutschland mit Rom auseinanderzusetzen?

IV. Kirchliche Zustände.

In erster Linie war es doch der finanzielle Druck des päpstlichen Kirchenregiments, der wie überall so auch in Deutschland eine tiefgehende Erbitterung hervorgerufen und genährt hatte. Und hier wurde sie noch durch das begründete Gefühl verschärft, daß die Nation in ihren Kaisern vom Papsttum ganz besonders hart angetastet und beschimpft worden sei. Aber der Haß des Steuerzahlers und des Patrioten hatte nicht Kraft genug, um die geheiligten Ketten zu zerbrechen. Dies vermochte nur die sichere Ueberzeugung von ihrer Unheiligkeit, eine Ueberzeugung, die einzig und allein aus dem Innersten des aufgeregten Gewissens geschöpft werden konnte.

Man hat wohl neuerdings den größten unserer Minnesänger als einen der frühesten Vertreter des protestantischen Geistes gefeiert. Walther von der Vogelweide weiß bereits so gut wie Hutten das deutsche Wort zum schneidigen Schwerthieb umzuschaffen; ja, selbst ein Hutten dürfte ihn um seine Zeichnung des Zauberers von Rom beneiden, dem der Höllenmohr das schwarze Buch darreicht. Niemals hat der berechtigte Groll des Laien und des Deutschen gegen die wälsche Priesterherrschaft eine zugleich so kräftige und so schöne Sprache gefunden. Und daneben regt sich bei aller Gläubigkeit des Dichters ein Zug religiösen Fühlens und Denkens, der sich über den kirchlichen Bannkreis hinauswagt, ein Zug zu dem höchsten Gott, dem Christen, Juden, Heiden dienen. Aber Gott scheint zu schlafen, oder er haßt die verlorenen Priester, die uns zum Himmel weisen und selbst zur Hölle fahren. Aus vollem Herzen lacht der Papst über die dummen Deutschen; „ihr Gut wird alles mein; ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein; ihr Pfaffen, esset Hühner und trinket Wein, und laßt die törschen deutschen Laien fasten!“

Eine Generation nach der andern nahm die alten Klagen auf wie ein Vermächtniß und der römische Stuhl wollte sich nicht bessern. Auch die Zeit der großen Concilien verstrich fast ungenutzt. Die Basler Dekrete, die auf dem Mainzer Reichstag von 1439 zum Reichsgesetz erhoben wurden, hätten der deutschen Kirche immerhin einen gewissen Schutz gegen die schlimmsten Übergriffe gewährt; mit der Herstellung der freien kanonischen Wahl sollte der Wegfall der zahllosen päpstlichen Gelderhebungen, die auf dem Klerus lasteten, Hand in Hand gehen, ferner die Appellation an den Papst

und die Anwendung des Interdikts wesentlich eingeschränkt werden. Aber das Wiener Konkordat vom 17. Februar 1448 räumte mit diesen Errungenschaften wieder auf; von Neuem gestand man dem Papst einen sehr großen Anteil an der Pfründenbesetzung und die verhaßte Steuer der Annaten zu. Selbstverständlich gab sich der römische Hof damit nicht zufrieden, sondern kehrte durch diese Nachgiebigkeit ermutigt zur alten Willkür und Nichtachtung aller ihm unbequemen Verpflichtungen zurück. Der deutsche Episkopat, der hierzu die Hand geboten hatte, mußte im vollen Sinn des Wortes teuer dafür zahlen. Warum hätte auch die römische Finanzwirtschaft die deutsche Kirche, die für die reichste der Christenheit galt, besonders schonend anfassen sollen? Vergegenwärtigen wir uns einige der wirksamsten Hebel, womit diese rücksichtslos arbeitende Maschine die Steuerkraft des Klerus in unausgesetzter Tätigkeit erhielt. Da waren einmal die Confirmationsgelder der Bischöfe und Aebte, unter denen zuvörderst die Erzstifter Mainz, Köln, Trier und Salzburg — nach einer Taxrolle des XV. Jahrhunderts mit je 10000 Goldgulden — figuriren. Die Erzbischöfe mußten sich aber außer der päpstlichen Bestätigung in Rom noch das Pallium kaufen, eine schmale wollene Binde, woran nach der Behauptung des kanonischen Rechts die Fülle des hohenpriesterlichen Amtes haften sollte. Dieser nicht nur mit allerlei mystischen Beziehungen, sondern auch mit einem besondern Vassalleneid gegen den Papst ausgestattete Ehrenschmuck kostete natürlich viel Geld; noch teurer kam gelegentlich die Verweigerung der Annahme zu stehen, wie im XIII. Jahrhundert ein Trierer Erzbischof erfuhr, der deshalb abgesetzt wurde und sich schließlich doch zum Nachgeben und zur Erlegung von 165000 Goldgulden genötigt sah. Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts war das Mainzer Erzstift binnen zehn Jahren dreimal erledigt und neubesetzt worden; Albrecht von Brandenburg, der die Kosten des Palliums selbst bestreiten wollte, mußte bei seinem Regierungsantritt 30000 Gulden bei den Fuggern aufnehmen. Von den niederen geistlichen Pfründen erhob die Curie bei jeder neuen Besetzung die sogenannten Annaten, d. h. eigentlich die „Früchte des ersten Jahres", in der Regel allerdings nur die Hälfte des ersten Jahreseinkommens. Zu der Abwicklung dieser regelmäßigen Geschäfte, die allein schon Luthers Aeußerungen über den Jahrmarkt und das Kaufhaus zu Rom rechtfertigen würden, kam noch ein ganzes System von höchst einträglichen Reservationen, deren häufiger Widerstreit nur eine neue Geldquelle für die Curie eröffnete. Die päpstliche Besetzung erledigter Pfründen war ursprünglich zu Gunsten armer und würdiger Kleriker geübt, aber diesem Charakter längst untreu geworden. Neuerdings knüpfte sich vielmehr an solche päpstliche Eingriffe in das Recht der Ordinarien der ärgerlichste Handel mit geistlichen Stellen. Das Wiener Konkordat hatte die Zahl der Reservationen noch gesteigert und dem Papst neben der Besetzung der niederen Pfründen in den ungleichen Monaten des Jahres nicht nur eine Reihe von Fällen, sondern sogar ganz allgemein die Befugniß zur Umstoßung jeder kirchlichen Wahl „aus vernünftigen und ein-



Cardinal Albrecht von Brandenburg (als heil. Hieronymus).
Gemälde von Lukas Cranach. Berlin, königl. Gemälde-Gallerie.

leuchtenden Gründen" zugestanden. Der Schacher, der in Rom mit Pfründen jeder Art getrieben wurde, erinnert in seiner Mannigfaltigkeit und Unbefangenheit wirklich an das Gebahren einer starkbesuchten Börse. Da wurden erledigte Pfründen durch Provision, für unerledigte aber einstweilen die Anwartschaft (Expektanz) verliehen; da schützte dann der Papst wieder geistliche Corporationen, die sich beschwerten, gegen seine Provisionen und Expektanzen durch ein Indult, freilich mit dem Vorbehalt, es zurückzunehmen und alles von Neuem in Frage zu stellen. Da gab es verschiedene Mittel, das Verbot der Pfründenhäufung in einer Hand zu umgehen, indem man etwa zwei Pfründen durch Union oder durch Inkorporation zu einem Ganzen umschuf oder eine Pfründe ohne die Verpflichtung sie zu versehen als Commende übertrug. Wenn es schon bei der Erwerbung solcher Rechtstitel keineswegs mit rechten Dingen zuging, so war vollends die Ausfertigung der Urkunden bei den päpstlichen Behörden und ihren zahlreichen Bediensteten in der Regel nur durch Bestechung zu erreichen. Ueber die Schamlosigkeit dieses Heers von Beamten und Lakaien enthält das Tagebuch eines Großceremoniars aus den Zeiten Julius' II. und Leos X. Bekenntnisse, die an Offenheit nichts zu wünschen übrig lassen; wir sehen, wie die Unterlassung oder Verzögerung von Geschenken an diese Bande sogar bei Erzbischöfen und Bischöfen Exkommunikation zu Folge haben konnte. Welches erbauliche Bild gewährt die Rauferei zwischen der päpstlichen Familie und den Mönchen einer Kirche, worin einem verstorbenen Cardinal die Exequien gehalten wurden! Dabei wird der Prediger von den Mönchen durchgeprügelt, weil er sich die Bekleidung der schwarz umhangenen Kanzel mitnehmen will. Wer in Rom eigne oder fremde Interessen zu vertreten hatte, wußte von der unersättlichen Habgier dieser Gesellschaft zu erzählen, und es gab Päpste, die einer solchen Umgebung würdig waren. Die Gesandten, die der deutsche Orden im XV. Jahrhundert dort unterhielt, berichten hiervon unglaubliche Dinge; beim Antritt ihrer Stellung mußten sie jedesmal gegen 1000 Goldgulden aufwenden und die Weihnachtsgeschenke, die u. a. einmal das „Konfekt" für die Cardinäle und Auditoren allein mit über 100 Dukaten verrechnen, wurden allmählich auch auf die übrigen hohen Feste ausgedehnt. Einer von den Gesandten meint in seinem sehr begreiflichen Ärger, man sollte sich an das Beispiel der Wälschen halten, die sich aus dem Bann des Papstes nicht viel machten; „nur wir armen Deutschen lassen uns noch dünken, daß er ein irdischer Gott sei; besser wir ließen uns dünken, daß er ein irdischer Teufel wäre, als er es fürwahr auch ist."

Unter solchen Verhältnissen und Vorbildern lebten jene Pfründenjäger und Gnadenbettler aus aller Herren Ländern, die man mit der Familie des Papstes und der Cardinäle unter dem Namen Kurtisanen zusammenzufassen pflegte. Bekannt ist die Frage Friedrichs des Weisen an Richard von Trier, was denn ein Kurtisan sei, und die Antwort des Erzbischofs: „Das will ich Euer Liebden wohl sagen, denn ein Kurtisan ist ein Bube und eine Kurtisanin ist eine Bübin; das weiß ich sehr wohl, denn ich bin auch einer zu

Rom gewesen." Wie ein großer Teil der Ämter und Stellen an der Curie käuflich war, so wurden die Pfründen mehr und mehr zu einem gangbaren Handelsartikel; es kam soweit, daß man den Vertrieb der fetteren Benefizien, um ihn noch schwunghafter zu gestalten, gegen mäßigen Zins den großen Handelsgesellschaften überließ; wie z. B. die Fugger nach dem Tode eines Augsburger Chorherrn dessen Pfründen an sich brachten. Sie wurden dann wieder verkauft und von den neuen Käufern vielleicht nochmals an den Meistbietenden verpachtet. Unter einer solchen rein kaufmännischen Behandlung konnte freilich die Verwaltung mancher Kirche in die unwürdigsten Hände geraten. Wimpheling schildert aus eigner Erfahrung das Eindringen solcher meist schwäbischer Vikare in die Pfarrstellen seiner elsässischen Heimat; ihre ersten Studien hatten sie als fahrende Schüler im Betteln gemacht und sich dann als Reliquienhändler oder Schulgehülfen, aber auch als Köche, Stallknechte, Jäger, Sänger oder Spaßmacher eines Prälaten Anspruch auf geistliche Versorgung erworben. Die vielberufene Klage, daß in Rom Köche und Maultiertreiber zu Pfarreien und Prälaturen kämen, wird von keinem geringeren als Papst Hadrian VI. offiziell wiederholt, und die zu Grunde liegende Tatsache, daß die geistlichen Stellen zumal in Deutschland massenhaft mit ganz ungeeigneten Persönlichkeiten besetzt worden sind, ist ebenso unanfechtbar wie eine zweite üble Folge der geschilderten Praxis, die Vereinigung verschiedener Pfründen in einer Hand. Um nur ein Beispiel aus der höhern Prälatur anzuführen, so besaß Markgraf Albrecht von Brandenburg zwei Erzbistümer, Mainz und Magdeburg, und das Bistum Halberstadt. Was sich aber in größeren Verhältnissen immerhin noch unter einen politischen Gesichtspunkt bringen läßt, erscheint ins Kleine übersetzt ganz einfach als bloße elende Geldgier. Wimpheling kannte einen Geistlichen, der vierundzwanzig Pfründen, darunter acht Kanonikate, besaß, ohne auch nur eine einzige selbst zu versehen. Capito sagt sogar einem Straßburger Stiftsherrn Jakob nach, daß er sich hundert Pfründen verschafft und damit einen nahrhaften Handel getrieben habe. Wenn durch das Unwesen der päpstlichen Besetzungen die Seelsorge in deutschen Gemeinden wohl gar an Ausländer übertragen wurde, die nicht einmal der Landessprache mächtig waren, so fuhren manchmal jene Pfarreien nicht besser, deren Verleihung den deutschen Kirchenfürsten zustand. Oft genug sahen sie sich genötigt, die besten Pfründen den Kapitularen ihres Stifts zu überlassen, und diese beeilten sich dann ihrerseits das bequeme System der Verpachtung anzuwenden. Am Ende kam der eigentliche Zweck des geistlichen Standes, Gottesdienst und Seelsorge, gar nicht mehr in Betracht; junge Leute, denen man nach Sebastian Brants Ausdruck kaum ein Vieh hätte anvertrauen mögen, schienen zum Pfaffen immer noch gut genug zu sein. Aus solchen Zuständen erklärt sich die stets auch von offizieller Seite wiederholte Forderung, bei Besetzung der Pfründen, vor allem der Pfarrkirchen, nur studirte Leute zu berücksichtigen. Freilich gewährte auch das Studium, die „Kunst", die sich oft genug auf Lesen und Schreiben

und die Anfangsgründe des Lateinischen beschränkte, keine Sicherheit dagegen, daß der Priester sein Amt eben als die bequemste von allen Erwerbsarten ansah. Diesen Standpunkt vertritt mit größter Offenheit ein älterer, aber noch im XV. Jahrhundert verbreiteter liber moralis, der mit den Worten schließt: „Sieh, mein Sohn, die Geistlichen in ihren Purpurkleidern; die gewinnen ihren Reichtum mit Kunst, ohne sich mit Arbeit abzuplagen, das sind die rechten Weisen.“ Und doch traten so schroff wie irgendwo in diesem Klerus die sozialen Gegensätze auseinander. Daß sich ein großer Bruchteil der niederen deutschen Weltgeistlichkeit in einer recht kümmerlichen Lage befand, steht außer Zweifel. Mit gutem Grund konnte Sebastian Brant solche arme Schlucker bedauern, die sich vor den Ansprüchen ihrer geistlichen Oberen, vor der Concurrenz der Bettelmönche und der Widerwilligkeit ihrer Gemeinde kaum zu fristen vermochten:

„keyn ärmer vych uff erden ist
dann priesterschafft den narung gbrist.“

Die allergefährlichsten Feinde des kleinen Geistlichen waren jedenfalls die Bettelmönche, die durch päpstliche Exemtionen außerhalb der bischöflichen Gerichtsbarkeit gestellt und mit den kräftigsten Privilegien ausgerüstet die Seelsorge sammt ihren materiellen Vorteilen an sich zu bringen wußten. Ganz abgesehen von ihren Streifzügen mit dem Bettelsack besaßen sie eine Reihe der wirksamsten Mittel, wie z. B. die Befugniß eigne Begräbnißplätze anzulegen, um die Gemüter und die offene Hand der Laien ihrem Kloster zuzuwenden; vor Allem suchten sie mit viel Gehässigkeit und großem Erfolg dem Pfarrklerus seine Beichtkinder abspenstig zu machen. Sehr erbaulich waren diese oft sehr erbitterten Kämpfe gewiß nicht, noch weniger die Sitten der einen wie der andern Partei.

Damit berühren wir die tiefste Nachtseite des kirchlichen Lebens jener Zeit. Im XV. Jahrhundert hatte die Verweltlichung des deutschen wie des übrigen Klerus einen Höhepunkt erreicht, der eine weitere Steigerung überhaupt undenkbar erscheinen ließ. Man muß zur Entschuldigung des verkommenen geistlichen Proletariats vor Allem das schlechte Beispiel der Prälaten ins Auge fassen. Die Kapitel der hohen Stifter, aus deren Wahl die deutschen Kirchenfürsten hervorgingen, waren oder wurden eben damals ausschließlich aristokratische Körperschaften; mit eifersüchtiger Strenge sah man in Worms, Basel, Augsburg und anderwärts auf die Fernhaltung des städtischen Patriziats, und im Jahr 1474 machten die Kölner bereits den Nachweis von zweiunddreißig Ahnen zur Bedingung der Stiftsfähigkeit, während man sich früher mit vieren begnügt hatte. Solche „Junker Gottes“ dachten natürlich gar nicht daran, anders zu leben als ihre weltlichen Standesgenossen; „sie müssen Knechte haben, die ihnen zu der Kirchen ihre Chorröcke nachtragen“, denn diese Virtuosen des Luxus und der Schwelgerei schämten sich vor der Welt eines Amtes, von dessen Erträgnissen sie ihren vornehmen Müßiggang bestritten. Sie stolzirten ritterlich einher, in der modischen engen

Kleidung, die Wehr an der Seite, denn sie gingen einer blutigen Rauferei ebenso wenig aus dem Wege als einer fröhlichen Jagd oder einem gefährlichen Liebeshandel. Man könnte versucht sein die Klagen der Sittenprediger für übertrieben zu halten, aber sie werden mehr als hinlänglich bestätigt durch urkundliche Zeugnisse. An manchen Orten waren die jungen Domherren der Schrecken der ganzen Bevölkerung; in Eichstädt z. B. schämten sie sich nicht nächtlicher Weile die Straßen unsicher zu machen und Bürgersfrauen zu verfolgen, Fenster einzuwerfen, Meßbuden umzustürzen, eine Prozession zu verhöhnen. Daß die bürgerlichen Chorherren sich ebenso hielten wie ihre vornehmeren Genossen, versteht sich von selbst; wir haben nähere Kunde über das Treiben solcher geistlicher Straßenjungen zu Öhringen, die sich keinen besseren Spaß wußten, als die Bürger halb oder auch ganz tot zu schlagen, wehrlose Frauen zu mißhandeln, sich im Bordell herumzuprügeln. Und die adeligen Damen, die in Domstiftern oder Klöstern lebten, gaben den „Gottesjunkern" wenigstens an Weltlust und Üppigkeit nichts nach. Der Nürnberger Georg Tetzel, der im Jahr 1466 als Begleiter eines böhmischen Herrn eine Fahrt auf ritterliche Abenteuer unternahm, erzählt von einem solchen Kloster zu Neuß. „Die Oberste lud meinen Herrn zu Gast und machte ihm einen köstlichen Tanz in dem Kloster. Und die Klosterfrauen waren von Kleidung sehr hübsch geschmückt und konnten die allerfeinsten Tänze, und jede hatte ihren Knecht, der ihr diente und vortrat, und lebten nach allem ihrem Willen, und mag sagen, daß ich all mein Tag so viel hübscher Weiber in einem Kloster nie gesehen habe." Weniger zierlich drückt sich der Verfasser der Zimmerischen Chronik aus, der ein ähnliches Frauenkloster zu Oberdorf kurz und gut „des Adels Hurhaus" nennt. Aber mit welchem Stolz wiesen die adeligen Frauen im Schleier die Zumutung zurück, sich zu strengerer Observanz zu bekehren. Als Johann von Busch, der große Klosterreformator, die Vorsteherin zu Wennigsen mit Schwester anredete, verwies sie dem Mönch diese Unschicklichkeit: „Ihr seid nicht mein Bruder; mein Bruder ist in Eisen gekleidet und nicht in Leinwand; was nennt Ihr mich Schwester?" Unter solchen Eindrücken wuchsen die künftigen Oberhirten der deutschen Kirche heran; kein Wunder, wenn Geiler von Kaisersberg einmal von ihnen sagt: „Das ist der Bischöfe Werk, mit viel Pferden reiten, große Ehr einnehmen, den Säckel füllen, gute Hühnlein essen und den Huren nachlaufen." Der nämliche Gewährsmann, freilich ein sehr strenger Kritiker, hebt einmal rühmend hervor, daß es doch immer noch fromme Prälaten gebe, und macht dabei drei deutsche Bischöfe namhaft.

Übrigens dient die landesherrliche Stellung der Bischöfe wenigstens einigermaßen zur Entschuldigung dafür, daß wir die hohe Geistlichkeit des XV. Jahrhunderts in zahllose Fehden verwickelt sehen. Sie mußten in einer Zeit voll Gewalttat und Selbsthilfe so gut wie irgend ein weltlicher Fürst sich ihrer Haut wehren; ohnedies war für deutsche Augen der im Panzer reitende Bischof eine altbekannte Erscheinung. Das Vorhandensein zahlreicher

kleiner Kirchenstaaten, die Vermischung politischer und kirchlicher Aufgaben mußte solche Zerrbilder des hierarchischen Wesens hervorrufen. Immerhin hat mancher von diesen Herren, die sich nicht scheuten, die Inful mit dem Helm und den Bischofsstab mit dem Speer zu vertauschen, daneben nach Kräften für die Hebung seiner Geistlichkeit gesorgt, so der streitbare Johann III. von Eichstätt, dem man das trotzige Wort in den Mund legte, er habe Muts genug, sich mit fünfen herumzuschlagen, wenn sie ihn ehrlich angriffen. Widerlich berührt aber bei diesem weltlichen Treiben der schamlose Mißbrauch geistlicher Waffen; es war kein ehrlicher Kampf, wenn der eine Teil den andern nicht nur mit den Schrecken des Kriegs, sondern außerdem noch mit Bann und Interdikt heimsuchte. Die fürstlichen und bürgerlichen Gegner versäumten nicht, auf diesen in der Natur oder besser Unnatur der Verhältnisse liegenden Widerspruch aufmerksam zu machen. „Wo man Böses hörte oder Krieg war, so hieß es, der Bischof, der Propst, der herrliche Dechan, der Pfaff, und waren die Bauern von den Geistlichen so sehr übel dran, daß es nicht Wunder gewesen, hätte es Gott nicht selber versehen, daß die Hussen und Ketzer etwas viel größer und fast stärker gewesen." Ein drastisches Beispiel solcher Pfaffenkämpfe liefert die Geschichte der Stadt Stralsund. Der adelige Kirchherr Kurd Bonow, der sich mit der Stadt entzweit hatte, machte seine Kapläne beritten, verwüstete die Umgegend und ließ einigen Arbeitern, die vor den Mauern ergriffen wurden, Arme und Beine abhauen. Das Stadtvolk warf zur Rache einen Kaplan und zwei Pfarrer lebendig ins Feuer. Dieser „Pfaffenbrand zum Sunde" zog natürlich das Interdikt nach sich; der eigentliche Urheber des Streites, der sehr ungeistliche Kleriker, ging völlig straflos aus. Aber selbst der philosophische Cardinal Nikolaus von Cues verwickelte sich als Bischof von Brixen mit Herzog Sigmund von Tirol in einen Handel, der ursprünglich die Vogtei über ein kleines Nonnenkloster betraf und nicht nur zu einer häßlichen Bluttat der Bischöflichen, sondern auch zu einer Appellation des Herzogs an ein Concil und nötigenfalls an das christliche Volk, zu einem für Rom höchst unangenehmen Federkrieg und zu einer offenkundigen Mißachtung der päpstlichen Censuren führte. Wie sollte vollends das hohepriesterliche Gebahren und alttestamentliche Fluchen noch Eindruck machen, wenn sich Leute dazu herbeiließen, die im gewöhnlichen Leben ihren geistlichen Charakter wie einen Makel zu verstecken suchten? Bischof Magnus von Hildesheim war beim Empfang eines Cardinallegaten hoch zu Roß und prächtig gepanzert. Erzbischof Günther von Magdeburg las im fünfunddreißigsten Jahr seiner Regierung zum ersten Mal Messe, Bischof Robert von Straßburg kam überhaupt nicht dazu. Auf dem Nürnberger Reichstag von 1487 galt Bischof Friedrich von Augsburg für einen Sonderling, für einen „Wälschen" und Streber nach dem Cardinalshut, weil er bischöfliche Kleidung trug; seine sämmtlichen anwesenden Standesgenossen gefielen sich, wie er schreibt, in einem Kostüm, daß man sie für Spielleute hätte halten sollen. Bei einem Fest während des Kölner Reichstags von 1505 eröffnete der Erzbischof, eine

Äbtissin und eine Anzahl von Stiftsdamen in Gegenwart des Königs den Tanz. Und der Cardinal Matthäus Lang soll sich sogar den Scherz gestattet haben, einem Fastnachtstanz zu Augsburg in der Maske einer Begine beizuwohnen. Diese vornehmen Herren fanden sich manchmal im Sattel oder auf dem Tanzboden besser zurecht als in der lateinischen Grammatik und im Ritual.

Das nämliche Bild, nur vergröbert, tritt uns entgegen, wenn wir den niederen Klerus ins Auge fassen. Mit der furchtbarsten Verweltlichung ging die ärgerlichste Ausbeutung der priesterlichen Unantastbarkeit zusammen. Der größte Teil der Geistlichkeit hatte sich, dem Beispiel ihrer Oberen folgend, rücksichtslos der Zeitströmung hingegeben; Erwerb und Genuß war die Losung. Den festen Kern des kirchlichen Reichtums bildete ein ungeheurer Grundbesitz, aber man hatte daneben noch ein unerschöpfliches Arsenal von Mitteln aller Art, um der Kirche einen nichts weniger als bescheidenen Anteil an der Arbeit und dem Kapital der Laien zu sichern. Auf dem Landvolk lastete vor allem die Abgabe des Zehnten und die Verpflichtung, zu einem bestimmten Teil für den Bau, die Ausstattung und Erhaltung der Kirchen aufzukommen. In den Städten gingen die Händel mit den Geistlichen nicht aus, die sich hartnäckig weigerten die Steuern mitzutragen, während sie ihrerseits den Anspruch erhoben, der Bürgerschaft in Handel und Gewerbe ungehindert Concurrenz machen zu dürfen. Es kam nicht selten vor, daß sie sich am Kornhandel beteiligten, daß sie sogar Wuchergeschäfte trieben oder aus dem Halten von Kneipen und Spielhöllen Gewinn zogen. In den zahllosen Conflikten, die sich aus den rechtlichen und finanziellen Verwicklungen zwischen Klerikern und Laien ergaben, wollten die ersteren natürlich nur ihre geistlichen Gerichte als zuständig gelten lassen; geringfügige Prozesse konnten durch Appellation an die Curie aufgebauscht, verschleppt und verteuert werden und die Exkommunikation wegen rückständiger Geldforderungen war etwas ganz Gewöhnliches. Man muß den städtischen Regierungen nachrühmen, daß sie trotz ihrer meist tadellosen Kirchlichkeit die Gefahr eines übermächtigen Wachstums der toten Hand deutlich erkannt und kräftig bekämpft haben; selbst im heiligen Köln wurde wie an anderen Orten den geistlichen Stiftern der weitere Erwerb von Grundstücken und Renten verboten, die Veräußerung des bisher Erworbenen auferlegt. Aber der Klerus wußte solche Angriffe geschickt zu pariren; man verkaufte wohl die Grundstücke unter der Bedingung, daß sie nach dem Tode des Käufers an das Stift zurückfallen und dann von Neuem verkauft werden sollten. Charakteristisch für die zunehmende Bequemlichkeit der Mönchsorden, die früher auf eigene Bewirtschaftung gesehen hatten, ist die häufige Verpachtung von Klostergütern und namentlich der systematische Erwerb von Mühlen und Salzwerken. Die sittliche Schätzung der Arbeit verschwindet vollständig und es bleibt nur der Gesichtspunkt eines möglichst leichten und hohen Ertrags.

Wie man mit den kirchlichen Gnadenmitteln Handel trieb und aus dem religiösen Bedürfniß Kapital schlug, das müssen wir in einem andern Zu-

sammenhang betrachten. Hier bildet für unsere Anschauung von dem Zustand des Klerus ein Blick auf seine Moral die unerläßliche Ergänzung. Eine geradezu abstoßende Blüte hatte im XV. Jahrhundert die Zuchtlosigkeit der Weltgeistlichen wie der Mönche erreicht. Vergebens erließen Bischöfe und Synoden fort und fort die strengsten Maßregeln gegen das Zusammenleben der Geistlichen mit Weibern; der Conkubinat blieb nach wie vor die Regel, und die Pfarrersköchin, der zur Ehefrau oft nichts fehlte als der kirchliche Segen, war immer noch eine ziemlich harmlose Erscheinung neben jenem Treiben, das die Klöster zu wahren Hochschulen der gräulichsten Unsittlichkeit machte. Die Bischöfe griffen schließlich zu dem wenig ehrenhaften Mittel, den Conkubinat ihrer Untergebenen, da er sich doch nicht beseitigen lasse, gegen Entrichtung einer Geldbuße zu dulden. Wir hören, daß solche Priester ganz öffentlich Kindstaufe hielten oder ihren Töchtern die Hochzeit ausrichteten wie irgend ein weltlicher Familienvater. Daß der Spott der Laien durch diese „Kellerinnen" und Bastarde der Pfaffen fortwährend die ergiebigste Nahrung erhielt, versteht sich von selbst. Manch aufrichtiger Anhänger der Kirche, wie der Züricher Hemmerlin, sah sich zu dem Wunsche nach Aufhebung des Cölibats gedrängt, aber seine schlimmsten Früchte trieb er nicht einmal in der Weltgeistlichkeit, sondern in den offiziellen Heimstätten der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Nicht umsonst waren die Klöster längst zur beliebtesten Zielscheibe der Satiriker wie der Moralisten geworden; hier war man sicher, keinen Fehlschuß zu tun und mit den giftigsten und schmutzigsten Pfeilen hantiren zu dürfen, ohne daß die Getroffenen ein Recht hatten, sich zu beschweren. Denn so übertrieben auf den ersten Blick viele der unzähligen Witzworte und Anekdoten von den Streichen der „Käsjäger", der Bettelmönche, erscheinen, so sicher kann man sich überzeugen, daß wir keine Karrikatur vor uns haben, daß jene Zeit mit gutem Grund den Inbegriff aller Dummheit und Gemeinheit in der Gestalt des Mönchs verkörpert hat. Ernsthafte Stimmen aus den reformfreundlichen Kreisen der Weltgeistlichkeit und der Ordensleute selbst berichten uns Dinge, wie sie der schlimmste Spötter nicht besser hätte erfinden können. Den Grundzug bildet immer eine unbändige Sinnlichkeit, die sich über alle Rücksichten des Gewissens und des Anstandes frech hinwegsetzt. Dem wackern Benediktiner Nikolaus von Siegen erzählten einmal die Frauen seiner Heimatstadt unter Lachen: „Ach, unser Terminirer vom Orden S. Augustins umarmt alle Mädchen, die ihm begegnen; es kommt nicht leicht eine Dienstmagd ungeküßt an ihm vorbei." Geiler von Kaisersberg erklärt die unreformirten Klöster sammt und sonders für eitel Büberei; „die jungen Mönchlein und Nönnlein, die du machest, die werden auch Huren und Buben." Eine schamlose Ungezwungenheit des Verkehrs zeichnete vor allem die Frauenklöster aus. Die Liebhaber gingen nach Gefallen ein und aus; die Nonnen liefen in koketter enganliegender Tracht umher, machten Tänze mit, besuchten wohl gar die öffentlichen Bäder. Aus dem braunschweigischen Kloster Mariensee entlief

eine Nonne, die Tochter Herzog Wilhelms, in Männertracht, und als ihr Liebhaber, ein Kaplan, sich weigerte mit ihr zu fliehen, zog sie allein in die Welt auf weitere Liebesabenteuer. Wie berührt uns vollends jene Erzählung des Trithemius von einem Nonnenkloster in Friesland, dem die Teufel gar keine Ruhe gönnten; „man sah sie in der Gestalt von jungen Männern durch die Fenster einsteigen, ins Dormitorium springen und in die Zellen laufen.“ Die Nonnen galten sämmtlich für besessen und stießen während der Messe ein so markerschütterndes wahrhaft dämonisches Geheul aus, daß kein Priester mehr celebriren wollte. Man muß die Berichte des Johann Busch lesen, der sich die schwere Aufgabe gestellt hatte, in einer großen Zahl von norddeutschen Klöstern die Herstellung der strengen Ordensregel durchzusetzen, oder die Kämpfe, die Trithemius als Abt zu Spanheim mit seinem liederlichen Convent durchzufechten hatte. Neben dieser entsetzlichen Corruption nimmt sich die gleichfalls berüchtigte Schwelgerei der Mönche fast unschuldig und komisch aus. Denn die Freuden der Tafel und namentlich des Bechers wurden von den geschworenen Vertretern der Enthaltsamkeit auch nicht verabsäumt. Die alten Verbote oder Einschränkungen des Fleischgenusses wurden nicht mehr aufrecht gehalten, die Fasttage wenigstens durch reichliche und abwechselnde Gerichte erträglicher gemacht. Ein Abt von Volkerode regelte im Jahr 1484 die tägliche Versorgung der „Tag und Nacht im Weinberg des Herrn schwitzenden Brüder“ mit Nordhäuser und Mülhäuser Bier, damit sie nicht zum Chordienst untüchtig würden. Und im Cisterzienserkloster zu Leubus wollten die Mönche sich zur Abhaltung der seit achtzehn Jahren unterlassenen Seelmessen nur dann verstehen, wenn der Abt jedem täglich eine Maß guten Biers, wie er es selber trinkt, reichen würde.

Man kann gewiß nicht behaupten, daß es an Versuchen zur Besserung gefehlt hätte. Was man im XV. Jahrhundert unter Reformation verstand, Herstellung der vernachlässigten kirchlichen Ordnungen, war das ausgesprochene Ziel der häufig abgehaltenen Provinzialsynoden; in gleichem Sinn arbeiteten unermüdlich die Männer der Klosterreform. Über die Tätigkeit der Provinzialsynoden und der sich anschließenden Kapitel und Visitationen liegt uns eine Reihe von Zeugnissen vor, dagegen fehlt es an unmittelbaren Beweisen für die Wirksamkeit der gefaßten Beschlüsse. Sehr bedeutend wird dieselbe nicht gewesen sein, wie man aus der ständigen Wiederholung der nämlichen Klagen und Vorschriften wohl schließen darf. Auch pflegte die Aufmerksamkeit der Synoden sich großenteils auf mehr äußerliche Dinge zu richten, wie auf die Gleichmäßigkeit des Meßrituals, auf die pünktliche Entrichtung des Zehnten oder die Beobachtung der Fasten; bei den Visitationen vollends standen wohl in der Regel die Ermittelungen über Vermögen und Rechtsverhältnisse der einzelnen Kirchen, über den Zustand der Gotteshäuser und Kultusgeräte, über die Leistungspflicht der Gemeinden stark im Vordergrund, während man daneben auch etwaige Beschwerden der Geistlichen oder ihrer Pfarrkinder notirte. Größere, wenigstens mehr augenfällige Erfolge hatte jene Be-

wegung zu verzeichnen, die seit Anfang des XV. Jahrhunderts im deutschen Mönchtum sich mühsam Bahn brach und einer ganzen Reihe von frommen und willensstarken Männern den würdigsten Lebensinhalt zu bieten schien. Den bedeutendsten Anstoß gab Geert Groot, der Stifter der Brüder vom gemeinsamen Leben; erst nach seinem Tod, aber in Erfüllung seines Wunsches wurde 1387 das Kloster der regulirten Chorherren zu Windesheim bei Zwolle gegründet, die Pflanzschule einer „modernen Gottseligkeit", deren Reformarbeit sich allmählich über zahlreiche namentlich norddeutsche Klöster nicht nur der regulirten Chorherren, sondern auch anderer Orden ausdehnte. Für die Benediktiner wurde das Kloster Bursfelde bei Göttingen zu einem Mittelpunkt verwandter Bestrebungen; hier hatte Johann Busch, der die Windesheimer Reform nicht selten unter Lebensgefahr durch Niedersachsen trug, den Abt Johann von Hagen gewonnen und die Bursfelder Congregation zählte nachmals 76 Klöster. Aber auch die Bettelorden blieben nicht zurück; der gewaltige Prediger Dederich Coelde suchte seine Franziskaner unter die Herrschaft der strengen Observanz zu bringen, während bei den Augustinereremiten Heinrich Zolter und andere jene Reformation vorbereiteten, deren eifrigster Kämpe dann der Dresdener Andreas Proles geworden ist. Nikolaus von Cues, der große deutsche Cardinal, der im Jahr 1451 als päpstlicher Legat einen großen Teil von Deutschland reformirend durchzog, erhob sich im Anschluß an diese Bewegung bis zu dem Gedanken, sie zum herrschenden kirchlichen System zu machen und so gut wie den übrigen Klerus auch das Cardinalscollegium und sogar den Papst selber dem Universalheilmittel der Visitation zu unterwerfen. Mit der Reformation des XVI. Jahrhunderts haben diese Männer und ihr Werk so wenig innere Verwandtschaft, wie eine Reihe von andern sogenannten Vorläufern Luthers. Ihr hartnäckiger Kampf um die Reformation der Klöster ist und bleibt durchaus auf dem Boden des Mönchtums; was die Reformatoren wollen und durchführen, besteht großenteils in solchen Äußerlichkeiten und Kleinigkeiten, daß uns das Mißverhältniß zwischen der aufgewendeten Kraft und dem erstrebten Ziel seltsam berührt. Wir sehen, daß in der Tat Farbe und Schnitt der Kutte, Beobachtung der mönchischen Tischzucht, Mettensingen und Fasten selbst in den Augen eines Proles entscheidende Wichtigkeit besaßen. Das war gerade die Möncherei, in der ein Geist wie Luther keinen Frieden finden konnte, deren erstickende Atmosphäre in ihm das Verlangen nach Luft und Freiheit immer unwiderstehlicher erregte.

Etwas weniger engherzig, aber immer noch von einer bescheidenen Kirchlichkeit beherrscht waren die Reformationswünsche jener Kleriker und Laien, die in sehnsüchtiger Erinnerung auf die Concilien von Kostnitz und Basel zurückschauten. Die allgemeine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern blieb ihnen eine unzweifelhafte Notwendigkeit, aber sie schien freilich mehr als je zuvor in unerreichbare Fernen gerückt zu sein. Wir finden wohl gelegentlich die zornige Klage, daß die siegreiche Lehre von der Oberhoheit des Papstes über die Concilien die allergefährlichste Ketzerei und der Ruin aller kirchlichen

Hoffnungen sei, daß man durch das Zurückstoßen der conciliaren Reform der Christenheit nur den Ausweg der offenen Empörung übrig gelassen habe. Aber in Wirklichkeit waren doch diese Kreise der Concilsfreunde die letzten, die einen solchen verzweifelten Schritt gut geheißen oder mitgemacht hätten. Sie begnügten sich damit die vorhandenen kirchlichen Mißstände recht schonungslos zu kritisiren und zugleich ihren unwandelbaren Gehorsam gegen die Kirche ins hellste Licht zu setzen. Wir werden sehen, daß diese Gepflogenheit allerdings für die Kirche ihre Gefahren hatte, aber von einem ernstlichen Gedanken an gewaltsame Besserung des Bestehenden kann bei Männern wie Geiler von Kaisersberg oder Wimpheling nicht die Rede sein, noch viel weniger von einer selbständigen Prüfung der kirchlichen Lehre, ohne die ja alle Versuche an der Macht der römischen Hierarchie zu rütteln mehr oder minder ohnmächtig geblieben sind. Erschien doch den Deutschen damals selbst der mäßige Grad von Unabhängigkeit, den sich Frankreich dem römischen Stuhl gegenüber erkämpft hatte, als ein kaum erreichbares Ideal! Seit dem Wiener Konkordat hatte das Reich von Zeit zu Zeit den unfruchtbaren Versuch gemacht, die Beschwerden der deutschen Nation als Grundlage für eine pragmatische Sanktion zu formuliren, aber was man einmal preisgegeben hatte, ließ sich nachträglich die Curie nicht wieder abtrotzen, auch nicht durch die lächerliche Drohung, die deutschen Fürsten seien aus dem Schlaf erwacht und würden äußersten Falls das römische Joch ganz abschütteln und der Nation ihre alte Freiheit zurückgeben. Man wußte in Rom sehr genau, in welcher Zwietracht diese Fürsten unter einander und mit dem Reichsoberhaupt lebten und mit welchen Mitteln ihre Unzufriedenheit zu beschwichtigen war. Daß die Päpste neuerdings in ihren Wahlcapitulationen neben vielen anderen Stücken auch die Abhaltung eines Concils und die Reformation der gesammten Hierarchie eidlich zusichern mußten, tat so wenig zur Sache wie das halbverrückte Wagniß des Bischofs Andreas von Krain, der im Jahr 1482 an die Basler Kirchentüren eine Ladung zum allgemeinen Concil anschlug. Sein Ruf fand kaum einen Widerhall; er starb im Gefängniß. Die fürstliche Reformpartei und ihr Führer Berthold von Mainz hatten es bei ihrer Vertretung der nationalen Beschwerden doch hauptsächlich darauf abgesehen, einen Teil der nach Rom fließenden Gelder den arg verkümmerten Reichsfinanzen zuzuwenden. Berthold selbst war von einem starken Gefühl für sein bischöfliches Amt durchdrungen, dessen Hoheit er seinem eigenen Klerus ebenso energisch zum Bewußtsein brachte, wie er dem Papst und den Cardinälen mit freimütigen Warnungen unter die Augen ging. Im Übrigen hielt er sich auf den Wegen strengster Kirchlichkeit; daß er im Jahr 1486 der Gefährlichkeit der Buchdruckerkunst durch Einrichtung einer Censur die Spitze abzubrechen suchte, bezeichnet hinlänglich seinen Standpunkt. So endigte denn auch der Anlauf des Reichstags von 1500, der in Sachen der kirchlichen Beschwerden eine eigne Gesandtschaft nach Rom abordnete, in einem finanziellen Compromiß; man vertrug sich mit dem gewandten päpstlichen Legaten Raimund Peraudi

über eine Teilung der Erträgnisse, die der neue Jubiläumsablaß abwerfen sollte. Die viel verschriene römische Ausbeutung der deutschen Nation wollte man zunächst zur Stärkung des neugeschaffenen Reichsregiments verwerten, aber dieser Plan, unter kirchlicher Maske eine kräftige Besteuerung des Reichs ins Werk zu setzen, ist nachher nicht dem rasch verfallenden Reichsregiment, sondern dem römischen König zu gute gekommen.

In den Händen Maximilians waren aber die kirchlichen Fragen so gut wie alle übrigen einer sehr wechselvollen Behandlung ausgesetzt. Sie dienten ihm zeitweilig als Bausteine bei den vergänglichen Schöpfungen seiner Politik, die heute kühn emporgeführt morgen wieder eingerissen wurden, um einem neuen Anfang ohne Ende Platz zu machen. Je nach der Lage der italienischen Verhältnisse kehrte er den deutschen König oder den päpstlichen Alliirten heraus; er ließ sichs gefallen als berufener Reformator Roms und des Klerus gefeiert zu werden, aber er trat in das engste Bündniß mit Julius II., dessen kriegerische Gestalt jedem wahren Freund der Kirche Ärgerniß geben mußte. Als jedoch Julius im Jahr 1510 zu den bisherigen gemeinsamen Gegnern, den Venezianern überging, flammte der Zorn des Kaisers gegen den „verfluchten Priester Papst“ lebhaft empor. Er scheint wirklich daran gedacht zu haben, mit Frankreich zusammen den Papst gewaltsam zu reformiren, „wegen der großen Sünden und Betrügereien, die er und seine Vorgänger begangen haben und täglich begehen“. Während der Kaiser den Sultan zu einem Angriff auf das venezianische Dalmatien zu reizen suchte, machte er sich zugleich daran den Papst auf seinem eigensten Gebiet in Verlegenheit zu bringen. Frankreich erhob damals den Ruf nach einem allgemeinen Concil; Maximilian, der sich die pragmatische Sanktion der Franzosen zum Muster nehmen wollte, faßte zunächst die Abschaffung der Annaten und die Aufstellung eines ständigen Legaten für Deutschland ins Auge, ein Plan, der wenigstens den Ansatz zu einer Art von deutscher Nationalkirche enthielt. War doch bereits hier und dort, noch während des Wormser Reichstags von 1495, der Gedanke an die Errichtung eines von Rom unabhängigen deutschen Patriarchats aufgetaucht! So weit wollte freilich Maximilian nicht gehen und die Autorität, an die er sich zur Begutachtung seines Reformprogramms wendete, der berühmte Humanist Jakob Wimpheling, bot alles auf, um den Kaiser von jedem schärferen Vorgehen gegen die Curie abzubringen, die ihm gestützt auf die deutschen Prälaten und Bettelmönche den gefährlichsten Krieg machen, vielleicht die Kurfürsten zu einer Neuwahl verursachen könnte. Übrigens verhandelte der Kaiser schon wieder mit dem Papst, als ihm Wimphelings vorsichtige Ratschläge zukamen; freilich folgte dann ebenso rasch ein neuer Bruch mit Rom, das phantastische Projekt des eben verwittweten Kaisers, sich selber die dreifache Krone aufs Haupt zu setzen, sein halber Anschluß an das von Frankreich inscenirte antipäpstliche Concil zu Pisa, endlich sein offener Übertritt zum Papst und zum lateranischen Concil. In der nämlichen Sitzung, worin kaiserliche Abgesandte die feierliche Huldigung

leisteten, wurde der Papst ganz ungescheut als zweiter Gott auf Erden angeredet. Das Concil erneuerte die berüchtigte Bulle Bonifaz VIII. (Unam sanctam) und vernichtete die pragmatische Sanktion von 1438. Dieser fast ausschließlich von politischen Motiven getragene Kampf gegen Rom hatte nur zu einem glänzenden Triumph des unverbesserlichen Papsttums, zu einer wiederholten Bekräftigung seiner absolutistischen Ansprüche geführt. Die allbekannten „Gravamina der deutschen Nation" boten nach wie vor eine stets wiederkehrende und stets harmlose Beschäftigung für den deutschen Reichstag.

Geräuschloser und folgenreicher waren die Änderungen, denen das Verhältniß von Kirche und Staat in einer ganzen Reihe von deutschen Territorien unterlag. Auch auf diesem Gebiet finden wir das Fürstentum im entschiedenen Vordringen begriffen. Das Ideal der vollen fürstlichen „Libertät" vertrug sich schlecht mit einer unbeschränkten Freiheit der Kirche. Schon im XIV. Jahrhundert hatte Herzog Rudolf IV. von Österreich, ein rechter Vorläufer des kommenden Absolutismus, das Wort gesprochen: „In meinem Lande will ich Papst, Erzbischof, Bischof, Archidiakon und Dekan sein." Während des XV. Jahrhunderts wußten die deutschen Landesherren sich derart mit der Curie abzufinden, daß kraft päpstlicher Privilegien die staatliche Controle über die Kirche in manchen Gebieten schon eine sehr beträchtliche Ausdehnung erlangte. Ist doch sogar von einem so tadellos kirchlichen Fürsten wie Georg von Sachsen die Äußerung überliefert, er sei in seinem Lande selber Papst, Kaiser und deutscher Meister, eine Äußerung, die jedenfalls die Bestrebungen dieser souveränetätslustigen Herren treffend zusammenfaßt. Wirklich war in einzelnen Territorien lange vor der Reformation die Machtbefugniß der Obrigkeit so weit erstreckt und alles zusammengerechnet die Summe der von der Curie hier und dort gemachten Concessionen so bedeutend, daß man ohne Übertreibung hat sagen dürfen, die Kirche sei trotz einer scheinbaren Herstellung der päpstlichen Omnipotenz doch gründlich erschüttert ins XVI. Jahrhundert eingetreten. So besaß z. B. der Kurfürst von Brandenburg tatsächlich die freie Verfügung über die drei Landesbistümer; ein fürstliches Recht der Klostervisitation sehen wir nicht nur hier, sondern auch in Österreich, in Sachsen, nicht immer mit päpstlicher Bewilligung, ausüben. Wilhelm III. von Sachsen bezeichnet sich einmal geradezu als „einen obersten Handhaber aller guten Werke"; seine Landesordnung von 1446 trägt vollständig den Charakter einer Kirchenordnung, worin sich der Herzog die Reformation der Klöster und die Sittenpolizei über den Klerus vorbehält, die Berufung an ausländische (römische) Gerichte mit der Strafe der Acht und die Geistlichen, die Briefe um weltliche Sachen aufnehmen, mit Temporaliensperre bedroht. Zu Zeiten mußten doch auch die päpstlichen Ablaßhändler diese neue Stellung des deutschen Fürstentums unliebsam empfinden, so der Nuntius Marinus de Fregeno, den im Jahr 1458 Herzog Friedrich von Sachsen wegen Verletzung des zwischen ihnen getroffenen Abkommens einsperren ließ. Nicht mit Unrecht sah schon damals die Geistlichkeit in den Vertretern des römischen

Rechts die gefährlichsten Vorkämpfer der jungen Staatsgewalt; wir hören die nämlichen Klagen über Rücksichtslosigkeit und Impietät der fürstlichen Räte, die nachher im XVI. Jahrhundert unter den evangelischen Predigern so häufig laut werden; wie ja überhaupt die Gestaltung der lutherischen Landeskirchen keineswegs einen völlig neuen Gedanken verwirklicht hat, sondern die folgerichtige Entwicklung dieser längst vorhandenen Ansätze darstellt. Protestantische und katholische Reichsfürsten sollten die Früchte einer Bewegung ernten, deren erste Erfolge die Päpste selbst mit herbeigeführt haben, um den territorialen Gewalten jeden Gedanken an ein Concil auszutreiben. Daß aber die staatliche Einmischung in die Besetzung der Stifter und in das innere Leben der Kirche durchaus nicht immer dem Reformbedürfniß zu Statten kam, läßt sich denken. Doch lag ohne Frage hier zunächst die einzige Möglichkeit einem verwilderten Klerus ernsthaft zu Leibe zu gehen. Manche Klosterreformation ist nur unter dem kräftig nachhelfenden Druck der weltlichen Macht zu Stande gekommen; wie vollends der Staat mit einer unbotmäßigen Priesterschaft umspringen könne, davon hat Albrecht Achilles an seiner fränkischen Weltgeistlichkeit, die sich nicht besteuern lassen wollte, ein Exempel statuirt. Die ganze Schroffheit des späteren absolutistischen Regiments trat bereits in diesem von Amtleuten und Bütteln durchgeführten Vorspiel zu Tage. In Kulmbach wurden auf Befehl des Hauptmanns den Geistlichen, die das Interdikt hielten, die unbeerdigten Leichname vor die Türe des Pfarrhofs gelegt.

In engen Kreisen, aber auf allen Gebieten des Lebens betätigte sich der werdende Staat, freilich nicht deutscher Nation, aber doch deutscher Herren und Städte. Die Kirche selbst hatte das gewaltigste Beispiel von Centralisation gegeben. Aber Enea Silvio sah ohne sein Wissen in die Zukunft, indem er die Gegenwart zu beobachten glaubte. Es gemahnt an die ganze Erbärmlichkeit der nachreformatorischen Periode, was er den Fürstendienern seiner Zeit in den Mund legt: „Wir haben alle den nämlichen Glauben wie unsere Fürsten; würden sie die Götzen anbeten, so würden wir desgleichen tun. Wir würden nicht nur den Papst, sondern Christus selbst verleugnen, wenn es die weltliche Obrigkeit so haben wollte.“

Dahin war es freilich im XV. Jahrhundert noch nicht gekommen. Vielmehr hatte das religiöse Bedürfniß des deutschen Volkes sich sehr lebendig erhalten und sogar vielfach eine beunruhigende Gestalt angenommen.

V. Die Volksreligion.

Die Italiener der Renaissancezeit äußern nicht selten ihre Verwunderung über die starke Religiosität der Deutschen und diese selbst lieben es sich ihrer Glaubensfestigkeit zu rühmen. Es hat wirklich auf den ersten Blick etwas Überraschendes, wenn troß aller berührten Mißstände, troß aller lauten oder leisen Klagen die Kirche mächtiger als jemals Sinnen und Denken der Deutschen zu beherrschen scheint. Denn es ist nicht abzustreiten, daß neben einer wahrhaft imponirenden Betätigung äußerer Kirchlichkeit viel innerliche Wärme des religiösen Lebens zu Tage tritt. Aber die Fülle und Kraft der Gesundheit ist es freilich nicht; wie manche Äußerungen des kirchlichen Sinnes ins Ungemessene und Ungeheuerliche gehen, so steigert sich in vielen Gemütern die Sehnsucht nach dem Heil bis zum Fieberhaften und auch die Beschaulichen können sich von einem drückenden Gefühl des Unmuts oder der Bangigkeit nicht frei machen. Sie spüren das heraufziehende Wetter der Revolution. Dieser überreiche Schmuck der Gotteshäuser und der Priesterschaft ist bereits der Vernichtung geweiht; diese Gebete und Segensformeln werden sich in Fluch und Lästerung verkehren. Was der Kirche bevorsteht, droht zugleich dem Staat; Böhmens Schicksal erschien wie eine prophetische Warnung für Deutschland.

Es war, als wollte sich das alte kirchliche Wesen noch einmal recht reich und gründlich ausleben. Niemals vorher oder nachher hat Deutschland gottesdienstliche Bauten in solcher Zahl und solcher Pracht geschaffen; man glaubt eine ganze Nation von Steinmetzen, Bildschnitzern und Malern an der Arbeit zu sehen. In Danzig z. B. wurden während des XV. Jahrhunderts nicht weniger als acht Kirchen teils neu gegründet, teils fertig gebaut; das kleine Stuttgart zählt drei Kirchen aus dem Ende des Jahrhunderts. Allerdings reicht die Anlage der gewaltigsten Dome und Münster in eine frühere Zeit zurück und die Gothik war bereits in ihren Herbst getreten, dessen erstaunliche Fruchtbarkeit und Buntheit den Niedergang verhüllen möchte. Diese Kunst erscheint als das getreueste Spiegelbild der in ihr sich verherrlichenden Kirche; auch sie verbirgt unter großartiger äußerer Entfaltung den Todeskeim. Jedenfalls legt sie von der Kirchlichkeit der Generationen, die ihr Bestes nicht in Wort und Schrift, sondern in der Formensprache der bildenden Künste kundgetan haben, das bedeutsamste Zeugniß ab. Man

muß sich vergegenwärtigen, wie für den Ausbau und die Ausschmückung der Kirchen nicht nur in großen Reichsstädten, sondern auch an kleinen Orten Reich und Arm im Schenken wetteiferten, wie Getreide und Vieh, Kleinodien, Waffen und Gewandstücke dargebracht wurden. Zweifellos war und blieb dabei das vornehmste Motiv die Fürsorge für das eigne Seelenheil, untrennbar verbunden mit einer kindlichen, ganz persönlichen Zuneigung zu Gott und seinen „lieben" Heiligen, denen man eine besondere Freude und Ehrung zu erzeigen dachte. Daneben wirkten auch noch andere Empfindungen mit, ein starker Lokalpatriotismus und ein künstlerisches Bedürfniß, dessen tiefe und allgemeine Verbreitung uns unzählige Denkmale bezeugen. Glaubten doch einzelne besonders rigorose Beobachter, wie Geiler von Kaisersberg, bereits eine gefährliche Vorliebe der Kunst für das sinnlich Reizende und eine Beeinträchtigung der Andacht durch solchen Kirchenschmuck rügen zu müssen. Tatsächlich waren die Gotteshäuser des Mittelalters wie jene des Altertums zugleich Museen und Schatzkammern; der Kirchgänger fand sich inmitten ruhmvoller Erinnerungen und künstlerischer Meisterwerke und das Ewige floß mit dem Zeitlichen zusammen, während die wirkungsvolle Dämmerung der hohen Räume durch die Farbenglut der Fenster und durch das Aufleuchten der goldenen und silbernen Gefäße und Weihgeschenke prächtig belebt wurde. Welche Umwandlung mußte sich in den Gemütern vollziehen, bis die altgewohnte Hingabe an solche überwältigende Eindrücke in Haß und Abscheu vor den „Götzen" verkehrt wurde! Einer nüchternen Betrachtung hätte allerdings die maßlose und vielfach auch geschmacklose Anhäufung von verarbeitetem Edelmetall in den Kirchenschätzen Anstoß erregen müssen. Oft genug trat der künstlerische Gedanke zurück vor dem Bestreben, durch Masse und Kostbarkeit des Materials sich um die beschenkte Kirche besonders verdient zu machen. Im Münster zu Bern hatte man das Haupt des heiligen Vincentius in fünfhundert Lot lauteren Goldes gefaßt und mit einem unschätzbaren Edelstein geschmückt, siebzig goldene, fünfzig silberne Kelche, drei goldene und ein Paar silberne Särge, nicht weniger als vierhundertfünfzig köstliche, juwelenverzierte Meßgewänder. Der Abt von Tegernsee konnte im Jahr 1462 zwei Silberarme, vier Monstranzen, mehrere kostbare Heiligenbilder, ein goldenes Pektorale mit Edelsteinen, eine große Inful, eine Kette und ein Kreuz, viele Reliquiengefäße und achtzehn Kelche anschaffen. Von Silberarmen, einer sehr beliebten Form von Reliquienbehältern, zählte man im Dom zu Passau gegen zwanzig. Es ist die nämliche Freude am Luxus, am Überschwänglichen, die uns im weltlichen Leben des Zeitalters entgegen tritt.

Den größten Glanz entfaltete die künstlerische Seite des Kirchenwesens bei den großen Schaustellungen, die unter verschiedenem Anlaß, als festliche Gottesdienste, Prozessionen, geistliche Spiele, in oder außerhalb der Kirchen veranstaltet wurden und besonders geeignet waren die Phantasie der Mitwirkenden wie der Zuschauer der Kirche dienstbar zu machen. Mit welcher Liebe schildert uns ein Erfurter Kleriker die große Regenprozession im

Sommer 1483, der er selbst beiwohnte. Nach vielen Tausenden zählte der Zug, der sich früh um fünf Uhr in Bewegung setzte und mit allen Stationen und heiligen Handlungen erst um zwölf Uhr zu Ende war. Nach den sämmtlichen Pfarrkirchen gingen die Schüler der Stadt, 948 an der Zahl, dann 312 Weltpriester, die gesammte Universität, 2141 Personen stark, die Mönche von fünf Klöstern; hinter dem Sakrament, dem eine große Zahl von riesigen Kerzen und Laternen vorgetragen wurde, folgten der Rat „und alle Mannesnamen, als weit als die Stadt war", endlich die Jungfrauen und Frauen. Besonders ausführlich schildert uns der Chronist den erbaulichen Eindruck, den die Schaar der Jungfrauen, 2316 an der Zahl, gemacht habe; sie trugen alle die Haare aufgelöst, Kränzlein auf dem Haupt und Lichtchen in der Hand „und gingen ganz gezüchtig und schlugen ihre Augen nieder auf die Erden", an ihrer Spitze zwei schöne Jungfrauen mit Fahnen und vier mit brennenden Laternen, dann „aus der Maßen eine schöne Jungfrau in einem schwarzen Kleide und all barfuß" mit einem schönen großen Kruzifix, neben ihr ein Ratsmeister, „ein demütiger schöner Mann". Wir sehen, wie der Schönheitssinn, die künstlerische Neigung des Zeitalters sich in aller Unbefangenheit neben der Erbauung an dem äußerlich Imponirenden und Anmutigen des geistlichen Schauspiels erfreut. Kann sich doch selbst ein so abgesagter Feind des papistischen Wesens wie Johannes Keßler von S. Gallen bei seinen Rückerinnerungen an die Zeiten der Abgötterei eines gewissen Wohlgefallens nicht erwehren, wenn er die Fronleichnamsprozession mit ihren goldgezierten, blumenumwundenen Wandelkerzen, weißgekleideten Schülern, reliquientragenden Klerikern schildert, wie alles jung und alt mit Blumenkränzen geschmückt, „die Gassen mit Laubästen waldweis besteckt" und vom hochzeitlichen Schall der Cymbeln, Harfen, Geigen, Lauten und Orgeln erfüllt waren.

In noch stärkerem Maße mußten solche Empfindungen erregt werden, wenn die Kirche oder der Raum vor der Kirche wirklich zum Theater gemacht und die Passion oder andere heilige Geschichten, ja sogar der Antichrist und sein Untergang den Gläubigen dramatisch vor Augen gebracht wurden. Diese Spiele, zu Ostern und an andern hohen Festen aufgeführt, beschäftigten oft Hunderte von Personen und nahmen zuweilen mehrere Tage in Anspruch. Der Vergleich mit der Tragödie der Griechen liegt sehr nahe und ist mit Vorliebe gezogen worden, wie ja überhaupt dieses ganze kirchliche Wesen mit seinem Formenreichtum und seiner Farbenpracht vielfach mehr an das klassische Heidentum als an dessen christlichen Widersacher erinnert. Daß die ernste Großartigkeit der vorgeführten Szenen durch höchst populäre Scherze und komische Figuren unterbrochen werde, dafür sorgte die städtische Kultur, die rechte Pflanzstätte des geistlichen und weltlichen Dramas, mehr als zur Genüge. Manchmal wuchern diese ursprünglich episodischen Elemente so üppig, daß das Osterspiel mit seinen endlosen Teufelsspäßen und seiner Kritik ständischer und lokaler Verhältnisse beinahe zum Fastnachtsspiel zu werden droht. Es liegt unstreitig

ein freier und großer Zug darin, daß die kirchliche Weltanschauung es wagte sich selbst gelegentlich zu ironisiren, daß sie mit Hölle und Teufel ihren Spaß trieb und auf der Bühne die Gebrechen einer allmächtigen Hierarchie besprechen und greifbar züchtigen ließ. Jene kaum vermittelten Übergänge vom Erhabenen zum Lächerlichen bargen einen tiefen Sinn und die Gläubigkeit sowohl als die Phantasie der Zeit waren derbkräftig genug, um nicht so leicht Anstoß zu nehmen. Trotzdem war und blieb es ein gefährliches Spiel und die Kirche selbst fühlte zuweilen den Mißbrauch, der mit ihren Zugeständnissen an die herrschende Sinnlichkeit und Üppigkeit getrieben wurde. So verbot Bischof Wedego von Havelberg im Jahr 1471 die Aufführungen in den Kirchen, da sie mehr zur Wollust und zum Gelächter, als zur Zerknirschung dienlich seien. Aber es war unmöglich, die zahlreichen Profanationen der Kirche und des Gottesdienstes auszurotten, die zum Teil uraltheidnischen Bräuchen entstammend in der Seele des Volks ebenso fest hafteten, wie die darauf gepflanzten christlichen Vorstellungen. Die Narrenfeste mit ihrem Gassenjungenunfug, die Travestien der heiligen Handlungen und Formeln, die verschiedenen seltsamen Ceremonien beim Weihen der Palmen, Kerzen und anderer Dinge, das Ausgießen von Wasser unter die Andächtigen bei manchen Gottesdiensten, das Ostergelächter, durch Späße des Predigers hervorgerufen, dies alles würdigte oft geradewegs die Kirche zu einem Belustigungsort, den Gottesdienst zu einem Volksfest der niedrigsten Art herab. An und für sich mußte schon die stets wachsende Masse der Kirchenfeste und Feiertage Bedenken erregen; in den Beschwerden der deutschen Nation wird darüber geklagt, daß vor lauter Festtagen der Bauer seine notwendigsten Feldarbeiten nicht mehr erledigen könne. Dazu kam eine sehr wenig erbauliche Verwertung dieser aufgedrungenen Muße zu Trunk, Spiel und Liederlichkeit aller Art, denn von einer puritanischen Sabbathfeier war natürlich damals unter der Masse der Laien noch nichts zu spüren. Man sollte und mußte, wie der ehrliche Keßler von S. Gallen sagt, „durch Gottes willen faul sein". Das Kirchenjahr schien sich in eine Reihe von Festen aufzulösen, wie das tägliche Leben sich an eine immer dichtere Hülle kirchlicher Symbolik gewöhnte.

Überall die gleichen Symptome; der ungemessenen Steigerung des kirchlichen Schmuckes und Reichtums entspricht die wachsende Zahl von Gotteshäusern, Stiftungen, Geistlichen. Die kirchlichen Leistungen werden auf den denkbar höchsten Grad gespannt; mit einem ungeheuern Aufwand von Zeit, Geld und Arbeitskraft führte man den Kampf gegen die Welt. Neue Mittel vermochte die Kirche nicht zu bieten; so blieb nichts übrig als die vorhandenen bis zur Erschöpfung und Übersättigung auszubeuten. Man muß sich die Massenhaftigkeit der kirchlichen Anstalten und ihres Personals an ein paar Beispielen vergegenwärtigen. Das „heilige" Köln zählte 11 Stifter, 19 Pfarrkirchen, über 100 Kapellen, 22 Klöster, 12 Spitäler, 76 religiöse Convente; es ging das Sprüchwort, dort würden täglich mehr als tausend Messen gelesen. In Braunschweig finden wir 15 Kirchen, darunter die vornehmste,

das Stift zu St. Blasius, mit 26 Altären und über 60 Geistlichen, über 20 Kapellen, 5 Klöster, 6 Hospitäler und über ein Dutzend Beginenhäuser; in Memmingen mit seinen 2 Pfarrkirchen, 3 Kapellen, 4 Klöstern belief sich zu Anfang der Reformation die Zahl der geistlichen Personen auf 123 und von diesen kamen allein auf die Hauptkirche zu St. Martin, wo täglich an 16 Altären Messe gelesen wurde, ein Prediger, 3 Helfer und 26 Kapläne. Die Zahl der Klöster und Convente war ins Unglaubliche gewachsen; die Minoriten z. B. besaßen in ihrer österreichischen Provinz über 30, in der sächsischen Provinz etwa 80, die Augustinereremiten, die sich mit ihnen nicht messen konnten, in ganz Deutschland über 80 Klöster. An die Masse der Laien beiderlei Geschlechts, die sich als Tertiarier der dritten Regel des heiligen Franziskus angliederten, schlossen sich die halb geistlichen Genossenschaften der Beginen; auch hier übertrifft Köln mit seinen 106 Beginenhäusern alle übrigen deutschen Städte, obwohl z. B. Straßburg die stattliche Zahl von 60, Basel über 30 solcher Häuser aufwies. Einen vorwiegend städtischen Charakter trug dieses kirchliche Wesen wie die Kultur des Zeitalters überhaupt. Als die erfreulichste Seite müssen wir unbedingt eine wirklich großartige Entwicklung der Armen- und Krankenpflege bezeichnen, obschon freilich auch hier die Schadhaftigkeit des ganzen Systems sich fühlbar macht. Aber die Tatsache, daß im XIII. und XIV. Jahrhundert die deutschen Städte und Bürgerschaften in der Gründung von Spitälern den regsten Wetteifer entfalten, daß eine Stadt wie Stendal sich den Luxus von sieben Spitälern gestattet, gereicht zweifellos der christlichen Charitas jener Generationen zur Ehre. Wir finden vielfach eine rührendherzliche Teilnahme an der leidenden Menschheit, die sich namentlich in dem Bestreben zahlreicher Stiftungen „den Siechen ihr Mahl zu bessern" kundgibt. Aber der spezifisch kirchliche Charakter trat doch auch bei diesen Anstalten in übertriebener Weise hervor. Das Ideal der klösterlichen Zucht verstand sich von selbst für die Brüder und Schwestern, denen die Pflege der Kranken und Armen oblag; das Marienhospital in Braunschweig hielt im XV. Jahrhundert einen Pfarrer und sechs Vikare und die Statuten eines Lübecker Hauses schreiben sogar den Kranken vor, täglich dreihundert Vaterunser zu beten, „wenn sie nur noch die Zunge und die Lippen rühren können". Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die allgemeine Corruption auch die der Krankenpflege geweihten Genossenschaften nicht verschont hat; insbesondere die Beginen, die sich überhaupt freier bewegen konnten, kamen allmählich in den schlechtesten Ruf und erwarben sich den unrühmlichen Spottnamen „Kellerinnen der Barfüßer".

Die Art und Weise, wie das Mittelalter die Übung der christlichen Liebe auffaßte und zu verwirklichen trachtete, führt uns unmittelbar zurück auf jene kirchliche Grundanschauung, die von der Reformation in erster Linie bekämpft und durch ein neues Prinzip ersetzt werden sollte. Daß die mit gutem Recht gerühmte Fürsorge für die Armen, Alten und Kranken, daß das massenhafte Almosengeben und die oft überreichen Stiftungen doch schließ-

lich der freien Willkür des Einzelnen oder der Genossenschaft überlassen blieben, war noch die minder bedenkliche Seite. Immerhin mußte, wie man neuerdings hervorgehoben hat, „eine solche Liebestätigkeit der Armut gegenüber vollständig Bankerott machen;“ abgesehen von der Ungleichheit der Behandlung setzte sie ja geradezu eine Prämie auf den Bettel. „An Almosen ist kein Mangel,“ sagt Geiler, „wohl aber an einer geregelten Verteilung.“ Der Vorteil, daß Staat und Gemeinde nicht mit ständigen Ausgaben für Armenpflege belastet waren, wurde durch die Nachteile eines derartigen Systems reichlich aufgewogen. Während in manchen Hospitälern die Kranken oder Pfründner kraft einzelner Stiftungen zu Zeiten mit Braten, Fisch, feinem Obst gelabt wurden, sahen sie sich anderwärts in aller Form auf den Bettel angewiesen. Das Endresultat dieser Opfer und Bemühungen war und blieb eben doch eine wahrhaft unheimliche Entwicklung des Bettels, dem es nur allzuleicht gemacht wurde sich der mannigfachsten religiösen Masken zu bedienen. Es gingen ja die angesehensten Orden mit dem Beispiel voran; was sie den Armen reichten, mußten sie selbst zusammenbetteln. Äußerst drastisch schildert ein satirisches Gedicht das Treiben der Terminirer, vor denen niemand und nichts sicher ist; sie stecken alles in den Sack, was sie erwischen können, Äpfel und Birnen, Ingwer und Galgan, Muskat, Nelken und Safran, neue Kleider, Fische, Hühner, Kohl und Eier, Butter, Milch und Honig, namentlich aber Käse, Schaf-, Kuh- und Ziegenkäse, harte und weiche, große und kleine Käse. Auf den Spuren dieser „Käsjäger“ ging dann ein ganzes Heer von Faulenzern und Schwindlern, deren ganz oder halb geistlicher Charakter teils einfach erlogen teils nur ein Freischein für recht unverschämten Bettel war. Da gab es Quästionirer, die für einen Kirchenbau, für ein Altartuch oder Chorhemd oder für die erste Messe eines armen Priesters sammelten, Stationirer, die mit Reliquien meist der verdächtigsten Art umherzogen, Heu von der Krippe zu Bethlehem oder eine Feder von S. Michaels Flügel vorzeigten, wie Brant spottet. Besondern Anstoß erregten die Antoniusbrüder, ursprünglich ein Spitalorden, dessen Heiliger gegen das sogenannte Antoniusfeuer helfen sollte; ihm zu Ehren und den Brüdern zur Freude wurden an vielen Orten Schweine gemästet und diese „Tönniesferkel“ besaßen das Vorrecht mit einer Glocke und einem Kreuz geschmückt frei in den Straßen umherzulaufen, ein Vorrecht, das von den Antoniern andern Brüderschaften gegenüber eifersüchtig gewahrt wurde. Den Übergang zu den Almosen heischenden Laien bilden die sogenannten Begharden oder Lollharden, wirkliche oder vorgebliche Mitglieder des Tertiarierordens und verwandter Congregationen, die als „starke Bettler“ mit Recht verrufen die Mildtätigkeit und Leichtgläubigkeit zumal der Frauen auszubeuten wußten. Aber auch die gewöhnlichen Bettler, Krüppel und Landstreicher liebten es aus begreiflichen Gründen sich irgendwie den Anstrich besonderer Frömmigkeit oder den Nimbus des Büßers beizulegen. Sie führten Bettelbriefe an den oder jenen Heiligen, trugen Heiligenbilder oder Pilgermuscheln am Hut, wußten von seltsamen

Gelübden und Wallfahrten zu erzählen. Was man dem Publikum bieten durfte, zeigt die Geschichte jener Schwindlerin, die im Jahr 1509 zu Pforzheim mit der Behauptung auftrat, sie habe kürzlich eine Kröte geboren und zu unserer lieben Frau nach Einsiedeln gebracht, wo dieselbe als Wunder angestaunt werde, aber zu ihrer Nahrung täglich ein Pfund Fleisch brauche; der Bettelbrief, mit dem sich die Betrügerin zu legitimiren suchte, war bereits von der Kanzel verlesen, als man die Entdeckung machte, daß „ein starker Bube" in der Vorstadt auf sie wartete. Das saubere Paar wußte sich noch rechtzeitig durch die Flucht zu retten. Unter allen möglichen Gestalten mischte sich das raffinirteste Gaunertum unter die Schaaren der wirklich Bedürftigen; der liber vagatorum und andere Nachrichten geben uns Kunde davon, wie im Beginn des XVI. Jahrhunderts die Kunstgriffe und das Rotwälsch dieser Feinde der Gesellschaft eine erschreckende Ausbildung erlangt hatten. Eberlin von Günzburg will sogar glauben machen, daß in Deutschland auf fünfzehn Menschen nur ein Arbeiter, dagegen vierzehn Müßiggänger und Bettler kämen. Solche giftige Blüten trieb die wuchernde und kirchlich gepflegte Bettelwirtschaft, deren Ursachen keineswegs nur in den sozialen Verhältnissen, sondern ebenso sehr in den herrschenden kirchlichen Anschauungen zu suchen sind.

Der Hintergedanke für eignes oder fremdes Seelenheil einen Vorteil herauszuschlagen war fast untrennbar mit jeder Betätigung der Gottes- und Nächstenliebe verbunden und wurde oft genug in der naivsten Weise laut. So gerade bei der Kranken- und Armenpflege; in den Hospitälern tritt wohl die ärztliche Behandlung der Kranken vor der geistlichen Versorgung zurück und die Leidenden oder Pfründner müssen regelmäßig auch an der unausgesetzten Vermehrung des kirchlichen Schatzes von guten Werken mitarbeiten. Man lebte ganz in der Vorstellung, daß einerseits das vorhandene Elend für die Übung der christlichen Liebe ein notwendiges und daher erwünschtes Material darstelle, daß andererseits die Schwachen und Beschäftigungslosen durch fleißiges Beten und Messehören sich um die übrigen verdient machen könnten. Das „Buch von der Armut" preist die Armen dafür, daß sie andern Gelegenheit geben, durch Almosen den Himmel zu erwerben. Eine Urkunde für das Siechenhaus zu Klein-Grönau bei Lübeck sagt geradezu, falls dort, „das Gott verhüte", keine Aussätzigen wären, solle das Gut den Siechen von Lübeck zufallen. Man wünschte, man brauchte die Armen und Elenden. Man wollte die Armut, die für sittlich höher stehend galt als der Reichtum, nur momentan lindern, keineswegs beseitigen. „Die Armen", hatte Gregor der Große gesagt, „muß man nicht als Dürftige verachten, sondern als Patrone verehren." Aber neben dem wärmsten Interesse für Bettler, Krüppel, Aussätzige und gefallene Weiber begegnet uns eine erbarmungslose Härte gegen Geisteskranke; man glaubte schon viel getan zu haben, wenn man sie irgendwie in festen Gewahrsam brachte, und unterwarf gelegentlich solche Unglückliche der Peitsche, der Folter und dem Richtschwert. Bei ihnen war

freilich an eine Gegenleistung nicht zu denken, wie sie die meisten Stiftungen für Arme und Kranke fordern oder voraussetzen. Die Seelhäuser oder Gottesbuden, die man den Armen zur Wohnung einräumte, die Seelbäder, worin sie „zur Ehre Gottes" sich unentgeltlich reinigen durften, trugen ihren Namen so gut wie die Seelmessen von dem Zweck, den Seelen der Stifter oder ihrer Familie zu gute zu kommen; manche bedachten sogar die „vergessenen Seelen" oder alle armen Seelen mit solchen Stiftungen. Oft bekamen die Armen das ausgesetzte Almosen nur gegen Teilnahme an den Seelmessen, an den sogenannten Dreißigen und Jahrzeiten; sie mußten wohl ihr Brod unmittelbar vom Grab des Stifters holen oder beim Eintritt und während des Aufenthalts im Hospital täglich für seine Seele eine vorgeschriebene Zahl von Vaterunser und Avemaria beten. Wer diese Gebete und den Glauben nicht hersagen konnte, der wurde z. B. vom Antoniusspital zu Augsburg nicht aufgenommen. So trägt diese ausschließlich kirchliche Liebestätigkeit den Stempel des Geschäftlichen wie die meisten Äußerungen des kirchlichen Lebens jener Zeit; man treibt, nach dem Ausdruck eines neueren Kirchenhistorikers, einen durch die Kirche vermittelten Handel, indem man irdische gegen himmlische Güter hingibt. Übrigens begann sich eine Opposition gegen diese rein geistliche Handhabung der Armenpflege während des XV. Jahrhunderts in den Städten kräftig zu regen; in Nürnberg wird schon im Jahr 1388 die Verwaltung einer Stiftung dem Rat mit Ausschluß der Geistlichen anvertraut und der Empfang des Almosens auf eingesessene Hausarme beschränkt. Man fing allmählich an, auf Dürftigkeit und Würdigkeit der Armen zu sehen und die Unverschämtheit der gewerbsmäßigen Bettler durch Bettelordnungen zu bekämpfen. Die Nürnberger Almosenherren hatten die Verpflichtung, Kinder von über acht Jahren den Bettlern abzunehmen und in Dienst zu geben; in Köln sollten sich nach der Ordnung von 1446 alle gesunden Bettler binnen drei Tagen zur Arbeit stellen. Auch die Spitäler kamen vielfach unter weltliche Controle; man sorgte für Armenärzte. Diese städtischen Ordnungen in Frankfurt, Köln, Nürnberg, Wien bezeichnen einen ersten Schritt zur geregelten Armenpflege.

Wenn das Almosengeben, Stiften und Schenken eine bedenkliche Neigung verrät die Quantität der gottgefälligen Leistung zu überschätzen, so zeigen andere Seiten des kirchlichen Lebens noch deutlicher, welch unverhältnißmäßiger Wert auf das Massenhafte gelegt wurde. So vor allem der entwürdigende Mißbrauch, der mit dem Gebet getrieben wurde. Wir sahen, wie man die Armen und Leidenden bei jeder Gelegenheit zu Ableistung zahlloser Gebete veranlaßte. Im großartigsten Maßstab befaßten sich aber mit der Sammlung und Nutzung geistlicher Schätze die Bruderschaften, deren Blütezeit in das XV. und angehende XVI. Jahrhundert fällt. An die Vereine der Handwerksgesellen, die neben den geistlichen Zwecken auch die gegenseitige Unterstützung der Berufsgenossen im Auge hatten, reihte sich eine Anzahl von rein geistlichen, nicht auf Berufsgemeinschaft gegründeten Bruderschaften. Sie

waren zünftig organisirt und ausgesprochene Versicherungsanstalten für das Seelenheil. Die Väter und Pfleger dieser Einrichtung waren die Bettelmönche, aber die Weltgeistlichkeit mit ihren Kirchen wollte auch nicht zurückbleiben. Vorwiegend Vereinigungen des Pfarrklerus stellen die niedersächsischen Kalandsbrüderschaften dar, in denen das Laienelement nur eine untergeordnete Stellung einnahm. Im Übrigen war jedenfalls die Mehrheit der deutschen Laienwelt zumal in den Städten dem System der Bruderschaften eingefügt; hören wir doch sogar von einer Bruderschaft der Bettler, Krüppel und Blinden in Zülpich, deren Mitglieder von ihren Almosen die Beiträge leisteten, für kranke Genossen acht Tage bettelten, für Verstorbene je fünfzehn Vaterunser und Avemaria beteten. Sicherung eines anständigen Begräbnisses und möglichst zahlreicher Fürbitten muß als das eigentlich beherrschende Motiv solcher Vereinigungen betrachtet werden. Wir besitzen schlagende Zeugnisse für die höchst geschäftliche und rechnerische Behandlung dieser wichtigsten Frage. Als das pfälzische Haus sich 1501 dem Dominikanerorden einbrudern ließ, wurde ihm urkundlich die Teilhaberschaft zugesprochen an allen „Messen, Gebeten, Gottesdiensten, Vigilien, Meditationen, Tränen, Seufzern, Bußen, Disziplinen, Fasten, Abstinenzen, Wallfahrten, Studien und andern guten Handlungen, die von den Brüdern und Schwestern verrichtet werden." Manche besonders ängstliche und gutsituirte Leute suchten sich durch Häufung solchen Gnadenerwerbs zu decken. Das bekannteste Beispiel liefert ein Rat Friedrichs des Weisen, Degenhard Pfaffinger, der nicht weniger als fünfunddreißig Bruderschaften angehörte. Wie beträchtlich allein die Gebetsleistungen solcher Vereine waren, lehrt ein Blick auf die gegen Ende des XV. Jahrhunderts aufblühenden Rosenkranzbrüderschaften; die erste wurde im Jahr 1475 zu Köln durch den Dominikaner Jakob Sprenger, nachmals Großinquisitor und Verfasser des Hexenhammers, gestiftet. Nach einer Anweisung, die keineswegs die höchste mögliche Steigerung dieser Andacht ins Auge faßte, sollte der Rosenkranz wöchentlich dreimal gebetet werden und jedesmal zwei Credo, fünf Vaterunser und fünfzig Avemaria umfassen. Einen völlig ungeheuerlichen Eindruck macht die Buchführung über geistliche Schätze, wie sie die Bruderschaft zu den elftausend Jungfrauen zu Köln St. Ursulas Schifflein aufweist: 6455 Messen, 3550 ganze Psalter, 200000 Rosenkränze, ebenso viele Te deum laudamus, 63000mal je 10000 Vaterunser nebst Avemaria hatte man aufgespeichert. Ein Laie konnte die Bruderschaft erwerben, wenn er das Vaterunser und Avemaria 11000mal oder auch ein Jahrlang jeden Tag 32mal betete. Es ist dies eine Praxis, wobei man sich unwillkürlich nach der buddhistischen Aushülfe des Gebetsrades umsieht.

Überall der nämliche Trieb zum Massenhaften und sinnlich Faßbaren, der das Verhältniß von Schuld und Gnade in ein Rechenexempel auflöst. Auf die kirchliche Theorie vom Ablaß werden wir später zurückkommen; hier soll nur diese eine Seite hervorgehoben worden. Für die derbe Anschauung vom Ablaß und seiner Wirksamkeit, wie sie in der deutschen Laienwelt des

XV. Jahrhunderts eingebürgert war, gibt es kaum ein beredteres Zeugniß als die Aufzeichnungen eines vornehmen Nürnbergers, Niklaus Muffel. Seine Beschreibung der Stadt Rom gibt nach der Weise der Zeit möglichst reichhaltige Nachweise über die unzähligen Ablaßgelegenheiten der heiligen Stadt; er beruft sich auf eine Äußerung von Papst Bonifaz VIII., wüßten die Leute die große Gnad und Ablaß, der zu S. Johanns Lateran ist, sie sündeten noch viel mehr. Wenn man dort die beiden Apostelhäupter oder in S. Peter das Schweißtuch der heiligen Veronika weist, erhalten die Römer 7000, die Landleute 10000, die Fremden 14000 Jahre Ablaß. „Item selig ist auch die Mutter, die das Kind je getrug, das den Samstag Meß hört singen oder lesen zu S. Johanns Latron, denn es erlöst allweg ein Seel aus dem Fegfeuer." Dasselbe Resultat erzielt jeder, der an einem gewissen Altar in S. Peter beichtet, knieend fünf Paternoster spricht und seinen Finger in ein Loch des Altarsteins hält. Der deutsche Reisende jener Zeit betrachtete es als seine vornehmste Pflicht, derartige Erfahrungen zu Nutz und Frommen anderer festzuhalten; finden wir doch sogar mitten in einer Augsburger Ausgabe der Chronik Königshofens vom Jahr 1476 ein Bild Christi mit den Leidenswerkzeugen nebst der Bemerkung: „Der diese Figur ehret mit einem Paternoster, der hat 14.000 Jahr Ablaß und von 43 Päpsten, der gab jeglicher 6 Jahr, und von 40 Bischöfen, von jeglichem 40 Tag." Das war freilich noch eine Kleinigkeit gegen jenes Gebet, das ein Engel einer Jungfrau mitgeteilt und Christus selbst mit 50000 Jahren Ablaß ausgestattet hatte; als der Papst das gehört, habe er noch so viel Jahre hinzugefügt, „als Tropfen Wassers regnen mögen auf einen Tag". Muffel selbst hat sich bei der Kaiserkrönung Friedrichs III. einen Ablaß erworben, der ihn sonst über 1400 Gulden gekostet hätte; er bedauert nur, daß er nach dreiunddreißig Jahren des Sammelns seinen Reliquienschatz auf nicht mehr als 308 Stück gebracht habe, denn er hatte sich eigentlich das Ziel gesteckt für jeden Tag des Jahres je ein Gebein eines Heiligen zu erwerben, „also daß der Ablaß der 800 Tag alle Tag da gewesen wäre". Diese Aufzeichnung seiner frommen Stiftungen und Erwerbungen schloß Muffel gerade ein paar Monate, ehe er des Diebstahls am Gute der Stadt Nürnberg überführt und gehängt wurde, ein Umstand, der die sittliche Verkümmerung unter der Hülle solcher Religiosität recht grell illustrirt. Aber selbst ein wahrhaft edler und kluger Fürst wie Friedrich der Weise wußte auch nichts Lieberes zu tun als Reliquien auf Reliquien und damit Ablaß auf Ablaß zu häufen. In seinem Allerheiligenstift zu Wittenberg erhöhte er die Stiftsstellen von kaum zwanzig auf achtzig; die Reliquiensammlung daselbst zählte im Jahr 1509 bereits 5005 Partikel, deren jede 100 Tage Ablaß gewährte. Das bekannte mit Lukas Cranachs Illustrationen gezierte Wittenberger Heiligtumsbuch läßt uns in den wunderlichen Inhalt solcher Sammlungen einen Blick tun. Neben den Schädeln, Haaren und Gebeinen der Heiligen und den zahlreichen Gegenständen, mit denen der Heiland zumal während der Passion in Berührung

gekommen war, finden sich Curiosa wie die Stücke vom Plattenharnisch und Wappenrock des heiligen Mauritius, die ganze Gesichtshaut des heiligen Bartholomäus, mehrere Überreste von der Rute Aarons und der Rute Mosis, sogar vom brennenden Busch, von der Krippe und Wiege des Herrn, zwei Partikel von dem Heu und eine von dem Stroh, worauf der Neugeborne lag. Ganz besonders reichhaltig sind die Reminiscenzen an die Jungfrau Maria, Überreste von etlichen Fäden, die sie gesponnen, von dem Haus, worin sie als Vierzehnjährige gewohnt, von ihrer Kammer, von ihrer Milch, von Hemd, Rock, Gürtel und andern Kleidungsstücken, vom Wachs der Kerze, die ihr beim Sterben in die Hand gegeben wurde u. s. w. Wer diesen sämmtlichen Gegenständen die gebührende Andacht erwies, der durfte auf mehr als 500000 Jahre Ablaß rechnen. Aber Wittenberg wurde kurz darauf weit überflügelt durch den Reliquienschatz, den Cardinal Albrecht von Brandenburg in Halle zusammengebracht hatte und für dessen Ruhm gleichfalls durch ein Heiligtumsbuch (1520) gesorgt wurde. Die Sammlung enthielt 8933 Partikel und 42 ganze heilige Körper, welche laut offizieller Versicherung 39245120 Jahre 220 Tage Ablaß und dazu noch 6540000 Quadragenablaß (= einer vierzigtägigen Bußübung) gewährten. Halle besaß „den wahren Fronleichnam Christi, welchen er im Tode seinem himmlischen Vater geopfert"; auch sonst übertrumpften seine Merkwürdigkeiten noch jene der Wittenberger Sammlung, denn hier fand man eine Statue der heiligen Jungfrau, die eine ganze mit ihrer Milch gefüllte Flasche um den Hals hängen hatte, ein paar Krüge und etwas Wein von der Hochzeit zu Kana, Manna aus der Wüste, ja sogar „Erde vom Acker zu Damaskus, davon Gott den Menschen geschaffen". Daneben fehlte es auch nicht an jüngeren Reliquien; es gab Stücke von Karl dem Großen und Heinrich II., das Barett des heiligen Franziskus, eine ganze Hose des heiligen Thomas Becket.

Dieser Sinnlichkeit, die das rein Geistige mit Händen greifen und in Zahlen ausdrücken möchte, mußten natürlich die „lieben" Heiligen weit verständlicher und heimlicher sein als die erhabene Gestalt des Schöpfers. Selbst der Heiland erschien nur allzu leicht als der Weltrichter, dessen Zorn durch die Fürbitte seiner Mutter und anderer himmlischer Helfer beschwichtigt werden soll. Über die Schaar der Heiligen, neben den Sohn, wenn nicht geradezu über den Sohn erhob sich das freundliche Bild der Jungfrau Maria; „behüt uns", heißt es in einem Kirchenlied, „vor deines Kindes Zorn, daß sein Marter nicht an uns wer verlorn." Der berühmte Scholastiker Gabriel Biel läßt in einer Marienpredigt Christus das Reich des Vaters mit seiner Mutter teilen: „mein sei die Wahrheit, dein die Barmherzigkeit." Und eine deutsche Postille vergißt sich soweit, die Worte Christi: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid", der Jungfrau in den Mund zu legen. Es ist freilich unbestreitbar, daß in den zahlreichen Anweisungen zum christlichen Sterben ausdrücklich empfohlen wird, in der letzten Stunde auf nichts anderes als auf den Erlösungstod Christi zu vertrauen, aber im Widerspruch hiermit

folgen dann doch auch Gebete an die Jungfrau, sie solle dem Sterbenden von ihrem lieben Kind, das ihr nichts versage, Gnade, Ablaß und Vergebung aller Sünden erwerben. In der überschwänglichsten Weise ergeht sich z. B. das „Buch der Bruderschaft vom Rosenkranz" über die Macht der Gottesmutter, die den Bruder nicht allein im Leben vor den Todsünden und ihren Folgen, gegen Waffen, Blitz, Hinterhalt und Bosheit zu Wasser und zu Lande einer undurchdringlichen Mauer gleich schützt, sondern sich seiner auch beim jüngsten Gericht annimmt; der Verfasser wagt daher die kühne Versicherung, wer die Bruderschaft andächtig halte, könne unmöglich verdammt werden. Am Treffendsten charakterisirt sich vielleicht diese übermäßige Marienverehrung in einer Erzählung des sehr verbreiteten Erbauungsbuches Hortulus animae (Seelengärtlein). Einem Geistlichen, der sehr andächtig sein Avemaria zu beten pflegte, erschien einst Christus selbst und sprach zu ihm: Meine Mutter hat großes Wohlgefallen an diesem deinem Gebet und liebt dich um deswillen gar sehr, jedoch gedenke daran, auch mich mit Gebet zu begrüßen. Und der Geistliche erwidert: Herr, ich weiß nicht, wie man zu Dir beten soll. „Wir wissen alle", sagt Luther, „und ich bin sowohl darinnen gesteckt als alle andern, daß wir Mariam schlecht an Christus Statt und Amt zu halten gelehrt waren, hielten Christum für unsern zornigen Richter und Maria für unsern Gnadenstuhl, dahin all unser Trost und Zuflucht stund, so wir anders nicht verzweifeln wollten."

Die hochgesteigerte Vorliebe, womit man „der Welt Frau" und alles auf sie Bezügliche verherrlichte, erklärt auch die merkwürdige Erscheinung, daß gegen Ende des XV. Jahrhunderts der Kultus ihrer früher wenig beachteten Mutter, der heiligen Anna, wahrhaft großartige Dimensionen annimmt. Diese Tatsache knüpft sich an einen längst schwebenden dogmatischen Streit der Dominikaner und Franziskaner, wobei letztere die völlige Freiheit der Jungfrau von der Erbsünde, also ganz consequent ihre unbefleckte Empfängniß verfochten. Erst jetzt, nachdem nicht nur das Basler Concil der franciskanischen Ansicht beigetreten war, sondern auch Papst Sixtus IV. wenigstens die Feier der Empfängniß Marias mit besonderem Ablaß begnadigt hatte, gelang es den mönchischen Streitern für die Ehre und gegen die Verächter der Gottesmutter, mit ihrer Begeisterung die Massen fortzureißen; das Entzücken über die neue Entdeckung kam der Mutter Anna, der „Großmutter" des Herrn, derart zu gute, daß sie eine Zeitlang beinahe den Ruhm ihrer Tochter zu verdunkeln schien. Selten hat das Bedürfniß nach neuen Namen und Gegenständen der Andacht mit so unwiderstehlicher Begierde sich geltend gemacht; Sankt Anna, allein oder selbdritt, d. h. mit der Jungfrau und dem Christkind, war die Losung des Tages, und ganz Deutschland, die humanistischen Poeten allen voran, überbot sich in Äußerungen des Enthusiasmus. Friedrich der Weise sowohl als Cardinal Albrecht wußten sich natürlich für ihre Sammlungen jeder einen Daumen der Heiligen zu verschaffen; Luther selbst bezeugt im Jahr 1532: „S. Anna war mein Abgott." Papst

Alexander VI. stattete die Modeandacht gleichfalls mit reichen Gnadenschätzen aus; wer vor einem Bild der heiligen Anna ein Avemaria mit dem ausdrücklichen Bekenntniß zur unbefleckten Empfängniß sprach, gewann einen Ablaß von 10000 Jahren tötlicher Sünde und 20000 Jahren läßlicher Sünde. Rasch entstand eine ganze Annenliteratur; man sprach von einer besonderen Kraft der Heiligen Reichtum zu verschaffen, und der blühende deutsche Bergbau glaubte sich dieser mächtigen Beschützerin erfreuen zu dürfen. Denn eine recht handgreifliche Nutzbarkeit, eine Spezialität mußte jeder Lieblingsheilige vom Volk sich aufnötigen lassen. Die Fürbitte allein konnte einem durch und durch sinnlichen Geschlecht nicht genügen; der Heilige sollte auch Helfer, Nothelfer sein. Während einsichtige Kirchenfürsten, wie z. B. Nikolaus von Cues, das Volk vor den schlimmsten Auswüchsen der Heiligenlegende zu warnen und zu wahren suchten, während die besseren Erbauungsschriften ausdrücklich betonten, daß man die Heiligen nur als Fürbitter anrufen und ihre Bildnisse nur deshalb ehren, nicht aber als Träger geheimnißvoller Kräfte anbeten solle, trugen doch auch manche Theologen kein Bedenken, die grobkörnige Verwischung dieser Unterschiede, wie sie der Menge zusagte, in aller Form zu billigen. Und im Kirchengebet selbst wurde den Heiligen nachgerühmt, daß Gott sie mit „besondern Privilegien" ausgerüstet habe. So gelangte man tatsächlich zu einem modernen Heidentum der rohesten und anstößigsten Art, und in diesem Punkt sind jedenfalls auch die schroffsten Äußerungen der reformatorischen Kritik nicht übertrieben. Hören wir, um nicht von den Spöttereien des Humanismus zu reden, den ehrlichen Keßler von S. Gallen: „S. Antonius wird von denen, so ihre Glieder entzündet sind, zum Patron angerufen, Rochus für die Pestilenz, Erasmus für das Bauchgrimmen, Theobaldus für Gefahr der Wassernot, Florian Feuersnot: Martinus beschirmt Kühe, Ochsen und Vieh, Eligius die Rosse, Urbanus den Wein; die Weber haben zum Patron aufgeworfen den Severinum, Weber und Bischof, die Schuhmacher Crispum und Crispinianum, die Ärzte Cosmam und Damianum, die Schmiede Elogium, die Schützen Sebastianum, und wer möchte die alle erzählen? Summa summarum, wie die Heiden ihren Götzen jedem seine Dienste, Amt und Verehrung zugeteilet, als Bacho den Wein, Cereri das Brot, Äsculapio Arznei &c., desgleichen wir." Man wandte sich in der naivsten Weise an den oder jenen Heiligen wie heutzutage an einen berühmten Spezialarzt. Konnte doch Maximilians zweite Gemahlin, die Kaiserin Blanka Maria viermal die Kirche des heiligen Philipp in Zelle besuchen, der für besonders wirksam gegen Kinderlosigkeit galt. Geiler von Kaisersberg empfahl von der Kanzel, gegen den Biß wütender Hunde S. Gumprechts Wasser, gegen kaltes Fieber S. Peters Wasser anzuwenden, bei Halsweh aber ein S. Blasius geweihtes Licht um den Hals zu binden. Daß auch hier die Mode wechselte wie in der Tracht und in den Bräuchen der Zeit, braucht nicht wiederholt zu werden und hat schon bei manchen Zeitgenossen als ein keineswegs zufälliges Zusammentreffen Beachtung gefunden.

Ein newe außlegung. Der seltzamen wunderzaichen vnd wunderpůrden/ so ein zeyther im reich/ als vorpoten des Almechtigē gottes/ auffmonende auffrůstig zesein wider die feindt christi vnd des heyligen reichs/ erschinen sein an all Kůrfůrsten vnnd Fůrsten so auff dem reichs tag zu Costnitz versamlt sein gewesen vō einē Erwirdigē priester/ herrn Josephē Grůnpecken beschehen.



Facsimile des Titels von Grünbeck, Auslegung, mit dem Holzschnitte über das Kreuzwunder (1507).

Dieses Suchen nach neuen Heiligen und neuen Wundern wurde häufig vom Volk auf eigne Faust betrieben und erregte hier und da den lebhaften Widerspruch der geistlichen Obern. So bei der in Nürnberg 1489 entstandenen Aufregung über einen angeblichen Sant Oeker, der bei S. Jakob unter einem Stein liegen, eine Hand hervorstrecken und viel Zeichen tun sollte; der Bischof von Bamberg beeilte sich die Verehrung dieses dunkeln Ehrenmannes bei Strafe des Banns zu verbieten. Anderwärts entblödete sich dagegen der Klerus nicht, der Neigung des Volks durch Betrügereien entgegenzukommen. So nahmen sich die Dominikaner zu Stralsund im Anfang des XVI. Jahrhunderts eifrig eines blutschwitzenden Kruzifixes an, dessen künstliche Aushöhlung und Füllung jedoch bald entdeckt ward. Noch schlimmer endigte der raffinirte Schwindel, den sich die Dominikaner zu Bern erlaubten, um durch angebliche Erscheinungen der heiligen Jungfrau den Glauben an die unbefleckte Empfängniß zu widerlegen. Im Jahre 1509 mußten vier von den unternehmenden Predigermönchen auf dem Scheiterhaufen sterben. Aber die Entlarvung dieser und anderer Betrügereien, wie jener „Laminit" zu Augsburg, die angeblich ohne irdische Speise lebte, tat wenig Wirkung. Vollständig epidemisch tritt die erregte Wundersucht in den Jahren 1501 bis 1503 auf, wo sich zuerst in den Niederlanden, dann über ganz Deutschland bis an die Nord- und Ostgrenze hin Kreuze von verschiedener Farbe auf Gewand und Leib der Menschen zeigten; in zahllosen Prozessionen und Wallfahrten machte sich eine exaltirte Stimmung Luft, die sich in zielloser und ziemlich gedankenloser Aufregung verzehrte. Es war ein Zeichen der Zeit, daß eben damals von gleicher Stimmung erfaßt die Züge der grauen Büßer von Italien herüberkamen und fast sieben Jahre lang immer wieder erschienen, barfuß, ohne Hut und Wanderstab, nur das Kreuz in der Hand.

Nicht immer freilich war es „heilige Lust zu wandern", die den Tausenden und aber Tausenden damals den Pilgerstab in die Hand drückte; aber wenn wir sehen, wie in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts bald hier bald dort neue Wallfahrtsstätten auftauchen und plötzlich gleichsam mit magnetischer Gewalt die Pilgerschaaren anziehen, so läßt sich als tieferer Grund einer so auffälligen Erscheinung doch nur eine furchtbare Erregtheit des religiösen Bedürfnisses erkennen. Die überhaupt vorhandene Beweglichkeit kam diesem Trieb entgegen, aber eine Reihe von Berichten setzt es außer Zweifel, daß wir es in erster Linie mit einer förmlichen Krankheit, mit einer geistigen Epidemie zu tun haben. Mit unübertrefflicher Klarheit schildert uns der Erfurter Chronist und Geistliche Konrad Stolle, wie im Sommer 1475 in Thüringen, Franken, Hessen, Meißen und anderwärts Kinder und junge Leute von acht bis zwanzig Jahren sich plötzlich ohne Wissen der Eltern oder Herrschaften zusammentaten, oft zwei- bis dreihundert stark, und mit Fahnen singend dahinzogen; „und sprachen ein Teil, ihnen ginge ein rotes Kreuz vor. Die Kinder entliefen mit Gewalt ihren Eltern, die Töchter ihren Müttern, daß die Mütter nachfolgten weinend und schreiend und konnten

die Kinder nicht erhalten; und wenn man sie einsperrte, so wurden sie unsinnig, und wenn sie es ankam, so huben sie an zu weinen, wie groß, wie alt, wie klein sie waren, und begannen zu zittern, als die das Kalte haben, daß sie nicht sprechen konnten, und weinten also lange, bis daß sie aus den Häusern kamen auf den Weg, und entliefen den Leuten mit Gewalt. Und alsbald, als sie ankam, alsbald liefen sie ihre Straße, barfuß, halbnackt, in Hemden, in Kitteln, barhaupt, ohne Geld, ohne Brot und ohne alle Vorsichtigkeit; und wenn das Essen auf dem Tische stund, daß man sollte essen, und sie noch nüchtern waren, dennoch so liefen sie hinweg ungegessen. Unter hundert behielt man kaum ein Mensch, das man überredete. Man führte sie zu Beichte, die Beichtväter konnten sie nicht überreden. Es lief manch Mädchen, wohlgezogen Kind, das nicht vor die Tür ohne der Mutter oder Vaters Willen hätte gegangen zu ihres Nachbars Kinden, oder hätte nicht konnt ein Viertel Weins geholen." Auch Erwachsene wurden angesteckt; ein Mann, der die Kinder vorüberziehen sah, ließ Wagen und Pferde stehen und gönnte sich nicht einmal die Zeit ein paar neugekaufte Schuhe vom Wagen mitzunehmen. Von allen Himmelsrichtungen drängten sie ohne Verabredung nach einem Mittelpunkt, zum heiligen Blut in Wilsnack, „und wußten auch nicht, was das heilige Blut war, und wußten auch nicht, was sie taten". Aber das war nicht etwa der erste oder ein vereinzelter Fall; schon im Jahr 1457 waren deutsche Kinder schaarenweise zum heiligen Michael in die Normandie gezogen. Jahrzehnte lang brannte das unheimliche Fieber der heiligen Wanderlust in den Gemütern, und das Ungestüm, womit sich wie auf einen Zauberschlag riesige Menschenmassen weinend und betend hierhin und dorthin wälzten, glaubten manche bedenkliche Zeitgenossen nicht auf einen heiligen Ursprung, sondern auf den Einfluß des Satans oder der Gestirne zurückführen zu müssen. Auch abgesehen von diesen großen Erregungen brachte jede alte und neue Gelegenheit Ablaß zu erwerben einen Zulauf von Gläubigen; neben der geistlichen Gnade suchten viele auch leibliche Heilung an den Stätten, die sich durch Heiltum oder kürzlich geschehene Wunderzeichen hervortaten. Wie zum heiligen Blut in Wilsnack (1475) und zum Pauker in Niklashausen (1476) lief man zur schwarzen Mutter Gottes in Altötting (1489), zum heiligen Blut in Sternberg (1492), zum „elenden Bein" in Dornach (1492), zum Marienbild in Grimmenthal (1499), zum Haupt der heiligen Anna in Düren (1500), das aus der Mainzer Stephanskirche gestohlen, aber den unrechtmäßigen Besitzern selbst durch ein kaiserliches Mandat nicht mehr zu entreißen war; endlich zur schönen Maria in Regensburg (1519), deren Heiligtum sich auf den Trümmern der eben zerstörten Synagoge erhoben hatte. Solche blutende, von christlichen oder jüdischen Frevlern geschändete Hostien oder wunderkräftige Marienbilder oder auch ölschwitzende heilige Gebeine bildeten für die Kirche, die sich ihres Besitzes rühmen konnte, eine unschätzbare Einnahmequelle und es konnten durch ein plötzlich entstandenes Gerücht die elendesten Ortschaften rasch zu einem unwiderstehlichen

Anziehungspunkt für die ganze Nation und sogar für außerdeutsche Pilger werden. Der Kampf, der nicht selten von geistlicher Seite gegen solche Wallfahrtsmoden geführt wurde, war ebenso berechtigt als erfolglos; neben der wohlbegründeten Angst vor einer Laienbewegung, die sich die Gegenstände ihres Enthusiasmus ohne viel Fragen selbst wählte, kam auch manchmal der ehrliche Zweifel an einer solchen Häufung des Wunderbaren zu Wort. Aber selbst die offenkundige Entlarvung des Betrugs, wie beim heiligen Blut zu Wilsnack, vermochte dem Wunderdurst der Menge nichts anzuhaben; selbst so anerkannte Autoritäten wie Nikolaus von Cues und Johannes Capistranus waren hier machtlos. Daneben bewahrten die altberühmten Stätten doch auch ihre Anziehungskraft; es konnte eben sowohl an Wundern als an Gnaden gar nicht zu viel geboten werden. Wir hören, daß bei der Engelweihe zu Einsiedeln im Jahr 1466 hundertdreißigtausend Menschen zusammengeströmt, daß im Jahr 1496 von den Torwärtern zu Aachen sogar an einem Tag 142000 Pilger gezählt worden seien. Die Zahlen sind gewiß übertrieben, aber der Eindruck eines ganz unglaublichen Zudrangs liegt ihnen zu Grunde. Seltsam genug äußerte sich dieses stürmische und unersättliche Verlangen nach Heil und Gnade. Da sah man neben den geordneten Pilgerzügen mit ihren Fahnen und den oft riesenhaften Votivkerzen die Schwärmer, „die es angekommen war"; sie gingen, wie sie der Augenblick der Verzückung überrascht hatte, manchmal kaum bekleidet, ihr Werkzeug noch in der Hand, mit Milchkübeln, Sicheln, Rechen und Heugabeln. Dann die Büßer und Büßerinnen, die ihre Sünden auch äußerlich kundmachen wollten, entblößt bis auf den Gürtel, mit offenem oder zugebundenem Gesicht, mit bloßen Schwertern, mit Spießen, Büchsen und Feuerbränden. Viele stürzten beim Anblick der Gnadenstätte zusammen wie vom Donner gerührt; andere warfen sich in Kreuzgestalt auf die Erde oder griffen in ihrer Raserei mit Händen nach dem hülfebringenden Bild. Auf diesen Rausch mußten früher oder später Ernüchterung und Widerwillen folgen; das krankhaft erregte und durch solche Mittel fort und fort gereizte, aber nicht beruhigte Gefühl schlug in sein Gegenteil um.

Daß Rom sich solcher Stimmungen zu bedienen verstand, braucht kaum gesagt zu werden. War und blieb es doch immer das gewaltigste und erhabenste Wallfahrtsziel; seit dem Jahre 1300 wußte es noch durch die besonderen Gnaden des Jubeljahres in bestimmten Zeitabständen den Zug der Christenheit zu den Apostelgräbern künstlich zu steigern. Die Abstände wurden immer geringer; erst sollte diese gnadenbringende Zeit nur alle hundert Jahre wiederkehren, aber man bequemte sich in Anbetracht der Kürze des menschlichen Lebens bald zu einer Reduktion der Frist auf fünfzig, dann auf dreiunddreißig, endlich auf fünfundzwanzig Jahre. Die zahlreichen Ausgaben der Romfahrtsbüchlein im XV. Jahrhundert sprechen dafür, mit welchem Eifer die Gläubigen in Deutschland der römischen Einladung folgten. Aber man hatte sogar die Gefälligkeit, allen, die nicht nach Rom ziehen wollten oder konnten, den Jubiläumsablaß sozusagen ins Haus zu bringen. Jahre lang



Wallfahrtsbild. Holzschnitt von Michael Ostendorfer (um 1519—1559).

durchzogen die päpstlichen Bevollmächtigten das Reich; in den größeren Städten sollten je sieben Kirchen die gleiche Zahl der römischen Hauptkirchen vertreten und für diejenigen, denen der Gang durch alle diese Kirchen noch zu beschwerlich fiel, wurden sogar sieben Altäre in einer Kirche zu gleichem Zweck bestimmt. Es läßt sich denken, daß die Gläubigen mit Freuden nach einem so bequemen Ersatz der Romfahrt griffen; wir haben übereinstimmende Schilderungen von dem durchschlagenden Erfolg, den die römische Ablaßpredigt 1488 und in den nächsten Jahren erzielte. „Die Briefe," schreibt der oben angeführte geistliche Chronist, „waren von solcher Gewalt, daß man den Menschen sollte entbinden von allen seinen Sünden, als dick ihm Not wäre, ausgeschlossen die gen Rom gehören; und am Todbette sollte man den Menschen entbinden von Pein und von Schuld; auch sollte ein jeglicher Mensch, der da seine Beichte getan hatte und da sein Opfer gegeben hatte, der sollte auch teilhaftig werden aller der guten Werke, die da geschähen, als weit als die heilige Christenheit wäre; und auch für die verstorbenen Menschen, wer für die sein Opfer täte, die sollten des Ablasses auch teilhaftig werden; desgleichen man nie mehr gehört unter den Leuten." Daß man die Ausdehnung der päpstlichen Ablaßgewalt über das Purgatorium in Deutschland mehrfach mit Verwunderung und nicht ganz ohne Mißtrauen aufnahm, bezeugt uns ein anderer geistlicher Zeitgenosse, der Abt Trithemius. Und als dann der Ablaß gar zu häufig wiederkehrte, begann sich auch unter dem Volk eine kühlere Stimmung bemerklich zu machen. Die Behauptung, daß die gesammelten Gelder zum Türkenkrieg verwendet werden sollten, fand keinen rechten Glauben mehr. Sebastian Brant klagt bereits im Jahre 1494:

„Der abblas ist so gantz unwärt,
das nyeman dar nach frogt noch gärt,
mancher gäb nit eyn pfening uß,
so jm der abbloß kumbt zuo huß."

Dies ist freilich wieder eine jener Übertreibungen, wie sie der Satiriker liebt. Denn noch konnte man von dem Gedanken nicht frei werden, daß die übersinnliche Schuld sich gleich gewöhnlichen Schulden in Geld berechnen und abtragen lasse. Daß hiebei einer für den andern eintreten oder daß etwa eine gelobte Wallfahrt in eine Geldzahlung umgesetzt werden konnte, war bei einer solchen Anschauung und Praxis ganz selbstverständlich. Der Reiche befand sich damit allerdings dem Armen gegenüber im Vorteil, aber er hatte es auch nötiger, da ja Armut und Elend an und für sich Gott wohlgefälliger und dem Himmel näher waren. Wie gründlich sorgt z. B. eine reiche Nürnbergerin in ihrem 1447 abgefaßten Testament für ihre Seele; sie fordert nicht nur Bestattung in der Barfüßerkirche und Abhaltung von tausend Seelmessen in den ersten dreißig Tagen nach ihrem Tode, sondern bestellt sich auch eine Person, die zu ihren Gunsten in der Zeit des Ablasses nach Assisi und nach Rom wallfahrten soll. Schlimmer als bei solchen Vorsichtsmaßregeln mußte der Grundsatz der Käuflichkeit bei den ganz unentbehrlichen Gnaden-

mitteln wirken. Bis in die Reformationszeit wiederholt sich stets die Klage, daß viel Priester die Sakramente auch den Armen nur gegen Geld spenden wollten, daß sie aus Taufe, Beichte, Trauung, Abendmahl, Begräbniß in der unwürdigsten Weise Kapital zu schlagen und durch übertriebenen Ansatz der kirchlichen Bußen die Betroffenen zum Abkauf derselben zu nötigen suchten. Hatten sie doch das übelste Beispiel an der Curie, deren seit Ausgang des XV. Jahrhunderts öfter aufgelegtes Taxenbuch mit erstaunlicher Unbefangenheit einen förmlichen Preiscourant geistlicher Ämter, Privilegien und Gnaden aufstellte und einen wenig erbaulichen Einblick in diesen Schacher mit ewigen und zeitlichen Gütern eröffnete. Das ärgerlichste Kapitel bilden die Taxen der päpstlichen Pönitentiarie; hier findet sich, abgesehen von dem gefährlichen Prinzip, die Buße in ein Geldgeschäft zu verkehren, jene skandalöse Auffassung, wonach die Absolution für die entsetzlichsten Verbrechen, für Elternmord, Incest oder Meineid ebenso billig oder billiger zu haben war als für diese oder jene Übertretung kirchlicher Gebote, Nichtachtung des Interdikts und dergleichen. Das Entgegenkommen der Curie ging soweit, daß sie den Inhabern unrechtmäßig erworbenen Guts, namentlich Wucherern, wenn sie sich zur Herausgabe einer anständigen Vergleichungssumme herbeiließen, den ungestörten Besitz des Restes und damit die Befreiung ihres Gewissens garantirte. Freilich, so gut man den Conkubinariern das Recht weiter zu sündigen verkaufte, konnte man auch mit dem Betrüger seinen Raub teilen. So täuschte man sich immer leichter und leichter über jede sittliche Verantwortlichkeit hinweg. Hölle und Teufel standen in ungeschwächter Lebendigkeit vor dem inneren Auge des Sünders, dessen Phantasie noch überdies durch die zeitgenössische Kunst und Literatur fort und fort mit diabolischen Bildern erfüllt wurde, aber in ebenso bestimmten Umrissen traten ihm auch die Gestalten der hilfreichen Himmelskräfte zur Seite und die Kirche, die ihn den ewigen Richter und das höllische Feuer schauen ließ, belehrte ihn zugleich darüber, wie er sich mit dem Himmel abfinden könne.

In kleinen Zügen tritt oft das Innerste eines Zeitalters zu Tage. So auch in jenem Triumph heiliger Überlistung, von dem ein Erbauungsbuch des XV. Jahrhunderts, das „Gewissensbad“, zu erzählen weiß. Da ein reicher Mann im Angesicht des Todes die Beichte verweigerte, machte ihm der schlaue Geistliche den Vorschlag, er selbst wolle alle Sünden des Sterbenden auf sich nehmen und diesem dafür seine eigene Werke überlassen. Der Reiche war es zufrieden, mußte aber natürlich dem uneigennützigen Priester auseinandersetzen, welche Sünden denn dieser auf sich genommen habe. So kam er wohl oder übel zur Beichte; als er hierauf starb, sah der Geistliche, wie die Seele von Engeln gen Himmel getragen wurde.

Manches Gewissen wollte freilich unter all dieser Fülle von Gnaden und Wundern nicht ruhig werden. Und viele Herzen brannten in hellem Zorn über die herrschsüchtigen, wollüstigen, geldgierigen Pfaffen. Reform oder Revolution, eines von beiden schien die nächste Zukunft bringen zu müssen.

VI. Reform und Ketzerei.

Ein aufrichtiges Streben nach Reform macht sich trotz aller Krankheitserscheinungen in der deutschen Kirche des XV. Jahrhunderts bemerklich. Man hat neuerdings vielfach mit Recht darauf hingewiesen, daß von kirchlicher Seite die Bedeutung der Predigt nachdrücklich anerkannt und eingeschärft, daß lange vor Luther die deutsche Bibel in einer Reihe von Ausgaben verbreitet worden ist. Aus diesen allerdings unwiderleglichen Tatsachen dürfen wir aber keineswegs weiter schließen, daß die Übung der Predigt wirklich dem vorhandenen Bedürfniß entsprochen oder daß die Kirche das Bibellesen der Laien grundsätzlich gepflegt hätte. Großer volkstümlicher Prediger konnte sich Deutschland seit Jahrhunderten rühmen; auf David von Augsburg und Berthold von Regensburg folgten Meister Eckart, Heinrich Suso, Tauler und im XV. Jahrhundert Geiler von Kaisersberg, der einmal sagt, durch Messe ohne Predigt werde mehr Schaden angerichtet als durch Predigt ohne Messe. Nun finden wir thatsächlich im XV. und bis ins XVI. Jahrhundert zahlreiche Synodalbeschlüsse, die das Predigen an allen Sonn- und Feiertagen vorschreiben, ferner viele Stiftungen von besonderen Predigerstellen und eine ungeheure Predigtliteratur, deren fast durchweg lateinische Fassung nachmals zu der erst neuerdings widerlegten Fabel Anlaß gegeben hat, es sei auch wirklich lateinisch gepredigt worden. In den Beichtbüchern und Erbauungsschriften der Zeit wird das Versäumen der Predigt dem Laien als eine der schwersten Todsünden vorgehalten; jeder Seelsorger, sagt das „Gewissensbad", der nicht predigen kann oder will, ist im Stande der Verdammniß. Wäre die Predigt nicht, heißt es anderswo, die Menschen würden bald zu Heiden. In der Praxis sah es aber anders aus; gerade das häufige Einschärfen der Predigtpflicht wie die Gründung von eignen Predigerstellen an Orten, die bereits mit einer großen Zahl von Geistlichen versehen waren, beweist ja den Wunsch, einem vorhandenen Mangel abzuhelfen.

Wenn wir so oft darüber klagen hören, daß die Pfarrgeistlichkeit selbst Messe und Sakramente saumselig verwalte, so läßt sich denken, wie es in solchen Fällen mit der weit mühevolleren Aufgabe des Predigens bestellt war. Handbücher für Prediger, wie jenes mit dem bezeichnenden Titel: Dormi secure (Schlaf sicher), gab es in Hülle und Fülle; die wichtigsten Bestandteile des Gottesdienstes und der Predigt, die sonntäglichen Bibeltexte, die

Hauptstücke des Glaubens, die Anleitung zur Seelsorge, das alles boten die zahllosen Plenarien und Postillen, katechetischen Schriften und Beichtspiegel. Von den gesammelten Predigten des Dominikaners Johannes Herolt hat man aus dem XV. Jahrhundert einundvierzig verschiedene Ausgaben gezählt. Den unbemittelten Klerikern sollten die sogenannten „Armenbibeln", Parallelbilder aus dem alten und neuen Testament. in rohem Holzschnitt und mit kurzen Erläuterungen, wenigstens das Allernotwendigste aus der heiligen Geschichte geben. Aber es ist doch recht bezeichnend, wenn der treffliche Wimpheling seinen Standesgenossen vorhält, daß Leute aus dem Volk und Laien die Bibel, das Buch von der Nachfolge Christi und andere geistliche Schriften in der Muttersprache lesen und daß es daher unziemlich wäre, wenn Kleriker gegen solche Lektüre einen Widerwillen hegten. Oder wenn eine Brixener Synode den Geistlichen empfiehlt, das Vaterunser, den englischen Gruß und die zehn Gebote, die dem Volk jedesmal bei der sonntäglichen Predigt vorgesprochen werden sollten, im Meßbuch oder sonstwo zu verzeichnen, „damit ihre Kenntniß auch auf die Nachkommen gebracht werde".

Bedeutender als der gelegentliche Mangel der Predigt ist die Frage nach ihrem Inhalt. Hier fallen zunächst zwei kaum vermittelte Extreme in die Augen. Die deutsche Predigt des XV. Jahrhunderts zeigt auf der einen Seite ein abstoßendes Uebermaß von scholastischer Dogmatik und Methode, auf der andern einen Zug zum Volkstümlichen, der sich nicht selten bis ins Triviale und Rohe verirrt. Wir finden aber hier im Grunde nur den nämlichen Gegensatz wieder, der das gesammte geistige und soziale Leben des absterbenden Mittelalters charakterisirt und sich neben und nach der Renaissance gerade in Deutschland mit einer bedauerlichen Zähigkeit fortgefristet hat. Unter den deutschen Predigern des XVI. Jahrhunderts steht eine Erscheinung wie Johannes Veghe aus Münster mit seiner nicht scholastisch gebundenen und doch niemals unedeln Art sehr vereinzelt da. Der gefeierte Gabriel Biel in Tübingen liefert ein schlagendes Beispiel dafür, welches nüchterne dogmatische Gedankenspiel auf der Kanzel getrieben werden durfte. Freilich entschädigten in vielen Fällen die wunderlichsten Allegorien und die sehr beliebten „Predigtmärlein", Beispiele und Anekdoten, deren bedenklicher Charakter schon von ernsthaften Zeitgenossen erkannt und gerügt wurde. Neben einer Fülle von Geschmacklosigkeiten, die sich hier breit machen durften, leisteten sie namentlich der vorhandenen Neigung das Moralische zu versinnlichen den kräftigsten Vorschub. Da wurde der Einfluß der Gottesmutter durch die wunderbare Rettung von Mönchsseelen illustrirt, deren Inhaber höchst liederlich gelebt, aber ihr Avemaria richtig gebetet hatten. Oder wir hören von einigen Pilgern, die an einem Baum vorüber kamen, woran fünf Seelen hingen; bei ihrer Rückkehr waren vier davon verschwunden und die übrig gebliebene gab den Bescheid, ihre Gesellen seien durch Freunde erlöst worden, sie selbst aber habe keinen Freund mehr. Da nahm einer von den Pilgern zu ihren Gunsten eine Romfahrt auf sich, worauf die Seele sogleich

gen Himmel fuhr. „Also ist manche Seele in dem Fegfeuer, wer ihr nur fünfzig Paternoster spräche, sie würde erlöset." Eine andere Würze der Predigt bildeten die scholastischen Fragen, deren sich z. B. Geiler viel bediente. In welcher Gestalt ist der Engel der Jungfrau erschienen, als Mann oder als Weib, in weißen, roten oder bunten Gewändern? War der heilige Joseph so alt, wie er meistens gemalt wird? Die Antwort, er sei jung und nächst Christus der schönste unter den Menschen gewesen, ist ebenso überraschend wie die Behauptung, die heilige Jungfrau müsse auch körperliche Schmerzen gelitten haben, weil man sie mit dem Heiligenschein der Märtyrer male, oder die nähere Bestimmung ihres Sitzes im Himmel als in der Nähe des großen Bären, gegen Norden, in der Richtung von Köln. Und doch hat keiner den Geschmack der Zeit besser getroffen als Geiler; seine Herzenswärme, seine gut bürgerliche Lebensweisheit, sein körniger Humor mußten die Zuhörer mit sich fortreißen. Er ist ein recht demokratischer Prediger, der alles heraussagt, alles in der Sprache und mit den Bildern der Gasse und der Wohnstube zu sagen weiß. Er hat, wie nachmals Luther, dem gemeinen Mann aufs Maul gesehen; „ich will," sagt er einmal, „gröblich davon reden, daß ich meine, ihr sollts verstehen." Aus der krausen Hülle der scholastischen Spielereien und Bauernspäße leuchtet das Gemüt eines wahren Menschenfreundes hervor und nicht selten auch die Freiheitsliebe eines reichsstädtischen Republikaners. Aber mit welchen Mißtönen paaren sich die kraftvollen Klänge der „Posaune von Straßburg"! Wie er zur Erhöhung des Effekts sich nicht scheute, den Trommelschlag oder das Bellen der Hunde auf der Kanzel nachzuahmen, so handhabte er mit wahrer Furchtlosigkeit das Mittel der Allegorie bis zum Äußersten. Seltsam genug sind schon die Titel seiner Predigtserien: Das irrig Schaf, der höllisch Leu, der Has im Pfeffer, das Klappermaul, das Eschengrübel, der Wannenkrämer u. s. w. Die Art und Weise vollends, wie solche beliebig aufgegriffene Vergleiche tot geritten werden, läßt sich nur an einem Beispiel zeigen. In einer Reihe von nicht weniger als fünfundsechzig Passionspredigten führt er den haarsträubenden Vergleich Christi mit einem Lebkuchen allen Ernstes durch. Christus als unser Lebkuchen ist zusammengesetzt aus dem Bohnenmehl der Gottheit, dem alten Fruchtmehl des Leibes und dem Weizenmehl der Seele; ihm ist beigemischt der Honig der Barmherzigkeit; er wird zerstochen in den Ofen der Leiden gelegt, in das überaus schöne schneeweiße Tüchlein der heiligen Gestalten geschlagen, vom Prediger in viele Stücke zerteilt, von Bonaventura in 42, von Ubertinus in 149, von Heinrich Suso in 100. So geht es weiter; wer wird sich noch wundern, daß er anderwärts den vollkommenen Christen mit Würsten vergleicht oder Christus unsere Sünden tragen läßt, wie ein Esel auf seinem Rücken die Kübel voll Mist ausführt? Wenn das an einem unverkennbar großen Talent wie Geiler geschah, so läßt sich auf die Qualität der Predigten schließen, die ohne seinen Gedankenreichtum aufs Volk zu wirken suchten. Die Warnung einer Synode, man solle dem Volk kein abergläubi-

sches Zeug von S. Blasius, S. Barbara und dergleichen auftischen, war sicher eine wohl begründete. Aber welchen Wust von Aberglauben finden wir auch bei Geiler!

Was von der Predigt gesagt ist, gilt im Ganzen ebenso von der gleichzeitigen Erbauungsliteratur, deren Massenhaftigkeit uns doch nötigt, eine sehr starke Nachfrage auch in der Laienwelt anzunehmen. Wer sollte denn sonst diese zahllosen deutschen Bücher kaufen und lesen, da eingestandener Maßen ein großer Teil des Klerus kein ernstliches Interesse für seinen Beruf hatte? Man verstand sich im Mittelalter vortrefflich auf die Kunst, durch den Titel Reklame zu machen; da finden wir den Herzmahner, das andächtige Zeitglöcklein, den Schatzbehalter, den Seelenführer, den Seelentrost, das Seelenwurzgärtlein, die Himmelstraße, den beschlossenen Garten des Rosenkranzes, die vierundzwanzig goldenen Harfen, den goldnen Spiegel des Sünders, den Fußpfad zu der ewigen Seligkeit, der uns gewiesen wird durch einen geistlichen Ritter. Es waren teils ältere, teils moderne Erzeugnisse, der Inhalt sehr gemischt, auch hier neben wahrer Innigkeit der Gebete und Betrachtungen viel scholastisches und legendäres Schlackenwerk. Warnt ja der „Seelenführer" selbst: „Du brauchst nicht alle Worte zu glauben, die du liesest in frommen Büchern." Ein anderes, vielgelesenes Erbauungsbuch, der Seelentrost, verspricht alles wegzulassen, was der Wahrheit nicht gleicht, erzählt aber trotzdem die tollsten Geschichten, von dem reichen Mann, dessen Herz nach dem Tode nicht in seinem Leichnam, wohl aber in seiner Geldkiste gefunden wurde, von dem Teufel, der die Schwätzer in der Kirche auf einen Zettel schrieb und sich dabei den Kopf an die Mauer schlug, von der Jungfrau, die am Freitag zu tanzen pflegte und dafür vom Teufel gräßlich zugerichtet, aber auf das Gelübde der Besserung wieder gesund wurde, oder wie einer, der beim Trunk des Aschermittwochs gespottet, plötzlich wo er ging und stand in einem Aschenregen war, bis er erstickte. Aber gemahnt es daneben nicht an das deutsche Haus der Reformationszeit, wenn uns der Wiener Propst Lanzkranna den christlichen Hausvater schildert, der des Sonntags nach Tisch mit Frau, Kindern und Gesinde zur Predigt geht, dann zu Hause mit den Seinigen über die Predigt, die zehn Gebote, das Vaterunser eine förmliche Christenlehre anstellt, sich dazu „ein Trünklein" bringen und ein Lied von Gott, seiner Mutter oder den Heiligen singen läßt?

Durch die starke Betonung und Popularisirung der Predigt wie der religiösen Literatur hat das XV. Jahrhundert ganz offenbar dem XVI. vorgearbeitet. Nicht minder bedeutsam erscheint die Verbreitung der deutschen Bibel. Wir haben aus der Zeit vor der Reformation siebenzehn oberdeutsche und drei niederdeutsche Drucke der ganzen Bibel und eine große Zahl von deutschen Ausgaben der Evangelien und Episteln, sogenannten Plenarien. Man mag es für Übertreibung erklären, wenn Brant behauptet, alle Lande seien jetzt voll heiliger Schrift, Bibel, der heiligen Väter Lehre und dergleichen, oder wenn Celtis einmal den Pfaffen vorhält, in jedem Wirtshaus seien jetzt die

heiligen Schriften zu finden. Die schwerfälligen und teuern Bibeldrucke konnte sich natürlich nur eine nicht sehr große Zahl von vermöglichen Lesern selbst anschaffen. Etwas anderes war es mit den Evangelien; der Basler Prediger Surgant empfiehlt den Geistlichen ausdrücklich, auf der Kanzel nach Verkündigung des Evangeliums beizufügen, dies sei der Sinn der Worte, denn bei der Häufigkeit und Verschiedenheit der Übersetzungen könnten die Zuhörer bemerken, daß der verkündigte Text mit dem Wortlaut ihrer Ausgaben nicht übereinstimme. Daß die Herausgeber solcher Bibeln oder Plenarien auf weitere Kreise zu wirken hofften, steht ebenso außer Zweifel, wie die dringende Empfehlung des Bibellesens in einer Reihe von tadellos kirchlichen Erbauungsschriften. Das Basler Evangelienbuch von 1514 rät „einem jeden besinnten Menschen, daß er allwegen gern wolle lesen die heilige Geschrift", und dieser Rat, zuweilen verbunden mit der Warnung, das nicht Verständliche dem Urteil der Kirche anheimzustellen, begegnet uns auch anderwärts. Der Herausgeber der kölnischen Bibel, der gleichfalls sagt, die Bibel sei mit Innigkeit und Würdigkeit von einem jeglichen Christenmenschen zu lesen, wendet sich ganz ausdrücklich an die ungelehrten simpeln Menschen geistlichen und weltlichen Standes; sie sollen sich mit Gott einigen und den heiligen Geist um Erleuchtung bitten, daß sie dieses Buch als den besten Schutz gegen die Pfeile des höllischen Feindes recht verstehen möchten. Freilich fügt auch er jene Warnung bei, die der bekannten und begründeten Angst der mittelalterliche Kirche vor dem Bibelstudium der Laien Rechnung trägt. War es doch Wiclif gewesen, der dem englischen Volk die Bibel in der Landessprache geschenkt und, wie ein Kirchenmann klagt, die Perle des Evangeliums vor die Säue geworfen, das Kleinod der Geistlichen in ein Spielzeug der Laien verkehrt hatte. Und wie im XIV. Jahrhundert die englischen Lollharden, waren neuerdings die ketzerischen Böhmen eifrige Bibelleser geworden. Auch in Deutschland begann der gemeine Mann hier und da die Schrift zu studiren. Der Franziskaner Johannes Pauli erzählt von einem Bauern zu Villingen Hans Werner, „der kunt lesen und kunt schier die ganz Bibel ußwendig und wo er hinkam, so disputirt er mit den Priestern, wo stot dies in der Bibel und jens." Wir sehen, der bibelfeste Bauer existirte bereits vor Karlstadts und Münzers Auftreten. Diese Gefahr war natürlich seit der Erfindung des Bücherdrucks außerordentlich gewachsen; daher entschloß sich Kurfürst Berthold von Mainz im Jahre 1486 zum Erlaß des berüchtigten Censurdekrets für seine Kirchenprovinz. Jede Publikation durch den Druck wurde fortan von der Erlaubniß geistlicher Censoren abhängig gemacht, der deutschen Sprache überhaupt die Fähigkeit zu einer genügenden Wiedergabe wissenschaftlicher und besonders religiöser Materien aberkannt. Der Erzbischof spricht von Toren und Verwegenen, die sich der göttlichen Kunst des Bücherdrucks bedienen, um solche Dinge in willkürlicher Entstellung dem großen Publikum darzubieten; er spricht von der irrigen Voraussetzung, daß Ungelehrte und Frauen das Evangelium oder die Episteln Pauli richtig verstehen könnten.

Der Zweck dieser entschiedenen Kriegserklärung liegt auf der Hand; sie galt vor allem jener stets wachsenden Literatur von deutschen Bibeln und Erbauungsschriften. Es lag allerdings für die Kirche, wie sie einmal war, eine ernsthafte Drohung in dem Spott des halbheidnischen Humanisten Celtis, daß die Priester ihre heilige Wissenschaft nicht länger für sich behalten könnten, daß die Geheimnisse des Himmels und der Hölle nicht mehr sicher seien vor der Druckerpresse. Männer wie Geiler und Sebastian Brant dachten ganz im Sinne des bertholdischen Censurdekrets. Der große Volksprediger warnte nachdrücklich davor, die heilige Schrift ohne die nötige theologische Bildung zu lesen; „es ist fast ein bös Ding, daß man die Bibel zu deutsch druckt, denn man muß sie gar viel anders verstehen, weder es dasteht, will man ihm recht tun. Die Geschrift lehrt es dich nicht; du mußt die Kunst im Kopf haben." Er meint, dem Laien die Bibel darzubieten, sei ebenso gefährlich, wie Kindern das Messer zum Brodschneiden in die Hand zu geben. Der Dichter des Narrenschiffs aber läßt sich durch sein Entsetzen über die eigenmächtigen Ausleger der heiligen Schrift zu dem frommen Wunsche fortreißen:

„Wann man vil buocher würff inns für,
man brannt vil unrecht, falsch dar inn."

Johannes Busch, der Klosterreformator, hat einmal wirklich eine Übersetzung des Canons, die er in einem Nonnenkloster vorfand, verbrannt. Die falschen Propheten, von denen Brant spricht, stellt Geiler in seinen Predigten über das Narrenschiff mit den Waldensern und denen vom frommen Geist zusammen; „das sind die falschen Doktoren und Glossirer des Antichrist, sie bereiten ihm den Weg, wenn er wird der allergrößte Fälscher und Betrüger sein. Wann der kommen wird, so wird er deren Leut viel finden, und ist zu glauben, daß er nit ferne sei." Geiler hätte zweifellos diese seine Prophezeiung für erfüllt gehalten, wenn er Luthers Auftreten erlebt haben würde. Es ist schwer, die tatsächliche Verbreitung der deutschen Bibelübersetzungen näher zu constatiren, aber soviel dürfte feststehen, daß die Kirche bereits gegen Ende des XV. Jahrhunderts nicht ohne Mißtrauen diese religiöse Lektüre der Laien sah und jene „Liebhaber menschlicher Seligkeit", die sich mit ihrer Verbreitung befaßten, mindestens unter etwas schärfere Controle zu nehmen dachte. Viel gefruchtet hat Bertholds Censurdekret wohl nicht; die Bibeldrucke wurden fortgesetzt. Zu den oberdeutschen Druckorten Straßburg (1466), Augsburg und Nürnberg hatte sich schon zwischen 1470 und 1480 das heilige Köln mit einer niederdeutschen Ausgabe gesellt; es folgten Lübeck (1494) und Halberstadt (1522). Nach wie vor legten streng kirchliche Erbauungsschriften den Laien das Bibelstudium ans Herz.

Es mehrten sich die Zeichen der Zeit. Mit dem Begriff einer Reformation vor der Reformation und mit der Bezeichnung Vorreformatoren ist nachmals und bis in unsere Tage arger Mißbrauch getrieben worden. Viele, sehr viele von den Männern, die man von protestantischer Seite als Vorläufer Luthers ehren zu dürfen glaubte, hätten sich, wäre ihnen der Blick in die Zukunft

vergönnt gewesen, mit Entrüstung gegen eine solche Ehre verwahrt. Nichts desto weniger bleibt es eine unumstößliche Tatsache, daß in der deutschen Kirche des XV. Jahrhunderts die verschiedensten Richtungen und Stimmungen wenn auch großenteils unbewußt an der einen Aufgabe mitgeschafft haben, den Sturz des Bestehenden vorzubereiten. Dies gilt nicht etwa nur von dem Übermaß der Verweltlichung, sondern auch von den Bestrebungen der aufrichtig kirchlichen Reformfreunde. Der Zustand der Kirche war eben soweit gekommen, daß jede Kritik und jeder Heilungsversuch, wenn auch noch so wohl gemeint, die Katastrophe nur beschleunigen konnte.

Griffen doch selbst die besten und edelsten Regungen, deren das kirchliche Leben noch fähig war, jedesmal zugleich das Wesen der Hierarchie an der Wurzel an! So die deutsche Mystik, deren gewaltigster Vertreter, Meister Eckhart, von seinem Gedankenflug sich über den ganzen heiligen Formenzwang hinaustragen ließ. Die Anschauung, daß eine unmittelbare Vereinigung des Menschen mit Gott ohne Beihülfe der Kirche dem Laien wie dem Geistlichen erreichbar sei, war für die Kirche noch gefährlicher als der Pantheismus, den sie in der Lehre des Meisters und seiner Anhänger aufspürte. Mitten auf kirchlichem Boden, geschaffen und gepflegt von frommen Dominikanermönchen, erwuchs eine Gemeinschaft von Gläubigen, die ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes, ohne das Band einer Satzung oder eines äußeren Zeichens neben der Masse der Christen stand wie ein höheres und freieres Geschlecht von Auserwählten. Ob der Pfaffe den Laien oder der Laie den Pfaffen lehrte, ob der höhere Grad des Schauens dem Mann oder dem Weib zu Teil werde, war gleichgültig. Selbst durch Kirchenbann oder Entziehung der Sakramente konnte diese neue höchst persönliche Heilsgewißheit nicht mehr getroffen werden. In deutschen Predigten und Schriften, worin zum ersten Mal unsere Sprache sich zum Werkzeug philosophischer Spekulation umbildete, bot man das innerlich Erlebte und die kühnsten Resultate eines halb oder auch ganz poetischen Denkprozesses ohne Rückhalt dem Volke dar, daß sie, wie Eckhart sagt, aus Unwissenden Wissende würden. Wie schlug einem in Sinnlichkeit versunkenen Geschlecht der Weckruf des Meisters an das Ohr: „Leute, was suchet ihr an dem toten Gebeine? Warum suchet ihr nicht das lebende Heiltum, das euch mag geben ewiges Leben? Denn der Tote hat weder zu geben noch zu nehmen.“ Eckhart mußte sich allerdings kurz vor seinem Tode (1327) wenigstens zu einer Art von Widerruf bequemen und seine Kühnheit ist von seinen Nachfolgern nicht erreicht worden. Johannes Tauler († 1361) von Straßburg, Heinrich Suso († 1366) von Überlingen, beide Dominikaner, der niederländische Weltpriester Johannes Ruysbroeck († 1381), der geheimnißvolle „Gottesfreund aus dem Oberland“ und sein Kreis, darunter namentlich der Straßburger Bürger Rulman Merswin († 1382), sie alle suchen den Vorwurf der Ketzerei, der schon über dem Haupt des Meisters geschwebt hatte, von sich fernzuhalten. Tauler sagt einmal geradezu, Gottesfreunde hießen mit Recht diejenigen, die sich vor allen Kreaturen so

verbergen, daß niemand von ihnen sprechen kann, weder Gutes noch Böses. Aber er wendet sich doch auch angreifend gegen die kalten und schläfrigen Menschen, die sich darauf verlassen, daß sie allen Geboten und Verboten der heiligen Kirche nachgekommen seien. Und trotz ihrer quietistischen Neigungen hat die deutsche Mystik nach mehr als einer Seite in das Leben eingegriffen. Einmal wie wir sehen werden im Zusammenfluß mit jenen ketzerischen Richtungen, von deren Gesellschaft sie sich nicht immer frei zu erhalten vermochte. Dann aber durch ihr eigenstes Werk, die Herstellung eines praktischen Christentums, das sich aus der wuchernden Spekulation und Ekstase glücklich herausarbeitete. Auch hiefür hatte der Meister der Spekulation bereits das erlösende Wort gefunden. „Wäre der Mensch auch in einer Verzückung wie Paulus war und wüßte einen siechen Menschen, der eines Süppleins von ihm bedürfte, ich achte es weit besser, daß du ließest aus Minne von dem Zucke und dientest dem Dürftigen in größerer Minne."

Dieser gesunde Zug der Mystik, in dem freilich auch ein guter Teil Selbstbeschränkung steckte, kam nun am Frühesten und Kräftigsten zur Entwickelung in den Niederlanden. Hier legte Gerhard Groot von Deventer, ein Freund und Schüler des Mystikers Ruysbroeck, den Grund, von dem die Brüder des gemeinsamen Lebens als Missionäre eines wahrhaft christlichen und doch nicht mönchischen Daseins ausgingen. Groot ist eine der interessantesten Persönlichkeiten des ausgehenden Mittelalters, ein Mann, der die Freuden der Welt wie die Lust des Wissens gründlich durchgekostet, sich bis in die Magie verirrt und dann plötzlich bekehrt hatte. Sein gedemütigter Stolz scheute sich vor dem Empfang der Priesterweihe, deren er sich unwürdig fühlte, aber auch ohne sie wurde er zum volkerschütternden Prediger, zum gefürchteten „Ketzerhammer" und zum Vater jener Genossenschaften, die während des XV. Jahrhunderts die Reformbewegung im nordwestlichen und nördlichen Deutschland beherrscht haben. Aus ihrer Windesheimer Congregation entwickelte sich die oben charakterisirte Reformation der Klöster; die Brüder- und Schwesterhäuser, worin zum großen Ärgerniß der Ordensgeistlichkeit Kleriker und Laien ein nicht durch Gelübde gebundenes, aber streng geregeltes, erbauliches und arbeitsames Leben führten, waren rechte Pflegstätten ernsthafter und schlichter Frömmigkeit in einer Zeit sittlicher Verwilderung und religiöser Überreizung. Zwar hat man mit Unrecht lange Zeit hier die Wiege des deutschen Humanismus zu finden geglaubt; der Einfluß der Brüder auf die Umgestaltung des Schulwesens ist überhaupt zu hoch angeschlagen worden. Wahrhaft bedeutend haben sie dagegen durch die eifrige Pflege der deutschen Predigt und der religiösen Volksliteratur gewirkt. Johannes Veghe, der große niederdeutsche Prediger, gehörte zu den „Fraterherren", wie man sie nannte. Gerhard Zerbolt aus Zütphen verteidigte in einer eignen Abhandlung die Verbreitung der Bibel und anderer „heiliger Bücher" in der Landessprache. Die Brüder, zur Arbeit verpflichtet, widmeten sich anfangs wie einst die Mönche mit Vorliebe dem Abschreiben von Büchern; mit welchem Eifer sie dann die neu-

erfundene Kunst des Bücherdrucks sich angeeignet und gefördert haben, ist erst kürzlich nach Gebühr gewürdigt worden. Völlig neue Gesichtspunkte dürfen wir freilich bei ihnen nicht suchen. Eine gründliche Opposition gegen die herrschende Kirche hätte hier keinen Boden gefunden; was sie von mystischen Elementen aufnahmen und fortpflanzten, mußte sich jenem Geist der Mäßigung anpassen, der recht eigentlich den Kern und den Wert ihres Strebens ausmacht. Die Nachfolge Christi, wie sie Gerhard Groot übte und empfahl, hat Thomas von Kempen in seinem allbekannten Buch zum klassischen Ausdruck gebracht. Hier erscheint das stürmische Verlangen nach der Vereinigung mit Gott zur milden Sehnsucht abgeklärt; die Mystik hat sich ernüchtert, ohne der Wärme des Gefühls zu entsagen, wie eine gemäßigte Askese den Geist der Brüder, ihre Abneigung gegen das Maßlose und Seltsame wiederspiegelt. Außerordentlich charakteristisch hierfür sind die Ratschläge, die Groot einem Anfänger im Klosterleben gibt: keine eigenmächtigen und besonderen Kasteiungen, kein übertriebenes Bewußtsein der eignen Sündhaftigkeit, keine Mutlosigkeit gegenüber den vom Teufel eingegebenen Phantasien, kein ängstliches Beichten jedes einzelnen bösen Gedankens. Vor allem aber blieben diese ruhigen Kreise fern von jedem systematischen Kampf gegen die Widersprüche und Auswüchse des herrschenden Kirchentums. Thomas von Kempen warnt wohl vor dem Übermaß der Wallfahrten, erklärt aber doch die Gebeine der Heiligen für ein wesentliches Mittel des Trostes und der Erbauung und eifert für die Verehrung der Gottesmutter, durch die wir Zutritt zum Sohne haben; „stelle Christum zu deiner Rechten und Maria zur Linken und alle Heiligen rings im Kreise umher!"

Das mönchische Ideal war auch bei diesen bescheidenen Reformern nur etwas gemildert, nicht überwunden. Nun gab es freilich neben ihnen zahlreiche stürmische Gemüter, in denen der Zorn über die Verunstaltung der Kirche keine friedliche Stimmung aufkommen ließ. Und dennoch halten die schärfsten Kritiker gleichfalls mit sehr wenigen Ausnahmen an den alten Idealen fest; was sie anstreben, ist in den meisten Fällen kein Neubau, sondern eine Restauration des herabgewürdigten Kirchentums. Ähnliche Empfindungen und Gedanken waren in den besten Söhnen der mittelalterlichen Hierarchie von jeher lebendig gewesen; man muß sich hüten, solche oft recht heftige Äußerungen des Schmerzes und der Entrüstung ohne Weiteres für Anzeichen reformatorischen Geistes zu halten. Aber soviel steht außer Zweifel, daß diese Kritik der kirchlichen Corruption, wenn auch in loyalster Absicht geübt, ihr gutes Teil zur Erschütterung der kirchlichen Autorität beigetragen hat. Es ist in allen Zeiten der Auflösung das Verhängniß gerade tief gewissenhafter Naturen, daß sie, die zu dem häßlichen Schauspiel nicht schweigen können, oft gegen ihren Willen zur Entzündung der Leidenschaften mithelfen. Mit welchem Eifer hatten auf den großen Concilien und seither die Reformfreunde den Teufel an die Wand gemalt, der verderbten Kirche ihre Züchtigung durch die Laien, die weltlichen Fürsten oder das Volk angekündigt! Mit welcher

Bitterkeit spricht der Karthäuser Jakob von Jüterbogk († c. 1460) von der nach menschlichem Ermessen kaum noch möglichen Reformation; er, der mit Leib und Seele Mönch war, rief die weltlichen Gewalten auf, die Klöster nötigenfalls durch Temporaliensperre zur Ordnung zu zwingen, gerade wie ein anderer Anhänger der conciliaren Theorie einen vorübergehenden Abfall vom Papsttum als letztes Rettungsmittel empfahl. Schonungsloser konnten einzelne schwere Schäden des kirchlichen Lebens nicht aufgedeckt werden, als dies z. B. von Seiten des Klosterreformators Johannes Busch oder des kampflustigen Züricher Chorherrn Felix Hemmerlin geschehen ist; der letztere kam ja angesichts der herrschenden Unsittlichkeit sogar zum Zweifel an der Vortrefflichkeit des Cölibats und äußerte sich rückhaltlos über die Habsucht und Herrschlust der Päpste, die freilich auf den Concilien längst vor der ganzen Christenheit bloßgestellt worden war. Ein verwandter Geist der herbsten Kritik durchzieht die Predigten und Schriften Geilers; dieser gewiß unverdächtige treue Sohn seiner Kirche sieht fast überall und namentlich bei den kirchlichen Häuptern nur Schlechtigkeit. „Es ist nimmer, daß Gott der heilige Geist darsetze die Obern; der Teufel tut das; es tut dazu Geld und Gunst. Will einer jetzt Papst werden, so muß er die Cardinäle bestechen, einen damit, den andern damit; will einer dann ein Bischof werden, ein Propst oder ein Dechan, er muß lugen, daß er die Domherren besteche und die Chorherren." Allerdings schont er den niedern Klerus und die Laien ebenso wenig; das Endergebniß der vielen traurigen Klagen und Fragen ist aber völlige Hoffnungslosigkeit. „Du sprichst: mag man nicht eine gemeine Reformation machen? Ich sprich: nein. Es ist auch keine Hoffnung, daß es besser werde um die Christenheit. Darum so stoß ein jeglicher sein Haupt in einen Winkel in ein Loch, und sehe, daß er Gottes Gebot halte und tue, das recht sei, damit er selig werde." Dazwischen fällt wohl mancher treffliche Wink, sich nicht mit den äußeren Formen der kirchlichen Gnadenmittel zu begnügen; es ist wie eine Vorahnung des wirklich Reformatorischen, wenn Geiler davor warnt, sich von Mönchen und Pfaffen in den Himmel beten zu lassen, oder wenn er sich gegen die mechanischen Massenleistungen im Beten ausspricht; „ich halt ganz nichts, da man macht mum mum und herzählt das Gebet, als da man Geld zählt." Aber im Ganzen und Großen weiß auch er keinen andern Rat, als sich an die Gebote der Kirche zu halten, die trotz aller Verkommenheit der Hort der Wahrheit ist und bleibt. Man zeigte öffentlich mit Fingern auf die Kirche als auf einen von schrecklichen Krankheiten zerfressenen Organismus, und doch sollte nur in ihrem Schoß das Heil zu finden sein. Man stellte vor dem gläubigen Volk die Glieder der Hierarchie sammt und sonders an den Pranger, und doch sollten die Laien in ihrer Ehrfurcht vor dem Priestertum nicht wankend werden.

Als Vertheidiger dieses Priestertums gegen mönchische Anmaßung erhob sich ein Mann, der selbst ein Frauenkloster gegründet hatte, Johann (Pupper) von Goch († 1475). Wir finden diesen stillen und gewissenhaften Theologen

bereits auf wirklich reformatorischen Bahnen, aber er ist weit davon entfernt, zu der Kirche, mit der er sich auseinandersetzt, in bewußten Gegensatz zu treten. Obwohl er das Verdienst der Rechtfertigung ausschließlich der freien göttlichen Gnade zuschreibt, die heilige Schrift für die einzige untrügliche Autorität erklärt und das mönchische Ideal mit seinem evangelischen Gesetz der Freiheit nicht mehr zu vereinigen vermag, warnt er doch eben so entschieden davor, die christliche Vollkommenheit im Glauben allein zu suchen, und wahrt der Kirche das Recht, die gültige Interpretation der Schrift festzustellen. Das Priestertum ist ihm der Stand der höchsten Vollkommenheit, der Priester, der den Leib des Herrn consekriren kann, der „heilige Führer", dem Bischof ebenbürtig, dem Mönch, geschweige denn dem Laien weit überlegen. Ungleich kühner als Goch verfolgte Johann Wessel aus Groningen († 1489) seinen Weg; ihn hat bekanntlich Luther als seinen nächsten Geistesverwandten unter allen Vorgängern betrachtet. Wessel hatte in Köln, Paris und Italien das geistige Leben der Zeit mitgelebt, sich in die Scholastik vertieft und vom Humanismus gekostet; das Licht der Welt, den Meister der Widersprüche nannten ihn seine Bewunderer. Die Summe eines der Wissenschaft geweihten Lebens zog der Greis in der Abgeschiedenheit einiger heimatlicher Klöster, die ihn abwechselnd beherbergten. Aus der Bibel und der urkirchlichen Tradition arbeitete er sich eine Theologie heraus, die allerdings nicht mehr katholisch genannt werden kann. Neben einer Rechtfertigungslehre, die alles menschliche Verdienst verwirft und der Auffassung Luthers wenigstens ziemlich nahe kommt, neben der Behauptung eines allen gemeinsamen Priestertums entwickelte sich in diesem rationalistisch angehauchten Geist die Auflösung der kirchlichen Eucharistie in einen geistlichen Genuß, eine Gedächtnißfeier. Er wird der Vorläufer nicht nur Luthers, sondern auch Zwingli's. Rückt doch seine Darstellung vom Triumph Christi über den Widersacher den göttlichen Zorn und das Höllenfeuer so sehr in den Hintergrund, daß man in ihm einen Anhänger der endlichen „Wiederbringung aller Dinge" hat sehen wollen. Seiner Selbständigkeit widersprach es, die gültige Interpretation des Evangeliums der Kirche zu überlassen; diese höchste Autorität durfte nur dem einzelnen Geist zukommen, der sich durch völlige Vertiefung ins Evangelium zum vollendeten christlichen Weisen, zum Propheten im neuen Bund erhoben hatte. Immerhin blieb diese großartige Gedankenarbeit Wessels wie jene Gochs so ziemlich im Stillen, während ein dritter Theologe, der seine nicht vorschriftsmäßigen Überzeugungen gar zu laut werden ließ, die Macht der noch nicht gebrochenen kirchlichen Herrschaft zu fühlen bekam. Dies war Johann Ruchrath aus Oberwesel, eine Zeit lang Universitätslehrer zu Erfurt, dann siebzehn Jahre hindurch Domprediger zu Worms; auch er gelangte zum Schriftprinzip und bekämpfte gelegentlich des Jubiläums den Ablaß noch schärfer und consequenter als dies Luther in seinen berühmten Thesen getan hat. Er erklärte ihn für völlig wertlos, für einen an den Gläubigen verübten frommen Betrug, die Kirche

für irrtumsfähig, äußerte sich in derb volkstümlicher Weise über den Cölibat und über die Fasten, die Petrus wohl erfunden haben könnte, um seine Fische besser zu verkaufen. Dem unvorsichtigen alten Mann wurde von einem Ketzergericht zu Mainz der Widerruf abgeängstigt; er starb in klösterlicher Haft (1481). Man hatte Verkehr mit den ketzerischen Böhmen gewittert; waren doch damals in Deutschland über dem wohlbekannten und verabscheuten Namen der „Hussen" alle übrigen Häresien beinahe in Vergessenheit geraten.

Bei dem heutigen Stande der Forschung ist es nicht wohl möglich von der Geschichte und den gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Ketzereien, die unsere Nation in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters durchsetzt haben, ein nur annähernd sicheres und lückenfreies Bild zu geben. Fragen, wie z. B. jene nach der inneren Entwicklung des Waldensertums und nach seinem Verhältniß zu der großen religiösen Bewegung in Böhmen warten noch der Lösung; über den wirklichen Grad des Einflusses, den man den radikalen Schattirungen des Minoritentums zuschreiben möchte, sind wir gleichfalls bisher im Unklaren. Doch lassen sich wenigstens einige Hauptströmungen in dem bunten und oft scheinbar zusammenhangslosen Getriebe häretischer Elemente erkennen. Vor der husitischen Revolution finden wir in lebhaftester Wirksamkeit einmal die Waldenser, dann die pantheistischen Sekten, die unter verschiedenen Namen, als Begharden oder Lollharden, als Brüder des freien Geistes, nicht selten auch als Waldenser verfolgt werden, endlich eine apokalyptische Richtung, die vornehmlich von exzentrischen Bettelmönchen getragen erscheint. Zur Fortpflanzung und gelegentlichen Mischung dieser mannigfachen Elemente hat zweifellos die Mystik mit ihrem Sonderwesen und ihrem halb populären halb geheimnißvollen Gebahren nicht wenig beigetragen. Es war kein Wunder, wenn das Auge eifersüchtiger Glaubenswächter an Eckhart, Tauler, Suso ein Schillern ins Ketzerische zu entdecken glaubte. Ging doch die christliche Mystik in ihren spekulativen Bestandteilen so gut wie der ausgesprochene Pantheismus des Mittelalters auf neuplatonischen Ursprung zurück. Schon jenes sinnlich übersinnliche Spiel, worin sich die Mystik so sehr gefällt, die Übertragung der Minnepoesie mit all ihrer Zartheit, aber auch Süßlichkeit auf den Verkehr der Seele mit Gott barg ein gefährliches Element in sich. Solche Überschwänglichkeit, deren eigentliche Wurzel in dem krankhaft gesteigerten Gemütsleben nervöser Weiber zu suchen ist, gränzt in ihren Äußerungen oft geradezu an Frivolität. Da wird z. B. einmal Christus selbst als Spielmann und Reigenführer geschildert, der die minnende Seele mit seinem Saitenspiel erheitert und dem sie ihr Seufzen: wohl wie weh und weh wie wohl! entgegenbringt.

„Jesus des Tanzes Meister ist,
Zu tanzen hat er hohen List,
Er wendet sich hin, er wendet sich her,
Sie tanzen alle nach seiner Lehr."

Gemahnt das nicht bereits an viel spätere Zeiten? Und bei dem minneseligen Heinrich Suso verband sich mit derartigen Empfindungen eine schauerliche Lust der Selbstquälerei; mit Hülfe von Geißelungen, von härenen und nagelgespickten Unterkleidern und ins Fleisch eindringenden Kreuzen verwandelte er seinen Körper, dem er zweiundzwanzig Jahre hindurch jedes Bad und jede Säuberung von Ungeziefer versagte, in ein blutrünstiges Jammerbild.

Neben solchen Abgeschmacktheiten finden sich aber auch in der mystischen Literatur zahlreiche Spuren, die namentlich den philosophisch nicht gebildeten Hörer zum Pantheismus führen mußten. Wenn Eckhart sagte, daß Gott alle Dinge sei, daß, ehe die Kreaturen waren, Gott nicht Gott gewesen, daß Gott alle Dinge geschaffen habe und ich in ihm, so gehörte jedenfalls viel dialektische Übung dazu, um eine etwa folgende Abschwächung der packenden Sätze würdigen zu können. Schwester Katrei, seine geistliche Tochter, ruft in dem nach ihr benannten Traktat geradezu: „Freuet euch mit mir, ich bin Gott worden." Die Grenze zwischen der christlichen und der pantheistischen Mystik war eine flüssige; die eben angeführten Sätze kehren in ähnlicher Fassung wieder bei den Brüdern des freien Geistes, für deren consequenten Pantheismus jeder Mensch gleich dem Fronleichnam zu verehren, jeder Begriff der Sünde hinfällig und ein Sittengesetz überhaupt nicht mehr vorhanden war. In der naivsten Weise äußert sich der Größenwahn dieser Vollkommenen und Sündlosen. Ein gewisser Konrad Kannler aus Eichstädt erklärte im Jahr 1381 seinen Richtern, er dürfe alles tun, was ihm Freude mache, und jeden, der ihn daran hindern wolle, umbringen und die Heiligkeit des Apostels Paulus verhalte sich zu der seinigen wie ein Wassertropfen zum Meer; er sei ein zweiter Adam, werde als Antichrist, als Gegenstück Christi, die Welt durchziehen und schließlich das jüngste Gericht abhalten. Die entsetzlichste Emanzipation des Fleisches bildete gewiß eines der wirksamsten Mittel zur Propaganda dieses Muckertums, das sich schon während des XIII. Jahrhunderts namentlich am Rhein und in Schwaben eingenistet hatte. Ihre volkstümliche Bezeichnung als Begharden brachte oft genug auch die gutkirchlichen Beginenhäuser in gleichen Verdacht und gleiche Verfolgung. Aber sie waren bis tief ins XV. Jahrhundert nicht auszurotten und tauchten bald hier bald dort wieder auf, obwohl sie durch die Geißler, die große apokalyptische Bewegung des XIV. Jahrhunderts, und hierauf durch das Husitentum in den Hintergrund gedrängt worden waren. Noch in der Zeit des Basler Concils berichtet der schwäbische Dominikaner Johannes Nider († 1438) von dem Überhandnehmen der pantheistischen Begharden in seiner Heimat. Er klagt über die „unglaublich subtilen, geschmückten, erhabenen, geistlichen und metaphysischen" Reden der Ketzer, deren deutsche Weisheit kaum ein Gelehrter recht verstehen könne, und über die unter dem Namen von erhabenen alten Doktoren verbreiteten deutschen Bücher, worin sie ihre hohen Sprüche vom Geist, von der Gelassenheit, von den verschiedenen Lichtern und den Stufen der Schauung niedergelegt hätten. Er schildert einen solchen Winkelprediger, wie er bald

als Weltgeistlicher, bald als Mönch oder in der Maske des Ritters oder des Bauern sich umhertreibt; meist versucht er es zuerst als Bettelmönch bei den Frauen, geht von seinen Reden über die Vollkommenheit und Beschaulichkeit weiter zur Kritik aller entgegenstehenden kirchlichen Bräuche, wobei er Einwürfe aus der Schrift gut zu pariren weiß, und weiht endlich die Verführten in die sittenzerstörenden Consequenzen seiner falschen Mystik ein. In den siebziger Jahren spricht Matthias von Kemnat nur andeutungsweise von der Schalkheit und Büberei der Begharden und Lollharden vor dem Böhmerwald, im Fichtelgebirge, in Schwaben und am Rhein; „es bedürfte mehr schreiben denn eine Biblia inhält". Daß sich Überreste dieser Richtung in Deutschland bis auf die Zeit der Reformation erhalten haben, ist höchst wahrscheinlich, aber bisher nicht mit Sicherheit nachgewiesen worden.

Geiler von Kaisersberg stellt im Jahr 1498 die vom freien Geist und die Waldenser als Beispiele irriger Schriftauslegung zusammen. Die letzteren sind nun vielfach, aber wohl mit Unrecht als echte Vorläufer des Protestantismus betrachtet worden, der vielmehr umgestaltend auf das Waldensertum zurückgewirkt hat. Denn die Waldenser, die sich bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts nicht nur über den ganzen Süden von Deutschland verbreitet, sondern auch in Thüringen, der Mark, Pommern und Preußen Fuß gefaßt hatten, vollzogen ihre förmliche Trennung von der römischen Kirche erst in Folge der von den Husiten und dann von der deutschen Reformation erhaltenen Anregungen. Bis dahin hatten sie allerdings im Gegensatz zur herrschenden Kirche die heilige Schrift als höchste Autorität betrachtet und gestützt auf ihr Zeugniß den Laien die Befugniß zur Predigt des Evangeliums eingeräumt, aber im Grunde doch nur eine Reform der Kirche im Sinne jenes mönchischen Idealismus angestrebt, wie er sich kirchlich correkt in der Schöpfung des heiligen Franziskus darstellt. Es galt die Herstellung eines wahrhaft evangelischen Lebens, einer christlichen Vollkommenheit, die man echt katholisch von der Forderung der strengsten Armut und Keuschheit nicht zu trennen vermochte. Hier und da machten sich daneben zu verschiedenen Zeiten radikalere Strömungen bemerklich, wie das vereinzelte Vorkommen der Wiedertaufe zeigt. Im Ganzen und Großen kam es vor dem XVI. Jahrhundert zu keinem entscheidenden Bruch mit dem kirchlichen Dogma; die Waldenser behielten die sieben Sakramente bei, scheinen sich auch z. B. von der kirchlichen Heiligenverehrung erst sehr allmählich losgemacht und den Laienkelch beim Abendmahl nicht unbedingt wie die Husiten gefordert zu haben. So konnten sie wohl, ohne sich einer eigentlichen Heuchelei schuldig zu machen, am katholischen Gottesdienste, an der Communion und den andern Sakramenten und Gebräuchen der Kirche teilnehmen. Das furchtbarste Wüten der Inquisition, die z. B. um das Jahr 1395 in Steier allein über hundert Personen dem Feuertod überlieferte, erwies sich als ohnmächtig; das süddeutsche Waldensertum hat kurz darauf aus der Verbindung mit der husitischen Propaganda neue Lebenskraft gezogen. Um das Jahr 1480 hören wir von

schweren Verfolgungen der Waldenser in der Mark Brandenburg, deren Reste sich nach Böhmen verzogen und bei den böhmischen Brüdern Aufnahme fanden.

Vollständig erlosch während des XV. Jahrhunderts die Bewegung der Geißler, deren religiöser Keim in den joachitischen Anschauungen von dem anbrechenden Zeitalter des heiligen Geistes und dem siegreichen Kampf der Auserwählten gegen den Antichrist zu suchen ist. Nachdem der große Geißlersturm, der im Gefolge des schwarzen Tods (1348) aufgetreten war und schließlich in eine soziale Revolution auszulaufen drohte, der Ernüchterung der Massen und dem Einschreiten der Obrigkeiten erlegen war, fand man unmittelbar vor dem Ausbruch der husitischen Revolution (1414) noch einen Herd geißlerischen Sektentums in Thüringen. In der kleinen Stadt Sangerhausen wurden 91 Personen verbrannt; sie hatten eine Zeit lang unter dem Schein eifriger Kirchlichkeit ihre wahren Anschauungen zu verbergen gewußt, die mit der Einführung der „Bluttaufe" eine neue Aera beginnen und die bisherige kirchliche Autorität völlig aufhören ließen. Indem sie die Kirchen für Steinhaufen und Räuberhöhlen, das Singen der Messe für Hundegebell und die bestehende Kirche für das Reich des Antichrist erklärten, antizipirten sie zum Teil wörtlich das Todesurteil gegen den Katholizismus, wie es kurz darauf vom radikalen Husitentum formulirt worden ist.

Die böhmische Revolution brachte zu all diesen bereits vorhandenen Ansätzen einer starken religiösen Gährung nicht nur ihr gewaltiges Beispiel, sondern auch ein wesentlich neues Element. Das war die Lehre Wiclifs, die nach den neuesten Forschungen Hus sich größtenteils einfach angeeignet hat. Mit Wiclif, nicht mit den Waldensern beginnt die Geschichte des Protestantismus; er ist der erste Vorläufer Luthers und seine Gestalt wächst immer noch mit jedem tieferen Einblick in seine Geistesarbeit, deren ungeheure Wirkung von den nächstfolgenden Generationen über dem Märtyrertode des Hus und der großartigen Wildheit der böhmischen Kämpfe beinahe übersehen werden sollte. Bei ihm zuerst finden wir den systematischen Angriff auf den Bau der römischen Kirche verbunden mit dem Entwurf einer kirchlichen Neugründung, deren Umrisse vor seinem prophetischen Blick sich bereits aus den Trümmern des unvermeidlichen Einsturzes emporheben. Die Kirche verwandelt sich ihm in die Gemeinschaft der Erwählten, der zur Seligkeit Prädestinirten, unter denen es keinen Unterschied des Priesters und des Laien mehr gibt; sie stehen sämmtlich als von Gott geweihte Priester den von Gott Ausgeschiedenen gegenüber. In dieser Kirche ohne Hierarchie verschwinden natürlich bloße Stützen des Priesterregiments wie Cölibat, Ohrenbeichte und Ablaß; die magische Verwandlung der Hostie in den Leib Christi wird von Wiclif als „der Schrift und gemeinem Menschenverstand entgegen" verneint und durch die Lehre vom geistigen Genuß ersetzt, der aber wieder nur den Erwählten zu Teil wird. Daß Wiclif die Heilswirkung des Sakraments von der Würdigkeit des spendenden Priesters abhängig gemacht hätte, ist nicht nachzuweisen; dagegen hat seine dem Feudalismus entnommene Theorie vom

Besitzrecht, wonach alle menschliche Herrschaft, geistlich oder weltlich, ein Ausfluß göttlicher Gnade und bei eintretender Ungnade dem himmlischen Lehensherrn verfallen sein sollte, allerdings zu revolutionärer Anwendung herausgefordert. In Verbindung mit seinem ausgesprochenen Schriftprinzip bildet sie den eigentlichen Kern der husitischen Bewegung, die das göttliche Recht zum allein giltigen Titel für Besitz und Herrschaft erhob und die von Wiclif geforderte Umgestaltung des ganzen menschlichen Daseins nach der Norm des evangelischen Gesetzes zu verwirklichen suchte. Durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen war Wiclifs Lehre, deren blutige Verfolgung in England ihr Urheber († 1384) nicht mehr erlebt hatte, nach Böhmen verpflanzt und dort in einem bereits umgewühlten Boden zu raschem Wachstum emporgetrieben worden. Man hat früher den Einfluß der auch in Böhmen zahlreichen Waldensergemeinden und der kirchlichen Reformfreunde des XIV. Jahrhunderts, eines Konrad von Waldhausen, Konrad Militsch, Matthias von Janov, überschätzt, aber gewiß befand sich Böhmen, wie schon die besondere Vorliebe für den häufigen, wo möglich täglichen Genuß des Abendmahls zeigt, bereits vor der Einwirkung des Wiclifismus in einem Zustand hochgradiger religiöser Erregung. Apokalyptische Stimmungen, wie sie den schwärmerischen Militsch von Kremsier beherrschten, kamen damals sogar in den Werken der böhmischen Maler zum Ausdruck. Mit solchen Elementen verbanden sich leicht und hier nicht zum ersten Mal nationale und soziale Gährungsstoffe. Aber ihre charakteristische speziell husitische Form bekam die böhmische Umwälzung eben doch erst unter dem mächtigen Eindruck des Wiclifismus, wie ihn Hus und seine Anhänger aufgenommen und popularisirt hatten. Der Laienkelch, den Wiclif nicht gefordert und Hus erst kurz vor dem Tode seinem Freund Jakob von Mies zugestanden hatte, die Communion unter beiderlei Gestalt war nur ein äußeres Zeichen, nicht der eigentliche Kernpunkt der Bewegung, nach deren Erstarrung sie als ein dürftiges Privileg des Utraquismus übrig blieb. Das Wesentliche liegt vielmehr in jener Verbindung des Schriftprinzips mit dem System des göttlichen Lehnrechts, wie sie von Wiclif geschaffen worden war. In den vier Artikeln der Husiten wird neben der freien Predigt des Evangeliums und der utraquistischen Communion die Säkularisation der geistlichen Güter und die Ausrottung aller Übertretungen des göttlichen Gesetzes verlangt. Auf dieser Grundlage errichteten nun die Taboriten, die husitischen Radikalen, ihr theokratisches Regiment, dessen halbsozialistischer Charakter auf die deutschen Zeitgenossen viel stärker gewirkt hat als die Theorie des Hus. Luther ist nachmals ohne nähere Kenntniß von Hus oder Wiclif zu manchen verwandten Resultaten gelangt. Wenn Hus auf seiner verhängnißvollen Reise nach Kostnitz in der Oberpfalz und namentlich in Franken zu seiner Überraschung warmen Sympathien selbst unter der Geistlichkeit begegnete, wenn nachher seine Verurteilung von manchen billig denkenden Deutschen bedauert worden ist, so verschwanden solche einzelne Regungen fast vollständig vor der herrschenden Stimmung, die im

Kostnitzer Concil einen Ruhmestitel der deutschen Nation und in den Husiten nur noch Ketzer und Unmenschen sah. Haß, Verachtung und Spott kamen in den Predigten und Traktaten der Gelehrten, in der Volkspoesie, sogar in der humanistischen Literatur Deutschlands abwechselnd zum Ausdruck; der



Johannes Hus.
Facsimile eines späteren Kupferstiches.

gräuliche dem Namen des Hus entnommene Witz, man müsse die böhmischen Gänslein braten, wurde immer von Neuem aufgewärmt. Ein breiter Blutstrom schien das besiegte und verheerte Deutschland für immer von dem Volk der Gotteskrieger zu trennen.

Es ist begreiflich, daß sich der Abfall von der alten internationalen Idee der römischen Kirche überall unter dem Einfluß der Nationalität voll=

zogen hat, der die Wortführer der kirchlichen Umgestaltung angehörten. Wiclif hatte seinen Kampf gegen Rom als englischer Patriot begonnen; Hus fühlte sich vom Anfang an als Anwalt seiner Tschechen gegen römische wie gegen deutsche Bedrückung. Dieser Sohn des tschechischen Volks, gerüstet mit der Kraft der wiclifischen Sätze, kämpfte zuerst als Prediger an der Bethlehemskapelle zu Prag gegen die Corruption des einheimischen Klerus, dann gegen das falsche Wunder des heiligen Bluts zu Wilsnack, endlich gegen die Herrschaft der Deutschen über die Prager Universität, die bekanntlich durch ein königliches Dekret im Jahr 1409 gebrochen wurde. Ein Jahr später finden wir Hus bereits im offenen Kampfe mit Rom; im Jahr 1412 floß das erste Blut hussitischer Märtyrer in Prag und päpstliche Bullen wurden mit Hohn und Spott durch die Stadt gefahren und am Pranger verbrannt. Hus selber war eigentlich kein Mann der Aktion, sondern eine rechte Märtyrernatur; er hat den Tod für die Wahrheit, nach dem er sich oft gesehnt, auf dem Kostnitzer Concil gefunden. Am 6. Juli 1415 brannte der Scheiterhaufen des „Heiligen", der für Wiclifs unsichtbare Kirche gestorben ist. Nun kam der theokratische Grundzug der wiclifischen Lehre in der hussitischen Revolution recht deutlich zur Erscheinung, wesentlich verstärkt durch den Hinzutritt nationaler und sozialer Tendenzen. Mit dem brennenden Verlangen das Reich Gottes auf Erden zu schaffen mischte sich der Glaube an die besondere Mission des tschechischen Volks; die Aufgabe das göttliche Gesetz zu erfüllen ließ sich vortrefflich mit der alten Abneigung gegen die Deutschen vereinigen, die zugleich als fremde Eindringlinge und als katholische Widersacher der „Auserwählten" bekämpft werden durften. In den unteren Schichten der Nation, zumal im Bauernstand erweckte die hussitische Predigt vom göttlichen Besitzrecht und von der Ausrottung der Sünden die wildesten sozialistischen und communistischen Phantasien, während die kleine Sekte der Adamiten die allgemeine Verwirrung benutzte, um die Lehren des freien Geistes offen zu verwirklichen. Diese Auswüchse sowie die praktischen Ansätze zur Gütergemeinschaft, die wir in den Anfängen des Taboritentums finden, gingen rasch vorüber; den politisch-sozialen Vorteil zog schließlich, nach der Unterdrückung erst des deutschen Bürgertums, dann der hussitischen Radikalen, der tschechische Adel, der selbst in den Heeren der „Brüder" eine militärisch hervorragende Rolle gespielt hatte. Am Ende der langen blutigen Kämpfe (1419—1434) war der Enthusiasmus der „Gotteskrieger" sehr ernüchtert, vielfach durch ein wüstes Landsknechtwesen verdrängt und die weitere Existenz der Brüderheere kein Bedürfniß mehr. Als im Jahr 1434 das politische Taboritentum den Todesstoß erhalten hatte, erhielt sich der religiöse Inhalt des radikalen Hussitismus am Reinsten bei den sogenannten böhmischen Brüdern, die freilich von der Ausrottung der Gottlosen und vom heiligen Krieg durchaus nichts mehr wissen wollten. Was die gemäßigte Richtung des Hussitentums aus den Verhandlungen mit dem Basler Concil als bleibende Errungenschaft davongetragen und gegen die weitergehenden Ansprüche der Taboriten behauptet hatte, war

eine Abschwächung der ursprünglichen vier Artikel, die eigentlich nur den Laienkelch und auch diesen nur fakultativ übrig ließ, dagegen den theokratischen Tendenzen für die Zukunft einen Riegel vorschob. Die utraquistische Staatskirche mit ihrer Hierarchie und Inquisition zeigte kaum noch eine Spur des alten hussitischen Geistes; während ihre Begründer, die Magister der Prager Universität, in den ersten Zeiten der Bewegung einmal das Wort ausgesprochen hatten, daß man sich nicht an die dem Irrtum unterworfene Kirche, nicht an ein Concil, sondern an die untrügliche klare Vernunft halten solle, verfolgte der utraquistische Erzbischof Rokyzana die junge Brüderunität, die er vordem selbst ermutigt hatte, mit Gefängniß und Folter. Und dennoch sollte diese unscheinbarste Pflanzung der hussitischen Revolution die größte Lebenskraft bewähren. Ihr geistiger Vater, Peter Cheltschizky, nahm eine Sonderstellung neben den Utraquisten und Taboriten ein, allem Anschein nach unter dem Einfluß waldensischer Anschauungen, wie denn die Brüder bald nach ihrer ersten Vereinigung mit den deutschen Waldensern Fühlung zu suchen begannen und weiterhin eigne Abgesandte an die Gemeinden in Südfrankreich und Italien schickten. Auch bei der ersten Organisation ihres kirchlichen Regiments im Jahr 1467 zogen sie waldensische Geistliche bei. Verfolgt und mit dem Namen Pikarden, d. h. Begharden, gebrandmarkt brachten sie es doch bis zum Ende des Jahrhunderts in Böhmen und Mähren auf einige Hundert Gemeinden. Obwohl sie der römischen Kirche schroffer gegenübertraten als die Waldenser, kamen doch auch diese wirklich frommen Menschen nicht über die Idee hinaus, daß man das evangelische Gesetz möglichst buchstäblich zu verwirklichen und deßhalb die Welt zu fliehen habe. Die innere Verwandtschaft mit dem radikalen Protestantismus des XVI. Jahrhunderts fällt in die Augen; auch die Wiedertaufe war bis zum Jahr 1536 bei den Brüdern in Übung. Durchaus tritt das Dogmatische hinter die praktische Gestaltung ihres Gemeindeideals zurück. Ihre Geistlichen lebten im Cölibat; es erinnert an die Prinzipien des Mönchtums, wie sie Gebet und Seelsorge mit Handarbeit verbinden.

Auf die romanischen Waldenser scheint der Verkehr mit den böhmischen Brüdern eine tiefere Einwirkung geübt zu haben. Was uns dagegen von hussitischer Propaganda in Deutschland überliefert ist, weist fast durchgängig auf taboritischen Ursprung zurück. In den Heeren der „Brüder" erhob sich der hussitische Geist zu universalen Entwürfen; hier wurde mehr als einmal der kühne Gedanke laut, man werde und müsse die ganze Christenheit mit den Waffen oder auf dem Weg friedlicher Belehrung zur Annahme der Wahrheit bringen. Die „Ketzerbriefe", die volkstümlichen Manifeste der Taboriten, worin sie alle Christen ohne Unterschied der Nation oder des Standes zur Befreiung von der Pfaffenherrschaft und zur Einziehung der geistlichen Güter aufriefen, wurden bis nach England und Spanien getragen; im Dauphiné schickte das Volk Geldbeiträge nach Böhmen und begann auf gut taboritisch die Herren totzuschlagen. Vor allem in Süddeutschland finden

wir taboritische Emissäre tätig. Zwei wesentliche Momente kamen hier der böhmischen Propaganda zu Statten, einmal das Vorhandensein zahlreicher Waldensergemeinden, dann ein starker sozialistischer Zug, der sich namentlich in den unteren Schichten des Stadtvolks bemerklich machte und neben den Juden in erster Linie die reiche Hierarchie bedrohte. Bei dem Dunkel, das immer noch über der Geschichte der Waldenser ruht, vermögen wir zur Zeit nicht mit Sicherheit zu entscheiden, inwieweit im Husitentum und zumal im Taboritentum waldensische Elemente mitgespielt haben. Jedenfalls fehlt es nicht an Berührungspunkten mit den Waldensern. Das große Manifest der Taboriten an die gesammte Christenheit (1431) erklärt die nachconstantinische Kirche für den Sitz simonistischer Ketzerei, das kirchliche Bibelverbot für elende Furcht vor dem gemeinen Volk, den Zehnten für eine längst antiquirte alttestamentliche Einrichtung. Es ruft den Obrigkeiten des Reiches zu, sie sollten den Pfaffen, diesen stummen Hunden, den Knochen des weltlichen Besitzes aus dem Maul reißen, damit sie wieder bellen könnten. Stärker als die taboritische Läugnung der Transsubstantiation oder ihre Verwerfung des Fegfeuers und des Heiligenkultus mußten solche leichtverständliche Aufforderungen auf die zahlreichen außerböhmischen Feinde der Pfaffen und Liebhaber ihres Reichtums wirken. Wie sehr die Böhmen auf diese Elemente rechneten, zeigt das Vorgehen eines husitischen Missionars, der den Rat der im Bann befindlichen Stadt Weinsberg zur Empörung gegen die Frechheit des Klerus zu reizen suchte; er empfiehlt ihnen, seinen Brief von der Kanzel verkündigen zu lassen, denn er und andere Geistlichen könnten den offenen Kampf gegen die Pfaffen nicht beginnen, „es wäre denn das gemeine Volk und die Reichsstände die Augen baß auftäten". Es war ein sächsischer Edelmann, der so schrieb, Johannes Drändorf aus Schlieben; er hatte sich freiwillig seines Vermögens entäußert, um als armer Wanderprediger im Voigtland, am Rhein und in Schwaben zu wirken. Er wurde im Jahr 1425 zu Worms, sein Freund, der Schulrektor Peter von Turnau 1426 zu Speier verbrannt. Bereits vorher waren in Regensburg zwei ketzerische Priester auf dem Scheiterhaufen gestorben, von denen der eine die Lehren des Hus ins Deutsche übersetzt und verbreitet hatte. Die enge Verbindung zwischen den deutschen Waldensern, den „Kunden", und den Husiten, auch sonst mehrfach bezeugt, tritt am Klarsten hervor in der Geschichte des Schwaben Friedrich Reiser. Ganz in waldensischen Kreisen aufgewachsen, durchzog er als Kaufmann und Reiseprediger einen großen Teil von Deutschland und der Schweiz, geriet dann in husitische Gefangenschaft und ließ sich vom Taboritenbischof zum Priester weihen. Mit seinen Freunden in Tabor verständigte er sich über eine festere Organisation des deutschen Waldensertums, dessen Leitung ihm als „Bischof der Gläubigen, welche die Schenkung Constantins verwerfen", übertragen wurde. Sein Prozeß vor der Inquisition zu Straßburg, der natürlich mit der Hinrichtung endigte (1458), zeigt uns namentlich die Blüte der Waldensergemeinden in Nürnberg, Würzburg und anderen fränkischen

Städten, wie ja neben den Schlesiern die Franken sich auch am Meisten eines freundschaftlichen Verkehrs mit den Husiten verdächtig machten. Im Jahr 1447 finden wir unter der Führung eines Predigers Friedrich Müller Husiten im Aisch- und Taubergrund, im Jahr 1461 eine gleichfalls husitische Sekte im Bistum Eichstädt. Was wir von diesen Erscheinungen des Näheren hören, weist immer auf taboritischen Ursprung oder Einfluß. Und zwar sind es nicht jene chiliastischen Schwärmereien und Auswüchse, wie sie in den ersten Jahren der Husitenkriege auftauchten, sondern die Anschauungen des späteren gereinigten Taboritentums, freilich auch so noch radikal genug, um jede Verständigung mit der herrschenden Kirche auszuschließen. Neben der Communion unter beiderlei Gestalt begegnen uns fast nur negative Forderungen, Verwerfung der Transsubstantiation, des kirchlichen Bannes und Ablasses, der Heiligenverehrung, der Wallfahrten, Fasten, Ceremonien jeder Art, der weltlichen Herrschaft des Klerus, des Eides, zuweilen auch der akademischen Grade. Daß jene Eichstädter Husiten auch die Todesstrafe für unzulässig erklären, nähert sie den böhmischen Brüdern. Daneben findet sich gerade in ihren Geständnissen die consequente Durchführung der wiclifischen Theorie vom Besitzrecht; einem Oberen, der in Todsünde gefallen ist, braucht niemand mehr zu gehorchen oder Zins zu geben. Dies war aber gerade der verlockendste Grundsatz des Taboritentums.

Von einem unmittelbaren Herüberwirken jenes anfänglichen taboritischen Chiliasmus, der das Heil der Zukunft in fünf böhmischen Städten oder auf den Bergen suchte und die Zeit der persönlichen Herrschaft Christi und eines sündlosen und schmerzlosen Daseins für unmittelbar bevorstehend hielt, ist in Deutschland nichts zu bemerken. Aber auch ohnedies lebten hier apokalyptische Elemente von großer Kraft und Zähigkeit. Ihren Kern bildete der früher charakterisirte Joachimismus, der ja eine völlige Umgestaltung des Christentums, ein Aufhören der bestehenden kirchlichen Ordnungen, ein ideales Mönchtum der „Kleinen" im Zeitalter des heiligen Geistes erwartete. Solche Erwartungen verbanden sich leicht mit Bestandteilen der älteren Weissagung, mit neu auftauchenden religiösen, sozialen oder nationalen Bewegungen, mit dem wachsenden Ansehen der Astrologie. In Deutschland trug die Apokalyptik des späteren Mittelalters am Liebsten das volkstümliche Gewand der Kaisersage, aber wir finden doch auch manche Erscheinungsformen, die von einer nationalen Beimischung absehen und vielmehr an die Gottmenschlichkeit des freien Geistes erinnern. So glaubten die im Jahr 1414 unterdrückten thüringischen Geißler, ihr Lehrer Konrad Schmid werde das jüngste Gericht abhalten. Der auf dem Basler Concil (1446) verbrannte Nikolaus von Buldestorff hielt sich selber für den berufenen pastor angelicus, den Engelpapst, der die Bösen ausrotten, den Satan binden und als Haupt der ganzen Welt in alle Ewigkeit leben und regieren werde. Noch in den sechziger Jahren wagte der Minorit Janko von Wirsberg mit seinem Bruder zu Eger den ernstlichen Versuch, eine joachimitische Sekte zu bilden, wobei er unter dem

Namen Johannes vom Orient sich mit der Rolle des Vorläufers begnügen und jenem neuen Weltheiland den Weg bereiten wollte. Bekanntlich ist nachmals Thomas Münzer vom Studium joachimitischer Schriften wesentlich beeinflußt worden. Noch wirksamer als solche immerhin vereinzelte Regungen wurde der sehr verbreitete Glaube an die Wiederkunft des Kaisers Friedrich, der im außerdeutschen Joachimismus die Rolle des Antichrist erhalten, in Deutschland dagegen die Gestalt des großen pfaffenfeindlichen Reformators angenommen hatte. Alles, wonach das Volk sich sehnte, wurde mit der Zeit in das Befreiungswerk des dritten Kaisers Friedrich verwoben, Züchtigung des Klerus, Zerstörung der Stadt Rom, Errichtung einer selbständigen deutschen Kirche mit einem Mainzer Patriarchen, daneben auch politische und soziale Wünsche, Demütigung Frankreichs, Ungarns und Böhmens, Verheiratung der Mönche und Nonnen, der Armen und Reichen, Unterdrückung oder Bekehrung der Juden. Immer bleibt aber die Einziehung der Kirchengüter und das Totschlagen der Pfaffen, die vergebens ihre Tonsur mit der Hand zu bedecken suchen, das hervorstechendste Moment. Hier trat eine bedrohliche Wahlverwandtschaft zwischen dem Taboritentum und der Stimmung der deutschen Laienwelt zu Tage. Ehe wir aber diesen über die Grenzen des Religiösen hinausragenden Ansätzen weiter nachgehen, soll noch ein Blick auf die antikirchlichen Neigungen geworfen werden, die in Deutschland neben der eigentlichen Ketzerei Wurzel geschlagen hatten.

In zahllosen und kaum bemerklichen Kanälen konnten sich häretische Lehren oder Anregungen verbreiten und auch nach der offiziellen Verschüttung ihrer Quelle weiterschleichen. Außerdem hat es ja nichts Unwahrscheinliches, daß manche Gemüter ohne solchen Anstoß durch eignes Grübeln nicht nur an der allgemeinen Corruption, sondern auch an dem oder jenem Dogma der herrschenden Kirche irre geworden sind. Denn die volkstümliche Opposition des späteren Mittelalters richtet sich keineswegs ausschließlich gegen die sogenannten Mißbräuche. Wir finden vielmehr in weiten Kreisen eine sehr entschiedene Abkehr von der geltenden kirchlichen Lehre. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt dabei uralter und moderner Aberglaube, der, von der Kirche in wahrhaft unverzeihlicher Weise geschont oder befördert, das geistige Leben der Zeit bis in seine edelsten Äußerungen vergiftete und beschmutzte.

Was neben dem eigentlichen Sektenwesen der Kirche am Unangenehmsten auffiel und von der gesammten polemischen und apologetischen Literatur des späteren Mittelalters einstimmig hervorgehoben und bekämpft wird, ist eine weitverbreitete Neigung zum Determinismus, zur Läugnung der menschlichen Willensfreiheit. Die unbarmherzige Höllen- und Teufelsphantasie der kirchlichen Weltanschauung wird wohl das stärkste Motiv zu dieser Erscheinung abgegeben haben; verzweifelte Resignation, sittliche Schlaffheit, echt menschliche Empfindung griffen nach einem Auskunftsmittel, dessen verschiedene Formen,

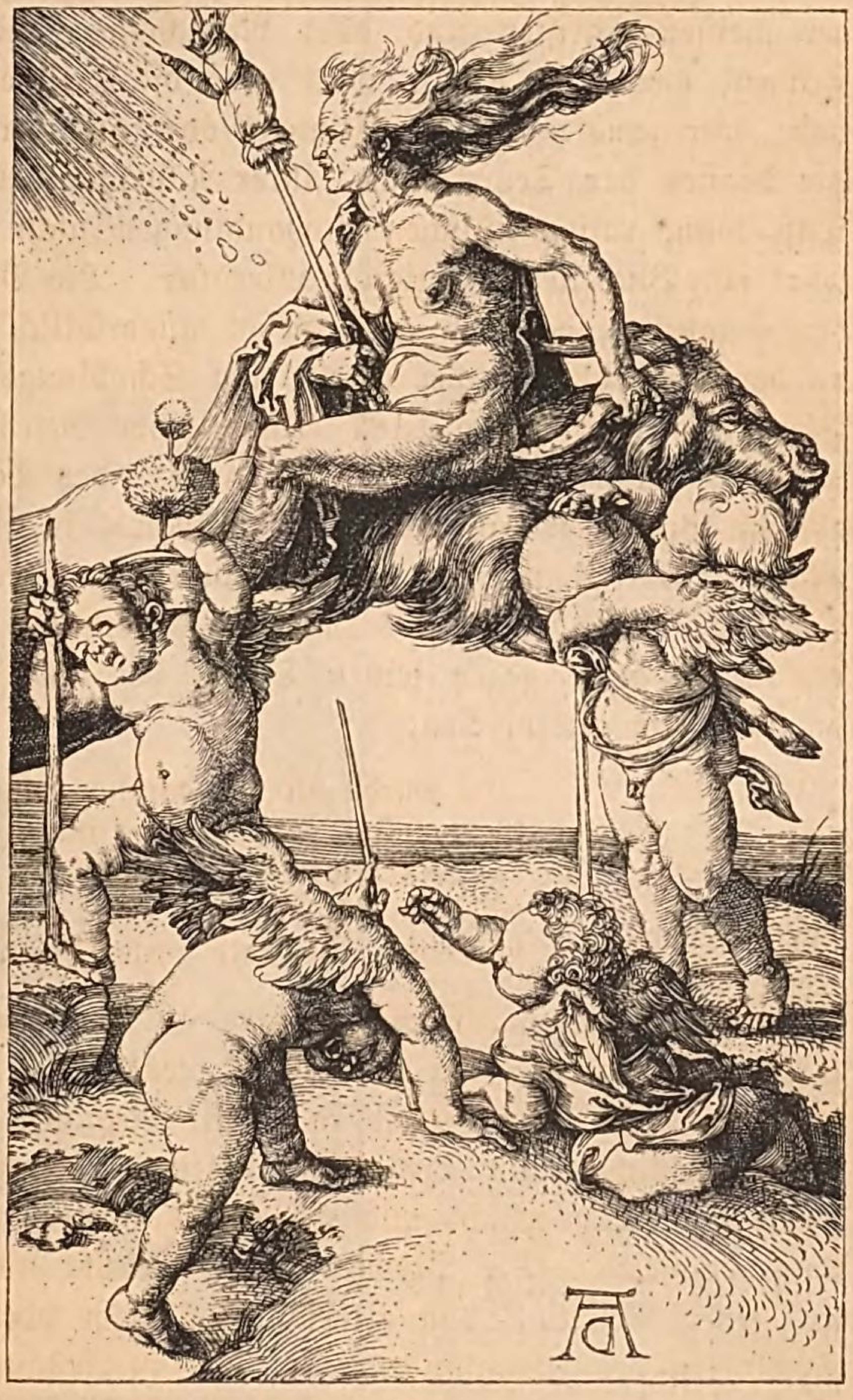
rein heidnischer Fatalismus, astrologischer Glaube an die Macht der Gestirne, christliche Prädestinationslehre, origenistische Wiederbringung aller Dinge, jede nach ihrer Weise die fürchterliche Last der sittlichen Verantwortlichkeit wegräumen oder wenigstens erleichtern sollten. Man wird unter den zahlreichen Beichtbüchern und Erbauungsschriften der Zeit wenige finden, die nicht gegen die mehr oder minder consequente Läugnung der Willensfreiheit und gegen das übergroße Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit polemisiren. Auch anderwärts sehen wir diese Fragen mit Vorliebe behandeln, oft an den Haaren herbeiziehen, so daß wir deutlich erkennen, wie sehr sie alle Gemüter beschäftigt haben. Den mannigfaltigen Ursprung des Determinismus und das Hereinragen altheidnischer Vorstellungen hält besonders klar der „Seelentrost" auseinander. Auf die ausführliche Ermahnung, nicht wie die Heiden an Schicksalsmächte zu glauben, folgt ein drastisches Beispiel. „Willst du stehlen und wirst du gehangen, du darfst nicht sprechen, daß es dir bescheert sei, ehe du geboren wurdest, oder daß dir das Gott geschaffen hätte. Ist dir einige Unart angeboren von Natur von deinem Vater oder von deiner Mutter oder von den Sternen oder von anderlei Sachen, das ist dir nicht also geschaffen, daß es dir immer geschehen müsse, denn du magst dich wohl selber zwingen." Unermüdlich suchten die Theologen die Existenz des Bösen und die ewigen Höllenstrafen mit Gottes unermeßlicher Barmherzigkeit in Einklang zu bringen, aber seit den Tagen der ritterlichen Dichtung erhoben sich immer wieder die Einwürfe einer Laientheologie, die es nicht über's Herz brachte, in Gott den unerbittlichen Richter seiner Geschöpfe zu sehen. Wie die ritterlichen Sänger verriet auch der ältere Meistergesang die größte Neigung an die endliche Seligkeit aller Kreaturen, auch der Juden und Heiden, zu glauben, die kirchliche Anschauung, daß der Teufel „das größere Heer" haben solle, zu bekämpfen. Sehnsüchtig spricht ein solches Meisterlied den Wunsch aus, daß uns doch Gott keinen eignen Willen gelassen, daß er uns lieber also bezwungen hätte, wie das Vögelein, das in den Lüften fährt. Ein andrer Sänger hält dem Schöpfer vor, da er ihn ohne sein Zuthun gemacht habe, müsse er ihn auch erhalten. Öfters berief man sich auf jenes Wort des heiligen Augustinus, alle Sünde seit Adam zusammengenommen verhalte sich zur Größe des göttlichen Erbarmens wie ein kleines Tröpflein zum Meer. Oder es heißt auch, Christus habe ja für uns alle gelitten. Solche Wünsche und Anschauungen faßte man in das Sprichwort zusammen, Gott habe das Himmelreich nicht für die Gänse gemacht. Brant, Geiler, Biel und andere reiben sich an dieser offenbar sehr beliebten Redensart; Geiler bezeichnet die, welche sie gebrauchen, als die „Gänsnarren". Auf die zornige Frage, ob denn solche Metzgerei und Henkerei der ewigen Höllenpein nicht Gottes unwürdig sei, antworteten die kirchlich Gesinnten mit verdoppelter Betonung der göttlichen Gerechtigkeit und Allmacht, der gegenüber solche vorwitzige Fragen überhaupt nicht statthaft seien. Trithemius klagt, es gebe heutzutage unter den Christen viele, die in ihrem gottlosen Erbarmen über die Ver-

lorenen gegen Gott selbst grausam seien, das wohlbekannte Argument des Fanatismus. Überaus naiv hat der Nürnberger Volksdichter Hans Folz in einem Gespräch zwischen der göttlichen Weisheit und der weltlichen Thorheit diese volkstümliche Opposition gegen das kirchliche Dogma vors Publikum gebracht. Hier finden wir die obigen Beweisführungen gegen den freien Willen und die Verantwortlichkeit des Menschen, gegen die ewige Verdammniß der meisten Christen und aller Nichtchristen, aber auch noch bedenklichere Fragen, wer denn jemals Gott oder die Heiligen oder den Teufel gesehen habe, wer jemals aus dem Himmel oder aus der Hölle hergekommen sei, ob die Pfaffen den Teufel nicht „ihrer Nahrung halber" so grausam schilderten. Daß solche rationalistischen Anwandlungen nicht vom Dichter erfunden sind, lehrt ein Blick in die religiöse Literatur. Die Beichtbücher verzeichnen unter den Sünden wider das erste Gebot ausdrücklich den Zweifel an der Hölle, an der Unsterblichkeit der Seele, am Schöpfungswerk Gottes. Da läßt ein Plenarium vom Jahre 1487 etliche grobe Gesellen beim Wein die Predigt kritisiren, „und sprachen, es wäre nichts, der Mensch hätt eine Seel gleich als ein Viech"; worauf natürlich die Moral in Gestalt eines langen bleichen Mannes auftritt, der dem einen Frevler seine Seele abkauft und dann sammt dem Körper mit sich durch's Hausdach davonführt. So läßt Thomas Murner den Landpfarrer gegen seinen Dekan, der ihm die Köchin wegnehmen will, die Drohung aussprechen:

„Du würdst nit viel daran gewinnen,
ich wolt die puren machen innen,
das kein hellen niendert were.
wisten sie für wahrheit das,
sie würden uns bald gürten baß."

Auf die rationalistischen Ansätze im deutschen Humanismus, in den vom Volk bereits gesonderten Kreisen der neuklassischen Bildung müssen wir noch zurückkommen. Aber selbst in diesen Regionen, geschweige denn bei den Strengkirchlichen und den Ungelehrten, überwog doch der althergebrachte Druck der Wundersucht und Phantastik, dessen allmähliche Steigerung man kaum empfand. Die Predigten, die Beicht- und Andachtsbücher enthüllen uns einen Reichtum von altheidnischen mehr oder minder christlich gefärbten Spielarten des Aberglaubens, der uns in Erstaunen setzen müßte, wenn wir nicht in unseren Tagen von der unglaublichen Zähigkeit solcher Vorstellungen mehr als genügende Proben besäßen. Daß die Kirche dieses christliche Heidentum nach wie vor zu bekämpfen suchte, war löblich, aber von vornherein ganz aussichtslos, denn sie mühte sich zugleich das Bekämpfte ihrerseits durch eben so abgeschmackte und unsittliche Vorstellungen wieder zu ersetzen, unter welchen Bemühungen der alte Aberglaube natürlich nicht beseitigt, sondern nur durch neue Elemente und Combinationen vermehrt wurde. Das deutsche Volk lebte wie in der Urzeit mit seinen freilich meist übel entstellten Gottheiten, mit seiner Frau Bercht und Frau Holle, mit seinem Wotanheer,

mit seinen Kobolden, Erdmännlein, Schratten, Druden, Bilwissen, achtete auf Begegnungen, Tierstimmen, Zischen des Feuers und Rauschen des Wassers, half sich mit Schwertbriefen und Wundsegen; mancher betete wohl gar noch verstohlen zur Sonne oder zum Neumond. Dazu kamen aber die unzähligen Mißbräuche mit den rein sinnlich aufgefaßten Ceremonien der Kirche und vor allem die höchst gefährliche Überladung der Phantasie mit eben so sinnlichen Vorstellungen von Hölle und Teufel, die entschieden viel tiefer gewirkt haben als alle freundlichen Bilder vom Himmel und vom Dasein der Seligen. Es entwickelte sich eine abstoßende Lust am Schauerlichen und Ekelhaften, deren Erzeugnisse dem Zeitgeschmack entsprechend möglichst riesenhafte Dimensionen und die abenteuerlichsten Formen annahmen. Die Einbildungskraft der Geistlichen und des von ihnen bearbeiteten Volks geriet in einen häßlichen Wettstreit. Nicht selten scheint das Grausige in eine wilde Komik umzuschlagen, denn an Humor fehlte es ja keineswegs, aber wir dürfen nie vergessen, daß jene Generationen die Prozeduren des Schindens und Bratens nur allzu ernst nahmen und oft genug hören mußten, die ihnen geläufigen irdischen Qualen seien im Vergleich mit der höllischen Pein eitel Süßigkeit. Da wird z. B. die Höllenstrafe für die Tänzer geschildert; sie haben durch das Ausstrecken der Arme den Gekreuzigten, durch ihr Singen sein letztes Schreien am Kreuz, durch das Schmücken des Haupts seine Dornenkrone verspottet und müssen nun in alle Ewigkeit unter Feuer und Schwefelgüssen auf scharfen Nägeln tanzen. Wie behaglich ergeht sich der „Seelentrost“ in den Qualen eines reichen



Hexe.
Facsimile eines Kupferstiches von Albrecht Dürer.

Lebemanns. Seine Seele wird mit Posaunen und Pfeifen vor Lucifer gebracht und auf einen glühenden Eisenstuhl gesetzt. Zuerst gießt man ihm Pech und Schwefel in den Hals, daß es ihm zu allen Seiten ausfließt, während zwei Teufel mit glühenden Posaunen in seine Ohren blasen, daß ihm die Flamme aus Augen, Mund und Nase schlägt. Endlich sagt Lucifer: Nun bringet den Herrn auf ein sanftes Bett und bringt ihm eine schöne Frau dabei. Da werfen sie ihn auf ein Lager voll siedenden Pechs und Schwefels, feurige Schlangen fahren um seinen Hals und große breite Tiere kriechen ihm in den Mund. Es ist bekannt, wie redlich die gleichzeitige Kunst danach gestrebt hat, hinter der Höhe solcher Scheußlichkeiten nicht zurückzubleiben.



Holzschnitt in: Traktatus von den bösen weiben die man nennet die Hexen. Durch doctor vlrichen molitor. Augsburg 1508.

Das Schlimmste war aber doch, daß die Kirche sich diesen von ihren Vertretern geschaffenen oder gepflegten Unrat über den Kopf wachsen ließ und allen Ernstes das Protektorat des Hexenwahns übernahm, der von ihr früher als unchristlich und häretisch verdammt worden war. Seitdem die Ketzergerichte des XIII. und XIV. Jahrhunderts Zeugnisse für den Verkehr mit Dämonen aus ihren Opfern herausgefoltert und die Vertreter des römischen Rechts für Zauberei die Strafe des Scheiterhaufens ausfindig gemacht hatten, besaß man die notwendigen Richtpunkte für ein Verfahren, das im Jahr 1484 und zwar mit besonderer Rücksicht auf Deutschland durch die Hexenbulle Innocenz' VIII. förmlich eingeleitet und durch den „Hexenhammer" (malleus maleficarum), das Werk der beiden Dominikaner Jakob Sprenger und Heinrich

Institoris (1489) in ein gräßliches System gebracht wurde. An dem Vorhandensein magischer Kräfte zweifelte wohl fast niemand in der gesammten Christenheit; war doch sogar die neue Kultur der Renaissance von einer unbändigen Lust am Geheimnißvollen beseelt, die den erwachenden Rationalismus zu keiner rechten Entwicklung gelangen ließ. Die kirchliche Wissenschaft hatte durch den Mund des heiligen Thomas längst ihre einstigen Zweifel an der Realität der Hexenfahrten zurückgenommen und es war dies auch genau betrachtet nur das Aufgeben einer Inconsequenz, da man von jeher den gewöhnlichen Lauf der Dinge teuflischen so gut wie himmlischen Eingriffen unterworfen glaubte. Wie tief die Kirche des XV. Jahrhunderts sich mit magischen Vorstellungen eingelassen hatte, zeigt am Besten eine Bulle vom Jahr 1471, worin sich Papst Sixtus IV. das Verfertigen und Begraben gewisser wässerner Gotteslämmer vorbehielt; diese Figürchen sollten ganz speziell gegen Bezauberung gut sein und schon durch bloße Berührung gegen Feuersbrunst, Schiffbruch, Gewitter und Hagelschlag Sicherheit gewähren. Vergebens suchten die Franziskaner gegenüber ihren alten Rivalen, den Dominikanern, die Ansicht festzuhalten, daß die Luftfahrten und Schandtaten der Hexen nur in der Einbildung betörter Weiber, nicht in Wirklichkeit existirten. Die Autorität der Päpste und der Dominikaner siegte, im Einklang mit der öffentlichen Meinung, die seit Jahrhunderten an das Unsinnige und Abscheuliche gewöhnt das Äußerste nicht nur vertrug, sondern sogar mit Begierde ergriff. Es ist der furchtbarste Fleck



Holzschnitt in: Traktatus von den bösen weiben die man nennet die Hexen. Durch doctor vlrichen molitor. Augsburg 1508.

in der Geschichte der Renaissance wie der Reformation, ein demütigender Beleg dafür, mit welchen Schwächen auch solche Perioden des Fortschritts und der Befreiung behaftet sind. Ihren eigentlichen Höhepunkt hat ja diese Geistesepidemie erst nach der Reformation gefeiert; es war eine empörende Erbschaft des Mittelalters, freilich nicht die einzige, die man fast ohne Widerstreben antrat. Seit dem Ausgang des XV. Jahrhunderts beginnt in Deutschland die gelehrte wie die volkstümliche Literatur den Hexenrichtern zu sekundiren. „Viel Feuers zu, ist der beste Rat“, meint Matthias von Kemnat, der selbst eine große Zahl von dieser „ketzerischen Sekte“ verbrennen sah. Die angesehensten Theologen und Humanisten, Geiler, Trithemius, Thomas Murner, Heinrich Bebel stimmen um die Wette in den gleichen Ton. Geiler hielt eine ganze Reihe von Predigten über diesen traurigen Gegenstand; Murner ruft der Hexe zu:

„Nun ins für und angezindt!
und ob man schon kein henker findt,
e das ich dich wollt laßen gan,
ich wolls e selber zinden an.“

Vor dieser herrschenden Stimmung kamen die seltenen Regungen der Vernunft und der Barmherzigkeit bald nicht mehr zu Worte. Mit der naivsten Seelenruhe schildert der Nürnberger Chronist Heinrich Deichsler die Hinrichtung einer Zauberin, die im Jahr 1506 zu Schwabach verbrannt wurde. Bei der Verlesung ihrer Geständnisse, angesichts des Scheiterhaufens beteuerte die Unglückliche, „ein schönes Fräulein“, vergebens ihre Unschuld: „Nein, der keins gesteh ich; ich habs vor großer bitterer Marter wegen alles bekannt; ich hab ihr keins getan.“ Als sie im Feuer war, betete sie dem beistehenden Geistlichen nach, bis sie „nimmer vor Rauch und Hitz geschreien mocht, und sie gab große Anzeigung, daß sie eine gute Christin und christliche Andacht gehabt hat.“

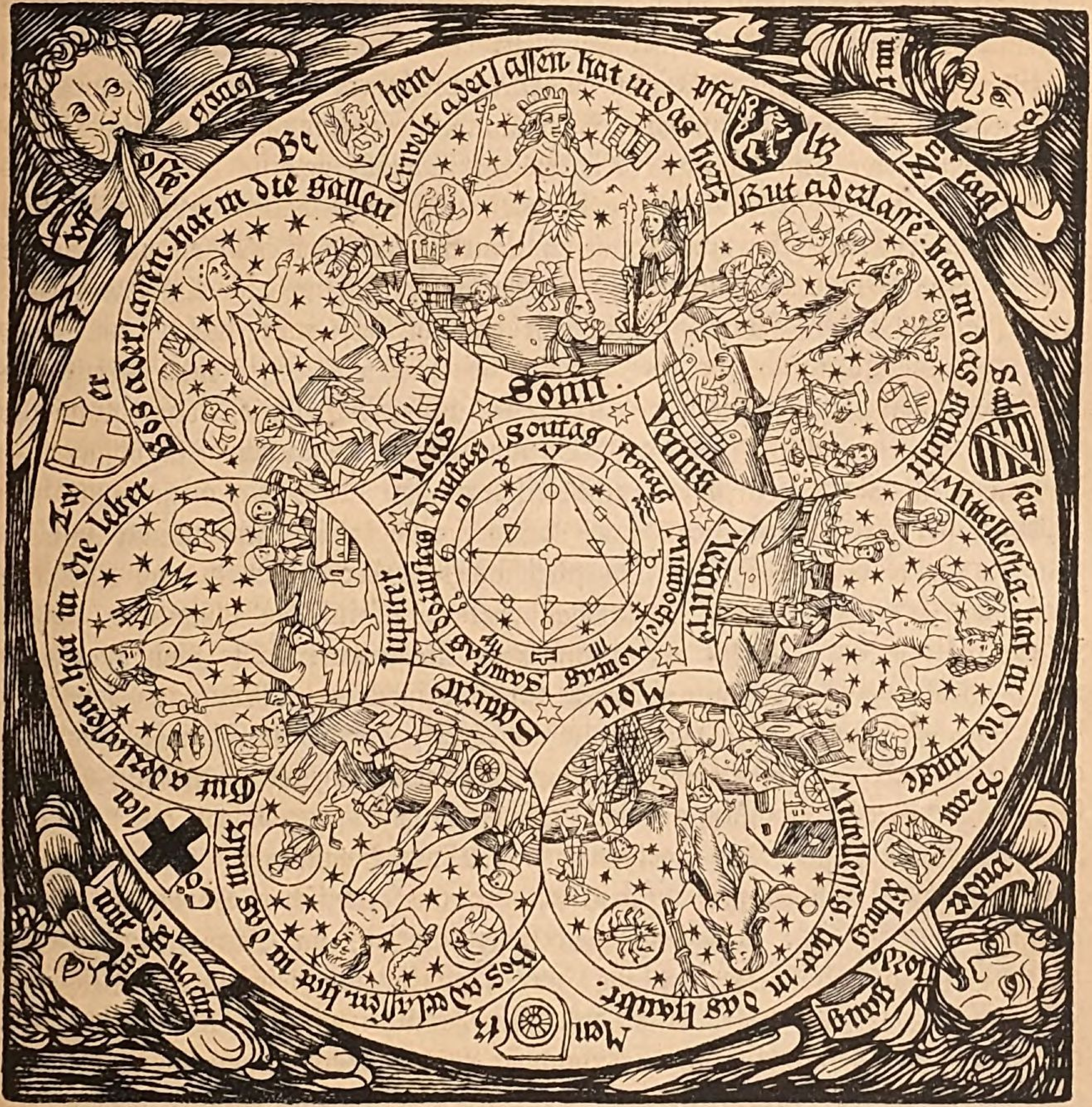
Die Kirche war es, die ihre Gläubigen an solche Schauspiele gewöhnt, die Herzen hart gemacht hatte. Aus der Ketzerei und dem Inquisitionsprozeß einerseits, aus dem Teufels- und Wunderglauben andrerseits ist die Epidemie des Hexenwahns herausgewachsen. Trotzdem wäre es ungerecht, die Kirche allein für diese Schande der Menschheit verantwortlich machen zu wollen. Daß die Hexenverfolgung so rasch Boden gewinnen und nicht etwa nur der rohen Masse, sondern fast ausnahmslos auch den erleuchtetsten Köpfen der Zeit als ein höchst notwendiger Verteidigungskrieg der ernstlich bedrohten Gesellschaft erscheinen konnte, läßt sich nur aus der herrschenden Weltanschauung erklären, und diese ist zweifellos auch noch durch andere als kirchliche Faktoren beeinflußt und gefärbt worden. Niemand wird nur der Macht der Kirche jene großartige, aber auch bis ins Krankhafte sich verirrende Steigerung des Phantasielebens zuschreiben, die uns im späteren Mittelalter entgegentritt. Eine tiefgreifende Umgestaltung des materiellen Daseins hat allmählich das Denken und Fühlen immer weiterer Kreise verändert; in ihrem Gefolge kam neben andern Symptomen einer auf das Sinnliche gerichteten Zeit der grobe geistige

Luxus einer überschwenglichen Phantastik zur Herrschaft. Nur allzuleicht verband sich, wie wir sahen, diese Neigung mit dem kirchlichen Wunderwesen. Als dann die große Bewegung der Renaissance auch den Geheimnissen der Natur ihre Aufmerksamkeit und ihre jugendliche Leidenschaft der Erkenntniß zuwandte, gab dieser Aufschwung der werdenden Naturwissenschaft zunächst der vorhandenen Wundersucht, statt sie zu zerstreuen, neue Nahrung. Dem verwirrenden Reichtum von Tatsachen, den eine immer gewaltiger vorwärts schreitende Erschließung unbekannter Zonen und neuer Erdteile und eine parallel laufende höhere Regsamkeit des erfinderischen Geistes lieferten, vermochte eine gebundene und erstarrte Methode der Erkenntniß nicht mehr gerecht zu werden. In dem unbehülflichen Ringen mit der wachsenden Fülle der Erscheinungen, in dem neuerwachten Drang alles zu erfassen und zu verstehen mußte die Phantasie über Schwierigkeiten hinweghelfen, für deren wirkliche Beseitigung das Zeitalter durchaus noch nicht reif war. So operirte man mit den geläufigen Begriffen des Wunders und des Dämonischen verwegen drauf los, bis die ganze Ordnung der Natur in ein höchst wunderliches Spiel lebendiger Kräfte aufgelöst war, in dessen Direktion sich Himmel und Hölle zu teilen hatten. Daß hiebei dem Teufel mehr und mehr der Löwenanteil zufiel, entsprach der hergebrachten kirchlichen Anschauung eben so sehr wie dem modernen Glauben an die Unfehlbarkeit des klassischen Altertums, das ja gleichfalls an dämonische Einwirkungen aller Art geglaubt hatte. Der Hexenwahn in den Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters und einer beginnenden neuen Zeit hat kaum noch etwas Auffallendes, wenn wir die ungeheure Übermacht der Phantasie auf allen Gebieten des Geisteslebens, in Glauben und Wissenschaft, aber auch in der künstlerischen Gestaltung des ganzen Daseins ins Auge fassen. Wie das tägliche Leben vieler Generationen von dem Hereinragen des Übernatürlichen beschattet war, wie die Welt sich sozusagen immer mehr zu verteufeln und alles Ungewöhnliche ein drohendes Gesicht anzunehmen schien, davon reden die gelehrten und die volkstümlichen Denkmale der Literatur laut genug. Selbst der urkräftigste Humor vermag die Tatsache einer solchen allgemeinen Krankheit der Geister nicht wegzuscherzen. So komisch uns viele Proben dieser Geistesrichtung heutzutage berühren, das Lachen der damaligen Zeit über Teufel und Gespenster war doch ein Lachen der Verzweiflung. Manchmal tragen die unvermeidlichen Spukgeschichten der Chronisten Züge von erschütternder Großartigkeit und düsterer Poesie; denken wir an das Pestgespenst, einen schwarzen wandelnden Riesen, dessen Haupt über die Dächer ragt, an den wilden Jäger mit seiner brausenden Schaar, an die Totentänze, an die Geisterschlachten in der Luft. Vergessen wir aber nie, wie teuer dieser poetische Reiz erkauft werden mußte. Daß aber seit der Reformation, wie wohl einer und der andere ihrer Anhänger selbstgefällig behauptet hat, die Geistererscheinungen weniger geworden wären, wird leider von zahllosen Zeugnissen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert Lügen gestraft.

Man hat noch neuerdings neben andern finstern und ekelhaften Er-

scheinungen des geschichtlichen Lebens auch die Hexenrichter teilweise reinzuwaschen und zu entschuldigen versucht und das Hexenwesen für eine Art von antichristlicher Religion, für eine wirklich existirende Form von Gotteslängnung erklären wollen. Daß in manchen Fällen die als Hexen oder Zauberer Angeklagten mit dem Teufel im Bunde zu stehen und magische Kräfte zu besitzen glaubten, ist gewiß zuzugeben, daß solche Menschen der Kirche entfrembet werden und ganz in ihren eignen Phantasien leben konnten, sehr wahrscheinlich. Außerdem scheint bei den Weibern, die ja hauptsächlich der Anklage verfielen, manchmal der Gebrauch eines Narkotikums, das die Empfindung des Fliegens und andere traumhafte Vorstellungen erzeugte, mitgespielt zu haben. Tatsachen dieser und ähnlicher Art mögen ja wohl gewisse konkrete Anhaltspunkte für die Anfänge des Hexenprozesses geliefert haben, aber die furchtbaren Dimensionen, die das Unwesen annahm, ist doch nur einmal aus der Anwendung der Folter und dann aus der allgemein vorhandenen Überreizung der Phantasie zu erklären. Nicht mit Unrecht hat man betont, wie neben das Zuvielglauben damals ein Zuvielwissen trat, eine Gier nach Erkenntniß, der das langsame Vorrücken der wahrhaft wissenschaftlichen Arbeit unmöglich genügen konnte. Man kann es als Entschuldigung oder auch als erschwerenden Umstand für die Hexenrichter anführen, daß sie selber wie ihre sämmtlichen Zeitgenossen in Vorstellungen und Neigungen befangen waren, die mit den ihren Opfern vorgeworfenen und abgefolterten Verbrechen die innigste Verwandtschaft zeigen. Denn wenn das Hexentum als die schlimmste Ketzerei aufgefaßt wurde, so steckte das gewiß nicht christliche Gelüste nach übernatürlicher Wissenschaft und Kunst, nach Geheimnissen und Wunderkräften wohl der ganzen damaligen Christenheit im Blut. Erasmus sagt einmal den Deutschen nach, sie seien sehr stolz auf ihre besondere Begabung für magische Künste. Jedenfalls gaben sie auf diesem bedenklichen Boden keiner andern Nation etwas nach. Die Alchymie, speziell die Bemühung Gold zu machen, hatte im XV. Jahrhundert bereits an manchen deutschen Höfen Zutritt gefunden, was sich aus dem steigenden Geldbedürfniß der Fürsten und Herren leicht erklären läßt; auch geistliche Herren gaben sich dieser wirtschaftlich verheerenden Neigung hin. Und daß die Grenze zwischen der weißen und schwarzen, der erlaubten und unerlaubten Magie nicht immer scharf zu ziehen war, liegt in der Natur der Sache. Aber auch zweifellos strengkirchliche Persönlichkeiten, wie Kaiser Friedrich III. oder der Abt Trithemius, vermochten dem Reiz solcher gefährlicher Studien nicht zu widerstehen. Weit bedeutsamer und volkstümlicher war jedoch die Astrologie, deren verwirrender Einfluß überall, nicht nur am päpstlichen oder kaiserlichen Hof, sondern auch in den Kreisen der kleinen Leute sich fühlbar machte. Unter den Augen der Kirche durfte sie zu einer wahren Großmacht heranwachsen. Was halfen alle Warnungen von Theologen und Predigern, alle Unterscheidungen zwischen erlaubter und verbotener Astrologie? Man konnte und wollte einmal die verführerische Wissenschaft nicht entbehren; sie lüftete nicht nur den Schleier der Zukunft,

sondern enthielt zugleich eine deterministische Lösung des Welträtsels, wie sie ohnehin damals in der Luft lag. Ihre Arbeit diente dem Größten wie dem Kleinsten; durch ihre beliebte Anwendung auf medizinische Fragen, durch ihre enge Verbindung mit den alltäglichen Fragen der Witterung und des Jahreslaufs griff sie immer mehr auch in das Dasein und den Vorstellungskreis



„Die sieben Planeten".
Holzschnitt von einer astrologischen Tafel 1480—1490.

des Bürgers wie des Bauern ein. Wenn der Vornehme und Reiche sich und seinen Kindern die Nativität stellen ließ, so erfuhr auch der geringe Mann gelegentlich, welche Gestirne das Jahr regierten, unter welchem Zeichen gut aderlassen sei, was der neue Komet zu bedeuten habe. Diese Verbindung von Theorie und Praxis, von scheinbar mathematischer Genauigkeit und geheimnißvollem Schimmer konnte ihres Eindrucks nicht verfehlen; die Kalender,

Prognostiken und Praktiken trotzten allen Angriffen und bildeten namentlich seit ihrer Verbreitung durch die Presse ein ganz hervorragendes Element der volkstümlichen Literatur. Die ernsthaftesten Folgen zog aber das Bündniß der Astrologie mit dem Weissagungsglauben nach sich. Während die Päpste der Renaissancezeit sich von ihren Sternkundigen Tag und Stunde für wichtige Geschäfte berechnen ließen, wurden in Deutschland die Astrologen zu Propheten und Wegbereitern jener großen Revolution, die der entarteten Kirche schon seit Jahrhunderten angekündigt war. Aber nicht der Kirche allein galten die sich mehrenden Wetterzeichen. Die Grundfesten aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung erbebten. Die Erhebung der Kleinen und Einfältigen, der Armen und Gedrückten war im Anzug.

Jeder großen Umwälzung geht ein weit verbreitetes Bewußtsein von ihrer Unabwendbarkeit, von der Unhaltbarkeit des Bestehenden vorher, ein sicheres Symptom und zugleich ein wesentlicher Faktor des Auflösungsprozesses. Dieses Bewußtsein trägt in der französischen Literatur des XVIII. Jahrhunderts, am Vorabend der großen Revolution, eine überwiegend optimistische Färbung; bei aller Kritik der verrotteten Zustände herrscht ein lebendiger Glaube an die Zukunft und an die eigne Kraft. Dagegen klingt aus der deutschen Literatur der vorreformatorischen Zeit, soweit sie sich mit der Zukunft der Kirche und des Reichs befaßt, eine trübe und ahnungsschwere Stimmung; weder die Selbstvergessenheit eines derben Humors, noch die frohe Zuversicht des Humanismus vermag diesen pessimistischen Grundton aufzuheben. Kirche und Reich im offenkundigen Niedergang, alle Stände geistlich und weltlich nichts nutz, alle Häupter und Obrigkeiten verderbt und gewissenlos, kurz die ganze Welt zum Untergang reif, der Antichrist vor der Tür: auf dieses trostlose Resultat kommen gelehrte und ungelehrte Beobachter; wo sich überhaupt noch Hoffnung zeigt, erscheint sie in der Regel an die Vorbedingung eines nahen und gründlichen Umsturzes geknüpft. Die Offenheit, womit solche Anschauungen nicht etwa nur in lateinischer Sprache, sondern auch in der Predigt, in der volkstümlichen Satire, im Schwank und Fastnachtsspiel sich äußern durften, setzt uns in Erstaunen. Es war etwas ganz Alltägliches, daß vor allem Volk über die herrschenden Zustände rücksichtslos der Stab gebrochen und das Strafgericht insbesondere gegen die pflichtvergessenen „Häupter" heraufbeschworen wurde. Gerade die Fastnachtspiele sind in dieser Beziehung außerordentlich lehrreich; hier wurde unter dem Schutz der Festfreiheit mehr als einmal die Revolution in derb verständlicher Weise gepredigt. So z. B. in einem Spiel vom Türken; da werden der Papst, der Kaiser, die Kurfürsten, die höheren Stände insgesammt vorgenommen. Neben allem materiellen Druck und aller Beugung des käuflichen Rechts müssen sich die Niederen auch noch von den Hohen verachten lassen; ihr habt, heißt es, falsche Richter und ungetreue Amtleute, Juden, die euch mit Wucher fressen und gar in Frieden gesessen sind, Pfaffen, die hohe Rosse reiten, böse Gerichte, untreue Herren, „die müßt ihr mit eurer Arbeit er-

nähren". Das alles soll, wie in den Sternen geschrieben steht, der Türke reformiren oder, wie es an einer andern Stelle noch deutlicher heißt, Daus Es (die niedrigsten Augen des Würfels) sollen Seß Zink (die höchsten Augen) züchtigen; wenn der Planet Saturn, nach der Lehre der Astrologie der Regent der Bauern und der Armen und Elenden überhaupt, ins Haus des Schützen tritt, so hilft keine verschlossene Tür. Ganz im gleichen Sinn wendet sich Hans Folz der Barbier gegen den Egoismus der herrschenden und besitzenden Klassen, der ja bekanntlich auch der französischen Revolution als beliebtes und wirksames Schlagwort gedient hat:

„Ein ding heist eigener nucz
und hot ursprung von geyczikeit,
die aller sünden panir dreyt.
Seyt die genist hat in die wellt,
so sint die höchsten haupt vermellt (befleckt),
und auch die mechtigsten in stetten,
die nit der teufel kan gesetten."

Er schließt mit dem Stoßseufzer:

„O her las uns werden gefreit
vor aller tiranischer rott!"

Solche Ergüsse mußten bei einem städtischen Proletariat, dessen sozialistische Neigungen sich schon im XIV. Jahrhundert so unzweideutig kundgegeben hatten, ein williges Ohr finden; wir dürfen keineswegs denken, daß sie von der Masse der Unzufriedenen als bloßer Fastnachtscherz verstanden worden seien, wofür auch der ganze Ton ein viel zu ernsthafter war. Noch aufreizender wirkte vielleicht ein Appell von der Kanzel, wie ihn im Hungerjahr 1481 Geiler an seine Straßburger richtete: „Laufet den reichen Leuten in ihre Häuser, die Korn haben; ist es beschlossen, schlaget es mit einer Axt auf und nehmet Korn an ein Kerbholz"; freilich fügte er nachher bei, er wolle ihnen sagen, wann es Zeit sei. Daß zugleich in den Kreisen der städtischen Ehrbarkeit die Furcht vor den revolutionären Elementen im Zunehmen war, läßt sich begreifen; diese Angst in Verbindung mit dem engherzigsten Pharisäertum einer regierenden Klasse spiegelt sich unübertrefflich in der Darstellung des Chronisten Meisterlin, der in den Gegnern der „tugendreichen frommen" Obrigkeit lediglich ein vom Teufel angestiftetes „unartiges Bubenvolk", eine Bande von Faullenzern, Lumpen und gemeinen Verbrechern sieht. Aber der ängstliche Blick der „Frommen, Gerechten und Reichen" wurde allmählich immer mehr nicht allein auf das niedere Stadtvolk, sondern auch auf den vielverspotteten Landmann gelenkt, namentlich seit der husitischen Revolution, deren internationale Bedeutung schon die Zeitgenossen klar erkannt hatten. Es gab, sagt die Klingenberger Chronik, allenthalben grobe und schnöde Leute, denen das Gebahren der Böhmen sehr wohl gefiel; „es war recht ein Lauf für arme üppige Leute, die nicht arbeiten mochten und doch hoffärtig, üppig und öd waren. Wie man denn in denselben Zeiten

fast geneigt war wider die Pfaffen und es das gemeine Volk desto lieber hörte, hatten sie die Pfaffen zu Wort und wie jedermann mit dem andern teilen sollte sein Gut. Also regte sich der alte Haß, den die Bauern und die Pfaffen zu einander haben." Ein Haß, der allerdings vielfach vorhanden und stark genug war, um auch die Reformation zu überdauern.

Wir sind damit bereits von dem religiösen auf soziales Gebiet geraten, aber die religiöse Gährung der Zeit war eben, wie sich nachher im Verlauf der Reformation nur allzu deutlich herausstellte, untrennbar mit sozialen Elementen verwachsen. Ohne eine gewaltige wirtschaftliche und soziale Revolution konnte man wirklich auch keine Reformation gewärtigen. Jeder ernstliche Angriff auf die kirchliche Corruption bedrohte in erster Linie eine Unmasse von Besitzverhältnissen und historischen Rechten, deren Erschütterung und Veränderung alles ins Schwanken bringen konnte. War einmal die Autorität und das Eigentum der Kirche in Frage gestellt, so durften sich die weltlichen Gewalten vorsehen, denn die populäre Kritik hatte sich längst daran gewöhnt sie mit den Geistlichen zusammenzuwerfen. „Die Christenheit," so läßt Geiler seine Zuhörer sprechen, „ist zerstört von oben bis unten aus, von dem Papst bis auf den Sigrist, von dem Kaiser bis auf den Hirten." Der Prediger, der mit gewohnter Offenheit auch diesen heikeln Gegenstand auf der Kanzel vornimmt, trägt kein Bedenken, den Haß der Laien gegen die Pfaffen hauptsächlich auf das ärgerliche Leben der letzteren zurückzuführen, meint aber doch, die Besitztümer des Klerus würden auch trotz des tadellosesten Wandels die Feindschaft der Laien erwecken. Aber es sei ein gefährliches Prinzip, immer davon zu reden, daß die Pfaffen zu viel hätten und man ihnen mindestens die Hälfte abnehmen müsse; „ich weiß nit, wie es gon würd, wan man allen den nemen solt, des sie zu viel haben." Und doch war es zweifellos ein Gebot der Notwendigkeit, im religiösen so gut wie im wirtschaftlichen Interesse, diesem unnatürlichen Wachstum der toten Hand einmal ein Ende zu machen. Wer sollte aber diese gewaltige Amputation vornehmen? Wenn alles von oben bis unten im Verderben steckte, wo sollte dann der angefaulte Organismus noch die Kraft hernehmen, sich zu regeneriren?

Die Blicke der Suchenden wie der Fürchtenden blieben auf dem deutschen Volk haften, auf den Kleinen und Armen, deren sittliche Überlegenheit über die Großen und Mächtigen die Kirche selbst so oft und nachdrücklich anerkannt hatte. Immer stärker trat der „grobe Bauer" in den Vordergrund, als der wahre Mann des Volks, als Schreckbild der Pfaffen und Herren, als nützlichstes und edelstes Glied der menschlichen Gesellschaft. Neben einer Fülle von Spöttereien und Unflätereien, die den Bauern zur beliebtesten komischen Figur machten, entwickelte sich eine entgegengesetzte Anschauung, größtenteils aus bekannten kirchlichen Ideen abgeleitet, aber neu in ihrer sozialen Nutzanwendung. Laut genug hatten die Kirche und die Wissenschaft die Nichtigkeit des Geburtsadels und die Gefahren des Reichtums verkündigt, den sittlichen Wert der Arbeit und Entbehrung gepriesen. Seitdem fanden solche Lehren auch

eine volkstümliche wirksame Form. Man liest nicht, spottet ein Meisterlied, daß unser Herr einen silbernen Adam gemacht hat, davon die Edeln gekommen wären. „Arme Leute minnet Gott", das war dem Mittelalter eine unanfechtbare Wahrheit. Aber mit der alten mönchischen Verherrlichung der Besitzlosigkeit und der Handarbeit verband sich allmählich eine wirtschaftliche Betrachtung der Gesellschaft und ihrer Leistungen, die dem Arbeiter und namentlich dem Bauern auch in sozialer Hinsicht einen höheren, wenn nicht geradezu den ersten Platz zuerkennen wollte. Natürlich wurde das religiöse Moment dabei keineswegs ganz beseitigt: war es doch ein unerläßlicher Bestandteil jeder Beschäftigung mit irgend einem Gegenstand. So gelangte man zu einer eigentümlichen Mischung von Mystik und Sozialismus, die schon mehr als einmal bei ketzerischen Bewegungen an die Oberfläche getreten war und auch ohne besondern dogmatischen Hintergrund eigentlich schon eine Ketzerei, einen scharfen Widerspruch gegen die altgeheiligte Ordnung des Daseins enthielt. Neben den Argumenten, die von der Unentbehrlichkeit der Urproduktion, dieser einzigen echten Quelle des Reichtums, ausgehen und die Abhängigkeit der Pfaffen und Herren von der Arbeit des Bauern betonen, finden wir wohl den Hinweis darauf, daß der Ackersmann die Feldfrucht bestellt, „darein sich Gott verwandelt in des Priesters Hand", oder gar einen höchst fragwürdigen Vergleich der Bauern, die sich ohne Dank für andere abmühen, mit Christus, von dem ja geschrieben stehe: Ich bin ein Bauer. Eine förmliche Apotheose der Handarbeit, ein höchst merkwürdiges Zeichen der Zeit, finden wir in Rosenplüts Spruch von dem Müßiggänger. Der Schweißtropfen, der von der Stirn des Arbeiters rinnt, spaltet sich in vier Teile, von denen einer das Höllenfeuer löscht, der andere die Seele rein wäscht, der dritte die Dreifaltigkeit mit süßem Wohllaut gewinnt und der vierte den Arbeiter aller guten Werke in der ganzen Christenheit teilhaftig macht. Alles Wissen und Können der Schulen, alle Theologie, Philosophie und Medizin zusammen ist nicht so heilkräftig,

„Als wenn der erbeyter einen tropffen switzt,
so er an seiner erbeyt erhitzt."

Die Schönheit seiner Seele reicht bis in den Himmel, so daß Gott selber um sie zu buhlen beginnt. Schmeichelhafter und nachdrücklicher konnte dem armen Mann der Wert seines sauern Tagewerks nicht zum Bewußtsein gebracht werden; die Handarbeit wird nicht nur weit über jede geistige Tätigkeit, sondern geradezu mit den guten Werken und den Verdiensten der Märtyrer auf eine Stufe gestellt. Auch die unermüdlichen „Arbeiter da oben", die himmlischen Sphären, müssen sich zum Vergleich herbeiziehen lassen. Und dabei fehlt es nicht an einem drohenden Seitenblick auf den Müßiggänger, der den Raub der arbeitenden Hand genießt. In einem andern Spruch, der gleichfalls dem Rosenplüt zugeschrieben wird, erhebt sich „der Bauern Lob" wenn auch nicht zu dieser mystischen Höhe, so doch zur trotzigen Verherrlichung der Feldarbeit; Gott hat viel Wunder von Laien und Geistlichen erschaffen,

aber nichts so wahrhaft edles wie den edeln frommen Bauern, der nächst Gott alle Welt erhalten muß. Die Herren sondern sich von den Bauern, die sie mit ihren sauern Schweiß mästen, und heißt man doch manchen einen Herrn, der von Rechtswegen kaum eines Bauern Knecht sein dürfte.

„Ich lob dich, du edler baur,
für alle kreataur,
für all herrn auf erden,
der kayser muß dir gleych werden.“

Wir sehen, mit der echt sozialistischen Überschätzung der Handarbeit tritt auch ihre notwendige Ergänzung, die grundsätzliche Verachtung der höheren Klassen und der Regierenden in Kraft. Dem Klerus und Adel jener Zeit gegenüber besaß sie nur allzuviel Berechtigung, aber sie überschreitet doch manchmal das Maß, indem sie alle Herren als Schurken oder Schwachköpfe hinstellt. Es konnte noch als harmlos gelten, wenn es hieß, einer, der zu einem Herrn werde, könne seine Glieder und seinen Sinn nicht mehr brauchen, müsse sich das Brieflesen, Ankleiden, Brodschneiden von andern besorgen lassen; oder wenn es im Sprichwort umlief, ein Fürst sei im Himmel so selten wie ein Hirsch in der Küche des Armen. Aber den vollen Haß des Gedrückten atmet wieder die Auslassung eines Fastnachtspiels:

„Ir küchen sten gar vil zu veist,
darumb der arbeiter schwitz und schweist,
sein hand oft im kot umbwelzt,
biß er ir kuchen feist und schmelzt;
ir hohe roß send vil zuo glat,
die über tag stend vol und sat
und selten ziechend in den pflügen.“

Von dieser Stimmung ist nur ein Schritt zu dem Glauben an die reformatorische Mission der armen Leute, der Bauern, der Arbeiter. Und diesen Glauben haben nun im XV. Jahrhundert Weissagung und Astrologie mit der ganzen Wirksamkeit ihrer Bildersprache ausgerüstet. Den Kern der in Deutschland umlaufenden Prophezeiungen bildet die Erwartung eines großen Kaisers, wie sie zusammenhängend mit den Vorstellungen vom Antichrist nicht allein in der joachimitischen Literatur, sondern auch in den sonstigen apokalyptischen Erzeugnissen des Mittelalters erscheint. Damals flossen diese Träume und Enthüllungen, die sich an den Namen des Abts Joachim, der heiligen Hildegard und Brigitta, der Sibylle, des heiligen Methodius und Cyrillus, des Telesphorus und Gamaleon knüpften, in einen großen Strom zusammen, dessen unheimliches Rauschen einem wundersüchtigen Geschlecht das Herz mächtig bewegen mußte. Das Nachtbild der Zukunft, wie es in vielen Tausenden von Gemütern lebte, wurde nicht freundlicher durch das trügerische Licht, das von den Gestirnen, den himmlischen Lenkern des Menschenschicksals, auszugehen schien. Auch der Lauf der Planeten, der Wechsel der Constellationen, das Auftauchen der Kometen verkündigte kaum etwas Gutes. In jeder selt=

samen Beleuchtung oder Wolkenbildung glaubte man Blut und Feuer, Geister und Teufel zu sehen. Schreckliches Blutvergießen, Krieg und Aufruhr, Pestilenz, Hungers- und Wassersnot, neue Sekten, Vordringen der Türken bis an den Rheinstrom, im Hintergrund meist der Antichrist und das Weltende, das waren die ständig wiederkehrenden Züge der Prophezeiungen. Traten wie im Jahr 1426 alle Planeten bis auf einen in einem Haus zusammen, so mußte es natürlich überall drunter und drüber gehen; damals war nach der Versicherung eines Chronisten keine Gegend in ganz Europa, die nicht von Aufruhr erschüttert wurde; außerdem gab es Pest und Seuchen, Gewitter im Winter, plötzliche Stürme auf der See. Noch nie hatte man von einem so „undisziplinirten" Jahre gehört. Besonders tiefen Eindruck machten die Ankündigungen einer großen Flut, einer neuen Sündflut; schon auf das Jahr 1422 war eine solche „Füllung der Wasser durch die Planeten Saturnum und Mercurium" geweissagt worden, aber noch weit stärkere Aufregung fast in ganz Westeuropa erzeugte das Herannahen des Jahres 1524, für welches eine Vereinigung aller Planeten im Zeichen der Fische und eine Sündflut mit Veränderung aller Dinge, Erhebung des Volks und Verfolgung der Mächtigen in sichere Aussicht gestellt war.

Dem kleinen Mann gab es doch einen gewissen Trost, daß fast regelmäßig einmal der Sturz der Pfaffenherrschaft und dann die Erhöhung der Niedrigen in diesen Zukunftsbildern eine Rolle spielte. Noch war der Glaube an eine Wiederkunft Kaiser Friedrichs II. nicht ganz erstorben, aber meistens dachte man doch an eine neue Persönlichkeit, an einen dritten Friedrich, mit dem die Phantasie des Jahrhunderts aller Wirklichkeit zum Trotz selbst Gestalten wie jene des Luxemburgers Sigmund und des Habsburgischen Friedrich zu identifiziren suchte. Der leichtfertige Sigmund wurde schon zu Lebzeiten und nach seinem Tod als der von Gott auserwählte große Reformator, als Heiliger, als Märtyrer seiner Reformbestrebungen dargestellt; man behauptete sogar, er habe bei seiner Kaiserkrönung den Schicksalsnamen Friedrich erhalten. Als dann der wirkliche Friedrich III. den auch auf ihn gesetzten Hoffnungen immer weniger entsprach, heftete sich der sehnsüchtige Glaube des Volkes an seinen ritterlichen Sohn, wie wir bereits gesehen haben, nicht ohne dessen eignes Zutun. Es hat etwas Rührendes, wie lange man sich abmühte an einem Kaiser wie Friedrich III. die Züge des erwarteten Reformators zu entdecken. Noch im Jahr 1475, als der ruhmvoll begonnene Kampf des Reichs gegen Burgund einen so kläglichen Ausgang genommen hatte, fordert ein Volkslied den Kaiser auf, endlich seiner hohen Mission gerecht zu werden; der große Cyklus werde 1481 ausgehen, dann solle die Bosheit unterdrückt, das Gute vorgerückt werden, unter der Conjunktur Jupiters mit Saturn eine neue Sekte entstehen und der Kaiser ihr Hauptmann sein. Das größte Ansehen unter den modernen Propheten erlangte damals Johannes Lichtenberger aus Mainz, dessen Weissagungen wegen ihrer unausrottbaren Popularität noch Luthers Aufmerksamkeit erregten. Er ist gut kaiserlich gesinnt und warnt

die Kurfürsten, verkündigt aber den Sieg der Schrift über das kaiserliche und geistliche Recht, die Predigt des Evangeliums, das Auftreten eines vom Volk vergötterten Propheten und großen Aufruhr wider die Obrigkeit. Die ganze Fülle der joachimitischen und nachjoachimitischen Apokalyptik faßte dann nach dem Beginn der Reformation Bischof Berthold von Chiemsee in seiner „Last der Kirche" (1519) noch einmal zusammen. Ein wunderliches Gemisch von Furcht und Hoffnung bieten diese zahllosen Weissagungen, die nicht alle von nationalem Geiste beseelt, zum Teil sogar von der französischen Fassung der Kaisersage angesteckt waren. Denn auch in Frankreich herrschte damals eine verwandte Bewegung der Geister; wie die Deutschen in ihrem Friedrich wollten die Franzosen in einem wunderbaren König Karl, einem zweiten Karl dem Großen, alle ihre nationalen Wünsche verkörpert sehen. In Deutschland aber begann neben den apokalyptischen und astrologischen Vorstellungen jene vorwiegend poetische Form der Kaisersage sich einzubürgern, die zuerst im XV. Jahrhundert die Gestalt des unsterblichen Friedrich auf der verfallenen Burg des Kyffhäusers sich zeigen und mit den einfältigen Leuten aus dem Volke verkehren ließ.

Der Grundzug all dieser verschiedenartigen Phantasien blieb doch immer die große und gewaltsame Umgestaltung der Dinge, die Revolution; neben und mit der Hoffnung auf den wunderbaren Kaiser prägten sich jene zwei Momente am tiefsten ein, das bevorstehende Strafgericht über die Kirche und die Erhebung des niedern Volks, also die Züchtigung der Pfaffen und der Herren. Die Katastrophe, häufig mit einer Zerstörung der Stadt Rom in Verbindung gebracht, rückte allmählich immer weiter vor, um ein oder mehrere Jahre oder Jahrzehnte. Der thüringische Franziskaner Johannes Hilten, der im Jahr 1485 die Apokalypse und Daniel auslegte, hatte den Fall des Papsttums auf das Jahr 1514 oder 1516 ausgerechnet, aber manche Stimmen erklärten auch das Jahr 1500 für den großen Wendepunkt. Zuweilen wurde die Vorhersagung zur unmittelbaren Aufreizung, so wenn ein deutscher Kalender von 1496 erklärt, das Regiment des Mars bedeute große Niederlage des Adels, „aber dasselbe Jahr haben die Bauern gut kriegen, denn alle Ding die gehen nach ihrem Willen". Und zum deutschen Wort gesellte sich die deutsche Illustration, die in furchtbar derben Zügen den Ahnungen der Volksphantasie Gestalt verlieh. Gleichfalls im Jahr 1496 erschien jener Kupferstich, der unter dem Namen des Papstesels bekannt Rom das Haupt der Welt als nacktes weibliches Ungetüm mit Tierfüßen, Drachenschwanz und Eselskopf darzustellen wagte. Noch viel deutlicher griffen Text und Illustration einer prophetischen Schrift ineinander, die Joseph Grünbeck, selbst Kleriker, im Jahr 1508 erscheinen ließ. Gleich die Vorrede erklärt, es werde dahin kommen, „daß der niederste und verachtetste Mensch nicht achten wird seine Schuhe an des obersten Gewalts, er sei geistlich oder weltlich, höchste Zier zu säubern". Die Holzschnitte zeigen das zerschellende Schifflein S. Peters, die Mißhandlung und Tötung des Klerus durch den gemeinen Mann, den Bauern als Priester vor dem Altar von Weibern

bedient, daneben Priester und Mönch am Pflug beschäftigt. „So wird", versichert der Prophet, „noch diese Stund weder in den Versammlungen der Menschen noch unter sundern Personen nichts öfter noch von Mannen noch von Frauen gebrauchet, dann dies Wort, daß dies die Zeit sei, daß sich die



Der Bauer am Altar, Priester und Mönch am Pflug.

Holzschnitt in: W. Grünbeck „Ein spiegel der natürlichen himlischen vnd prophetischen sehungen aller trübsalen/ angst/ vnd not/ die vber alle stende . . . in kurzen tagen geen werden". Nürnberg 1508.

Weltlichkeit durch die Verhängniß Gottes soll mit der Kirchen Güter vermischen und vergiften, und der Ursachen halber die Geistlichkeit allenthalben mit Neid, Haß, Feindschaften und aller Verfolgung durchächtet werden." Aber wenn die Geistlichen zuerst den Kelch trinken werden, so müssen dafür die Weltlichen den Rest mitsammt der Hefen aussaufen.

Ein förmliches durchdachtes Manifest und Programm für die deutsche Revolution war freilich bereits im Jahr 1438 verfaßt worden, von einem Weltgeistlichen, der sein Machwerk durch einen angeblichen Auftrag des eben verstorbenen Kaisers Sigmund zu legitimiren suchte. Obwohl er die Aufhebung des Cölibats und die Beschneidung der übergroßen geistlichen Güter und Einkünfte befürwortet, steht er doch in religiöser Hinsicht auf dem Boden der Kirche. Dagegen entwickelt er für das politische und wirtschaftliche Gebiet höchst revolutionäre Vorschläge; diese Umwälzung soll sich vollziehen unter der Führung eines mystischen Priesters Friedrich, der an die Stelle des erwarteten großen Kaisers geschoben wird und von einem Meer bis an das andere regieren soll. Der Verfasser will offenbar diese gewaltige Rolle selbst übernehmen und wendet sich nur vorläufig an die Reichsstädte als an die letzte Hoffnung der gegenwärtigen Organisation des Reichs. „Gehorsamkeit ist tot, Gerechtigkeit leidet Not; nichts steht in seiner rechten Ordnung. Die geistlichen und weltlichen Häupter lassen fallen, was ihnen von Gott empfohlen ist, und wenn man es recht ansieht, so steht es nur an den Reichsstädten." Aber die herrschenden Ehrbarkeiten und ein großer Teil der Zünfte konnten unmöglich mit einer Reform einverstanden sein, die unter Aufhebung der Zünfte und der großen Handelsgesellschaften in den Städten ebenso ein rein demokratisches Regiment schaffen wollte wie sie die Aufhebung der Leibeigenschaft und die materielle Entlastung der Bauern forderte. Wasser, Wald und Weide sollen frei werden von widernatürlichem Zwang, denn „es ist leider dazu gekommen, möchte man das ganze Erdreich zwingen und die Wasser, man zwänge es". Es ist ein himmelschreiendes Unrecht, wie man mit Zehnten, Zinsen, Strafen, Bann und Zoll den Bauern drückt, von dessen Arbeit nicht nur die Menschen, auch die Tiere des Waldes und die Vögel in den Lüften ihr Leben fristen. Deutlich genug rechnet Priester Friedrich auf die Begeisterung und die Fäuste der Massen. „Es setzt sich niemand wider göttliche Ordnung denn die Gelehrten, Weisen und Gewaltigen, aber die Kleinen rufen und schreien Gott an um Hülfe und eine gute Ordnung." Nun ist aber das letzte Zeitalter der Welt angebrochen und die von Christus und den Propheten verkündigte Erhöhung der Kleinen und Erniedrigung der Gewaltigen muß ihren Fortgang haben. Ganz im taboritischen Geist werden die „edeln freien Christen" aufgefordert, fröhlich zuzuschlagen und das Schwert zu gebrauchen. Wer sich widersetzt, der ist kein Christ und muß ausgerottet werden; wir begegnen hier bereits dem weltlichen Bann, wie ihn die Bauernheere von 1525 in Anwendung brachten. Friedrich stellt seinen Getreuen nichts Geringeres als ein goldenes Zeitalter in Aussicht. „Wir zerstören alles Unheil und finden in der zukünftigen Zeit Seligkeit und wird uns Gott ein milder Vater und bekommen, weß wir begehren an Seel und Leib." Theokratische Ideale, wie sie einem Münzer vorschwebten, erfüllen diesen seinen Vorläufer. Vor allem hat er bereits ein Hauptschlagwort des großen Bauernkriegs, die christliche Freiheit, mit völligem Bewußtsein ergriffen und conse-

quent entwickelt. „Merket, wer wollte wider sich selber sein und lieber eigen sein denn frei? Christus Jesus hat aus väterlicher Weisheit diese Freiheit wohl der Menschheit zugesetzt."

In den dreißiger Jahren des XV. Jahrhunderts erschallt das Sturmsignal des Bauernkriegs; es ist kein Zufall, daß die Reformation Kaiser Sigmunds erst später mehr in die Öffentlichkeit gedrungen und in den Jahren 1520 und 1521 durch eine Reihe von neuen Ausgaben verbreitet worden ist. Damals hatte sich freilich der Bundschuh in Deutschland längst einen gefürchteten Namen gemacht.

VII. Vorspiele der Revolution.

Die popularen Erhebungen, mit deren Übersicht unsere einleitende Betrachtung deutscher Zustände vor der Reformation abschließen soll, sind keineswegs ganz gleichartig. Abgesehen davon, daß mit der wachsenden Aufregung des deutschen Landvolks eine oft nicht genug beachtete Fortpflanzung des revolutionären Geistes in den Städten zusammengeht, tragen auch die agrarischen Unruhen des XV. und des beginnenden XVI. Jahrhunderts einen sehr verschiedenen Charakter. In manchen Fällen entstehen und verschwinden sie mit bestimmten lokalen Beschwerden, während anderwärts allgemeinere Ziele ins Auge gefaßt, zuweilen sogar die Mischung sozialer und religiöser Elemente bis zu theokratischen Ansätzen getrieben wird. Damit ist bereits jene Mannigfaltigkeit der Motive vorgezeichnet, die im großen Bauernkrieg wiederkehrt.

Schon im XIV. Jahrhundert hatte die städtische Demokratie das Losungswort zum Kampf gegen alle Herrschenden und Besitzenden, gegen Fürsten, Herren, Pfaffen und Juden gegeben. Namentlich die beiden letzteren Kategorien werden gern zusammengeworfen:

„der pfaffen unde juden guot
das macht uns all ein frien muot."

So richtet sich auch die erste bisher nachweisbare Bauernerhebung gegen städtische Juden. Angestiftet durch einige Bürger von Gotha fielen 1391 die Bauern der Umgebung in die Stadt unter die Juden „und wollten reich werden," doch gelang es der Mehrheit der Bürgerschaft die Eingedrungenen zu überwältigen. Einen verwandten Charakter zeigte der vierzig Jahre später (1431/32) erfolgte Aufstand der verschuldeten Bauern um Worms, wobei zugleich die Teilnahme pfälzischer Adeliger bedeutsam hervortritt. Die Bauern hatten ihr Panier in einem Dorf aufgerichtet und luden mit Trompetenschall in ihre Gesellschaft; der Kurfürst von der Pfalz trug kein Bedenken, sich ihrer Beschwerden anzunehmen, aber die benachbarten Herren zersprengten die bedrohliche Sammlung. Wenn die süddeutschen Städte bereits die Vorboten einer husitischen Revolution zu sehen glaubten und sich erinnerten, daß in Böhmen Adel und Bauern zusammen neben der Geistlichkeit die „Ehrbarkeit aller Communen und Städte" am härtesten getroffen hatten, so war dies keine leere Ängstlichkeit. Denn das Beispiel der Taboritenheere, die meist unter ritterlichen Führern die Fahne eines religiös-agrarischen Radikalismus

erhoben hatten, wirkte ja seit Jahren auf Deutschland; unter den Bauern vor Worms scheinen außer der Forderung ihnen die städtischen Juden auszuliefern auch Drohungen gegen die Geistlichen laut geworden zu sein und in den Kreisen des Basler Concils sprach man bereits die Befürchtung aus, es könnte sich die Masse des deutschen Landvolks zu den Hussiten schlagen. Eben damals äußerte König Sigmund in der goldenen Bulle gegen die Pfahlbürger (1431) seine Unzufriedenheit über die häufigen Einungen und Bündnisse etlicher Städte, Bauern und armen Leute, worüber ihm fortwährend Klagen zukämen. Wirklich hatten sich schon in den ersten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts die Bauern namentlich in Schwaben daran gewöhnt, den Beschwerden gegen ihre Herren durch Vereinigung und nötigenfalls auch mit gewaffneter Hand mehr Nachdruck zu geben. Neben dem Beispiel der städtischen und adeligen Bündnisse bot sich vor Allem das verführerische Vorbild der nahen Eidgenossenschaft. Da hatten sich seit dem Beginn des XV. Jahrhunderts die Appenzeller, von denen man kurz vorher noch nichts zu sagen wußte, als kühne Gegner der Feudalherrschaft aufgeworfen. Schon drohte ihre im Jahr 1403 constituirte Bauernrepublik Vorarlberg und Tirol an sich zu ziehen, denn „es war in denselben Tagen ein Lauf in die Bauern kommen, daß sie alle Appenzeller wollten sein“. Während die Appenzeller ihrem Haß gegen alle Herren und Pfaffen freien Lauf ließen und nach jahrelangen heftigen Kämpfen mit Adel und Städten der Eidgenossenschaft beitraten (1411), begaben sich die Allgäuer Bauern in Einung, um ihre Herren „gröblich mit Totschlägen, Nahme und mit Brand“ anzugreifen; so besagt der Schiedspruch von 1406, der den Bauern völlige Amnestie, aber Rückkehr in die alten Dienstverhältnisse brachte. Auch sonst hören wir von Bündnissen und Widersetzlichkeiten schwäbischer Bauernschaften, im Rottweilischen, im Hauensteiner Land, im Gebiet der Klöster Steingaden (1423) und Rot (1449). Freilich waren es meist nicht allgemeine Prinzipien, sondern sehr konkrete Forderungen, die den Anlaß und Inhalt für solche Unruhen gaben, aber im Grunde doch alle gleichen Ursprungs, alle auf den wachsenden oder härter empfundenen Druck der feudalen Grundherrlichkeit zurückzuführen. Daneben begegnet hier und da eine Verbindung der wirtschaftlichen Mißstimmung mit einem besonderen Groll gegen die Geistlichkeit; wie die Appenzeller eine Zeit lang alle Pfaffen, „sie wären fremd oder heimisch“, mißhandelten und totschlugen, so vergriffen sich auch die verarmten rheinischen Bauern, die um 1459 förmliche Räuberbanden bildeten, mit Vorliebe an Priestern. Auf Seiten der Herrschenden fühlte man die Verwandtschaft all dieser „wilden Läufe und unordentlichen Sammlungen“ recht gut heraus; der Reichstag von 1427 erklärte mitten im Hussitenkrieg die Appenzeller für noch schlimmere Feinde der Kirche und des Adels als die böhmischen Ketzer. Selbst in Frankreich glaubte man damals an einem Bauernaufstand bei Mâcon den Einfluß der hussitischen Revolution zu erkennen. Hier wurde man vielleicht früher als in Deutschland der Tatsache inne, daß sich in den letzten Kriegen die Not und zugleich die Wehrhaftigkeit

des Volks bedenklich gesteigert habe. Aber schon während der Einfälle der Armagnaken kam es z. B. im Westrich zu einem verzweifelten Versuch, den fremden Bedrängern einen „Bundschuh" entgegenzusetzen, der den kriegsgeübten Söldnerbanden freilich nicht gewachsen war. Und die bäuerliche Neigung zu bewaffneter Selbsthülfe beschränkte sich nicht auf den Südwesten des Reichs. Einer Empörung der salzburgischen Bauern, die im Jahr 1462 durch drückende Steuern hervorgerufen war, konnte der Erzbischof nur mit bairischer Unterstützung wieder Herr werden. Im Jahr 1478 war ein ähnlicher Geist unter die kärntischen Bauern gefahren; sie errichteten, angeblich gegen die Türken, in Wahrheit gegen den Kaiser und die Herren einen gewehrten Bund und forderten Klerus, Adel und Städte zum Beitritt auf, widrigenfalls sie von allen Wohltaten kirchlicher und sozialer Gemeinschaft ausgeschlossen sein sollten. Dieser weltliche Bann erinnert ebenso lebhaft an die große Bewegung von 1525 wie die Absicht der Bauern die Besetzung aller geistlichen Stellen selbst in die Hand zu nehmen. Die vorläufige Unterdrückung des Bundes vermochte seine Ideen nicht auszurotten; noch ist die Tatsache nicht hinlänglich erklärt, daß alle folgenden bäuerlichen Erhebungen in diesen Ostmarken des Reichs jedesmal mit verwandten Unruhen im Südwesten zusammentrafen.

Kurz vor dem ersten Bauernkrieg in Kärnthen war im Herzen des Reichs der theokratische Sozialismus mit einer erschreckenden Offenheit ans Licht getreten. Diese merkwürdige Erscheinung folgt unmittelbar auf die Erregung des Burgunderkriegs und im Anschluß an das große Wallfahrtsfieber, das im Jahr 1475 Tausende nach Wilsnack gezogen hatte. Der Prophet und Reformator, auf den ganz Deutschland wartete, der Heiland der Kleinen und Armen schien in der Person eines schwärmerischen Jünglings gefunden zu sein. Hans Böheim, ein armer einfältiger Hirt und Musikant, verbrannte im Frühling 1476 seine Pauke zu Niklashausen, veranlaßt durch Erscheinungen der Jungfrau Maria, die daselbst eine kleine Wallfahrtskirche hatte. Die Bußpredigten des jugendlichen Phantasten, hinter dem vielleicht einer jener umherschweifenden Begharden und Winkelprediger stand, verbanden mit einer feurigen Marienverehrung den apokalyptischen Pessimismus der Zeit und vor allem die wirksamste, weil schärfste, Verurteilung der bestehenden Verhältnisse. Böheim ging noch über das Programm der Reformation Kaiser Sigmunds hinaus. Hier war die frohe Botschaft, wie sie die „armen Teufel" nicht besser wünschen konnten: der Kaiser sei ein Bösewicht und mit dem Papst sei es nichts; die Güter der Geistlichen und der Herren müßten eingezogen und unter die Gemeinde verteilt, die Pfaffen aber totgeschlagen werden, es werde dazu kommen, daß die Fürsten und Herren um einen Tagelohn arbeiten müßten. Dies war der Hauptinhalt der Niklashäuser Predigt; vom Elsaß bis nach Sachsen wurde das Volk aufs Neue von der heiligen Wanderlust ergriffen, deren gewaltige Zuckungen erst vor einem Jahr durch halb Deutschland gegangen waren. Diesmal bekam die furchtbare Aufregung der Tausende

und aber Tausende, die sich mit Kerzen und Liedern herandrängten und vor lauter Begeisterung dem heiligen Jüngling die Kleider vom Leib rissen, eine ganz andere Nahrung wie beim heiligen Blut zu Wilsnack. Neu und verlockend tönten die Gesänge der Wallfahrer:

„Wir wollen Gott vom Himmel klagen,
Kyrie eleison,
Daß wir Pfaffen nit sollen zu tot schlagen,
Kyrie eleison."

Das alte Wort, man soll die Pfaffen schlagen, war bereits zum Losungswort der sozialen Revolution geworden, deren Ausbruch der Abgott des Volks auf den 13. Juli 1476 angesagt hatte. Da sollten seine Anhänger ohne Weiber und Kinder bewaffnet erscheinen. Aber er ward noch rechtzeitig von bischöflichen Reitern nach Würzburg geführt und dort verbrannt. Vergebens stürmten Tausende von Pilgern mit brennenden Kerzen durch die Nacht ihrem entführten Heiligen nach, vier würzburgische Adelige an ihrer Spitze. Die Schwärmer dachten, die Feste Marienberg werde fallen wie einst die Mauern von Jericho, aber sie wurden von den Bischöflichen mit leichter Mühe auseinander gesprengt. Der Traum von einem communistischen Gottesreich auf Erden schien mit einem Schlag in Nichts zerflossen, während er doch in vielen Herzen weiterlebte. Es trat übrigens bereits bei dieser ersten Probe deutlich zu Tage, daß die deutschen Taboriten sich an Kraft und Wildheit mit ihren böhmischen Vorgängern nicht messen konnten.

Die Bauern gaben Namen und Zeichen für eine Bewegung, die in den niederen Klassen gährte. Man hatte ein Sprichwort: er bindet die Schuhe mit Bast, der es gelten muß; so wurde der Bundschuh, als die Fußbekleidung des armen, rechtlosen, gedrückten Landvolks, zum Symbol der Revolution, nicht nur für die Bauern, sondern auch für die kleinen Leute in den Städten. Unter den Pilgern zu Niklashausen waren auch Handwerker und ein Teil der Würzburger Bevölkerung hatte mit dem agrarischen Heiligen sympathisirt. Unverkennbar tritt der Zusammenhang der bürgerlichen und bäuerlichen Revolutionsmänner in einer Reihe von Bewegungen hervor, die zu Anfang der neunziger Jahre ohne äußere Verbindung, aber innerlich verwandt hier und dort die herrschende Unruhe offenbarten. So in dem Aufstand der friesischen und holländischen Käsebröder (1491/92), der, durch Steuerdruck veranlaßt, erst in offener Feldschlacht durch die Landsknechte Herzog Albrechts von Sachsen niedergeworfen werden konnte; in der Erhebung der Bauern des Stifts Kempten gegen ihren Abt (1491/92), die trotz ihres Ursprungs aus rein agrarischen Verhältnissen doch sogleich in der Stadt Kempten Teilnehmer fand; endlich in der groß angelegten elsässischen Verschwörung von 1493. Unter den Hauptleuten des Bundes, der auf dem Hungerberg bei Schlettstadt geschlossen wurde, stand obenan ein Bürgermeister dieser Stadt, Hans Ulman. Man plante die Abschaffung der geistlichen und der kaiserlichen Gerichte, aller Abgaben bis auf eine sehr niedrig angesetzte Steuer, Plünderung der Juden

und Reduktion des geistlichen Besitzes. Schlettstadt sollte überrumpelt und in der Schweiz um Beistand geworben werden, aber die Sache wurde verraten. Eine Reihe von nachfolgenden Bewegungen, die alle das gleiche Schicksal hatten, lieferte immer von neuem den Beweis, daß mit allen Exekutionen die einmal vorhandene Stimmung nicht aus den Köpfen zu treiben sei. Es war ein prophetisches Wort, das man dem auf dem Schaffot sterbenden Hans Ulman in den Mund legte, der Bundschuh müsse einen Fürgang haben, es stünd lang oder kurz.

Während der nächsten drei Jahrzehnte bildete sich nun im Süden und Südwesten des Reichs eine feste revolutionäre Tradition, als deren bedeutsamstes Schlagwort die Gerechtigkeit Gottes oder das göttliche Recht erscheint, mit andern Worten die Negation des historischen Rechts, die Anwendung eines frei gewählten idealen Maßstabs auf alle bestehenden Verhältnisse. Dieses Schlagwort, schon in Kaiser Sigmunds Reformation gebraucht und nachmals im Bauernkrieg wieder auftauchend, setzte ein im Jahre 1502 organisirtes Bündniß, dessen Hauptsitz das speirische Dorf Untergrombach war, auf seine blauweiße Fahne; die sollte neben dem Bild des Gekreuzigten auf einer Seite den Bundschuh, auf der andern einen knienden Bauern zeigen, mit der Aufschrift: Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes. Auch hier sehen wir wie bei Hans Böheim den Marienkultus hereinspielen; jedes Bundesglied mußte täglich fünf Vaterunser und Avemaria beten, Unsere liebe Frau und S. Johannes der Evangelist war die Losung. Dagegen kündigte das Wortzeichen des Bundes die gegen den Klerus gerichtete Spitze an; auf die Frage: Loset was ist jetzt für ein Wesen? lautet die Antwort: Wir mögen vor den Pfaffen nicht genesen. Aber nicht nur der Zehnte, sondern auch die Zölle und Zinsen der weltlichen Herren, überhaupt alle Untertänigkeitsverhältnisse sollten abgeschafft, die Güter des Klerus und des Adels eingezogen, nur noch der römische König anerkannt werden. Man dachte die Revolution, der voraussichtlich alle Bauern und Bürger freiwillig zufallen würden, unter schonungsloser Vernichtung der Gegner, vor allem der Pfaffen in raschem Lauf durch ganz Deutschland zu tragen; an keinem Orte wollten sie länger als vierundzwanzig Stunden verweilen. Die Nutzung von Wasser, Wald und Weide sollte nicht etwa wie früher nur den alten Markgenossenschaften, sondern jedermann freistehen; wir sehen, wie eine ursprünglich auf historisches Recht gegründete bäuerliche Forderung unter dem weiteren Gesichtskreis des göttlichen Rechts sich umgestaltet. Der beabsichtigten Überrumpelung von Bruchsal kam der Verrat zuvor; Vierteilung bei lebendigem Leib und andere grausame Strafen waren das Los der Ergriffenen. Aber einer der gewiegtesten Demagogen, Joß Fritz, wußte sich zu retten und begann mit unermüdlicher Zähigkeit das verunglückte Werk von vorne. In Lehen, einem Dorf des Breisgaus, liefen die Fäden einer neuen Verschwörung zusammen, die in Wirtshäusern und auf Kirchweihen mit größter Vorsicht weitergesponnen wurden. Joß Fritz, der mit einer gewissen Eleganz aufzutreten liebte, brachte

seine Reden von der Schlechtigkeit der Welt, von der Gerechtigkeit Gottes und vom Bundschuh so einschmeichelnd an den Mann, „daß ihrer jeglicher gemeint, von Stund an selig und reich zu werden". Herrenlose Landsknechte und starke junge Bettler mit anderem fahrenden Volk waren die rechten Agenten für solche Geschäfte; der Pfarrer zu Lehen selbst meinte, das unwiderstehliche göttliche Recht des Bundschuhs in der Bibel nachweisen zu können. Was aber Joß Fritz und sein Hauptbelfer, der Bäckerknecht Hieronymus aus dem Etschland unter göttlich, ziemlich und billig verstanden und „aus der heiligen Geschrift schriftlich zu verfassen" versprachen, war im Wesentlichen das frühere Programm mit einigen Zusätzen. Man wollte keinen andern Herrn mehr haben als Gott, den Papst und den Kaiser, die geistlichen Gerichte einschränken, das kaiserliche Gericht zu Rottweil aufheben, Wald, Wasser und Weide freimachen, die geistlichen Güter einziehen, alle Schulden, deren Verzinsung die Summe des Kapitals erreicht habe, kassiren und die Wucherzinsen nach göttlichem Recht behandeln. Sie behaupteten, ihr Bundschuh reiche bis herab nach Köln, und glaubten auf die Teilnahme der Eidgenossen zählen zu dürfen. Auch diesmal kam es nicht zu dem geplanten Handstreich auf Freiburg (1513); die Verratenen wurden gevierteilt, geköpft, verstümmelt, aber wieder war Joß Fritz entronnen, sammt dem Fähnlein, das er um den Leib gewickelt trug.

Allen Blutszenen zum Trotz loderte die Flamme bald hier bald dort wieder auf. Die nächsten Jahre sahen den Aufstand nicht nur im Südwesten des Reichs und in der Schweiz, sondern auch in den Ostalpen und in Ungarn. Noch im Sommer 1513 erhoben sich die Bauern im Berner, Luzerner und Solothurner Gebiet gegen die regierenden Herren des Rats; eine ganze Reihe dieser Oligarchen, denen man vor allem die „Kronenfresserei", die Bereicherung aus dem fremden Kriegsdienst und die schmähliche Ausbeutung der Ämter zu eignem Nutzen vorwarf, kam auf die Folter, manche aufs Schaffot, während die Bauern ohne Schwertstreich ihre politische und wirtschaftliche Lage zu bessern wußten. Das Frühjahr 1514 brachte einen Ausbruch in Würtemberg, nachdem bereits vorher auf den Besitzungen der Abteien Ochsenhausen und Alpirsbach sich Bauernverschwörungen zur Abstellung lokaler Beschwerden gebildet und die Ochsenhäuser im Jahr 1502 wirklich eine vertragsmäßige Milderung ihrer früheren Abhängigkeit verlangt hatten. Der „arme Konrad" von 1514 wurde durch vermehrten Steuerdruck und eine Preissteigerung hervorgerufen, griff aber über diese Beschwerden hinaus, indem er sich die stehenden Forderungen des Bundschuhs, Freiheit der Marknutzung und Abschaffung der Frohnden und Abgaben aneignete. Wieder finden wir bäuerliche und städtische Elemente vereinigt; es galt nicht nur der Mißwirtschaft der Regierung, sondern dem ganzen feudalen Wesen und der städtischen Ehrbarkeit. Von Seiten der Regierung wurde freilich diesem schwäbischen Bundschuh ein umfassender Revolutionsplan zugeschrieben, gerichtet auf Umsturz aller bestehenden Verhältnisse und völlige Vernichtung

der Kirche und des christlichen Glaubens. Letztere Anklage ging auf den angeblichen Communismus der Aufständischen; sie wollten, hieß es, „keine Oberkeit leiden, Dienstbarkeit zurück stellen, alle Ding gemein machen, mit allen denen, so mehr denn sie haben wollen mit Essen, Trinken, sonst, teilen oder gar nehmen, die, so es nicht dulden, zu tot schlagen; das heißen sie der Gerechtigkeit einen Beistand geben und das göttliche Recht sein." In Wirklichkeit beschränkte sich die Sache wohl auf manche stark revolutionäre Äußerungen: „Die Reichen müssen mit uns teilen; jetzt haben wir das Schwert in der Hand; jetzt steht die Sonn in unserem Zeichen"; letzteres ein Merkmal von der Fühlung des aufgeregten Volks mit der Astrologie. Nachdem sich die Regierung auf dem Tübinger Landtag, dem die Vertreter der Bauernschaft nicht beiwohnen durften, mit der Landschaft geeinigt und der bäuerlichen Wirtschaft ein paar kümmerliche Zugeständnisse wegen des Wildschadens gemacht hatte, wurden die bewaffneten Haufen der Aufständischen ohne Kampf dazu gebracht auseinander zu gehen und dann durch die Blutgerichte zu Schorndorf und Stuttgart und durch eine gründliche Entwaffnung des gesammten Landvolks jeder ferneren Widersetzlichkeit vorgebeugt. Noch leichter als in Würtemberg gelang die Unterdrückung eines erst im Entstehen begriffenen „armen Konrad" im Badischen, in der benachbarten Ortenau. Welchen Contrast zu dieser halb trotzigen halb furchtsamen Haltung der deutschen Bauern bildet der furchtbare Aufstand in Ungarn, wo sich im gleichen Jahr die Hörigen und Leibeigenen zu Tausenden als „Kreuzfahrer" gegen die Türken sammelten, um dann unter der Führung eines bewährten Kriegsmannes, Georg Dosa, den Vernichtungskampf gegen Klerus und Adel zu eröffnen. Der niedere Adel schloß sich teilweise der Bewegung an; unter grauenhaftem Wüten von Seiten des Volks wie der Herren schwankte der Sieg, bis der siebenbürgische Wojewode Johann Zapolya den Feldherrn der Revolution überwand und an dem Gefangenen ein Exempel echt orientalischer Grausamkeit statuirte. Kaum war diese Bewegung in Blutströmen erstickt, so wiederholten sich unter den Bauern in Krain, Kärnthen und Steiermark jene Unruhen, die schon in den Jahren 1503, 1513 und 1514 einen auffälligen Parallelismus zu den Bundschuhversuchen des deutschen Südwestens darstellen. Der Aufstand von 1515, der zuerst in der Herrschaft Gottschee losbrach, nahm zu seinem Schlagwort die „alte Gerechtigkeit", also das historische Recht, dessen Beeinträchtigung durch neue Steuern, Strafgelder und Feudallasten der Regierung und den Herren zum Vorwurf gemacht wurde; nur in Kärnthen berief man sich wie in Schwaben auf die göttliche Gerechtigkeit. Daß übrigens das religiöse Element nicht gänzlich fehlte, zeigt das Auftreten eines krainischen Bauernheiligen, der mit dem heiligen Geist zu verkehren behauptete. Der Aufstand nahm so bedeutende Dimensionen an, daß es zum regelrechten Krieg kam. Nachdem eine Reihe von Burgen niedergebrannt, die Köpfe der erschlagenen Herren auf Stangen umhergetragen und Edelfrauen zu bäuerlicher Tracht und Feldarbeit

gezwungen worden waren, entschied ein Sieg des kaiserlichen Feldhauptmanns Herberstein bei Cilli den Ausgang der Bewegung. Kaiser Maximilian, dessen angeblicher Zustimmung sich die Bauern offen gerühmt hatten, suchte vergebens die wahren Ursachen der Empörung anzufassen und durch Reformen zu beseitigen, er hielt den Landständen vor, der Bauernkrieg sei hauptsächlich durch die übertriebenen Anforderungen der Herrschaften veranlaßt worden und man sei gehalten, den Untertanen Billigkeit zu beweisen und sich mit „ziemlichen und göttlichen Renten und Diensten" zu begnügen. Er begann sogar zum schweren Ärger der Stände Erhebungen über die Beschwerden der Bauern zu veranstalten, ein Verfahren, das seinem landesherrlichen Gewissen alle Ehre macht, aber natürlich bei dem Widerwillen der Herren gegen jede Concession erfolglos blieb.

Diese allgemeine Abneigung der Herrschenden, von ihren berechtigten oder unberechtigten Ansprüchen irgend etwas nachzulassen, sorgte am Besten dafür, daß die Ideen des Bundschuhs nicht ausstarben. Die schärfsten Repressivmaßregeln verfingen nicht, so lange der Glaube an die Unverbesserlichkeit der Herren und an die Zukunft der Revolution lebendig blieb. Immer wieder zeigt sich die Gestalt des unfaßbaren Joß Fritz, aller Verfolgungen spottend. Schon im Jahr 1514 waren die Obrigkeiten im deutschen Südwesten aufsichtig auf die mannigfaltigen Masken, unter denen sich die Apostel des Bundschuhs zu bergen wußten; als Priester, Stationirer, Heiltumführer, Aussätzige, „und teils ihr Antlitz mit Larven gemalt oder Mummerei verdeckt und mit viel seltsamer Gestalt des Bettelordens", so zogen sie umher. Es war der Abschaum des heimatlichen Proletariats, dessen unreinen Händen damit die Teilnahme an dem großen Spiel um die Volksfreiheit eröffnet wurde. Mit solchen Werkzeugen arbeitete Joß Fritz an einer neuen Bewegung, die im Herbst 1517 das ganze Gebiet zwischen Vogesen und Schwarzwald erschüttern und gleichzeitig im Badischen und im Elsaß ausbrechen sollte. Wieder kam der Anschlag vorher ans Licht, aber der Einblick in die Zahl und Beschaffenheit der Verschwörer, der sich darbot, war ein erschreckender. Neben den Bauern, Handwerkern und Wirten erscheint die unübersehbare Horde der fahrenden Leute, der Hausirer und Musikanten, der alten Landsknechte, Bettler und Landstreicher; eine höchst verdächtige Gesellschaft, der lange Hans und der krumme Peter, Spielhenslin, Spitzdenwürfel, das alte Kunzlein und andere Helden der Winkelkneipe und der Landstraße. Solche Gesellen, deren Heiligenbilder, offene Wunden und Bettelsäcke nur das Aushängeschild für Gaunereien jeder Art bildeten, waren gedungen an vielen Orten Feuer anzulegen. Nach einem zu Weißenburg im Elsaß abgelegten Geständniß sollten diese Stadt und Hagenau eingenommen, alle Rats- und Gerichtspersonen sowie alle Adeligen totgeschlagen, alle Abgaben bis auf die an die Kirche und den Kaiser abgeschafft und die Schweizer um ihren Beistand angegangen werden.

Fast regelmäßig treffen wir bei diesen Bewegungen entweder auf ein

Zusammenwirken von Stadt und Land oder wenigstens auf ein Bestreben der Bauern, die Städter in ihr Interesse zu ziehen, sich einer Stadt als eines unentbehrlichen Stützpunktes zu bemächtigen. Auf Sympathien unter den niederen Schichten der Stadtbevölkerung konnten die Leute vom Bundschuh in den meisten Fällen zählen, denn neben den Unruhen des Landvolks und zum Teil mit einer überraschenden Gleichzeitigkeit spielte eine Reihe von kleinen Stadtrevolutionen. Trefflich hat Meisterlin in seiner Nürnberger Chronik (1488) die unzufriedenen und leichtbeweglichen Elemente des Bürgertums seiner Zeit geschildert, die wohlhabenden Müßiggeher und Steher, die in Ermangelung eines ordentlichen Geschäfts Politik treiben und sich darin gefallen, das Volk auf die Schlechtigkeiten der Regierung recht aufmerksam zu machen, die in Schulden steckenden Lebemänner, „die alle Tage frühstückten in dem Wirtshaus und einander gute Nacht gaben, so man den Tag anblies", die liederlichen Handwerksgesellen, die alle Feiertag zum Wein, Montag zum Bier, Dienstag zur Frühsuppe gehen, neben und unter ihnen die gährende Hefe der ganz oder halb Ausgestoßenen, der Weinbuben, Freiheiter, Galgenschwengel und Luderer. Nachdem der alte Kampf der Geschlechter und Zünfte fast überall ausgefochten war, mußten der zunehmende Reichtum und Luxus neue soziale Gegensätze schaffen. Viele der Herrschenden erlagen der Versuchung, die städtischen Ämter für sich selbst und ihre Kreise, für ihr „Kränzlein", wie es damals hieß, für ihren Ring, wie wir heute sagen würden, auszubeuten. Die Finanzen gerieten teils mit, teils auch ohne Schuld der Verwalter in Unordnung und der verschärfte Steuerdruck, der meist helfen sollte, beschleunigte oft nur die Katastrophe. Leicht trat der Verdacht einer hochverräterischen Politik hinzu; man hatte erleben müssen, daß verschiedene Städte um ihre Reichsunmittelbarkeit gekommen waren, und behielt ein mißtrauisches Auge auf den Verkehr vornehmer Stadtherren mit benachbarten Fürsten und Adligen. Dagegen suchten zuweilen die Städtefeinde die Mißstimmung der „armen frommen Gemeinde" gegen den Rat noch zu verschärfen; während sie die Bürger insgemein als „öde dumme Bauern" verspotteten und als Buben oder Schweizer, d. h. als geborene Revolutionäre verdächtigten, freuten sie sich über jedes Symptom inneren Haders. Diese Symptome mehrten sich im letzten Drittel des XV. Jahrhunders; es folgten in kurzen Zwischenräumen die Erhebungen der Gemeinde gegen den Rat in Aachen (1477), Köln (1482), Braunschweig (1488) und Osnabrück (um 1488). In der letzten Stadt offenbarte der von einem Schneider Lenethun geleitete Aufstand neben dem Verlangen nach der alten Freiheit der Gemeindemark auch einen starken Haß gegen die reichen und sittenlosen Pfaffen. Dagegen galten die Unruhen in Kreuznach und Andernach (1496) dem landesherrlichen Regiment. Wie sehr man dazu neigte, solchen Ereignissen eine größere Tragweite beizulegen, zeigt die Aufregung über die „Schweizer" zu Heidingsfeld (1499), die ihren adeligen Pfandherren hatten festnehmen lassen. Daß aber gerade im zweiten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts die städtischen

Revolutionen so überaus häufig vorkommen, liefert den besten Beweis dafür, wie lebhaft damals die kleinen Leute in der Stadt wie auf dem Dorfe von dem Gefühl durchdrungen waren, daß es endlich einmal anders werden solle und müsse. Wie schroff der Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten sich gestalten konnte, lehrt z. B. die Geschichte des „tollen Jahrs" zu Erfurt. Den Höhepunkt obrigkeitlichen Selbstbewußtseins bezeichnet das Wort, das einer vom Rat den Rechenschaft heischenden Vertretern der Gemeinde hinwarf: „Ich bin die Gemeinde." Aber die städtischen Schulden beliefen sich auf beinahe 600 000 Gulden; die „schwarze Rotte", die Unversöhnlichen aus dem Pöbel forderten Blut. Jener hochmütige Ratsherr ward gefoltert und gerichtet, aber auch die Zierde der Stadt, die Universität, verfiel bei einem Kampfe zwischen Volk und Studenten der Plünderung. Ähnliche und schlimmere Szenen der Volksjustiz, manchmal auch der siegreichen Reaktion, spielten bald darauf in den verschiedensten Teilen des Reichs. Eben im Jahr 1510 machten der Rat und ein Teil der Bürgerschaft zu Kostnitz einen mißglückten Versuch, die Stadt an die Eidgenossenschaft zu bringen. Dann folgten im Jahr 1512 Unruhen zwischen Rat und Gemeinde in Schwäbisch Hall, Speier, Regensburg, Braunschweig, und das nächste Jahr war erst ein rechtes Revolutionsjahr; da ergriff das Feuer der Empörung Aachen, Düren, Köln, Neuß, Andernach, Worms, Göttingen, Ulm, Schweinfurt. Diese Bewegungen fielen zeitlich mit dem Bundschuh im Breisgau zusammen, während 1514 der „arme Konrad" eine Reihe von würtembergischen Städten, voran Stuttgart und Tübingen, ganz unmittelbar in Mitleidenschaft zog. Köln sah im Jahr 1513 eine förmliche Schreckensherrschaft mit einem zwiefachen Revolutionsausschuß der Zünfte und des Proletariats; die Folter verschaffte wie überall die gewünschten Bekenntnisse und zehn Vertreter des alten Regiments mußten das Schaffot besteigen. Es ging nach der Weise der Zeit nicht ohne Zeichen und Wunder ab; einem der Ratsherren sagte man nach, der Teufel treibe sich unter der Gestalt eines Hasen in seinem Gemach um. Die volksfreundlichen Sänger, die den Sieg der Gemeinde verherrlichten, schrieben ihn der Jungfrau Maria und den heiligen drei Königen zu. Wo aber die demokratische Partei unterlag, wie in Worms oder Schweinfurt, da ließ sich aus den Reihen der Besiegten der gefürchtete Ruf nach Gerechtigkeit vernehmen. So appellirt in einem Volkslied die Wormser Gemeinde wie der Bundschuh an das göttliche Recht, das Beistand und Kraft geben soll. Der Dichter droht, zu Worms und andern Orten klagten viel gute Bürger mit ihm, wie jetzt Gewalt vor Recht gehe, und ruft der Obrigkeit warnend zu:

„Gedenk doch, daß dein sach hat kein bestand,
dann die armen bauern merkens uf dem land."

Gewalt und Recht, wer hätte sie damals in Deutschland klar zu scheiden, wer jeder der beiden ewigen Mächte ihre richtige Bahn zu weisen vermocht? Man bedurfte, das war klar zu sehen, vor Allem der Gewalt, um das Recht erhalten oder neu schaffen zu können. Aber die starke und nationale Monarchie, von der viele der edelsten Geister und Tausende unter den armen Leuten träumten, war in Wirklichkeit nirgends zu finden. Die junge habsburgische Macht trug bereits ein stark internationales Gepräge; sie konnte wohl die alten Gelüste des römisch-deutschen Kaisertums wieder erneuern, nicht aber der Kern eines deutschen Staats werden. Was an lebensfähigen Elementen einer politischen Neugestaltung vorhanden war, das steckte in dem engen Sonderdasein einer Unzahl von Staatsgebilden. Überall bereitete sich im Kleinen die Zukunft des Absolutismus vor und die notwendige Folge einer solchen Entwicklung war für das Reich als Ganzes ein mehr oder weniger oligarchisches Regiment. Unter Hunderten von Duodezkaisern vermochte kein rechtes Imperium, keine wirkliche Reichsgewalt Wurzel zu fassen. Diesen seit Jahrhunderten vorrückenden Gang der Dinge konnte kein guter Wille mehr in eine andere Richtung leiten; das Genie, das vielleicht einer solchen Aufgabe gewachsen war, ist nicht erschienen. Wir werden zusehen, wie bei jeder neuen Wendung der Ereignisse stets der Partikularismus den Sieg davonträgt, wie er sich auch der gewaltigsten religiösen Bewegung für seine Zwecke zu bemächtigen versteht. Nicht das habsburgische Kaisertum, sondern die deutschen Territorialgewalten haben zunächst die Früchte einer Zeit geerntet, deren leidenschaftliches Ringen wahrlich nicht ihren Interessen galt, vielmehr ganz andere Ziele erreichen zu müssen schien. Auf dem Wege des deutschen Fürstentums, der zur vollen „Libertät" führen sollte, lag freilich zu Anfang des XVI. Jahrhunderts noch ein ungefüges Hinderniß; das war die soziale Revolution. Die untersten Schichten der Gesellschaft drängten und stießen nach oben; allenthalben wankte der Boden oder vielmehr was die oben Gelagerten als festen und unentbehrlichen Untergrund eines behaglichen Daseins betrachtet hatten, wurde unter ihren Füßen lebendig und wollte nicht länger getreten sein.

Zwei Krebsgeschwüre meinte der Abt Trithemius am Mark des Reiches zehren zu sehen: das Husitentum und die Eidgenossenschaft. Was konnte die Zukunft bringen, wenn antikirchliche und republikanische Neigungen sich zusammenfanden, wenn die soziale Revolution das Panier der christlichen Freiheit und des göttlichen Rechts erhob? Noch schauderte die Masse der Nation vor dem Namen der böhmischen Ketzer zurück, aber vom Totschlagen der Pfaffen und Einziehen der geistlichen Güter hörten sie gern. Und von manchen wurden die Schweizer trotz ihres Abfalls vom Reich als Kämpen der Gerechtigkeit und Züchtiger der Tyrannen mit einer gewissen Ehrfurcht genannt. Das prophetische Wort bürgerte sich ein, es sollte eine Kuh auf dem Schwanberg in Franken stehen und da lungern und plarren, daß man's mitten in der Schweiz höre. Wenn Trithemius einen Kampf auf Leben und Tod zwischen

den Schweizern und den deutschen Fürsten kommen sieht, so liegt darin ein Kern von Wahrheit. Der moderne Staat, wie er einmal in territoriale Formen gebannt war, mußte sich mit der Revolution, mit den schweizerischen Neigungen des gemeinen Manns auseinander setzen. Die soziale Revolution hatte aber wirklich schon im XV. Jahrhundert das gefährlichste Bündniß mit der religiösen Gährung angebahnt.

Und nun fiel, zum ersten Mal seit den schmählichen Königswahlen von 1257, die Krone des heiligen römischen Reichs in undeutsche Hände. Aber schon hatte die Nation ihren Helden gefunden. Es war ein deutscher Bettelmönch, der es mit dem römischen Papst und mit dem spanischen Kaiser aufnahm.

Erstes Buch.

Reformation und Revolution.

I. Maximilians Ausgang und die Wahl Karls V.

Keiner von den europäischen Nationen ist es vergönnt gewesen, ihre großen inneren Krisen ganz für sich, ohne störende oder fördernde Einwirkung von außen durchzuleben. Als die Christenheit des Mittelalters sich in das moderne Staatensystem verwandelte, wurde der Zusammenhang nur scheinbar gelockert, in Wahrheit eher noch verstärkt. Ein gesteigerter Verkehr trug rascher als zuvor die lokale Erregung von einem Glied der Völkerfamilie zur andern; die gemeinsamen Interessen aller Art mehrten sich zusehends. Was der einzelnen Nation als ihre eigenste Sache erscheinen durfte, gehörte ihr darum doch nicht ganz allein, konnte sich der feindlichen oder freundlichen Berührung mit fremden Elementen nicht erwehren. So kreuzte sich im XVI. Jahrhundert eine gewaltige religiöse Bewegung, deren Ursprung und Wesen echt deutsch genannt werden muß, nicht nur mit den politischen und sozialen Kämpfen innerhalb des Reichs, sondern zugleich mit einer Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse, an der in erster Linie die romanischen Staaten gearbeitet haben. Zwischen den entferntesten Tendenzen, zwischen Deutschlands kirchlicher Revolution und Spaniens Weltherrschaftsgedanken schuf das Haus Habsburg eine ganz unmittelbare Verkettung. Unter spanischem Druck vermochte die deutsche Reformation ihr volles Wachstum nicht zu erreichen, aber sie hat ihrerseits einen mächtigen Keil in das Gefüge eines monarchischen Riesenbaues getrieben, dessen Vollendung das denkbar größte Unglück für Europa gewesen wäre. Indem nun die tausendjährige Herrschaft der lateinischen Kirche auf ihrem alten Machtgebiet in Frage gestellt wurde, eröffnete sich ihren weltumfassenden Ansprüchen jenseits des Ozeans jungfräulicher Boden, aber zugleich drohte von Südosten her eine neue Invasion des Islam, dessen Expansivkraft, noch keineswegs verbraucht, vielmehr in dem großen Militärstaat des osmanischen Reichs wieder zusammengefaßt, zu einem mächtigen Vorstoß nach Westen ausholte. Inmitten dieser Erschütterungen lag das Reich, langsam zerfallend, im Innersten aufgewühlt.

Als Maximilians Regierung sich ihrem Ende näherte, schien das Reich eben nach jahrzehntelangen Reformversuchen rettungslos in die alte Anarchie zurück-

zusinken. Die längst angekündigte Zeit der Fremdherrschaft war gekommen. Maximilian hatte trotz einer oft höchst undeutschen Politik doch wenigstens seiner Persönlichkeit den deutschen Grundzug zu wahren gewußt. Sein Enkel dagegen, der burgundische Prinz auf dem spanischen Tron, besaß keinerlei innere Fühlung mit der Nation, deren Fürsten immer noch die höchste Würde der Christenheit zu vergeben hatten. Da aber selbst die ersten deutschen Fürstenhäuser den großen consolidirten Monarchien des Westens so gut wie machtlos gegenüberstanden, wurde die Kaiserkrone zu einem Streitobjekt zwischen Spanien und Frankreich. Die deutschen Interessen kamen dabei nicht in Betracht; es handelte sich nur darum, welcher von den großen Gegnern sich des Reichs als einer wünschenswerten Verstärkung seiner Position bemächtigen werde. Die Deutschen jener Zeit mochten einen Trost darin suchen, daß wenigstens der andringenden französischen Macht durch die burgundisch-spanische Stellung des Hauses Habsburg ein gewaltiger Damm entgegengesetzt war. Es fragte sich nur, ob damit für Deutschland viel gewonnen, ob der angebliche Freund nicht am Ende schlimmer war, als der gefürchtete Feind. Wir können aber ohne einen Seitenblick auf diese Rivalen Deutschlands Stellung zu dem bereits eröffneten Kampf um die europäische Monarchie nicht würdigen.

Daß gegen Ende des Mittelalters fast auf allen Gebieten die romanischen Nationen den vornehmsten Rang einnehmen, ist ja einleuchtend. Während Italien in seiner politischen Zersplitterung sich zur ersten Kulturmacht erhob und zugleich die geistliche Leitung der Christenheit wie ein Privilegium der Nation zu behaupten wußte, legten Frankreich und Spanien den Grund des modernen centralisirten Staats, erschlossen Portugal und Spanien eine neue Welt; auch die burgundische Kultur mit ihrer Restauration des Rittertums und ihrem höfischen Beamtenstaat ist wesentlich romanisch. Ein ganz neues und kraftvolles Element brachte das Eintreten der Spanier in die allgemeine Bewegung Europas. Die Völker und Staaten der pyrenäischen Halbinsel hatten viele Jahrhunderte hindurch ein Sonderdasein geführt, ausgefüllt vom unablässigen Kampf gegen die Ungläubigen und unter einander selbst. Jener Enthusiasmus des heiligen Kriegs, der die arabischen Gottesstreiter beseelte, wirkte ansteckend auf ihre christlichen Gegner; sie wurden sozusagen christliche Moslims, mit der vollen Aufopferung und Hartherzigkeit des Islam. Im Rassen- und Glaubenskrieg erlangten sie eine Schulung der angebornen Kraft und List, womit sie eine Zeit lang als die Meister aller militärischen und diplomatischen Kunst dem übrigen Europa imponiren konnten. Mit Recht hat Döllinger hervorgehoben, wie selbst das spanische Idealbild des volkstümlichen Helden, des Cid Campeador, durch häßliche Züge von Untreue und Betrug entstellt ist. Aber es steckte eine unerschöpfliche Energie in dem spanischen Blut, wenn es einmal für eine Sache erhitzt war. Reinheit der Abstammung und des Glaubens war in einer jahrhundertelangen Kreuzzugsstimmung diesem Volke gleichsam zur unentbehrlichen Lebensluft geworden; sie hatten ihren großen Kampf ohne Zutun der übrigen Christenheit durchgefochten und sahen

auf jeden Ausländer fast mit der gleichen Geringschätzung herab, wie auf die überwundenen Morisken. Dabei waren sie, namentlich die Castilianer, bei aller Habgier arbeitsscheu, um so zugänglicher für alle Unternehmungen, die zugleich ihren ritterlichen Neigungen und ihrem Durst nach Reichtum Befriedigung verhießen. San Jago, der auf weißem Roß in der Schlacht einhersprengte und den Sieg der Christen entschied, war der rechte Heilige eines Kriegervolkes. Der europäische Ruf seiner Kirche zu Compostella, das Zuströmen aller Nationen zu ihrem Apostelgrab gab dem Stolz der Spanier willkommene Nahrung, noch ehe man auswärts sonst viel von ihnen sprach.

Auch während der langen Zerstückelung Spaniens und trotz der starken Gegensätze zwischen den Einzelstaaten erhielt sich das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit; schon im XII. Jahrhundert hatten mehrere Könige von Castilien den Titel eines Kaisers von Hispanien geführt. Aber erst im XV. Jahrhundert, als die beiden Kronen von Castilien und Aragon den auflösenden Kräften des Feudalismus eben zu erliegen schienen, gelang die Herstellung einer gewissen staatlichen Einheit. Denn einen wirklichen Einheitsstaat hat jene folgenreiche Verbindung beider Kronen, die im Jahr 1469 durch die Vermählung des Aragonesen Ferdinand mit Isabella von Castilien zu Stande kam, nicht geschaffen. Es bedurfte noch einer langen mühevollen Arbeit, bis die Doppelherrschaft der „katholischen Könige" Ferdinand und Isabella unversehrt in eine Hand übergehen konnte. Mit bewunderungswürdigem politischem Takt wußte Ferdinand, der Größere von beiden, jedes Mittel zur stärkeren Concentration der Staatsgewalt herauszufinden und zu handhaben. Das gefährlichste Element, der unbotmäßige Adel wurde durch die Städte gebändigt, ihre „heilige Verbrüderung" (Hermandad) in ein von der Krone geführtes Werkzeug der Justiz verwandelt, aber nach einer gründlichen Züchtigung der Herren rasch wieder abgedankt. So verwirklichte man hier einen politischen Gedanken, der in Deutschland mehr als einmal aufgetaucht, aber nicht festgehalten worden war. Das vormals an den Adel verschleuderte Krongut wurde mit unerbittlicher Härte zurückgefordert; fünfzig Burgen fielen allein in Gallizien. Dann wußte sich Ferdinand mit päpstlicher Hülfe die Administration der drei großen castilianischen Ritterorden von San Jago, Calatrava und Alcantara zu verschaffen und damit die Unabhängigkeit dieser mächtigen Körperschaften zu brechen. Nun stand die Krone selbst an der Spitze des gedemütigten Adels; zugleich legte sie die Hand auf die spanische Landeskirche, die in den wichtigsten Fragen der Verfassung und Verwaltung fast völlig von der Curie emanzipirt, aber dafür der Regierung unterworfen wurde. Schon während des Schismas hatte sich Castilien eine päpstliche Zusage erwirkt, daß alle spanischen Bistümer nur mit Spaniern besetzt werden sollten. Jetzt ließ sich Sixtus IV. im Jahr 1482 zu einem weiteren Zugeständniß treiben, das die Besetzung der höheren kirchlichen Stellen in Castilien ganz dem Gutbefinden der Krone überließ, und bald war dieses wichtige Recht auf ganz Spanien ausgedehnt. Die geistlichen Gerichte

wurden in ihre Grenzen gewiesen, die Cruzada, eine Kreuzzugssteuer, in den Staatssäckel geleitet, die päpstlichen Erlasse dem königlichen Placet unterworfen. Es nahte die Zeit, wo keine Macht der Christenheit dem heiligen Stuhl ihre staatliche Hoheit so empfindlich zum Bewußtsein brachte wie das strengkatholische Spanien. Im Jahr 1509 setzte König Ferdinand auf jede ohne seine Genehmigung erfolgte Publikation päpstlicher Bullen, die den Amtskreis der Inquisition berührten, die Todesstrafe. Denn auch dieses höchste Machtmittel der Kirche war in Spanien der Verstaatlichung anheimgefallen. Man hatte im Jahr 1478 die päpstliche Einsetzung eines besonderen geistlichen Gerichts erlangt, dessen Spitze sich gegen die neubekehrten Juden und Mauren richten sollte. Aber dieses geistliche Gericht wird zur politischen Institution, zu einer Behörde, deren Vorstände und Beamte der König ernennt und controlirt, die in innigster Verbindung mit dem königlichen Staatsrat und außerhalb jeder päpstlichen Beeinflussung steht, deren Confiskationen der Krone zu Gute kommen. Jene widerliche Heuchelei, womit die kirchlichen Ketzergerichte den Verurteilten dem weltlichen Arm zu milder Bestrafung empfahlen, fehlte auch dem heiligen Offizium nicht; die furchtbare Energie, womit es schon in den ersten Zeiten seines Bestehens gegen zweitausend Menschen dem Feuertod überantwortete, erregte anfangs Entsetzen und wohl auch Widerstand. Aber es hat stets seinen zugleich strengkirchlichen und streng nationalen Charakter zu wahren gewußt und ist dadurch allen Ernstes populär geworden. Denn die Inquisition war ja ursprünglich nur die in rechtliche Formen gekleidete Fortsetzung des altspanischen Rassen- und Glaubenskrieges; daß sie nachmals dem staatlichen Absolutismus als nie versagende Waffe, als eine Art von Wohlfahrtsausschuß gedient und namentlich die Reichen und Mächtigen aufs Korn genommen hat, mußte den unteren Klassen imponiren und zusagen.

Neuerdings hat man die Einrichtung der spanischen Inquisition als wesentliches Moment einer Wiederbelebung des kirchlich religiösen Geistes aufgefaßt, die unter den katholischen Königen angebahnt und namentlich von dem größten Prälaten seiner Zeit, dem Cardinal und Erzbischof von Toledo Jimenez mit der vollen Kraft einer reich begabten Persönlichkeit gefördert worden ist. Aber von einer spanischen Reformation kann doch höchstens in dem Sinne gesprochen werden, daß hier der Katholizismus des Mittelalters mit seinem mönchischen Idealismus und seiner Negation aller Gewissensfreiheit die sicherste Zufluchtstätte gefunden, daß er sich in der spanischen Atmosphäre reiner erhalten und für den bevorstehenden Kampf mit der wirklichen Reformation bessere Kräfte gesammelt hat als an der verweltlichten und italianisirten Curie. Was damals in Spanien die religiös gesinnten Geister bewegte, geht nicht über die Besserungsversuche hinaus, wie sie uns bereits in Deutschland begegnet sind; auch hier finden wir die Reformation der Klöster, die strengere Controle über Bildung und Sittlichkeit des Weltklerus, die Übersetzung der Bibel in die Landessprache, die Pflege der kirchlichen Wissenschaft neben der vorsichtigen Begünstigung eines zahmen Humanis-

mus, alles in allem nicht Reformation, sondern Restauration des längst Vorhandenen. Die neue Blüte des Thomismus in der spanischen Theologie enthielt doch den kräftigsten Protest nicht allein gegen die letzte Entwicklung der Scholastik, sondern auch gegen jede geistige Bewegung, die über das kirchliche System des XIII. Jahrhunderts hinaus wollte. Wirklich neu und eigenartig war eben nur jener Cäsaropapismus, jene Vereinigung staatlicher und kirchlicher Gewalt, wie sie schärfer als irgendwo in dem heiligen Offizium zum Ausdruck kam. Wie wenig dabei oft das religiöse Bedürfniß und die kirchliche Würde Berücksichtigung fanden, zeigt die Tatsache, daß dreimal nach einander der erzbischöfliche Stuhl von Saragossa zur Versorgung von Bastarden dienen mußte.

Es hat überhaupt alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß, so aufrichtig fromm Isabella war, bei König Ferdinand die kirchlichen Fragen nur nach ihrer politischen Bedeutung in die Wagschale fielen. Ohne die plötzliche Erhebung Spaniens zur Großmacht hätte auch seine religiöse Eigenart für Europa kaum viel zu bedeuten gehabt. Aber der König verstand es, wie sein Bewunderer Macchiavelli sagt, immer etwas Großes zu beginnen und seine Untertanen in fortwährender Spannung zu erhalten, so daß sie zu ernstlicher Opposition gar keine Zeit fanden. Den ersten bedeutenden Erfolg seiner auswärtigen Politik brachte das Jahr 1492 mit der Übergabe von Granada; das letzte maurische Reich im Süden der Halbinsel war erlegen, das Lebenswerk des mittelalterlichen Spanien vollbracht. Die unbarmherzige Austreibung der Juden aus Spanien und Portugal bildete das Nachspiel und zeigte dem zunächst noch geschonten Rest der Mohammedaner, was ihrer wartete. Schon ließ Jimenez den Koran und andere religiöse Bücher zu vielen Tausenden verbrennen; seine Gedanken flogen hinüber nach Nordafrika und wirklich setzte sich im Jahr 1509 der greise Kirchenfürst an die Spitze einer Expedition, der die Eroberung von Oran glückte. Unendlich wichtiger aber als die afrikanischen Aussichten wurde für Spanien gleich nach dem Fall von Granada ein kühnes Unternehmen, das unter dem besonderen Schutz der Königin Isabella ins Leben trat. Am 12. Oktober 1492 landete Columbus als castilianischer Admiral mit seiner kleinen Flotte an einer der westindischen Inseln. Der atlantische Ozean war kein unüberwindliches Hinderniß mehr; ein unermeßlicher Blick öffnete sich in die Zukunft. Zunächst schien Spanien, im Besitz einer neuen Welt, deren Grenzen noch niemand zu stecken vermochte, mit einem Schlag weit über das eben erst erreichte Maß einer europäischen Großmacht hinauszuwachsen. Zwar hatten die Portugiesen bereits einen Vorsprung gewonnen, indem in den letzten hundert Jahren durch ihre Entdeckungsfahrten die afrikanische Westküste bis zum Kap der guten Hoffnung allmählich bekannt geworden und der östliche Seeweg nach Indien vorgezeichnet war. Aber diese langsamen Erfolge wurden durch das Auftauchen eines großen transozeanischen Erdteils rasch überflügelt; obwohl die Portugiesen das allgemeine und auch von Columbus erstrebte Ziel, Indien, kurz nach der Ent-

deckung von Amerika wirklich erreichten, so hatten doch kraft der päpstlichen Demarkationslinie, die im Jahr 1493 den Globus in eine portugiesische und eine spanische Hälfte zerschnitt, die Spanier sich mit der westlichen Hemisphäre den Löwenanteil gesichert. Man kann nicht eben sagen, daß sie die ihnen zugefallene Riesenaufgabe auch ihrerseits wahrhaft großartig erfaßt hätten. Worauf es ihnen ankam, das erhellt bereits aus den Äußerungen des Columbus, ihres italienischen Pfadfinders. Gewaltsame Verbreitung des Christentums und Ermittelung reicher Goldquellen, unter diesen Gesichtpunkten wurden vorerst die neuen Erwerbungen betrachtet und behandelt. Der Fanatismus und die Habgier des alten Spanien würden sich auf dem neuen kolossalen Schauplatz geradezu erbärmlich ausnehmen, wäre nicht als ein edleres Element der ritterliche Zug der Nation hinzugetreten. So erwuchs drüben unter bewunderungswürdigen Kämpfen ein Geschlecht von Heroen, deren furchtbare Willenskraft und Standhaftigkeit uns zuweilen selbst ihre tierische Wildheit vergessen läßt. Eine Handvoll Menschen, vom Mutterland und von der Regierung in verschwindend geringem Maße unterstützt, hat hier in wenigen Jahrzehnten der Krone Spanien ein Weltreich erobert.

Man ließ sie gewähren, denn bei aller Begeisterung für das neue Spanien und seine Helden gab es ohne Zweifel für das Mutterland damals näherliegende Fragen. Es galt doch vor allem in Europa Stellung zu nehmen. Ferdinand der Katholische war Meister der äußeren Politik wie der Regierungskunst, aber er vermochte in diesem Gewirre von Interessen und Zufälligkeiten keineswegs immer zu erreichen, was er ursprünglich geplant hatte; genug, daß er auch unerwarteten Wendungen gegenüber stets gewappnet, daß beim Scheitern eines Projekts bereits für Deckung durch anderweitige Combinationen gesorgt war. Als ein solcher Rückhalt muß z. B. die Verbindung mit Habsburg-Burgund bezeichnet werden. Denn in erster Linie sollten die Familienbande, die Ferdinand und Isabella knüpften, einer Vereinigung der spanischen Krone mit Portugal, einer Herstellung des pyrenäischen Reiches dienen. Aber jedesmal wurden diese Hoffnungen durch den Tod vereitelt. Es starb der portugiesische Infant Alfonso noch als Bräutigam der spanischen Isabella (1491); sie reichte dem König Manuel selber die Hand und der kleine Prinz Miguel, an dessen Geburt sie starb (1498), schien nach dem Tode des spanischen Tronerben zur sicheren Succession in den drei Reichen berufen zu sein. Schon huldigten ihm die Cortes von Castilien und Aragon, aber am 20. April 1500 folgte das Kind seiner Mutter ins Grab. Obwohl sich nun Manuel von Portugal mit seiner Schwägerin Maria verlobte, mußte doch jetzt die portugiesische Anwartschaft vor der habsburgischen zurücktreten, denn vor dem Tode jenes portugiesischen Infanten hatte Doña Juana ihrem Gemahl Erzherzog Philipp einen Erben geschenkt. Nun begann aber ein langes und künstliches Intriguenspiel, wodurch der alte König Ferdinand Spaniens Selbständigkeit und namentlich seine eigene Herrscherstellung gegen die Ansprüche der Habsburger zu wahren suchte. Auf die einzelnen

Phasen des bald offenen bald verdeckten Kampfes zwischen Habsburg, Spanien und Frankreich, auf die zahlreichen Versuche, das, was man früher als Christenheit politisch zusammengefaßt hatte, in eine neue Ordnung zu bringen, kann hier nicht eingegangen werden. Das System von Bündnissen und Familienverträgen, woran man unverdrossen baute, wurde unter dem mächtigen Druck des augenblicklichen Bedürfnisses unaufhörlich verschoben, eingerissen, von vorn angefangen. Denn noch bildeten Habsburg und Spanien nichts weniger als ein politisches Ganzes, vielmehr hat Ferdinand alles versucht, um die habsburgische Nachfolge in Spanien zu durchkreuzen. Er, der ursprünglich die Habsburger nur von seiner Politik abhängig, durchaus nicht zu Herren Spaniens hatte machen wollen, sah sich diese Familienverbindung über den Kopf wachsen. Kurz nach dem Hinscheiden seiner Gemahlin Isabella († 1504) griff er wie wir sahen zu dem für Spanien lebensgefährlichen Mittel einer neuen und zwar einer französischen Vermählung, wobei er die Verlobung seines Enkels Karl mit der Tochter Ludwigs XII. rückgängig machte und den Franzosen den Heimfall des halben Königreichs Neapel in Aussicht stellte. Dies konnte nur die Sympathien für ihn vermindern und seinem Schwiegersohn Philipp den Boden ebnen. Im Jahr 1506 fielen fast alle castilianischen Granden dem Habsburger zu; König Ferdinand mußte Castilien völlig aufgeben. Freilich starb Philipp schon im September des gleichen Jahres, aber sein Vater der römische König war nicht gewillt, die Zukunft seiner Enkel dem Gutdünken Ferdinands zu überlassen. Die Pläne der beiden Großväter standen im schroffsten Gegensatz zu einander. Am Schwersten erschienen die habsburgischen Hoffnungen bedroht, als Ferdinand im Jahr 1509 wirklich noch einen Sohn erhielt, aber das Kind starb unmittelbar nach der Geburt. Nun beschied sich Ferdinand mit dem Projekt, die ungeheuere Ländermasse, die einmal den Habsburgern zufallen mußte, wenigstens zwischen seinen beiden Enkeln Karl und Ferdinand derart zu teilen, daß Letzterem ein spanisch-italienisches, dem Ältesten ein deutsch-niederländisches Reich zugefallen wäre. Zugleich dachte er durch eine Verbindung des jüngeren Prinzen Ferdinand mit einer französischen Prinzessin den drohenden Konflikt der habsburgischen Dynastie mit dem Haus Valois beschwören zu können. Im Hintergrund standen freilich höchst persönliche Interessen; der alte Herrscher fürchtete durch die Ansprüche seines älteren Enkels von Neuem aus seiner spanischen Machtstellung gedrängt zu werden. Aber Kaiser Maximilian hielt bei aller Zerfahrenheit seiner Politik doch an dem großen Gedanken fest, die immer wachsende Habsburgische Erbschaft in eine Hand zu legen. Daß Ferdinand einen Tag vor seinem Tode († 23. Januar 1516) sich dem kaiserlichen Wunsch bequemte und sein Testament zu Gunsten Karls änderte, geschah unter dem Druck der gewaltigen Erfolge, die den jungen König Franz von Frankreich wie mit einem Schlag zum Herrn der Situation zu machen schienen. Soviel war gewiß, den unvermeidlichen Entscheidungskampf mußte die spanisch-habsburgische Macht mit gesammelten Kräften aufnehmen, denn auch der

französische Ehrgeiz suchte auf den italienischen Schlachtfeldern nicht nur die Herrschaft über einen Teil der Halbinsel, sondern die Hegemonie über Europa.

In anderer Weise als die Spanier hatten die Franzosen die gleiche Überzeugung von einer Superiorität ihrer Nation über die andern erlangt. Nicht minder kriegerisch angelegt, voll stolzer Erinnerungen an die Kreuzzüge, an die französischen Fürstenhöfe im Orient und in Griechenland, fühlten sie sich dabei als die eigentlichen Schöpfer und Pfleger der geistlich-ritterlichen Kultur. Nicht ohne Grund hat im XII. Jahrhundert ein feiner Beobachter, Johann von Salisbury, die Franzosen als die civilisirteste Nation gepriesen. Aus der furchtbaren Krisis des hundertjährigen Kriegs, der Kämpfe mit England und Burgund, erhob sich ein wahrhaft nationales Königtum. Während die spanischen Reiche noch getrennt und dem Anschein nach in innerer Auflösung begriffen, während England vom entsetzlichsten Bürgerkrieg zerfleischt und das deutsche Reich in völlige Ohnmacht gesunken war, konnte bereits Karl VII. jene berühmten Ordonnanzen (1439) erlassen, die der französischen Krone die Verfügung über ein stehendes Heer und eine ständige direkte Steuer zusprachen und mit Recht als eine förmliche Grundlegung des modernen Staats betrachtet worden sind. Allerdings hatte sein Sohn und Nachfolger Ludwig XI., als Politiker Ferdinand dem Katholischen vollkommen ebenbürtig, noch harte Proben zu bestehen, bis die Monarchie vor der Unbotmäßigkeit der großen Vasallen und insbesondere vor dem gefährlichen Ableger des französischen Königshauses, dem burgundischen Nachbarstaat einigermaßen gesichert war. Ludwig vermochte nicht wie Ferdinand sein Ziel allein mit einheimischen Kräften zu erkämpfen; hauptsächlich der Verbindung mit der Eidgenossenschaft dankte die französische Krone ihre Rettung aus den dringendsten Gefahren. Daß die großen Fürstenhäuser des Reiches rasch nach einander ausstarben, war eine unberechenbare Nachhülfe des Glücks. Und friedlicher als in Spanien oder auch in Deutschland gestaltete sich dann das Verhältniß der Stände, des Klerus, Adels und Bürgertums. Von einer bedrohlichen Gährung in den unteren Klassen ist hier nichts zu spüren; in der Leichtigkeit, womit das Aufsteigen von einem Stande in den nächsthöheren erfolgen konnte, sah ein italienischer Politiker das glücklichste Schutzmittel gegen jede ernste soziale Unzufriedenheit. Eine Reihe von obersten Gerichtshöfen, die Pflanzschule eines einflußreichen Amtsadels, sorgte für das Bewußtsein der Rechtssicherheit, das in Deutschland so schmerzlich vermißt wurde. Mit Rücksicht auf diese Parlamente erklärte Macchiavelli Frankreich für eine Art von Musterstaat, in welchem eine starke Monarchie am Glücklichsten mit der Achtung vor dem Gesetz vereinigt sei. Von einer übermäßigen Centralisation, von einer „viehischen Servitut“ konnten allenfalls deutsche Zeitgenossen reden, denen jede auf Kosten irgendwelcher Privilegien gewonnene staatliche Organisation ein Gräuel war. Tatsächlich hat Ludwig XI. die Eigenart der verschiedenen Teile des Reichs möglichst geschont. Aber freilich nach außen erschien die französische Nation geeinigt und auf den Wink ihres Königs ge-

wärtig, zumal wenn der königliche Wille auf Mehrung des Reichs und des nationalen Ruhms gerichtet war. Der Gedanke, daß die Kaiserkrone auf Frankreich übergehen müsse, lebte in den Köpfen; hatte doch schon Philipp III. mit Rudolf von Habsburg rivalisirt, Philipp IV. seinen Bruder Karl von Valois nach dem Tod Albrechts I. als Troncandidaten aufzustellen versucht. Als im XIV. Jahrhundert die Franzosen das Papsttum nicht mehr aus der Hand geben wollten, schrieb einmal Papst Urban VI., diese Nation würde am liebsten nicht nur Papsttum und Kaisertum, sondern die Weltmonarchie für sich fordern. Die nächsten Gegenstände französischer Eroberungslust lagen natürlich in Deutschland und Italien. Es entsprach gewiß nur einem allgemeinen und berechtigten Zug zu großen nationalen Bildungen, wenn etwa Lyon oder die Provence, die ja von Rechtswegen Glieder des heiligen römischen Reichs waren, zu dem stammes- und sprachverwandten Frankreich geschlagen wurden. Aber die Franzosen dachten so wenig wie vormals die Deutschen sich mit solchen Elementen von natürlicher Zugehörigkeit zu begnügen; gleichzeitig mit dem festeren Zusammenwachsen der Nationen spukte immer noch das alte Gelüste, nur möglichst viel, gleichviel welcher Herkunft, unter eine Krone zu bringen. Karl VII. und sein Sohn nahmen im Jahr 1444 gestützt auf das Prinzip der natürlichen Grenzen das linke Rheinufer für Frankreich in Anspruch. Bei der kläglichen Ohnmacht des Reichs war für Deutschland die vorübergehende Erhebung der burgundischen Monarchie ein wahres Glück; diese vom französischen Königshaus abgezweigte jüngere Linie wurde zur rechten Erbfeindin der Valois und schob sich mit ihrem raschen Wachstum zwischen Frankreich und Deutschland, beide bedrohend. Nach dem Ausgang Karls des Kühnen gelang es Ludwig XI. doch nicht das gesammte Erbe dieser betriebsamen burgundischen Staatskunst an sich zu reißen; Frankreich mußte sich im Frieden zu Senlis (1493) mit dem Herzogtum Burgund begnügen. In der nächsten Zeit kehrte sich dann die Aufmerksamkeit der Franzosen mehr von der burgundischen Erbschaft ab und richtete sich nach Italien, nach dem alten Reich der Normannen und der Anjous. Mit der ganzen Phantastik des Mittelalters sah sich Karl VIII. bereits als den erwählten Helden der Christenheit, in Konstantinopel und Jerusalem. Die Eroberung von Neapel sollte der erste Schritt zur französischen Weltherrschaft sein.

Hier trafen aber die französischen mit den spanischen Interessen auf das Empfindlichste zusammen. In Süditalien hatten die Aragonesen, aus ihrer spanischen Abgeschiedenheit heraustretend, seit dem Ende des XIII. Jahrhunderts Fuß gefaßt. Sizilien und Sardinien gehörten dem Hauptstamm der Krone Aragon; der große Alfonso V. († 1458) hatte seinen übrigen Kronen die von Neapel hinzugefügt, aber seinem Bastard Ferdinand hinterlassen. Gegen diese illegitime Dynastie suchte nun Karl VIII. das alte Recht der Anjous geltend zu machen. Sein italienischer Feldzug im Jahr 1494 führte ihn siegreich durch die Halbinsel nach Neapel, aber hinter dem Rücken des Siegers erstand eine Liga von italienischen und ausländischen Mächten,

deren Seele trotz eines kürzlich mit Frankreich geschlossenen Bündnisses Ferdinand der Katholische war. Karl VIII. mußte weichen; die französische Politik gab deshalb Italien keineswegs auf. Nur setzte sein Nachfolger Ludwig XII., Sohn des Herzogs von Orleans, zunächst auf einem andern Punkte ein; die alten Ansprüche der Visconti, von denen Ludwig durch seine Großmutter abstammte, wurden hervorgesucht, um die Sforza aus Mailand zu vertreiben, wo sie seit 1450 herrschten. Herzog Lodovico der Mohr, ein echter Sohn der Renaissance, der aber sein politisches Hazardspiel mit allzugroßer Verwegenheit betrieb, büßte dafür, daß er zuerst die Franzosen über die Alpen gerufen hatte. Im September 1499 war Mailand französisch; auch Genua beugte sich dem Sieger. Es war der Augenblick, als Maximilian sich in seinen unglücklichen Krieg mit den Eidgenossen verwickelt hatte. Bei der unvermeidlich gewordenen Teilung Italiens, dessen einheimische Gewalten durch Uneinigkeit gelähmt waren, schien Frankreich den Löwenanteil sicher zu haben. Da wußte der alte spanische Fuchs die Franzosen aufs Neue gründlich zu prellen. Während scheinbar ganz Europa für einen Kreuzzug gegen die Türken, zum Schutz Italiens in Bewegung gesetzt wurde, vertrugen sich Spanien und Frankreich über eine Teilung Neapels; gleichzeitig stellte die Verlobung zwischen Ferdinands Enkel, dem einjährigen Prinzen Karl, und Claudia der Tochter Ludwigs XII. eine weitere Lösung der italienischen Frage in Aussicht, denn bei der Vermählung sollte einst dem jungen Paar das Herzogtum Mailand zufallen. Als Neapel mit leichter Mühe dem illegitimen Aragonesen Federigo entrissen und in den Händen der Verbündeten war, kam es in kürzester Frist unter den neuen Herren zum Streit. Der große Kapitän der Spanier, Gonzalo de Cordova, behielt schließlich mit seinem unerschütterlichen Fußvolk das Feld. Ferdinand der Katholische war und blieb König beider Sizilien.

Seither concentrirten sich die Züge und Gegenzüge der europäischen Politik anderthalb Jahrzehnte hindurch hauptsächlich auf Oberitalien. Einen ganz wesentlichen Einfluß übte die im Jahr 1503 erfolgte Erhebung des Cardinals Rovere auf den heiligen Stuhl. Nachdem Alexander VI. eben in dem Augenblick gestorben war, als er seinem Sohn Cäsar vornehmlich mit französischer Unterstützung ein mittelitalienisches Königreich zu schaffen dachte, fiel das Papsttum in die Hand eines Politikers, der sich nicht die Versorgung von Kindern und Verwandten, sondern die Sicherung des Kirchenstaats als Hauptaufgabe stellte. Julius II., von den Italienern als Patriot gefeiert, hatte doch vor allem die Interessen seiner weltlichen Herrschaft im Auge, als er im Widerstreit der großen Mächte kühn die Initiative ergriff. Seiner Anregung entstammt jene Liga von Cambrai (1508), die gegen die Republik Venedig Frankreich, Spanien, den Kaiser und den Papst, natürlich unter dem frommen Vorwand eines Türkenkriegs, bewaffnete. Die stolzeste Signorie der Welt, in der Levante durch die osmanische Macht zurückgedrängt, hatte sich auf italienischem Boden nach Ersatz umgesehen und rücksichtslos zugegriffen,

im Mailändischen wie in Friaul, in der Romagna, an der apulischen Küste. Auch in kirchlichen Fragen war die Curie mehr als einmal auf den unbeugsamen Trotz dieser selbstherrlichen Aristokratie gestoßen, die in unverhülltem Hochmut auf alle Nichtvenezianer herabsah und ohne jeden Skrupel sich mit den Türken auf guten Fuß zu stellen suchte. Es sah beinahe wie eine Art Kreuzzug aus, als eine Coalition monarchischer Gewalten sich gegen die gottlosen Republikaner, die weder Christen noch Türken seien, in Bewegung setzte. In den süddeutschen Reichsstädten teilte man den Haß des Kaisers gegen das Krämervolk von S. Marco keineswegs; während Maximilian, von Frankreich angereizt, von einer völligen Zerstörung der Stadt Venedig träumte, ließ man in Schwaben Truppenwerbungen für die Signorie vor sich gehen. An der überraschenden Widerstandskraft des schwer bedrängten Staats, an der Treue seiner festländischen Untertanen und an der geheimen Zwietracht der Gegner scheiterte der Angriff, doch verlor die Republik ihre Erwerbungen in der Romagna und in Apulien. In raschem Wechsel fanden sich der Papst, Spanien und England mit Venedig in der sogenannten „heiligen Liga“ zusammen (1511), während Maximilian hartnäckiger als sonst an seinem Bündniß mit Frankreich festhielt, um es freilich dann zu verlassen, als die Franzosen eben gegen Rom vordrangen. In der Schlacht von Ravenna (April 1512) zahlten die Franzosen ihren Sieg mit dem Verlust des tapfern Führers Gaston de Foix; das kleine antipäpstliche Concil, das sie erst in Pisa (1509) und später in Mailand vereinigt hatten, wurde durch die Eröffnung eines päpstlichen Concils im Lateran vollends zu nichte gemacht und Mailand selbst kam in die Gewalt der Schweizer, die den Sohn des vertriebenen Herzogs Lodovico, Massimiliano Sforza zurückführten. Wer eigentlich allein Vorteil aus den jahrelangen blutigen Kämpfen zog, war Julius II. Der Kirchenstaat wurde nicht nur in seiner bisherigen Ausdehnung wieder hergestellt, sondern durch Modena, Reggio, Parma und Piacenza vergrößert. Dagegen kam es dem Papste trotz seines angeblichen italienischen Patriotismus nicht darauf an, dem Kaiser, an dessen Beitritt zum lateranischen Concil ihm viel gelegen war, venezianische Städte wie Verona und Vicenza preiszugeben und dadurch die Republik an die Seite Frankreichs zu treiben. Aber der Stern Frankreichs war im Sinken; noch im Jahr 1512 entriß Spanien mit englischer Unterstützung den Franzosen die südliche Hälfte des Königreichs Navarra und im nächsten Jahr wurden sie von den Schweizern bei Novara, vom Kaiser und den Engländern in der „Sporenschlacht“ bei Guinegate geschlagen. Ihre Bundesgenossen die Venezianer erlagen bei Bassano, die Schotten, die in England eingedrungen waren, bei Floddenfield.

Seit langer Zeit waren die Aussichten der Habsburger nicht so glänzend gewesen, wie damals. Aber Frankreich wich nur für den Augenblick zurück, ohne Italien aus den Augen zu verlieren. Ludwig XII. hatte sich mit dem Papst, mit Spanien und England vertragen und dachte eben wieder über die Alpen zu gehen, als ihn der Tod überraschte (1. Januar 1515). Die

Krone fiel an seinen jungen Vetter Franz von Angoulême, der sogleich den Titel eines Herzogs von Mailand annahm und in Italien keinen Julius II. mehr zu fürchten hatte. Der neue Papst, Leo X., baute freilich auf seine echt mediceische Schlauheit, kraft deren er aus dem Widerstreit der großen Weltmächte ein mittelitalisches Reich für seinen Bruder Julian in Sicherheit zu bringen hoffte, aber diese musterhaft treulose und ehrlose Politik wurde zunächst durch das stürmische Vorgehen des jungen Königs über den Haufen geworfen. Am 13. und 14. September 1515 fielen die Würfel bei Marignano; es war nach der Versicherung eines alten Kriegsmannes ein „Gigantenkampf", gegen den die Schlachten der jüngstvergangenen Zeit wie Kinderspiel erschienen. Dieser Sieg über die allgefürchteten Schweizer zerstörte zunächst einen Teil der Errungenschaften Julius' II.; Parma und Piacenza mußte der Kirchenstaat an Mailand herausgeben. Dennoch wußte der geriebene Papst mit dem jungen Sieger fertig zu werden; sie verständigten sich zu Bologna über die Beseitigung der pragmatischen Sanktion durch ein Konkordat, welches dem König die Besetzung der französischen Bistümer und Abteien, dem Papst den Bezug der Annaten zusprach, und Leo erhielt außerdem Frankreichs Garantie für den Kirchenstaat und die Herrschaft seiner Familie in Florenz sowie freie Hand für die ganz rechtswidrige Verjagung des Herzogs von Urbino, eines Rovere, dessen Staat er für seinen Neffen Lorenzo einzog. Dies hinderte ihn freilich nicht, den Kaiser, der im Jahr 1516 einen letzten italienischen Feldzug gegen Frankreich und Venedig wagte, mit Geld und Truppen zu unterstützen. Aber Maximilians Unternehmen fand bekanntlich damit ein rasches Ende, daß der kaiserliche Feldherr plötzlich wieder über die Alpen zurückzog und seinerseits mit dem französischen Gegner Fühlung suchte.

Daß Franz I. seinen gewaltigen Sieg nicht sogleich energisch verfolgte, zeigt doch deutlich, wie wenig er sich im Rücken sicher fühlte. Damals begann auf die europäischen Verwickelungen eine Macht mehr und mehr Einfluß zu gewinnen, deren klug geleitete Politik dazu berufen schien die mit König Ferdinands Tod entstandene Lücke auszufüllen. Bisher hatte die überlegene Staatskunst des Aragonesen jeder ernsthaften Beeinträchtigung des Gleichgewichts zwischen den Mächten der Christenheit die Spitze abgebrochen und in dem fortwährenden Wechsel der Bündnisse und Feindschaften bald hier bald dort nachhelfend oder abschwächend eingegriffen. Jetzt übernahm England die Rolle gleich einer Vorsehung über den continentalen Wirren das Zünglein der Wage zu regieren. Rascher noch als Frankreich und Spanien hatte sich der Inselstaat aus der ärgsten inneren Zerrüttung zu der gefestigten Ruhe eines straff monarchischen Regiments emporgearbeitet. Im Jahr 1485 endigte die Schlacht bei Bosworth und der Untergang Richards III. jene dreißigjährige Vendetta der großen Geschlechter, in deren Verlauf fast das ganze Königshaus und ein guter Teil der hohen Aristokratie vernichtet worden war. Heinrich Tudor, durch seine Großmutter, die Wittwe König Heinrichs V., mit den Lancasters verbunden, mit Elisabeth von York vermählt, brach die

Unbotmäßigkeit des Adels durch den furchtbaren Gerichtshof der Sternkammer, auch eine Art von königlichem Wohlfahrtsausschuß, dessen Mitglieder durch dieselbe Unverletzlichkeit geschützt wurden wie die Majestät selber. Das Parlament trat völlig in den Hintergrund; trotzdem und trotz eines nicht geringen Steuerdrucks gewöhnte sich das englische Volk an ein Regiment, das ihm die lang entbehrte Ruhe sicherte. Schon unter Heinrich VII. begann es seinen Kampf gegen die drückende Herrschaft der Hansa; es war ein Vorzeichen der kommenden englischen Handelsgröße, als im Jahre 1497 der Venezianer Cabot unter englischem Banner an der Küste von Nordamerika landete. Die junge spanische Monarchie suchte eben damals engste Verbindung mit der neuen englischen Dynastie, wie sie mit Portugal und mit Habsburg angebunden hatte. Es war die Besorgniß vor Frankreich, die zu solchen Annäherungen trieb. Ferdinands jüngste Tochter Katharina wurde 1501 dem Prinzen von Wales Arthur vermählt, nach dessen frühzeitigem Hinscheiden (1502) mit dem neuen Thronfolger Heinrich verlobt, ohne daß sich doch Heinrich VII. ganz in die Hände Spaniens gab. Als er starb (1509), vollzog der junge König Heinrich VIII. sofort seine Vermählung mit der Infantin und die folgenden Jahre sahen ihn unter den Gegnern Frankreichs, aber schon 1514 vermählte er seine Schwester Maria mit König Ludwig XII. Die plötzliche Wiedererhebung Frankreichs durch Franz I. drängte dann zur Zusammenfassung aller nichtfranzösischen Elemente. In diesem Augenblick starb Ferdinand der Katholische; weder sein jugendlicher Enkel noch dessen Ratgeber wären im Stande gewesen mit der Sicherheit und Autorität des Aragonesen aufzutreten. Damit war der englischen Politik im eigenen Interesse die schwierige Pflicht vorgezeichnet darüber zu wachen, daß die continentalen Machtverhältnisse nicht allzu einseitig verschoben würden. Der Leiter dieser Politik, Thomas Wolsey, Erzbischof von York, Cardinallegat und Lordkanzler, war seiner Aufgabe vollkommen gewachsen und dachte erst der Schiedsrichter Europas, dann Papst zu werden.

Die Verhandlungen und die sehr ephemeren Abschlüsse der nächsten Jahre, die wenigstens seit dem unglücklichen letzten Feldzug des Kaisers die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zwischen den Mächten hinauszuschieben dienten, machen eigentlich den Eindruck reiner Spiegelfechtereien, zumal wenn wir noch die Komödie des lateranischen Concils und des angeblichen Kreuzzugs gegen die Türken in Betracht ziehen. Zunächst schien im Jahr 1516 alles sich günstig für Frankreich anzulassen. Insbesondere der junge König Karl von Spanien oder vielmehr der Mann, der ihn beherrschte, Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres suchte zum Schrecken Englands und des Kaisers die französische Freundschaft mit einer Beharrlichkeit, die in dem Vertrag zu Noyon (13. August) ihr Ziel freilich um einen hohen Preis erreichte. Die französischen Ansprüche auf Neapel wurden auf Luise, die neugeborene Tochter Franz I., übertragen, mit deren Hand Karl diese Rechte als Mitgift erhalten sollte. Der junge Fürst war schon mehr als einmal verlobt gewesen, in



Cardinal Wolsey. Nach dem Kupferstich von J. Houbraken; (1698—1780).

seinem zweiten Lebensjahr mit einer Tochter Ludwigs XII., später mit Maria von England, die aber statt dieses jugendlichen Bräutigams den alten Franzosenkönig heirathen mußte, dann mit der zweiten Tochter Ludwigs XII., Renée, die auch diesmal wenigstens als Reservebraut für alle Fälle aufgehoben wurde. Eben so windig wie diese Bestimmungen des Vertrags war Karls Zusage die Königin von Navarra nach den Anforderungen der Vernunft zufrieden zu stellen. Es schadete nicht, daß im Oktober zur Abwechselung ein Bündniß gegen Frankreich zwischen Papst, Kaiser, Spanien und England abgeschlossen wurde. Im Dezember trat vielmehr der Kaiser zu Brüssel dem Vertrag von Noyon bei; wie er vor zwei Jahren Modena um 40 000 Dukaten dem Papst verkauft hatte, so verstand er sich jetzt dazu seine letzte italienische Eroberung, Verona, gegen 200 000 Dukaten an Venedig herauszugeben, wenn gleich zur Wahrung seiner Ehre nicht unmittelbar. Fast gleichzeitig war der Abschluß eines ewigen Friedens zwischen Frankreich und den Schweizern erfolgt, wovon dann freilich ein Teil der Kantone wieder zurücktrat, aber die Mehrheit blieb auf französischer Seite. So herrschten nunmehr unbestritten Frankreich und Venedig in Oberitalien. Denn der geheime Vertrag, worin Franz und Maximilian zu Cambrai (März 1517) eine Teilung fast des gesammten oberen und mittleren Italiens zwischen Frankreich und einem der kaiserlichen Enkel verabredeten, war nur eine französische Finte, wohl auf die bekannte Leichtgläubigkeit des Kaisers berechnet.

Noch einmal trat in diesem Augenblick scheinbar das Papsttum an die Spitze jener Christenheit, deren Name in Wirklichkeit ein bloßer Deckmantel für sehr verschiedenartige Interessen geworden war. Am 16. März 1517 schloß das lateranische Concil seine Sitzungen, die sich seit dem Mai 1512 hingezogen hatten, ohne einen andern nennenswerten Erfolg als die Beilegung des französischen Schismas herbeizuführen, das ja eigentlich auch nur politischen Motiven gedient hatte. Neben der Aufhebung der pragmatischen Sanktion von 1438 und der Bekräftigung der Bulle Unam sanctam wurde allerdings auch über die Reformation der Kirche verhandelt und z. B. die privilegirte Stellung der Mönchsorden zu Gunsten der bischöflichen Gewalt eingeschränkt, manche ältere Bestimmung über gewissenhafte Besetzung der Pfründen, über Diöcesansynoden erneuert. Aber im Ganzen und Großen blieben diese Reformdekrete eben so eine bloße Form, wie die Zusage Leo's X. in der von ihm beschworenen Wahlcapitulation, daß er die Curie an Haupt und Gliedern reformiren werde. Die einzige dogmatische Erklärung des Concils, wonach jeder Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele unzuläßig sein sollte, war allerdings als Protest gegen die heidnischen Anwandlungen der Renaissancephilosophie gemeint, machte aber doch in ihrer Fassung schon auf die Zeitgenossen den Eindruck einer Taktlosigkeit. Auch gegen die Druckerpresse wollte man die Kirche durch allgemeine Einführung einer geistlichen Büchercensur schützen. Es ist wie eine Art von weltgeschichtlicher Ironie, daß die feierliche Schlußrede eines italienischen Bischofs gerade das Evangelium als

den Urquell aller Lehre und Heiligkeit zu verherrlichen wagte; die evangelische Wahrheit zu verkünden seien alle Geschöpfe berufen — „das Evangelium, ich sage das Evangelium".

Es gemahnt an längst vergangene Zeiten, daß die Väter des Concils einen Kreuzzug der gesammten Christenheit gegen die Türken beschlossen und der Papst sich anschickte, an die Spitze dieses Unternehmens zu treten. Ein fünfjähriger Waffenstillstand sollte alle Streitigkeiten der Mächte sistiren, das Schiedsrichteramt dem Papst und den Cardinälen zufallen. Seltsam genug sah in der Nähe betrachtet die Herrschaft dieses Papstes aus, der sich seinen großen Vorgängern gleich den europäischen Staaten als Obmann aufdrängen wollte. Im Sommer 1517 hatte er einen Cardinal, der ihm nach dem Leben getrachtet, hinrichten lassen, ein paar Mitwisser aus dem hohen Collegium bis aufs Blut geschätzt, die Ernennung von einunddreißig neuen Cardinälen durchgesetzt, die ihm Hunderttausende von Dukaten eintrug. Die rasende Verschwendung des Papstes für seinen Haushalt, ein neuer Krieg mit dem verjagten Herzog von Urbino, die Vermählung des päpstlichen Neffen Lorenzo mit einer französischen Prinzessin, das alles verschlang unglaubliche Summen. Nun sollten die alten Mittel, Türkensteuer und Ablaß, herhalten. Alle Vernünftigen mußten im Grunde der Meinung König Heinrichs VIII. sein, der dem venezianischen Gesandten gegenüber den Türkenkrieg für ein Ding der Unmöglichkeit erklärte, „so lange unter den christlichen Mächten solcher Verrat herrscht, daß es ihr einziger Gedanke ist, sich gegenseitig zu verderben". Die Venezianer beeilten sich, einstweilen ihren Frieden mit der Pforte zu erneuern und den Sultan über den Gang der Kreuzzugsverhandlungen zu unterrichten. Wirkliches Interesse am Türkenkrieg hatte, wenn wir von den abenteuerlichen Wünschen des Kaisers absehen, wohl nur Franz I., aber es kam doch am 2. Oktober 1518 nur zu einem zunächst französisch-englischen Friedensbund und Scheinvertrag über den Kreuzzug, hinter dem sich die inzwischen vollzogene Annäherung Englands an Frankreich verbarg. Heinrichs VIII. Tochter Maria wurde mit dem kleinen Dauphin verlobt und das noch von England besetzte Tournai fiel gegen eine hohe Entschädigungssumme an Frankreich zurück. Nur zögernd erklärten Spanien und der Papst ihren Beitritt zu dem Friedensbund. Es war die Politik Wolsey's, die zunächst über alle kriegerischen Gedanken triumphirt und dabei wesentliche Vorteile für England erreicht hatte. Die vorausgegangenen Entwürfe und Vorschläge zum orientalischen Krieg behielten einen rein akademischen und für die Pforte ungefährlichen Charakter. Am Weitesten hatte sich auf diesem seinem Lieblingsfeld Maximilian herausgewagt. Das großartig phantastische Projekt, das er als Schirmvogt des heiligen Stuhls, Haupt der weltlichen Fürsten und „bester Kenner des Kriegswesens unter ihnen allen" in Anregung brachte, nahm einen dreijährigen Feldzug in Aussicht; er selbst wollte im ersten Jahr mit deutschen Landsknechten nach Afrika, im zweiten über Algier nach Alexandrien ziehen und im dritten mit den andern christlichen Heeren zusammen Konstantinopel und

das heilige Land erobern. Diese und andere Teilungen des osmanischen Reichs blieben natürlich auf dem Papier. Aber Papst Leo fand es immerhin angezeigt, sein Entzücken über die „wunderbare Einmütigkeit" der christlichen Mächte zu äußern und dem alten Kaiser durch einen Legaten den geweihten Helm und Degen überreichen zu lassen. Dies geschah am 1. August 1518 auf dem Reichstag zu Augsburg. Um den völligen Mißerfolg des päpstlichen Aufrufs an die deutsche Nation zu würdigen, müssen wir den Blick zurückwenden auf die innere Lage des Reichs, das von wildester Anarchie zerfleischt und der Fremdherrschaft entgegenreifend wirklich nicht in der Verfassung war, sich der Christenheit zur Verfügung zu stellen.

Es war eine Fiktion, wenn Papst und Kaiser sich geberdeten, als stehe man noch im Zeitalter Bernhards von Clairvaux und Friedrich Barbarossas. Aus den hohen Worten der beiden Häupter der Christenheit hörten die deutschen Reichsstände nur die Geldforderung heraus. Zum Reichstag von 1518 erschien eine anonyme Warnungsschrift an die deutschen Fürsten: Deutschland werde sich doch hoffentlich nicht durch diese elenden Kunstgriffe der Florentiner täuschen lassen; nicht in Asien, sondern in Italien habe man den Türken zu suchen; weder gegen die Ungläubigen noch für die neue Peterskirche, sondern nur für den Nepoten Lorenzo seien Zehnten und Ablaßgelder bestimmt. Aber auch die Absichten des Kaisers wurden in Zweifel gezogen. Der Cardinallegat Cajetan suchte vergebens durch die Behauptung zu wirken, der römische Stuhl wolle von der geforderten Steuer, dem Zehnten des Jahreseinkommens von den Geistlichen, dem Zwanzigsten von den Weltlichen, dem Fünfzigsten von den armen Leuten, ganz und gar nichts für sich haben, vielmehr die volle Verfügung den Deutschen überlassen. Daß der Kaiser die Verweigerer mit Acht und Bann bedrohte, konnte das Mißtrauen nur steigern. Die Eventualbewilligung der Stände, es solle für die nächsten drei Jahre jeder Communikant jährlich mindestens einen Zehntelgulden erlegen, sah wirklich aus wie ein Hohn auf die römische Forderung. Dafür bekam der Legat die unliebsamsten Dinge zu hören; es zeigte sich, daß die deutsche Nation zwar von dem Lateranconcil sehr wenig Notiz genommen, aber ihre alten Beschwerden gegen die Mißwirtschaft der Curie deshalb nicht vergessen hatte. Das schamlose Treiben der Kurtisanen, die mannigfaltigen Formen der Gelderpressung, Annaten, Palliengelder, Confirmationen, Expektanzen, Reservationen und wie sie alle hießen wurden in der Antwort der Stände und noch weit schonungsloser in einer Denkschrift des Bischofs und Klerus von Lüttich hervorgehoben und charakterisirt; Raub und Diebstahl nannten die Lütticher diese curiale Praxis, wodurch an Stelle so vieler trefflicher deutscher Männer Eseltreiber, Lotterbuben und Rabulisten zu den Pfründen gelangten. In der Erbitterung gegen Rom wenigstens schienen die deutschen Stände einig zu sein; die Sache Luthers, der ja während des

Reichstags vor Cajetan stand, übte wohl noch keinen unmittelbaren Einfluß auf die Versammelten, aber es war doch ein mahnendes Zusammentreffen. Und mit besonderem Nachdruck verwiesen die Stände auf die im Reich vorhandene Gährung, auf die gefährliche Stimmung des gemeinen Mannes, der in seinem unverkennbaren Notstand den fortwährenden Abfluß deutscher Gelder nach Rom scharf ins Auge zu fassen beginne. Kurz, die altertümliche Eintracht von Kaiser und Papst erlitt eine vollständige Niederlage.

Aber auch sonst mußte Maximilian am Ende seiner Tage die ganze Unsicherheit der durch alle Reformbemühungen wenig veränderten Zustände schmerzlich empfinden. In einer durch den Reichstag veranlaßten Schrift wiederholt damals Hutten die schon oft gehörte Klage: „Freiheit nennen wir es, um das Reich uns nichts zu kümmern, dem Kaiser keine Folge zu leisten und uns ungestraft alles zu erlauben.“ Die Anklage des Ritters ist natürlich vor allem auf die Fürsten gemünzt, aber in Wirklichkeit wetteiferten damals Fürsten und Ritter im offenen Trotz gegen alle Ordnungen des Reichs, während das Kammergericht soeben wieder ins Stocken geriet, weil Niemand dafür zahlen wollte. Der ewige Landfriede stand allerdings längst auf dem Papier, aber es fehlte an jeder Exekution, falls nicht Interessen mächtiger Stände in Frage kamen. So konnte sich gerade in der letzten Zeit Maximilians das schmähliche Räuberhandwerk des niederen Adels mit einer Freiheit bewegen, als wäre das sogenannte Fehderecht niemals eingeschränkt, geschweige denn aufgehoben worden. Aus diesen Kreisen und in solcher Schule erwuchs jener pfälzische Heros des absterbenden Rittertums, der sich vom gewöhnlichen Raubritter bis zum großen Condottiere heraufarbeitete und als gefürchteter Parteigänger in die wichtigsten Fragen der Nation gezogen wurde. Ein paar kühn aufgenommene Fehden, gegen die Stadt Worms und den Herzog von Lothringen, begründeten seinen Ruf, obwohl abgesehen vom Ausplündern und Totschlagen reisender Bürger und von entsetzlicher Verwüstung des flachen Landes militärisch nichts Besonderes dabei geleistet wurde. Er trotzte der Reichsacht, nahm Pension von Lothringen und von Franz I., dem er gegen jedermann, ausgenommen das Haus von der Mark, zu dienen gelobte. Vergebens suchte der Kaiser gegen den Ächter, dessen Frechheit immer mehr wuchs, die schwerfällige Maschinerie einer Reichsexekution in Gang zu bringen. Sickingen plünderte ungestört Kaufleute und Bauern, nahm, was er haben konnte, Waarenballen, Viehherden, Kirchenschätze und verhandelte schließlich als trotziger Machthaber mit dem Kaiser, der wie er meinte als erfahrener Kriegsmann sein Vorgehen gegen Worms gewiß gutheißen werde. Daß Maximilian trotzdem sich noch glücklich schätzte im Jahr 1518 den Ritter Frankreich abspenstig zu machen und zur Annahme kaiserlicher Pension zu bewegen, ist eben so bezeichnend wie das Auskunftsmittel, wodurch Sickingen sein Verhältniß zu Frankreich löste. Er raubte nämlich einige mailändische Kaufleute, damals französische Untertanen, aus. Der Ritter verherrlichte seine Aussöhnung mit Maximilian durch eine Denk-

münze, deren Inschrift dem Kaiser die gute Lehre gab, immer das Schwert dem Merkur, d. h. die Ritterschaft den Städten vorzuziehen. Gestützt auf seine guten Beziehungen zum Reichsoberhaupt widmete er sich erst recht seinem Handwerk. Im Jahr 1518 brandschatzte er mit einer kleinen Armee von 10000 Mann erst als Bundesgenosse eines ganz erbärmlichen Raubgesellen Schluchterer die Stadt Metz, dann den jungen Landgrafen Philipp von Hessen, für dessen Land diese Fehde auf die ganz kolossale Summe von 300000 Goldgulden zu stehen kam. Nebenbei wurde auch Frankfurt um einige Tausend Gulden leichter gemacht. Der Kaiser sah durch die Finger; konnte er doch nicht einmal gegen kleinere Landfriedensbrecher wie Götz von Berlichingen und seine fränkischen Helfershelfer die ausgesprochene Reichsacht zum Vollzug bringen. Daß er sich aber eines Mannes wie Sickingen zu versichern trachtete, erklärt sich durch einen Blick auf größere Gefahren, die gegen das Reich und das Haus Österreich heraufzogen.

Eben damals machte sich ein alter bisher unheilbarer Schaden der habsburgischen Stellung in den Niederlanden wieder recht empfindlich fühlbar. Es war ein von Karl dem Kühnen herstammendes Unrecht, das sich noch lange nachher an seinen Habsburgischen Erben rächte. Das Herzogtum Geldern hatte der Burgunder dem rechtmäßigen Landesherrn Adolf von Egmont gewaltsam entrissen, aber dessen kriegerischer Sohn, Herzog Karl, wußte sich den Habsburgern zum Trotz das väterliche Erbe wieder zu erringen und zu behaupten. Seit dem Jahr 1492 war dieser Herzog der unbequemste Nachbar für die habsburgischen Niederlande; selbst von brennendem Ehrgeiz erfüllt, mit französischer Unterstützung und gefördert durch den hartnäckigen Freiheitskampf der Friesen, die sich Jahrzehnte lang gegen Habsburg und gegen die ihnen aufgedrungene Erbstatthalterschaft der sächsischen Albertiner wehrten, hinderte er das Zusammenwachsen der nördlichen Niederlande und spottete immer wieder aller mit ihm getroffenen Vergleiche; wir werden sehen, wie seine Gelüste nach Jülich in die inneren Verhältnisse des Reiches eingegriffen und die Stellung des sächsischen Kurhauses beeinträchtigt haben. Nachdem er Franz I. auf das Schlachtfeld von Marignano begleitet hatte, erschien er 1517 mit seiner „schwarzen Bande“ wieder in Holland und Friesland, brennend und plündernd. Neben ihm zählte Frankreich im Norden und Nordwesten des Reichs noch andere Pensionäre; wie schon Herzog Wilhelm von Jülich sich darum bemüht hatte, an Ludwig XII. „einen gnädigen König“ zu erlangen, so neigte sein Schwiegersohn und Nachfolger Johann von Kleve auf die französische Seite, während im Norden Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg und Graf Friedrich von Holstein in den Sold Franz' I. traten. Aber noch lebhafter mußte den Kaiser jene Wendung der Dinge in Süddeutschland berühren, die ihm einen seiner erklärten Lieblinge zu entziehen und dem Haus Österreich einen guten Teil seines schwäbischen Rückhalts zu kosten drohte.

Maximilian hatte einst im Jahr 1495 die Grafschaft Würtemberg zum Herzogtum erhoben, um die kaiserliche Stellung im schwäbischen Bund,



Turnier. Holzschnitt, 1509,



on Lukas Cranach (1472—1553).

dessen eifriges Glied Graf Eberhard im Bart von jeher gewesen war, noch zu verstärken. Der Kaiser war dabei nicht ohne dynastische Hintergedanken; als er im Jahr 1498 die Absetzung des elenden Eberhard II. durch die Landstände guthieß, suchte er allerdings vergebens von diesen die Zusage zu erhalten, daß beim Aussterben des würtembergischen Mannsstammes das Herzogtum nicht, wie bisher festgesetzt war, ans Reich, sondern an einen österreichischen Fürsten fallen solle. Den minderjährigen Nachfolger, Herzog Ulrich (geb. 1487), erklärte Maximilian vor der Zeit für volljährig, nachdem er ihn durch eine jener beliebten frühzeitigen Verlobungen an Sabina, die Tochter Albrechts IV. von Baiern, gebunden hatte. Beide Maßregeln des Kaisers sollten so übel als möglich ausschlagen. Ulrich, ohne Elternhaus, unter der Hand ungeschickter Erzieher herangewachsen, völlig unreif zur Herrschaft gelangt, ließ nun der ungebrochenen Leidenschaftlichkeit seines Temperaments freien Lauf, so daß er manchem noch „viel grimmer und seltsamer" erschien als sein geisteskranker Vater. Seine Gleichgültigkeit und Haltlosigkeit in politischen Dingen trat bald genug zu Tage; er schied aus dem schwäbischen Bund und wußte durch Kriege und luxuriöse Hofhaltung die übernommene Schuldenlast bis aufs Dreifache, fast eine Million Gulden, zu steigern. Dann ließ er sich zu der verhängnißvollen Maßregel einer Consumsteuer bereden, die im Jahr 1514 den oben erwähnten Aufstand des „armen Konrad" hervorrief. Spottend warfen die Bauern die verringerten neuen Gewichte ins Wasser, wenn sie schwimmen könnten, sollte der Herzog Recht haben. Unter dem Druck dieser Empörung mußte Ulrich trotz aller Selbstherrlichkeit sich in dem Tübinger Vertrag mit seiner Landschaft abfinden, die natürlich für die Schuldentilgung eine Ausdehnung und Sicherung ihrer Rechte, Garantien gegen neue Belastungen, willkürliche Kriegführung und Justiz, forderte und erhielt. Kaum war aber der Aufstand niedergeworfen, so verwickelte sich der junge Fürst in einen neuen schlimmen Handel. Eine schwärmerische Neigung zu der schönen Gemahlin seines Stallmeisters Hans von Hutten führte erst zu einer leicht erklärlichen Mißstimmung zwischen dem Herzog und seinem bisherigen Liebling, bis Ulrich sich soweit hinreißen ließ, den Ritter auf einer Jagd zu ermorden. Kurz nachher entfloh die Gemahlin des Herzogs in ihre bairische Heimat. Trotz der fortdauernden Freundlichkeit des Kaisers, der ihn sogar eben damals zu dem großen Hoftag nach Wien lud und ihm alle Gunst erwies, stand Ulrich vor der Welt gebrandmarkt da, als gemeiner Verbrecher und in seiner Familienehre beschimpft. Die von Hutten, mächtig unterstützt durch die Brandschriften ihres Verwandten, des jungen Humanisten, vereinigten ihren Haß mit dem Groll der Baiernherzoge; die Reichsacht gegen den widerspenstigen Fürsten konnte nicht ausbleiben, obwohl der Kaiser wenigstens den Ausbruch des Kriegs noch hinauszuschieben suchte und dem Herzog schließlich einen Vertrag aufnötigte, wonach dieser für sechs Jahre die Regierung förmlich an ein Regiment abzutreten versprach. Ulrich hielt den Vertrag natürlich nicht. Er hatte sich schon vorher mit durchschlagendem Erfolg an sein Volk

gewendet; er, der blutige Richter über den armen Konrad, wurde kaum ein paar Jahre später inne, mit welcher Treue der schwäbische Bauer an dem „rechten natürlichen Herrn" des Würtemberger Landes hing. Die drohende Haltung der Baiern und der fränkischen „Heckenreiter" genügte, um den ganzen Schwabentrotz wachzurufen und den nichtsnutzigen Herzog in eine Heldengestalt, einen Dietrich von Bern, zu verwandeln. „Die Bauern sind erwacht," heißt es in einem Lied und klingt es in andern wieder:

„Ich will dir die warheit sagen,
Welcher dir etwas tut,
Der muß ain pauren nemen beim har,
Ain frischer griener wasen
Muß sein unser aller bar."

Wie hatte sich doch Ulrich von Hutten verrechnet, als er in seiner zweiten Rede gegen den Herzog an die Freiheitsliebe der Schwaben appellirte, die solch ein blutiges Untier nicht über sich dulden würden. Der Herzog bot wirklich alles auf, um sich dieser Anhänglichkeit recht unwürdig zu zeigen und den Spottnamen „Herzog und Henker von Würtenberg" zu verdienen. Ein Hochverratsprozeß, den er gegen einige angesehene Amtleute eröffnen ließ, offenbarte seine volle Wildheit; nach seinem ausdrücklichen Befehl sollte der alte hochverdiente Vogt von Tübingen Konrad Breuning gefoltert werden, „so lang bis ihm darunter die Seel ausging", aber es bedurfte in der Tat der gräßlichsten und langwierigsten Qualen, bis man dem Greis das falsche Geständniß seiner Schuld entrissen hatte und ihm den Kopf vor die Füße legen konnte. Nochmals schleuderte der Kaiser auf dem Augsburger Tag von 1518 die Acht gegen den Frevler, mit dem bereits 1516 der umsichtige König Franz anzuknüpfen versucht hatte. Es konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der würtembergische Ächter nunmehr der habsburgischen Politik wie Karl von Geldern als Todfeind zu gelten habe. Und das in einem Augenblick, wo Maximilians dynastische Lebensarbeit, die Sicherung der habsburgischen Nachfolge im Reich, zum Abschluß kommen sollte. So mischte sich der Kampf der großen europäischen Interessen mit den kleinen Leiden der Reichspolitik. Denn immer noch war die Krone des heiligen römischen Reichs ein viel begehrtes Gut. Einmal konnte sich auch die nüchternste politische Denkart in jener Zeit gewisser phantastischer Reize nicht völlig erwehren. So verächtlich sich namentlich manche Italiener der Renaissancezeit über das herabgekommene Kaisertum der Barbaren und die unbefugte Nachäffung der römischen Imperatoren aussprachen, es gab doch unter den mächtigsten Fürsten wenige, die nicht gelegentlich nach dem freilich verblichenen Glanz dieser Krone sehnsüchtig hinüberschielten. Noch war die Idee der Weltmonarchie nicht völlig überwunden; es läßt sich begreifen, daß der letzte und gewaltigste Regent des internationalen burgundischen Staatswesens danach strebte, seine noch unfertige Schöpfung irgendwie mit der Krone des römischen Reichs zu vereinigen. Ganz abgesehen von dem Nimbus eines theokratischen Herrscher-

tums und von den mehr als ehrwürdigen Ansprüchen auf das ganze Gebiet des cäsarischen Erdkreises, auf Griechenland, Vorderasien und Nordafrika, boten sich dem Inhaber des Reichs, der zugleich den Rückhalt einer wirklichen Großmacht besaß, manche nicht zu verachtende Handhaben, um hier und dort z. B. in Italien mit dem Nachdruck und guten Schein eines rechtmäßigen Herrn einzugreifen. Aber das Entscheidende blieb doch immer die uralte Heiligkeit, die einmal dem Imperium und seinen Trägern im Glauben der Welt noch anhaftete.

Kaiser Maximilian hat gewiß niemals ernstlich daran gedacht, diese Würde seinem Haus entgehen zu lassen. Trotzdem scheute er sich nicht, die Aussicht auf die Nachfolge im Reich wiederholt als Köder zu benützen und scheinbar preiszugeben. So auf dem Wiener Congreß von 1515, als ihm alles daran lag, die beiden jagellonischen Könige für die Verlobung seines jüngeren Enkels Ferdinand und seiner Enkelin Maria mit den Kindern Wladislaws von Ungarn zu gewinnen. Dieser Verbindung zu Liebe arrogirte er den jungen ungarisch-böhmischen Tronerben Ludwig in das Haus Österreich und erklärte ihn nicht nur zum Vikar und Generalstatthalter, sondern auch nach seinem Tod zum rechten Erben des Reichs. Die beigefügte Aufforderung an die Kurfürsten, keinen andern zu wählen und zu krönen, durfte freilich nicht an ihre Adresse gelangen, denn das ganze wunderliche Aktenstück konnte nur bei Leuten wirken, die von den bestehenden Ordnungen des Reichs kaum eine Ahnung hatten. Aber im Jahr 1516 bot Maximilian die Kaiserkrone Heinrich VIII. an; trotz der sehr kühlen Aufnahme von englischer Seite wiederholte er seinen Vorschlag unermüdlich bis ins nächste Jahr. „Die englische Krone", schrieb ein Gesandter an Wolsey, „ist heutzutage höher geachtet als des Kaisers Krone sammt seinem ganzen Reich." Den etwas höflicheren Einwendungen eines andern englischen Vertreters begegnete Maximilian mit der Behauptung, für sich selbst habe er den ihm zustehenden Titel eines Kaisers von Konstantinopel ins Auge gefaßt. Natürlich wünschte der Kaiser zunächst weitere Geldunterstützung von England. Ernsthaft betrieb er freilich die Wahl seines Enkels Karl von Spanien erst, seitdem die Franzosen ihrerseits im Jahr 1517 die umfassendsten Vorkehrungen trafen, um sich der Kurstimmen für Franz I. zu versichern.

Wir sahen bereits, daß seit Jahrhunderten die Lust nach der Kaiserkrone in Frankreich rege war; ganz unter dem Eindruck jener alten Prophezeiungen von einem siegreichen Herrscher, der die Ungläubigen schlagen und die Christenheit wieder vereinigen sollte, zog Karl VIII. nach Neapel, wie er ja auch behauptete, die Rechte der Paläologen auf das Kaisertum des Ostens seien an die Krone Frankreich cedirt worden. Auch Franz I. hat wenigstens vom Türkenkrieg gesprochen, aber bei ihm gaben doch andere Gesichtspunkte den Ausschlag. Sehr verschieden von der Phantastik eines Karl VIII. zeigt sich dieser junge Monarch, der in Fragen der Politik nicht gezögert hat, sogar das in ihm lebendige Gefühl echter Ritterlichkeit völlig zu verläugnen. Nach

dem Kaisertum hat er energischer getrachtet als irgend einer seiner Vorgänger, vor allem um es nicht in die Hände eines mächtigen Rivalen fallen zu lassen. Außerdem mochte sich der neue Cäsar, wie er nach seinem Sieg über die „Helvetier" genannt wurde, als der Würdigste unter den sämmtlichen Monarchen erscheinen; sowohl für Frankreich als für seine Person war es zugleich eine Ehrensache, im Kampf um die höchste Würde der Christenheit nicht zu unterliegen. Alle Vorzüge und alle Fehler seiner Nation vereinigten sich in diesem kraft- und lebensvollen Herrscher, der nicht allein durch sein königliches Geblüt, sondern auch in jeder Äußerung seines Wesens als der Erste der Franzosen erschien. Geistreich, ohne gelehrt zu sein, ein wahrer Held der Jagden und Turniere wie Kaiser Maximilian, ein unverwüstlicher Genußmensch von echt gallischer Leichtfertigkeit, selbst Dichter und zugleich von der Herrlichkeit der italienischen Kunst ergriffen, so fühlte er sich mit seiner Nation, mit seiner Zeit aufs Innigste verwachsen. Mit einundzwanzig Jahren hatte er den Tron bestiegen und Lorbeeren errungen, vor deren frischem Glanz der Ruhm aller andern fürstlichen Kriegsherren zu erbleichen drohte. Er war der geborene Kaiser, zumal wenn er auf den unreifen Mitbewerber herabsah, der sich in seinen Weg stellte. Durfte die Krone Frankreich vor der Krone Spanien, der königliche Valois vor dem burgundischen Prinzen, der Sieger von Marignano vor einer reinen Null das Feld räumen?

Allgemein galt der junge Erbe der burgundisch-habsburgischen Macht für eine höchst unbedeutende Persönlichkeit. Nicht mit Unrecht hat man eine ähnliche Befangenheit des öffentlichen Urteils gegenüber dem Prätendenten und Präsidenten Louis Napoleon zum Vergleich herbeigezogen. Aber Karl von Spanien hatte sich noch nicht einmal lächerlich, überhaupt kaum bemerklich gemacht. Es war eine von jenen Naturen, die sich langsam und schweigsam entwickeln, ohne das frühe Aufleuchten des Genius, doch nicht ohne das Gefühl einer Zukunft. Im Ritterspiel erschien der junge König mit der stolz bescheidenen Devise Nondum. Er hat sie nachmals mit dem selbstbewußten Plus ultra vertauscht.

Man hat den Kaiser Maximilian als den letzten deutschen Habsburger bezeichnet. Wirklich ist die Persönlichkeit seines Enkels ein recht augenfälliger Beweis für die Raschheit, womit durch mütterliches Blut der Charakter einer Familie sich von einer Generation zur andern umzugestalten vermag. Bei aller individuellen Verschiedenheit zeigen doch die älteren deutschen Habsburger eine gesunde nationale Derbheit und Gutmütigkeit, einen volkstümlichen Zug, der es nicht vergessen ließ, daß Graf Rudolf, ihr königlicher Ahnherr, der Hauptmann einer Reichsstadt und von höchst demokratischen Umgangsformen gewesen war. Nun kam aber durch Philipps des Schönen Gemahlin, die Tochter der frommen Königin Isabella, ein höchst krankhaftes Wesen in dieses Fürstengeschlecht; die Infantin Johanna, ebenso beschränkt als leidenschaftlich, wurde durch die Vermählung mit dem stattlichen und leichtlebigen Kaisersohn, den sie abgöttisch liebte, ohne ihn fesseln zu

können, vollends zur Beute eines bereits früher keimenden Wahnsinns. Von dem Vater Karls V. wissen wir nicht allzuviel; daß er nach einem venezianischen Bericht ungewandt in der Rede und langsam von Entschluß war, erinnert doch an die Art des Sohnes, auf den freilich die althabsburgische fast über-



König Franz I. von Frankreich. Anonymes gleichzeitiges Gemälde. Madrid.

triebene Leutseligkeit Philipps nicht übergegangen ist. Daß der junge Habsburger einem Gegner wie König Ferdinand zum Trotz seine Ansprüche auf das spanische Erbe zu wahren gewußt hat, ist sicher kein kleines Verdienst, daß er aber mit seiner Frau nicht leben konnte und ihrer fürchterlichen Eifersucht vielleicht manche Ursache gab, sehr verzeihlich. Denn nicht allein Philipp, auch ihre Eltern hatten Grund, über das bald stumpfsinnige, bald

gleich einer „afrikanischen Löwin" rasende Geschöpf sich zu entsetzen. Nachdem sie ihren Gemahl in Spanien wie im Ausland bei jeder Gelegenheit compromittirt hatte, offenbarte ihre Trauer um den Verstorbenen die äußerste Geisteszerrüttung. Sie zog mit seinem Leichnam im Land umher, im festen Glauben an die Behauptung eines dummen Mönchs, es sei einmal ein König vierzehn Jahre nach seinem Tod wieder lebendig geworden. Die tiefe Melancholie dieses unseligen Weibes ist nicht ohne Nachwirkung auf das Gemütsleben ihres ältesten Sohnes geblieben.

Karl war am 24. Februar 1500 zu Gent geboren und brachte seine Kindheit und erste Jugend in den Niederlanden zu, deren Regierung er mit dem Tod seines Vaters erbte und im Jahr 1515 als großjährig antrat. Ein Jahr später hinterließ ihm Ferdinand der Katholische, sehr gegen seinen Herzenswunsch, die beiden spanischen Kronen. Aber der junge Herr schien wirklich durchaus noch nicht fähig, einer so gewaltigen Aufgabe gerecht zu werden. Ohne die Wohltat eines freundlichen Elternhauses, doch zusammen mit drei Schwestern, wuchs das Kind unter der Obhut seiner Tante Margaretha, der Wittwe Herzog Philiberts von Savoien, heran. Seine Muttersprache war die französische; noch mit sechzehn Jahren konnte er kein Wort spanisch reden. Überhaupt suchte die niederländische Umgebung den Prinzen jeder spanischen Beeinflussung ängstlich zu entziehen. Einer aus ihrer Mitte, Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, wurde erst der Gouverneur, dann nach dem Urteil aller Beobachter der Beherrscher des jungen Fürsten, „der absolute König", wie ihn noch 1519 ein venezianischer Gesandter nennt. Er schlief in der Kammer seines Herrn. Es war niederländische Politik, wenn Chièvres und der Kanzler Sauvage vor allem ein gutes Verhältniß zu Frankreich aufrecht erhielten und zuweilen teuer bezahlten. Chièvres nahm sich dabei nicht einmal immer die Mühe, den Schein zu wahren; die völlige Abhängigkeit seines Zöglings, dessen öffentliches Auftreten stets den Eindruck hinterließ, als sei ihm jedes Wort seiner Rolle pünktlich einstudirt worden, erregte namentlich in Spanien den größten Unwillen. Aber das konnte doch nicht Chièvres allein in die Schuhe geschoben werden, daß schon an dem Knaben jener gemessene Ernst, jene Gravität der Haltung hervortrat, die ihn durchs Leben begleitet und seither einen stehenden Charakterzug der hispanisirten Habsburger gebildet hat. Ein andres Naturell hätte sich über den Druck einer elternlosen Kindheit und frühzeitig angelernter politischer Rücksichten hinweggesetzt. Dieser schwächliche junge Mensch, der bereits als epileptisch und kurzlebig verschrien wurde, war vollauf mit seiner körperlichen Entwicklung beschäftigt; er vermochte nur mühsam seiner Erscheinung jenen ritterlichen Anstrich zu verschaffen, der einmal für den Fürsten jener Tage ganz unerläßlich und für Kraftnaturen wie Franz I. und Heinrich VIII. freilich spielend zu erreichen war. Er saß wenigstens zu Pferde wie angegossen, als er endlich im Herbst 1517 zum ersten Mal spanischen Boden betrat. Neben den ritterlichen Übungen, denen er im Gefühl seiner Schwäche mit verdoppeltem



Karl V.

Büste im Museum zu Brügge.

Eifer oblag, hatte seine wissenschaftliche Ausbildung nicht viel Raum gefunden. Aber in Sachen des Glaubens war er der echte Enkel der katholischen Isabella, ohne eine Spur von den rationalistischen Neigungen seines Großvaters Maximilian; Adrian von Utrecht, der nachmalige Papst, hatte seine religiöse Erziehung geleitet. Alles in allem erschien der junge Herrscher, als er nach Spanien hinüberging und zugleich in den ernstlichen Kampf um die Kaiserkrone eintrat, immer noch wie ein Idol — so nennt ihn einmal ein englischer Gesandter — oder wie eine Puppe der flandrischen Machthaber. Ein rechtes Gegenstück zu den robusten Gestalten der früheren Habsburger war dieser knabenhafte Jüngling, blondhaarig und blaß, mit großen stechenden Augen und vorspringendem Kinn, halb offenem Mund und hängender Unterlippe. Seine späteren Bildnisse tragen alle einen vornehm kranken Zug.

Das deutsche Geblüt, von dem Karls Anhänger so viel Wesens machten, hatte bei dem burgundischen Prinzen in Wahrheit keine Spuren zurückgelassen. Er war ein Fremder so gut wie der Franzosenkönig. Daß er niederländisch und oberländisch deutsch reden und schreiben könne, suchten seine Abgesandten vor der Wahl glauben zu machen; auch hat er sich wirklich damals die Mühe nicht verdrießen lassen, ein paar deutsche Schreiben an die Kurfürsten eigenhändig zu Papier zu bringen. Nachdem er sein Ziel erreicht hatte, ersparte er sich jede weitere Anstrengung, auf Sprache und Sitte einer Nation einzugehen, deren Art dem an burgundische Hofluft und spanische Feierlichkeit gewöhnten Fürsten fremd und barbarisch erscheinen mußte. Mehr als alles hinderte ihn aber sein Naturell daran den Deutschen näher zu kommen, mit denen umzugehen dem frischen ritterlichen Franz I. immer noch leichter gefallen wäre. Am Besten trifft man Deutschlands damalige Lage mit dem Wort, daß unsere Nation vor der Notwendigkeit eines politischen Selbstmords stand und nur noch zwischen den Todesarten zu wählen hatte.

In dem Verlauf des Wahlkampfs selber liegt der beste Beweis für die Unfähigkeit des Reichs sich aus eigener Kraft staatlich zu regeneriren. Man hat vergebens das Gebahren der Kurfürsten zu entschuldigen, die Schwere des auf ihnen lastenden Vorwurfs zu verringern gesucht. Daß eine Wahlmonarchie wohl oder übel mit den Sonderinteressen der Wähler zu rechnen hat, kann nicht geläugnet werden. Aber es ist doch ein Unterschied zwischen den Formen der Beeinflussung, und ein solcher Schacher, wie er in Deutschland während der drei Jahre von 1517 bis 1519 getrieben wurde, verliert dadurch nichts an seiner Häßlichkeit, daß die Käuflichkeit der deutschen Fürsten und Herren allgemein für etwas Selbstverständliches galt. Traurig genug, wenn die hohe und niedere Aristokratie des Reichs schon seit Jahrhunderten dem Ausland eine so beleidigende Überzeugung beigebracht hatte. Frankreich namentlich besaß manche ermutigende Proben ihrer Zugänglichkeit. Wie Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche sich an Burgund zu hängen versucht hatte, so trat sein Nachfolger Kurfürst Philipp in enge Beziehungen zu König Karl VIII., der dem Pfälzer freilich die zugesicherte Pension Jahre lang

schuldig blieb. Wir sahen, mit welcher Unterwürfigkeit Wilhelm von Jülich die Gunst König Ludwigs XII. suchte; sogar der getreue Feldherr Maximilians, Albrecht von Sachsen, dachte in einem Augenblick des Unmuts daran sich mit Frankreich gegen Habsburg zu verbinden und erhielt sofort das Anerbieten einer sehr hohen Pension. Franz I. aber konnte bereits eine ansehnliche Liste deutscher Pensionäre aus dem Fürsten- und Grafenstand anlegen. Bei dieser Art des politischen Kampfes war die französische Krone mit ihren reichen Geldquellen, ihren Steuern und Zehnten weitaus im Vorteil; Maximilian kam ja nie aus der Geldklemme heraus und der junge König Karl hatte zunächst die größte Mühe, in Spanien seine Herrschaft zu sichern und von den widerwilligen Ständen für weitaussehende Ziele überhaupt etwas zu erhalten. Frankreich hat sich auch zuerst und mit guten Aussichten an das Geschäft gemacht, das Karl V. in einem Schreiben an seinen Schwager Christian von Dänemark mit vollem Recht als eine Versteigerung der Kaiserkrone bezeichnet. Einem der französischen Gesandten, der diesen Weg zur Krone für seines Königs unwürdig erklärte, schrieb Franz I. selbst: „Wenn wir mit Leuten zu tun hätten, die auch nur einen Schatten von Tugend besäßen, so wäre Euer Rat sehr ehrenwert, aber wie die Zeiten jetzt sind, kann jeder, der das Papsttum, das Kaisertum oder sonst etwas haben will, nur mit Bestechung und Gewalt dazu gelangen, und die, mit welchen man Geschäfte zu machen hat, tun sich im Fordern auch keinen Zwang an."

Schon im Jahr 1517 hatten die Franzosen mit vier von den Kurfürsten angebunden, mit Richard von Trier, Ludwig von der Pfalz und den beiden Hohenzollern Joachim und Albrecht. Letzterer sandte im Herbst 1517 seinen Rat Ulrich von Hutten an König Franz, mit der Vollmacht ein Bündniß abzuschließen und andere Dinge in Ordnung zu bringen; daß der humanistische Ritter, vor- und nachher der lauteste Patriot und besonders Franzosenfeind, sich zu einem solchen Dienst gebrauchen ließ, zeigt deutlich, wie leicht auch die Besten an den deutschen Höfen jener Zeit von der herrschenden Charakterlosigkeit angesteckt wurden. Übrigens operirten die Franzosen nicht allein mit Geld, sondern auch mit dem geläufigen Mittel der Heiratsversprechungen; dem Sohn Kurfürst Joachims wurde die Hand der Prinzessin Renée, einer Schwägerin des Königs zugesagt. Natürlich durften die Habsburger solchen Lockungen gegenüber sich nicht allein auf das deutsche Geblüt ihres Candidaten verlassen; der alte Kaiser trieb seinen Enkel, der gern mit einem mäßigen Geldverlust durchgekommen wäre, zum rücksichtslosen Überbieten der Franzosen, denn es gelte nichts Geringeres als die ganze Zukunft ihres Hauses und ihrer Lande. Maximilian, der wohl scherzend den Jakob Fugger seinen Juden nannte, konnte auf die Unterstützung der Augsburger Geldfürsten, der Fugger und Welser, zählen; die Fugger hatten ihm schon 1518 allein für die Wahl fast hunderttausend Goldgulden vorgestreckt. Aber auch auf dieser Seite mußten noch andere Mittel der Bestechung hervorgesucht werden, denn abgesehen von einer gewöhnlichen oder auch ungewöhnlichen Geldgier spielten

bei der Parteinahme der Kurfürsten verschiedene dynastische Motive mit. So wurzelte die Abneigung des Pfälzers gegen Österreich in dem frischen Gedächtniß an den Landshuter Erbfolgekrieg und sein Ergebniß, die Schmälerung des pfälzischen Gebiets, von dem auch Maximilian seinen Teil, Hagenau und die Ortenau, abgerissen hatte. Ihn zu gewinnen bestach Maximilian den jüngeren Bruder Pfalzgraf Friedrich, der doch sehr persönliche Gründe gehabt hätte nicht für den König von Spanien zu wirken; Karl hatte eben erst die heimliche Verlobung seiner Schwester Eleonora mit Friedrich auf eine höchst beschämende Weise gelöst. Aber das Geld und die Liebenswürdigkeit des Kaisers machten alles wieder gut; Kurfürst Ludwig selbst wurde mit den gleichen Mitteln gewonnen. Schwieriger lag die Aufgabe mit dem geldgierigen und ehrgeizigen Brandenburger fertig zu werden; der Kaiser hatte durch seine treulose Politik im preußisch-polnischen Streit die Interessen der Hohenzollern arg verletzt. Jetzt bot man dem Kurfürsten Joachim neben beträchtlichen Barzahlungen die Infantin Katharina, Karls jüngste Schwester, für den brandenburgischen Kurprinzen; Albrecht von Mainz erhielt durch kaiserliche Vermittlung den Cardinalshut. Auch die Verlobung des jungen fränkischen Markgrafen Johann mit der Wittwe Ferdinands des Katholischen sollte den Hohenzollern schmeicheln. Auf dem Augsburger Reichstag von 1518 verpflichteten sich vier Kurfürsten, Mainz, Köln, Pfalz und Brandenburg, sowie der polnische Gesandte als Vertreter des unmündigen Königs Ludwig von Böhmen, den König Karl von Spanien zum römischen König zu wählen. Die Majorität schien gesichert; im folgenden Januar sollte die Wahl vollzogen werden. Freilich standen noch ein paar formale Schwierigkeiten im Wege, deren Beseitigung der Papst allein in der Hand hatte. Maximilian war, obwohl er bereits im Jahr 1508 ohne päpstliche Einsprache den Titel eines römischen Kaisers angenommen hatte, noch nicht zum Kaiser gekrönt, also die Wahl eines römischen Königs eigentlich unzuläßig. Ebenso durfte nach alter Behauptung der Päpste die Krone Neapels niemals mit der des Reiches vereinigt werden. Der Kaiser und sein Enkel bemühten sich vergebens bei Leo X. die Lösung dieser ihm sehr willkommenen Schwierigkeiten durchzusetzen; namentlich weigerte sich der Papst die Krönung Maximilians in Trient zu vollziehen oder durch Cardinäle vollziehen zu lassen. Schon drohte Chièvres, Karl werde seinem Großvater behülflich sein, daß er sich die Krone in Rom holen könne. Unter diesen Zögerungen starb der Kaiser, sehr zur Unzeit, in Wels am 12. Januar 1519. Wenn ein eifriger Parteigänger Habsburgs klagte, nun habe die Sache eine andere Gestalt, so erkannten dies die Gegner nicht minder rasch. Zu Lebzeiten des Kaisers, schrieb der Cardinal Medici, seien die Schwierigkeiten stets im Wachsen gewesen, jetzt aber, da es der göttlichen Vorsehung gefallen habe ihn heimzurufen, hätten die Kurfürsten volle Freiheit.

Das alte Spiel mußte von vorn angefangen werden. Fünf-, sechsmal wechselten der Pfalzgraf und die Hohenzollern ihre Partei, wobei die Forderungen

immer höher geschraubt wurden. Der bedeutendste unter den habsburgischen Agenten, der Niederländer Zevenberghen, erklärte, noch nie so geldgierige Leute gesehen zu haben wie die Kurfürsten. Besonders über den Kurfürsten Joachim, „den Vater aller Habsucht", entlud sich der Unwille der beiderseitigen Agenten, aber Franz I. befahl nachdrücklich den Markgrafen zu sättigen, koste es was es wolle. Unendlich abstoßend berührt bei diesem Handel das schamlose Kokettiren mit Fürstenehre und Patriotismus. Albrecht von Mainz ließ sich von einem Unterhändler Karls ins Gesicht sagen, es sei eine Schande sich so von Frankreich kaufen zu lassen; er gab mit cynischer Offenheit zu, daß Spanien ihn haben könne, wenn es mehr biete, und ließ sich sogar nach dreitägigem Feilschen von 100 000 auf 20 000 Goldgulden weitere Zulage herunterhandeln, worauf er seinem Bruder einen Brief voll patriotischer Phrasen zu Gunsten Karls schrieb. Er erklärte, es sei für ihn Ehrensache den Schein zu vermeiden, als sei es ihm nur um das spanische Geld zu thun; er wagte es über Mangel an Treue und Biederkeit bei den Franzosen zu klagen. Freilich, die Vaterlandsliebe ließ sich eben so gut wie das Wohl der Christenheit auch für Frankreich ins Gefecht führen. In salbungsvoller Sprache, bei Fürstenwort und Treue, gelobte Pfalzgraf Ludwig Franz I. seine Stimme zu geben; „wir können nichts tun, was besser, würdiger, Christo angenehmer und allen Christen heilsamer wäre". Man begreift angesichts eines solchen Gebahrens das harte Wort jenes habsburgischen Unterhändlers über Albrecht von Mainz: „Ich schäme mich seiner Schande". Da war es immer noch ehrenwert, daß Trier wenigstens von Anfang an bei Frankreich aushielt. Einer von den Kurfürsten aber ist wirklich und wahrhaftig bis zuletzt den Vorschriften der goldenen Bulle treu und allen Bestechungen unzugänglich geblieben. Das war Friedrich der Weise von Sachsen, ein alter Gegner Maximilians von den Zeiten der Reichsreform her. Vergebens hatte der Kaiser auf dem letzten Augsburger Tag seine ganze Liebenswürdigkeit aufgeboten; Friedrich beharrte bei dem Entschluß sich vor dem Wahltag in keiner Weise zu binden. Er fand wenig Ursache sich dem Haus Habsburg besonders günstig zu erweisen, nachdem vor Kurzem Maximilian die aufstrebende Macht der Wettiner in engere Grenzen zurückgewiesen hatte. Die Aussichten des sächsischen Hofes ruhten hauptsächlich auf der jülichischen Anwartschaft, die im Jahr 1486 den beiden sächsischen Linien zugesprochen und im Jahr 1495 bestätigt worden war. Wilhelm VII. von Jülich und Berg hatte nur eine einzige Tochter, deren Erbrecht Maximilian damit ausschließen wollte. Als aber Johann von Kleve, den die Jülicher zum Nachfolger wünschten, Miene machte sich mit Karl von Geldern, dem Todfeind Habsburgs, zu verbinden, als überdies das sächsische Haus nach Friesland, Lauenburg, Hessen zu greifen drohte und am Kaiserhof die Besorgniß vor der Bildung eines norddeutschen Bundes unter Friedrich dem Weisen erwachte, da gestattete Maximilian die Nachfolge der jülichischen Prinzessin, die sich 1510 mit Kleve vermählte. Die sächsischen Ansprüche

wurden nicht unmittelbar beseitigt, aber zunächst nahm Johann von Kleve beim Tod seines Schwiegervaters (1511) dessen Lande in Besitz. Auch in Hessen unterstützte der Kaiser eine gegen die sächsische Vormundschaft gerichtete Bewegung und erklärte den jungen Landgrafen Philipp schon mit vierzehn Jahren für mündig. Und was sollte Kursachsen mit den noch unerledigten



Friedrich der Weise.
Verkleinertes Facsimile einer Zeichnung von Albrecht Dürer. (Sammlung Armand, Paris.)

Besitzungen in Friaul, die ihm Maximilian zur Deckung einer Schuld verschrieben hatte? Der weise Kurfürst, jeder Gewalttätigkeit abgeneigt, sah eine Hoffnung nach der andern schwinden, wie er, seit 1486 im Regiment, das Scheitern der Bertholdischen Reformpläne erlebt hatte. Immer stärker entwickelte sich in dem beschaulich angelegten Herrn ein Zug der Resignation, der freilich mehr dem Beobachter des Weltlaufs als dem berufenen Mitspieler ansteht. Mitten in dem Getümmel leidenschaftlicher Persönlichkeiten, unter

dem Waffengeklirr der Fehden erscheint die lange Regierung dieses Friedensfürsten fast wie ein Stillleben. Eine gewisse ruhige Zurückhaltung schied bei aller Freundlichkeit den Herrn, der niemals fluchte oder sonst sich in Worten gehen ließ, von seinen Räten, auch von seinen Untertanen, so herzlich er für sie dachte und sorgte. Tiefer als bei seinen meisten Standesgenossen hafteten die Enttäuschungen des Lebens in dem Gemüt des einsamen Mannes. Stets ein besonderer Verehrer der Frauen, blieb er doch unvermählt, erst vielleicht im Groll über erfahrene Untreue, dann wohl aus Rücksicht auf seinen Bruder Johann. Beim Tod des Kaisers vollendete er eben sein sechsundfünfzigstes Jahr; zwanzigmal und öfter ließ der vorsichtige Fürst wichtige Staatsschriften umarbeiten und es war sein eigentümlicher Ruhm, daß er, wie Spalatin sagt, gern „für sein Person sich gedruckt, geschmiegt und gelitten, wie er immermehr konnt, Fried mit männiglich zu halten".

Konnte man allen Ernstes daran denken, diesem Nestor der Reichsfürsten die umstrittene Krone zuzuwenden? Zunächst war es ein Ausweg, den die päpstliche Politik noch zu Lebzeiten Maximilians am französischen Hof in Anregung brachte. Die wahre Absicht Leo's X. ist neuerdings doch mit ziemlicher Sicherheit aus den widerspruchsvollen Äußerungen des Papstes und seiner diplomatischen Vertreter zu Tage gefördert worden. Im Grunde waren dem Medicäer, dem es einzig und allein auf die dynastische Stellung seines Hauses in Italien ankam, die beiden großen Rivalen Franz und Karl höchst zuwider. Tatsächlich hat er allerdings trotz mitunterlaufender Zweideutigkeiten bis zuletzt die Wahl Franz' I. unterstützt, denn er erkannte ganz richtig, daß Karl als Beherrscher Neapels für den Kirchenstaat und die Medici der gefährlichste Kaiser sein würde. „Den katholischen König", sagte er einmal zum venezianischen Botschafter, „wollen wir unter keinen Umständen. Wißt Ihr, wie viel Meilen es von hier bis an die Grenze seines Gebiets sind? Vierzig. Er kann nicht römischer König sein." Aber er wünschte auch nicht, wie er früher sich geäußert hatte, zum Hofkaplan des Königs von Frankreich herabgedrückt zu werden. Und wenn er den Franzosen klar zu machen suchte, daß ihre Interessen durch die Wahl eines Dritten, eines Kurfürsten, ebenfalls völlig gedeckt sein würden, hatte er keineswegs Unrecht, wie Franz I. selbst, allerdings zu spät einsah. Am 23. Januar beauftragte Leo in aller Form seinen Legaten in Deutschland auf die Wahl Sachsens oder Brandenburgs hinzuwirken; Sachsen würde übrigens dem Ausland am Willkommensten sein. Nichts charakterisirt schärfer Leos Gleichgültigkeit gegen kirchliche Fragen als diese dringende Empfehlung desjenigen Kurfürsten, der als anerkannter Beschützer Martin Luthers sich den Wünschen der Curie so wenig gefügig zeigte. Joachim von Brandenburg, der andere vom Papst genannte Candidat, ein Mann in den Dreißigen, klug und energisch, dachte selbst daran sich die Krone zuzuwenden; er war mit seinen astrologischen Studien zu dem verlockenden Resultat gekommen, daß die höchste Würde der Christenheit dem Haus Brandenburg zufallen werde. Aber auch sonst regte sich jener Gedanke

einen Dritten zu wählen. In den Niederlanden glaubte man Karls jüngeren Bruder, den 1503 geborenen Infanten Don Ferdinand, vorschieben zu sollen, ein Plan, der von der Statthalterin Margaretha ausging, aber von König Karl mit aller Bestimmtheit zurückgewiesen wurde. War es doch nicht das erste Mal, daß ihm dieser jüngere Bruder, aus dessen größerer Lebhaftigkeit man auf höhere Begabung schloß, zum Rivalen bestimmt wurde. Wenig bedeutsamer als diese Velleitäten erscheinen die erst in letzter Stunde eingeleiteten Bemühungen des Königs von England, die von Cardinal Wolsey mit den äußersten Vorsichtsmaßregeln umgeben und offenbar absichtlich in einem langsamen Tempo festgehalten wurden. Der Gesandte Richard Pace, ein trefflicher Diplomat, sollte zunächst jeder von beiden Parteien zu Gefallen reden und kam nur gegenüber Trier und Mainz dazu sich etwas mehr herauszulassen. Heinrichs Zugehörigkeit zur deutschen Zunge war in der Instruktion nicht vergessen. Aber von all diesen Versuchen, der Wahl zwischen den beiden Mächtigsten aus dem Wege zu gehen, konnte höchstens die Candidatur Kursachsens wirklich noch in Betracht kommen.

An Frankreich lag es nicht, daß in diesen aufgeregten Monaten zwischen dem Ableben Maximilians und dem Wahltag wenigstens der Ausbruch eines allgemeinen deutschen Bürgerkrieges vermieden wurde. Die Franzosen hatten nicht allein eine Flotte im ligurischen Meere gegen Spanien und eine Armee von 40 000 Mann gegen Deutschland, natürlich unter dem Vorwand des Türkenkrieges, in Bereitschaft, sondern boten außerdem alles auf, um durch ihre fürstlichen Parteigänger im Norden wie im Süden des Reichs einstweilen die Feindseligkeiten eröffnen zu lassen. In Norddeutschland führten französische Einflüsse und nachbarliche Reibungen zu der sogenannten Hildesheimer Stiftsfehde, die das altbekannte ärgerliche Schauspiel eines von geistlichen Fürsten unternommenen Krieges wiederholte. Bedeutsam war dabei nicht der Anlaß, den die Konflikte der Landesherrlichkeit mit der Ritterschaft lieferten, sondern die Spaltung des welfischen Hauses und das Hereinspielen des Wahlkampfs. Auf Seiten des gewalttätigen Bischofs Franz von Minden standen sein Bruder Heinrich von Wolfenbüttel und sein Oheim Erich von Calenberg, der Freund Kaiser Maximilians. Zum Bischof Johann von Hildesheim, einem Lauenburger, hielt Herzog Heinrich von Lüneburg, der seine Tochter soeben an Karl von Geldern vermählt und sich freilich ohne Erfolg zum Unterhändler Frankreichs bei Friedrich dem Weisen hergegeben hatte. Entscheidender als diese hauptsächlich mit der Brandfackel geführte Fehde wurden die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Schwaben, wo Herzog Ulrich allzu eilig das Interregnum und die Haltung Frankreichs für sich auszubeuten gedachte. Die Ermordung eines würtembergischen Vogts in Reutlingen gab ihm willkommene Ursache ohne Weiteres diese Reichsstadt anzugreifen, in Brand zu schießen und gewaltsam seinem Herzogtum einzuverleiben. Ulrich brachte mit Hülfe französischer Gelder ein stattliches Heer, dessen Kern eidgenössisches Fußvolk bildete, zusammen und glaubte

dem unvermeidlichen Zusammenstoß mit der von Baiern geführten Macht des schwäbischen Bundes getrost entgegensehen zu können. Damals entstand wohl in herzoglichen Kreisen jene Travestie des Vaterunsers, die dem kühnen Fürsten sogar die Kaiserkrone in Aussicht stellte und ganz offen bekannte:

„Vergib uns unsere Schuld,
Wir haben des Königs von Frankreich Huld."

Aber der Cardinal Matthäus Schiner, Bischof von Sitten und energischer Vertreter der habsburgischen Interessen in der Schweiz, schrieb der Statthalterin Margaretha aus Zürich, man habe hier den Herzog von Würtemberg für den besten Freund des Hauses Österreich erklärt, denn seine Narrheit werde sicher den französischen Absichten nur Eintrag tun. Wirklich fiel dieser würtembergische Handel schwer genug für Karl in die Wagschale. „Merkwürdig," sagt Ranke, „daß die erste Entscheidung über die deutsche Krone von einer schweizerischen Tagsatzung ausgehen sollte." Auch hier wirkte Bestechung mit, aber im Grunde war es doch eine echt eidgenössische Politik, die der Gefahr eines französischen Kaisertums, einer vollständigen Umklammerung der Schweiz durch die Übermacht Franz' I. auf das Bestimmteste entgegentrat. Die Schweizer sprachen sich zwar nicht für eine habsburgische, wohl aber unbedingt für eine deutsche und gegen eine französische Kaiserwahl aus und erteilten dem Gesandten Frankreichs eine nicht eben höfliche Belehrung darüber, daß sein Herr sich an seinem Königreich wohl genügen lassen könne. Daß sie ihre Landsleute aus dem würtembergischen Lager abriefen, besiegelte das Schicksal Herzog Ulrichs; unter seinem feindlichen Schwager Wilhelm von Baiern drang das bündische Heer, das Kriegsleute wie Georg Truchseß, Georg von Frundsberg, Franz von Sickingen unter seinen Führern zählte, seit Ende März unaufhaltsam vor. Mit dem Fall des Asperg am 25. Mai war der kurze Feldzug beendigt; der Herzog hatte sich geflüchtet und sein Land, wie seine beiden Kinder in der Gewalt der Sieger gelassen. Und nun hatte man auf österreichischer Seite die bewaffnete Macht beisammen, die es nur festzuhalten galt, um die Rüstungen der Franzosen und ihrer Freunde durch eine kräftige Gegendemonstration in Schach zu halten. Von einer strengen Wahrung der Wahlfreiheit konnte doch keinenfalls die Rede sein, denn Frankreich, durch den Kurfürsten von Brandenburg auf die Notwendigkeit kriegerischer Maßregeln aufmerksam gemacht, hatte in Norddeutschland längst vorgearbeitet und nicht nur Lüneburg, Holstein, zwei Mecklenburger auf seiner Seite, sondern auch den jungen Landgrafen von Hessen, der einen neuen Angriff Sickingens fürchtete; Joachim selbst erbot sich 19000 Mann aufzubringen. Aber während die Kurfürsten zu dem auf den 17. Juni angesetzten Wahltag in Frankfurt eintrafen, lagerten sich etwa 12000 Mann unter dem Markgrafen Casimir von Brandenburg, dem Schwager der Baiernherzoge, in unmittelbarer Nähe der Wahlstadt, um Mainz und Höchst. Die Reiter führte Sickingen, die Landsknechte Frundsberg. Im Hauptquartier des Markgrafen zu Höchst hatten zugleich die Bevollmächtigten des Königs

von Spanien ihren Sitz aufgeschlagen. Graf Heinrich von Nassau rühmte sich gegen den englischen Gesandten, er habe so viel Geld und Leute, daß kein Franzose anders als über Speere und Schwerterspitzen ins Land kommen solle. Die Stimmung der Schweizer war im Reich nicht unbekannt geblieben; das engere Bündniß mit Österreich ging freilich auch auf einer andern Tagsatzung nicht durch, aber sechs Kantone sicherten insgeheim dem Abgesandten Zevenberghen ihren Beistand zu, falls Frankreich die Wahlfreiheit stören oder sonst Gewalt anwenden sollte. Aber auch gegen die Kurfürsten selbst richteten sich die Drohungen, die im Hauptquartier zu Höchst laut wurden, sie müßten Karl wählen, oder man wolle ihnen so Angst zu Frankfurt machen, daß sie nicht wissen sollten, wo hinaus. So rechtfertigt sich wohl die soldatisch kecke Strophe eines nach der Wahl gedichteten Liedes:

„Fröwen euch, ir rüterskuaben,
Darzu auch all fußknecht,
Daß wir ein künig haben,
Den nit all wält verschmecht
Und spricht, im si die täschen lär;
Die selben werden hören
In kürz noch ander mär."

Nicht allein in den Reihen dieser Kriegsleute, auch sonst erhob sich die nationale Abneigung gegen Frankreich zu Gunsten Karls. Die ganze Nation, berichtet übertreibend der Gesandte Heinrichs VIII., ist unter den Waffen und brennt vor Begierde für den katholischen König zu fechten. Auf seiner Reise vom Niederrhein bis nach Mainz hatte er sich von einer hochgradigen Erbitterung gegen die Franzosen überzeugen können, vor der sich alle etwa vorhandenen Sympathien für Franz gar nicht hervorwagen durften. Schon im März hatten die päpstlichen Gesandten, an ihrer Spitze der Legat Cajetan, nur durch das Einschreiten des Kurfürsten von Mainz Schiffe zur Rheinfahrt erhalten können; man wollte sie als Gönner der Franzosen totschlagen und auch später wurde der Legat sogar in seiner Behausung von einigen Edelleuten hart bedroht. Nichts war von jener Hinneigung zu dem westlichen Nachbar zu verspüren, die sich sonst gelegentlich bis zum offenen Lob des „edelsten Königreichs in der Christenheit" verstiegen hatte. Daß die wiederholte Behauptung der französischen Unterhändler, die Sitten ihrer Nation stünden den deutschen näher als die der Spanier, wirklich einen Kern von Wahrheit enthielt, sollte man erst nachher erfahren. Aber gerade das maßlose Renommiren mit den eignen Vorzügen und das übertriebene Herabsetzen des Gegners hatte die Wortführer Frankreichs um alles Ansehen gebracht. Der rheinische Adel, überdies von habsburgischer Seite kräftig bearbeitet, war großenteils antifranzösisch. In den Reichsstädten aber hatte das Gerücht, daß Franz I. der wahre Urheber des würtembergischen Kriegs gewesen sei, sehr böses Blut gemacht; vergebens stellte der König offiziell jedes Einverständniß mit dem tollen Herzog in Abrede. In Frankfurt selbst erhitzten sich die Leidenschaften vor der lang erwarteten Entscheidung derart, daß die Kurfürsten durch eine französische Wahl geradezu ihr Leben aufs Spiel gesetzt

hätten. Zweifellos hat die nationale Erregung zusammen mit der Nähe der österreichischen Reiter und Landsknechte im letzten Augenblick auf die Wähler einen nicht zu unterschätzenden Druck geübt.

Aber es kamen doch noch andere Motive hinzu, um die Stimmen schließlich auf Karl zu vereinigen. In der unklugsten Weise hatten die Vertreter Franz' I. die bedeutende Persönlichkeit ihres Königs und die ihm zu Gebote stehende Macht herausgestrichen; er könne von dem Gehorsam seiner Untertanen alles erwarten, habe eine ausgezeichnete Ritterschaft, eine treffliche Artillerie und Marine zur Verfügung. Dagegen wurde der König von Spanien als kränklich, unfähig und abhängig geschildert und die Entfernung seiner Reiche von Deutschland betont. Gerade dieser zwischen den beiden Rivalen gezogene Vergleich war recht dazu angetan, die Kurfürsten von dem höchst monarchisch gewöhnten Franzosen ab und dem unselbständigen Karl zuzuwenden, dessen Jugend und Schwäche für den längst angestrebten oligarchischen Ausbau der Reichsverfassung die beste Gewähr zu bieten schien. Und die Agenten Karls, Deutsche und Niederländer, wußten ihrerseits den richtigen bescheidenen Ton zu treffen und die bevorstehende Mehrung der deutschen Freiheit gebührend hervorzuheben. Die mainzischen Argumente für Karl, die uns erhalten sind, bekämpfen den König von Frankreich als einen fremden, tyrannischen, kriegslustigen und von Weibern beeinflußten Monarchen und erklären bei der im Reich herrschenden Gährung die Wahl eines deutschen Fürsten für ebenso unmöglich, denn keiner von ihnen sei mächtig genug ohne eine starke Besteuerung des Reichs durchzukommen, die bei der allgemeinen Aufregung des gemeinen Mannes schwere Gefahren mit sich bringen würde. Und dennoch ist in den allerletzten Tagen der Entscheidung diese Eventualität ernstlich erwogen worden. Joachim von Brandenburg freilich, der bei den schlechten Aussichten Frankreichs für sich zu werben anfing, wurde sogleich eines Besseren belehrt; sein Bruder Albrecht soll ihn dem Legaten gegenüber für einen Narren erklärt haben. Dagegen trat an Friedrich den Weisen die Verlockung heran, nach der Krone zu greifen, die ihm von Trier, Pfalz und Brandenburg geboten wurde. Bis zuletzt hatte er seine freie Stellung gewahrt; über das Verlöbniß zwischen seinem Neffen Johann Friedrich und der kurz vorher dem Brandenburger angetragenen Infantin Katharina ließ er nur ungern und unter der Bedingung verhandeln, daß ihm daraus keinerlei Verpflichtung betreffs der Wahl erwachsen dürfe. Nun drängte sich dem ruhebedürftigen Herrn die größte Entscheidung auf. Kein Wunder, daß er ablehnte; wo sollte er die Macht und auch die moralische Kraft hernehmen, sich im Sturm der verletzten Interessen und gährenden nationalen Wünsche zu behaupten? Ihm fehlte jener Glorienschein, der das Haupt des Kaisers Maximilian in den Augen des Volks umgeben hatte und selbst an der düstern Gestalt seines Enkels zu haften suchte. Man findet keine Spur, daß damals in weiteren Kreisen der Nation die Zukunft des Reichs, wie doch sonst geschehen war, an den sächsischen Friedrich als einen Träger des geheimnißvollen Kaiser-

namens geknüpft worden wäre. Vergebens ließ der Papst, an der Wahl Franz' I. verzweifelnd, den Kurfürsten am 15. Juni durch Miltitz auffordern, die Stimmen auf sich zu lenken. Vergebens, zu spät erkannte Franz I. seinen wahren Vorteil, indem er noch am 26. Juni seine Gesandten beauftragte, die Wahl des Brandenburgers oder des Sachsen durchzusetzen, um nur den katholischen König auszuschließen. Als seine norddeutschen Parteigänger, Lüneburg und Hildesheim, von den Reitern Karls von Geldern unterstützt, die kaiserlichen Welfenherzoge bei Soltau aufs Haupt schlugen (29. Juni), waren in Frankfurt Tags zuvor die Würfel gefallen.

Am 24. Juni hatten die päpstlichen Gesandten den Kurfürsten in aller Form erklärt, daß Leo X. den katholischen König für den besten Sohn und Verteidiger des apostolischen Stuhls halte und die frühere Einsprache gegen seine Wahl wegen Neapels fallen lassen. Schon vorher war die Vertretung der böhmischen Kurstimme, deren unmündiger Erbe Ludwig von Ungarn auf die Vermählung seiner Schwester mit dem zukünftigen Kaiser hoffte, seinem Vormund dem König von Polen entzogen und dem Gesandten des Königreichs Böhmen zugesprochen worden. Am Morgen des 28. Juni wählten die in der Bartholomäuskirche versammelten Kurfürsten einstimmig den König Karl in Hispanien zum römischen König.

Ein Ruf der Begeisterung ging durch das Volk, als hätten die Wähler allen Ernstes eine nationale Tat vollbracht. Inzwischen suchten die Kurfürsten in einer sorgfältig abgefaßten Wahlcapitulation das Reich und in erster Linie sich selbst vor etwaigen monarchischen Gelüsten des Erwählten sicher zu stellen. Der König durfte nur mit Wissen und Willen der Kurfürsten Bündnisse mit fremden Staaten schließen, Gesetze erlassen, Reichstage und Steuern ausschreiben, ferner kurfürstliche Versammlungen nicht hindern, die Stände weder vergewaltigen, noch vergewaltigen lassen, die Acht nur nach ordentlichem Verhör erklären. Die Reichstage sollten nur innerhalb der Reichsgrenzen tagen, die Reichsämter nur an vornehme Einheimische gegeben, fremde Kriegsvölker nicht ins Reich geführt, im offiziellen Verkehr nur die deutsche oder lateinische Sprache gebraucht werden. Die Wiederaufrichtung des seit 1501 verfallenen Reichsregiments krönte dieses ohne jedes Zutun der Nation vereinbarte Verfassungswerk. Wenn aber Karl sich auch endlich verpflichten mußte, die großen Handelsgesellschaften in den Städten, „so bisher mit ihrem Geld regiert", zu beseitigen, so gab man sich den Anschein ganz zu vergessen, mit welchen Mitteln der Wahlkampf geführt worden war. „Es ist auch wissentlich und liegt am Tag," schrieb Jakob Fugger an Karl im Jahre 1523, „daß Eure kaiserliche Majestät die römische Krone außer mein nicht hätte erlangen mögen, wie ich dann solches mit den Handschriften aller Eurer kaiserlichen Majestät Commissarien anzeigen kann."

Der Flecken einer furchtbaren politischen Entsittlichung klebt ebenso unvertilgbar an dieser Kaiserwahl wie ihr Ausgang den in der Nation noch vorhandenen Idealismus erkennen läßt. Die großen europäischen Machtverhältnisse, das französische und habsburgische Geld, eine rechtzeitige militärische Demon-

stration und die Kraft des nationalen Vorurteils hatten ihren Teil an einem dreijährigen Kampf, dessen Ergebniß das deutsche Reich in eines von den vielen Attributen der spanischen Weltherrschaft zu verwandeln schien. Und doch war das Ringen zwischen Spanien und Frankreich erst in seinen Anfängen. Aber der junge König Karl sollte noch mit einem ganz andern Gegner zu tun bekommen, dessen Name, damals in den Kreisen der hohen Politik kaum genannt, wenige Jahre später zum Schlachtruf für die gesammte Christenheit wurde.



Siegel Maximilians I. als Kaiser mit Karl von Spanien.

Nach einem Abguß im Geh. Staats-Archiv zu Berlin.

Auf einem Trone unter zwei Bogen Kaiser Maximilian I. im Krönungsornate und sein Enkel Karl im Harnisch. Im Zwickel der Bogen das goldene Vließ mit zwei Feuerstählen. In den Seitenlehnen des Trones vier Mal der Wahlspruch Maximilians: halt Maes. Über dem Bogen in der Mitte der Bindenschild von Österreich mit dem Herzogshut bedeckt, nach rechts die Schilde von Ungarn und Kroatien, bedeckt mit den Königskronen, dann die von Burgund, Brabant und Luxemburg; nach links die Schilde von Castilien und Leon sowie Dalmatien, beide mit Königskronen, darauf die von Österreich, Limburg, Geldern. Umschrift in Majuskeln: S(igillum) · MAX(imiliani) · IMP(er)ATORIS · ELECTI · ET · KAROLI · ARCHIDVCV(m) · AVSTRIE · PRI(n)CIPIS · HISPANIARV(m) · DVCV(m) · BVRG(undie) · BRABAN(tie) · Z(et) · COMITV(m) · FLAN(drie) · Z(etc) ·

II. Renaissance und Humanismus.

Die religiöse Gährung, in der sich Deutschland am Ausgang des Mittelalters befand, schien mit dem beginnenden XVI. Jahrhundert mehr und mehr von einer ganz Europa durchziehenden Umgestaltung des Geisteslebens absorbirt oder wenigstens beherrscht zu werden. Langsam, aber unwiderstehlich vollzog sich nördlich der Alpen die Aufnahme der neuen italienischen Kultur. Wir pflegen diese großartige Schöpfung der italienischen Nation, an welche seit dem XIII. Jahrhundert der bisher von Frankreich behauptete geistige Primat übergegangen war, mit dem französischen Namen Renaissance zu belegen. In Wahrheit ist es freilich keine Wiedergeburt des klassischen Altertums, so feurig sie von den Enthusiasten der Bewegung ersehnt wurde, sondern der Übergang zu einer ganz neuen Weltanschauung. Wie sich die Christenheit in ein modernes Staatensystem umsetzte, so drohte das Christentum selbst in einer Humanität aufzugehen, deren Religion weniger im Glauben an die Gottheit als im Glauben an die Menschheit zu suchen ist. Denn wenngleich weder der Vater des Humanismus, Petrarca, noch die große Mehrzahl seiner Nachfolger einen Bruch mit der Kirche oder gar mit dem Christentum gewollt, wenn die Heroen der Renaissancekunst immer wieder dem altehrwürdigen religiösen Ideenkreis ihre beste Kraft geweiht haben, so war doch der eigentliche Kern dieser modernen Bildung dem spezifisch christlichen Wesen nicht verwandt, dem kirchlichen Idealismus des Mittelalters sogar völlig entfremdet. Indem man sich neue Ideale suchte, lieferte man den deutlichsten Beweis dafür, daß die alten nicht mehr befriedigten. Allem Menschlichen, allem Natürlichen wendete sich ein Interesse zu, wie es bisher in solcher Stärke nur am Übermenschlichen und am Jenseits gehaftet hatte. Zugleich fand aber das fortdauernde Autoritätsbedürfniß den erwünschtesten Halt an den literarischen und künstlerischen Überresten des klassischen Altertums. Ausgehend von einem Kultus der schönen Form, der in der sprachlichen, architektonischen und plastischen Meisterschaft der Antike das Ziel seines Sehnens entdeckt zu haben glaubte, gelangte man bis zu der Überzeugung, daß die Alten für alle Gebiete des Daseins ewig gültige Normen geschaffen, daß lange Jahrhunderte der Barbarei diesen unversieglichen Quell alles Großen und Edeln verschüttet und daß nunmehr nach seiner neuen Erschließung die Menschen sich in ihm zu verjüngen und vom Schmutz der Unkultur zu reinigen hätten. In welchem Sinn die Humanisten und

Künstler, die Philosophen und Staatsmänner Italiens vom XIV. bis zum XVI. Jahrhundert eine Umgestaltung des Lebens und Denkens für ganz Europa angebahnt haben, wie sie vielfach zwar der Antike zu folgen wähnten, in der Tat aber unter dem Einfluß sehr verschiedener Faktoren zu einer gewissen Annäherung an die griechisch-römische Kultur hingeführt wurden, das kann hier nicht näher berührt werden. Zunächst haben wir es nur mit dem italienischen Humanismus zu tun, denn unter dieser Form ist die Renaissance zuerst dem übrigen Europa dargeboten worden.

Man kann gewiß nicht sagen, daß die Humanisten, die ersten Vertreter eines unzünftigen Literatentums, die neue Bildung in durchaus erfreulicher und würdiger Weise verkörpert hätten. Neben wenigen genialen Naturen fanden sich Mittelmäßigkeiten in Menge, neben den Männern des schöpferischen Gedankens und der ernsten wissenschaftlichen Arbeit die Virtuosen einer inhaltsarmen Form und die Helden der literarischen Balgerei. Die Befreiung von den alten sozialen Fesseln führte oft genug zum Verzicht auf feste Bedingungen des Daseins und damit zu einem Anschmeicheln und Anbetteln großer und kleiner Mäcene, das mit dem übertriebenen Selbstgefühl der modernen Klassiker im kläglichsten Widerspruch steht. Vollends jene zahlreichen literarischen Fehden, worin selbst gefeierte Vorkämpfer des Humanismus sich untereinander mit Schmutz bewarfen, enthüllten vielleicht noch mehr als der gepflegte Cynismus ihrer Poesie eine vollendete sittliche Verkommenheit. Trotzdem und trotz der häufig hervortretenden Oberflächlichkeit ihres Wissens sind und bleiben diese italienischen Humanisten, auch die schlechten Elemente nicht ausgeschlossen, die Pioniere einer neuen Kultur, die ohne ihren Enthusiasmus, ihre Rührigkeit und ihr selbstgefälliges Lärmen noch auf lange hinaus sich in engsten Kreisen gehalten hätte. Denn jene Aristokratie des Geistes, mit deren Besten sich Lorenzo de' Medici umgab, jene philosophische Atmosphäre des florentinischen Humanismus, sie hätten sich nicht so rasch eine Welt erobert wie die leichter zugänglichen Seiten der Renaissancebildung, womit ihre weniger vornehmen Missionäre zu locken verstanden, elegantes Latein und antikisirende Erotik. Gerade an den ersten Stadien des deutschen Humanismus läßt sich die Wirksamkeit dieser Mittel deutlich verfolgen. Wenn der geistreiche Enea Silvio in der Kanzlei Friedrichs III. der italienischen Kultur einen und den andern deutschen Verehrer gewinnt, wenn der verlumpte pfälzische „Poet" Peter Luder nicht nur in Heidelberg, sondern auch in Leipzig seine Jünger findet und Niklas von Wyle für schwäbische Fürstlichkeiten und Vornehme Stücke der klassischen und humanistischen Literatur übersetzt, so ist das erwachende Interesse an solchen Dingen zur einen Hälfte auf die Eleganz des lateinischen Gewandes, zur andern auf die „Kurzweiligkeit" des literarischen Stoffs zurückzuführen. Diese frühesten Ansätze des deutschen Humanismus fallen in das fünfte, sechste und siebente Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts; daß beinahe unmittelbar aus den ersten Anregungen der Versuch hervorgeht die neue Bildung

zu verdeutschen, zu popularisiren, verdient Beachtung, denn hier äußert sich bereits ein Zug jener nationalen Selbständigkeit, die in mehr als einer Beziehung zwischen den italienischen Lehrmeistern und ihren deutschen Schülern einen wesentlichen Unterschied hervorbrachte. Übrigens haben die Italiener selbst sich wenig bemüht ihre geistigen Schätze den „Barbaren" mitzuteilen, wie auch die von Enea Silvio geübte Propaganda rein zufällig, nur durch seinen Eintritt in kaiserliche Dienste veranlaßt war. Daß Enea die deutschen Zustände für die Aufnahme der neuklassischen Kultur noch wenig geeignet fand, ist nicht zu wundern. Denn ganz abgesehen von der Teilnahmlosigkeit der höheren Gesellschaft, die er so lebhaft beklagt, stieß der Humanismus in Deutschland auf den mächtigen Widerstand einer Volksliteratur und eines Unterrichtswesens, die beide eben damals in einem nicht zu läugnenden Aufschwung begriffen waren. Es bedurfte langwieriger Kämpfe, bis die neuklassische Bildung, als undeutsch und unchristlich verdächtigt, endlich doch den Sieg davon trug, und die Humanisten fanden nicht viel Zeit sich eines Triumphs zu freuen, der fast augenblicklich wieder in Vergessenheit geriet. Sie wähnten die Männer des Jahrhunderts zu sein und sie waren in der Tat nur Vorläufer eines ungeheuren Geisterkampfes.

Als eine Universitäts- und Schulrevolution ist wohl das unmittelbare Ergebniß des humanistischen Ringens und Strebens bezeichnet worden. Während in Italien die klassischen Studien ihre eigentliche Heimstätte nicht in den Hörsälen, sondern an den Fürstenhöfen gefunden hatten, suchte der deutsche Humanismus gleich anfangs sich an den Universitäten einzunisten, die ihm zugleich ärgerlich und unentbehrlich waren. Denn es bleibt, vom Wert oder Unwert der scholastischen Wissenschaft ganz abgesehen, immer ein imponirendes Schauspiel, wie im XIV. und XV. Jahrhundert das Bildungsbedürfniß der deutschen Nation sich regt und auch auf diesem Gebiet ein unverkennbarer Luxus entfaltet wird. Fürsten und Städte des Reichs wetteiferten in der Anlage von Hochschulen; in einem Zeitraum von wenig mehr als hundertfünfzig Jahren folgten sich siebenzehn solcher Gründungen, wovon nur zwei, Würzburg (1402) und Trier (1457) sich nicht als lebensfähig bewährt haben. Prag, die älteste unter ihnen (1348), wurde durch die husitische Bewegung für die deutschen Reichslande und eine Zeit lang selbst für Böhmen so gut wie ganz entwertet, aber Deutschland zählte damals vier wirklich nationale Universitäten, Wien (1365/1384), Heidelberg (1386), Köln (1388) und Erfurt (1392) und jene tschechische Reaktion gegen das Deutschtum führte bekanntlich zu einer Neugründung in Leipzig (1409). Kurz darauf erhielten auch die deutschen Ostseelande eine Hochschule in Rostock (1419), während der in Böhmen zerrissene Zusammenhang zwischen Deutschen und Slaven auf der polnischen Universität Krakau (1402) eine neue Heimat fand. Nach der Mitte des Jahrhunderts begann eine weitere Folge von Gründungen, Greifswald (1456), Freiburg und Trier (1457),

Basel (1460), Ingolstadt (1472), Tübingen und Mainz (1477), Wittenberg (1502) und Frankfurt an der Oder (1506). An Bedeutung überragten zweifellos, Köln ausgenommen, die süddeutschen Universitäten ihre nordischen Schwestern, wie ja überhaupt im späteren Mittelalter der Süden und Westen des Reichs ein weiter fortgeschrittenes Kulturleben aufweist. Gemeinsam war aber diesen sämmtlichen Lehranstalten ein entschieden kirchlicher Charakter; dies verstand sich freilich ganz von selbst in einer Zeit, die von einer wirklichen Trennung des Glaubens und Wissens allem Occamismus zum Trotz im Grunde noch nichts wußte. Der ganze Wissenschaftsbetrieb und die Laufbahn der Gelehrten, die Behandlung aller theoretischen Fragen wie die äußere Gestalt des Universitätslebens standen unter der Herrschaft der scholastischen Philosophie; ihre Denkformen, ihre unverkennbare Schlagfertigkeit, aber auch ihre mechanische Drillung des Geistes gaben dem Vortrag der Lehrer, den Übungen und sogar den Scherzen der Studenten die eigenartige Färbung. Damals erschien außerhalb Italiens diese Scholastik keineswegs im Niedergang, vielmehr in einer Blüte, die doch erst allmählich sich als Nachblüte und Anfang vom Ende erweisen sollte. Zahlreicher als je drängte die lernbegierige Jugend nach den Hörsälen, wo die „Kunst", die unerläßliche Vorbedingung alles höheren Strebens, ihren Jüngern die Fähigkeit beibrachte über alles zu sprechen und zu streiten. Nicht zum letzten Mal hüllte sich die Philosophie in ein sprachliches Gewand von wahrhaft verwirrender Häßlichkeit und Absonderlichkeit; oft genug arbeitete die Gedankenfabrik ohne Gedanken und die Geistesgymnastik ohne Geist, schien nicht nur Klappern zum Handwerk zu gehören, sondern das ganze Handwerk im Klappern zu bestehen. Man begreift die Entrüstung der Humanisten, wenn man z. B. die logische Terminologie mit ihrem Baroco Boraco und ähnlichen an die Beschwörungsformeln einer Hexenküche erinnernden Kunstausdrücken ins Auge faßt. Immerhin würden solche Äußerlichkeiten an und für sich eine Verurteilung der Scholastik nicht rechtfertigen, da ja auch im modernsten Betrieb mehr als einer wissenschaftlichen Disciplin ähnliche nur dem Eingeweihten geläufige und dienliche Wortungeheuer mitunterlaufen. Wir dürfen dem Selbstlob der Scholastiker und der Anerkennung ihrer Zeitgenossen vielleicht insofern eine gewisse Geltung einräumen, als die durchschnittliche dialektische Fertigkeit zweifellos durch diese unermüdlichen Exerzitien gesteigert worden ist. Abgesehen von dieser geistigen Schulung, die mit einem großen Aufwand von Zeit und Kraft erworben werden mußte, dürfte ein nennenswertes unmittelbares Resultat der ganze Generationen beschäftigenden Kämpfe der spätscholastischen Sekten, der Antiqui und Moderni, kaum nachzuweisen sein. Das Grundübel lag eben darin, daß der Wissenschaft streng und unabänderlich vorgezeichnet war, was bei ihrer Arbeit herauskommen sollte; nachdem aber der heilige Thomas von Aquino dieser Forderung in einer ganz unübertrefflichen Klarheit und Vollständigkeit genügt hatte, sahen sich die späteren Geschlechter entweder auf eine unfruchtbare Opposition oder auf einseitige

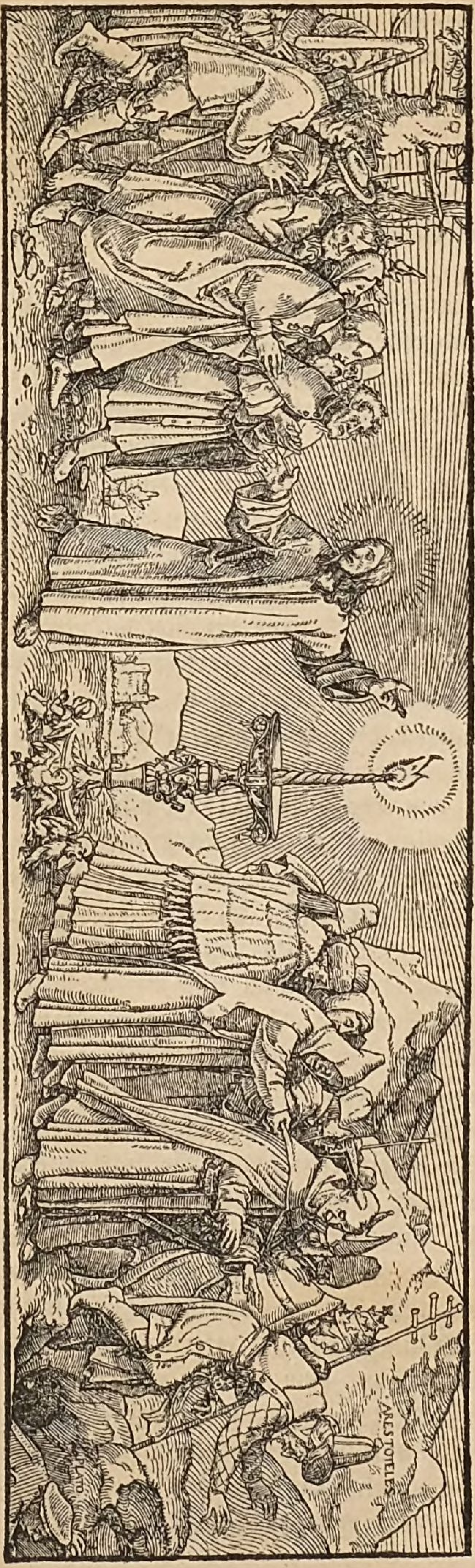
Pflege der wissenschaftlichen Technik angewiesen, denn auf wesentlich neue Ergebnisse durften sie ja, wenn ihnen ihr Leben lieb war, nicht geraten. Ein kritischer Geist, wie Occam, dem das Suchen nach Wahrheit über das Glück eines imaginären Besitzes ging, mußte ganz naturgemäß von seinen Zweifeln an der Wissenschaftlichkeit der Theologie zur Prüfung der theologisch fundirten Hierarchie fortschreiten. Wie dieser ganze wissenschaftliche Apparat nur der Kirche dienen sollte, so konnten folgerichtig die Hochschulen auch nur kirchliche Anstalten sein. Ihre Bestimmung war die höhere Ausbildung der Geistlichkeit, ihre Organisation, Lehrmethode und Disziplin den alten Kollegiatstiftern und Klöstern entlehnt, die Lehrer und Schüler größtenteils Kleriker; erstere lebten im Cölibat, letztere mußten sich in den Collegien und Bursen einer halbmönchischen Zucht unterwerfen, die allerdings in der Praxis nicht selten durchbrochen wurde, wie das in den Klöstern wohl auch geschehen war. Von Bedingungen der Aufnahme war kaum die Rede; unter den Immatrikulirten fanden sich unmündige Kinder neben jungen und älteren, selbst verheirateten Männern. So wenig der Zugang oder Abgang erschwert, so bunt die studentische Gesellschaft meistens war, so fühlten sich doch alle Universitätsangehörigen als eine Genossenschaft und sie hatten das Bewußtsein ihrer Gemeinsamkeit wohl nötig in einer Zeit der ständischen und korporativen Sonderung. Mehr als einmal führten die Neckereien zwischen Studenten und „Laien", wie man sich bezeichnend ausdrückte, zu blutigen Straßenkämpfen und zum Sturm des Volks oder der städtischen Schaarwache auf die Bursen. Ein solcher „Studentenlärm" nahm zu Erfurt im Jahr 1510 einen so ernsthaften Charakter an, daß die Gegner der akademischen Jugend, Landsknechte und Bürger, gegen das große Collegienhaus sogar Kanonen auffuhren und nach der Flucht der Insassen alles verwüsteten, selbst das Archiv und die Bibliothek der Hochschule fast ganz zerstörten. Kurz darauf, im Jahre 1513, hatte auch Wien seinen „lateinischen Krieg", der aus den Spöttereien des Volks über eine den Studenten vorgeschriebene Kleidung entstand. Solche Angriffe vermochten freilich das Selbstgefühl der Gelehrtenzunft und ihrer Zugehörigen nicht zu erschüttern, denn im Ganzen und Großen war und blieb das Ansehen namentlich der akademischen Grade ein sehr hohes. Die Bakkalarien, Magister und Doktoren, die glücklichen Sieger in den Disputationen durften sich nicht minder als die Angehörigen anderer Lebenskreise jenes äußeren Ehrenschmucks erfreuen, der eine notwendige Folge der mittelalterlichen Organisationen, eine unerläßliche Bekräftigung ihres festgeschlossenen Wesens war. Luther erinnert sich später mit Wohlgefallen an die „große Majestät und Herrlichkeit" zurück, womit ehedem der neugebackene Magister oder Doktor zu Erfurt gefeiert wurde; „ich halte, daß keine zeitliche, weltliche Freude dergleichen gewesen sei".

Scharf genug drückte sich der Unterschied, der Vorrang des „lateinischen Menschen", d. h. des Gebildeten vor dem Ungebildeten aus. Man kann doch

nicht sagen, daß diese Scheidung erst aus den Tagen des Humanismus datirt. Das Latein der Magister war dem Volk kaum viel verständlicher als der klassische Stil der Humanisten, obwohl es allerdings den unläugbaren Vorzug besaß, wenigstens für die Kreise des gelehrten Studiums eine lebendige Sprache darzustellen. Um sich einzuleben, mußte man freilich von Kindesbeinen an mit dem eigentümlichen halb populären halb philosophischen Kauderwälsch vertraut gemacht werden, das aus biblischen Reminiscenzen, Kraftausdrücken der Logik und derben Idiotismen gemischt schon damals den Spottnamen Küchenlatein erhielt. „Es laut gar übel", sagt Aventin, „und man heist es küchenlatein, so man latein redt nach ausweisung der teutschen zungen". Gleich der erste Unterricht versetzte die Knaben in diese eigentümliche Kultursprache, und damit in die scholastische Atmosphäre, die von nun an ihre geistige Lebensluft blieb. Denn einen streng einheitlichen Charakter kann man diesem Schulwesen nicht absprechen; es war, wie ein alter Holzschnitt es darstellt, ein geschlossener Bau mit einer einzigen Türe, die zur lateinischen Schule und durch diese in die höheren Stockwerke und bis zur Krönung des Ganzen, der Theologie oder Metaphysik führte. Wie den Kindern die Anfangsgründe nach den herrschenden Lehrbüchern und Commentaren mit ihren syllogistischen Spitzfindigkeiten beigebracht wurden, das können wir uns heutzutage nicht mehr recht vorstellen; sicher ist nur die sofortige Anwendung der Praxis, da die Schüler auch unter einander lateinisch reden und die Sünder gegen dieses Gebot den hölzernen Esel reiten mußten, ferner der reichliche Gebrauch von Gedächtnißversen und von Prügeln. Der Grundsatz, daß schlechtes Latein immer noch besser sei als gutes Deutsch, wurde manchmal bis zum Äußersten getrieben; man wollte, wie eine Schrift vom Jahr 1451 klagt, den Knaben das, was sie nicht wußten, durch Worte, die sie nicht verstanden, beibringen. Doch haben wir noch aus dem XV. Jahrhundert zahlreiche Zeugnisse dafür, daß eine so unsinnige Praxis doch nichts weniger als allgemein und die fast unentbehrliche Hülfe der Muttersprache für den Anfangsunterricht vielfach ausdrücklich vorgesehen war. Aber ohne ein ansehnliches Quantum von höchst abstrusen begrifflichen Spielereien und von Prügeln scheint man doch eigentlich nirgends durchgekommen zu sein. Die Entrüstung über den Mißbrauch des Züchtigungsrechts kommt nicht nur bei feiner organisirten Naturen wie Rudolf Agricola oder Erasmus zu Worte, sondern auch bei einem Kraftmenschen wie Luther, der vom Elternhaus nicht verwöhnt und gewiß kein zimpferlicher Knabe war. Alles in allem muß zugegeben werden, daß Deutschland schon im XV. Jahrhundert durchaus keinen Mangel an Schulen und Schulmeistern hatte. Auch hier wirkte die städtische Kultur belebend ein; zu den Anstalten, die sich an die Klöster und Collegiatstifter anlehnten, traten noch die Schulen bei den Pfarrkirchen, meist Stadt- oder Ratsschulen genannt, da sie unter der Verwaltung der städtischen Obrigkeit standen. Mit besonderem Eifer und Erfolg nahmen sich die Brüder vom gemeinsamen Leben des Elementarunterrichts an, doch liegt ihr Hauptverdienst nicht in

einer Förderung der klassischen Studien, die erst von außen, durch humanistische Einflüsse in die Schulen der Fraterherren gelangt sind, sondern in der religiösen Erziehung; der Geist des praktischen Christentums war die eigentliche Würze ihres Unterrichts und dieses immer noch halbmöndische Wesen besaß allerdings die Kraft, die eindringende Antike sich zu assimiliren und vielen nachmaligen Jüngern des Humanismus eine christliche Grundrichtung einzupflanzen, an der alles Heidentum der Alten und der Italiener zu Schanden wurde.

Das höchste Ziel alles Unterrichts und alles Studiums blieb immer die Theologie oder, was damit gleichbedeutend war, die aristotelische Philosophie, natürlich kirchlich zugestutzt, aber doch mit einer Verehrung für ihren heidnischen Urheber gepaart, die manchmal fast den Charakter religiöser Schwärmerei annahm. In einem „Buch vom Leben und Sterben des Arestotiles" wird der große Meister geradezu als Vorläufer Christi gefeiert; „seines heiligen und kostbaren Todes teilhaftig wurde er zum Tron der ewigen Seligkeit befördert". Seine Widersacher aber sind alle Begharden und Lollarden, d. h. Ketzer. Man muß sich derartiger Überschwänglichkeiten erinnern, um den heiligen Zorn der Reformationszeit über den zum Patron der Rechtgläubigkeit erhobenen Heiden ganz zu würdigen. Jener Umschwung der Meinungen, der den bisher alleinherrschenden „Philosophen" zum „blinden törichten schalkhaften Heiden" Luthers und seiner Anhänger herabwürdigte, läßt sich sogar kunstgeschichtlich illustriren. Ein berühmtes Gemälde des XIV. Jahrhunderts in der Dominikanerkirche zu Pisa, eine von der Scholastik beeinflußte Verherrlichung des heiligen Thomas von Aquino, zeigt Aristoteles zur Rechten und Platon zur Linken des Heiligen, welcher von den aus ihren geöffneten Büchern dringenden Strahlen berührt wird. Dagegen läßt ein Holzschnitt Hans Holbeins aus dem Jahr 1527 an der Spitze des päpstlichen Haufens, der sich von Christus dem wahrem Licht abkehrt, Platon und Aristoteles in den Abgrund stürzen. Dort die kirchliche Sanktion, hier die reformatorische Verurteilung der griechischen Philosophie, wobei wir aber keineswegs an eine wirkliche Gleichstellung ihrer beiden Hauptvertreter zu denken haben. Vielmehr war und blieb für die große Mehrzahl der Philosophirenden im XV. und auch im XVI. Jahrhundert die Meisterschaft des Aristoteles eine durch nichts zu erschütternde Thatsache; wer sich aber von diesem sicheren Boden weg zu Platon wandte, der verfiel einer mehr oder weniger spielenden Mystik. Zu diesen sozusagen fahnenflüchtigen Scholastikern zählt der originellste deutsche Denker des XV. Jahrhunderts, Nikolaus Chrypffs aus Kues (Cusanus), in dem sich Altes und Neues, mystische Träumereien und reformatorische Ansätze wundersam mischen. Der nämliche Mann, dem wir bereits als dem Verfasser jener geistvollen patriotischen Phantasien (S. 52) begegnet sind, hat die verschiedensten Gebiete des Wissens und des menschlichen Daseins gestreift, ohne doch den Schritt vom Propheten zum Entdecker zu machen. Das Drängen und Gähren einer großen Übergangsperiode läßt ihn nicht zur



Christus das wahre Licht. Verkleinertes Facsimile eines Holzschnittes von Hans Holbein d. J.

Ruhe kommen; er gerät in seiner recht unklaren Spekulation auf den Gedanken einer Vereinigung des Gegensätzlichen, er ahnt die Bewegung der Erde und bereitet die Reform des julianischen Kalenders vor, während aller Mystik zum Trotz der Geist der historischen Kritik in ihm erwacht, um an den altehrwürdigen Fälschungen der Hierarchie, an der constantinischen Schenkung und den pseudoisidorischen Dekretalen zu rütteln. Wenn aber Cusanus durch ein Religionsgespräch „im Himmel der Vernunft“ die Harmonie aller vorhandenen Religionen und den schmählichen Irrtum der zu Ehren des Schöpfers angestellten Glaubensverfolgungen aufdecken läßt, wenn er insbesondere zwischen Evangelium und Koran eine unleugbare Verwandtschaft findet, so sind das natürlich ebenso bloße Träume wie seine Prophezeiung, daß im ersten Viertel des XVIII. Jahrhunderts die Kirche nach den Stürmen des Antichrist ihre Auferstehung feiern werde. Immerhin hat diese einsame Stimme, die unmittelbar vor der Periode der großen Religionskriege von Duldung und Versöhnung schwärmt, etwas Rührendes, obgleich man nicht vergessen darf, daß Cusanus als Kirchenfürst die ganze Unduldsamkeit seines Standes betätigt hat. Jedenfalls ist die isolirte Stellung dieses hochbegabten Menschen, dessen Philosophie nachmals einen Giordano Bruno begeistert hat, kein schmeichelhaftes Zeugniß für die gleichzeitige deutsche Universitätswissenschaft. Man hat deshalb den gelehrten Cardinal auch

zu einem Vorläufer des deutschen Humanismus stempeln wollen, dessen Gegensatz zu der herrschenden Scholastik aber doch aus ganz andern Quellen abzuleiten ist.

Mit der großen geistigen Umgestaltung der Renaissance pflegt die Erfindung des Bücherdrucks in engen Zusammenhang gebracht zu werden. Wirklich bezeichnet die geniale Schöpfung des Mainzers Gutenberg, der durch die Subtilitäten der Metallarbeit und der Goldmacherei schließlich auf eine großartige, völlig neue Technik der Vervielfältigung geriet, einen ungeheuren Ruck der menschlichen Kultur und die Deutschen hatten das beste Recht andern Nationen gegenüber sich dieser ihrer Gabe zu rühmen. Der Erfinder selbst hatte freilich keinen Dank davon, aber seine „göttliche" Kunst war in wenigen Dezennien zum Gemeingut der europäischen Völker geworden; die Italiener, anfänglich voll Mißtrauen gegen die von den „Barbaren" aufgebrachte Neuerung, wetteiferten rasch mit den Deutschen; die aristokratische Geringschätzung, womit z. B. Herzog Federigo von Urbino allen gedruckten Büchern die Aufnahme in seine Bibliothek versagte, hielt nicht lange vor und bis zum Jahr 1500 zählte bereits Venedig allein 199 Pressen. Italien hatte bald die Heimat des Bücherdrucks nicht nur durch Großartigkeit des Betriebes und Schönheit der Lettern, sondern auch durch die Reichhaltigkeit seiner Produktion überflügelt. Denn hier wanderten zuerst die Schriften des klassischen Altertums und des modernen Humanismus unter die Presse, während die deutschen Druckereien bis ins XVI. Jahrhundert ganz überwiegend für das kirchliche und religiöse Bedürfniß arbeiteten. Auch nachdem der deutsche Humanismus sich längst eine führende Stellung im geistigen Leben der Nation erobert hatte, mußten seine Vertreter sich ihr unentbehrliches Handwerkszeug großenteils aus Italien kommen lassen; die ersten deutschen Buchhändler, die Koburger in Nürnberg, die selbst vierundzwanzig Pressen beschäftigten, die Froben in Basel machten glänzende Geschäfte mit italienischen Klassikerausgaben. Aber im Ganzen spiegelt der vorherrschend klerikale Charakter der Bücherproduktion vollkommen getreu den Stand der deutschen Geistesbildung; die ungeheure Masse der lateinischen Bibeln und Postillen, der Predigtsammlungen, scholastischen Werke, Lehrbücher, Rechtsbücher sind fast ausschließlich für den Klerus bestimmt, wogegen die gleichfalls sehr zahlreichen deutschen Erbauungsschriften, die deutschen Bibeln und Plenarien, Legenden, Beicht- und Wallfahrtsbüchlein von einer starken Nachfrage der andächtigen Laienwelt zeugen. Sehr bescheiden nimmt sich neben dieser Haupttätigkeit der Druckerpresse die nicht speziell kirchliche, zumal die humanistische Versorgung des Büchermarkts aus. An ihrem Wachstum ließen sich die Siege der neuen italienischen über die alte scholastische Kultur verfolgen. Aber um mit diesem fest organisirten kirchlichen Bildungswesen und mit seinen Burgen, den Universitäten, fertig werden zu können, mußte die italienische Kultur selbst einer gewissen Umgestaltung unterliegen.

Der Hauptvorwurf, der gegen die Anfänge des deutschen Humanismus

gerichtet wurde, war ein sehr schwerer. Nichts Geringeres als die Erschütterung des Christentums legte man den „Poeten" zur Last, denn ihre Vorliebe für antike Formenschönheit war in den Augen der eifrigsten Kirchenmänner bereits ein erster Schritt auf der abschüssigen Bahn zum vollen Heidentum. Humanistische Äußerlichkeiten wie die Anwendung des klassischen Sprachgebrauchs auf Gegenstände des Glaubens und kirchliche Einrichtungen gaben diesem Verdacht, der in Wahrheit trotz aller Übertreibungen des tieferen Grundes nicht entbehrte, die bequemste Handhabe. Man begreift, welches Ärgerniß sowohl die hergebrachte Kirchlichkeit als auch die wahrhaft christliche Empfindung daran nehmen mußte, wenn etwa die Geburt Christi in eine bedenkliche Parallele mit jener des Herakles gesetzt, oder wenn die Jungfrau Maria als die wahre Diana und Lucina gefeiert wurde, „die uns den dreifachen Giganten zur Welt gebracht hat". Mit dem Vorwurf des Paganismus verbindet sich in der Regel die Anklage, daß die vielgepriesene Poesie des Altertums und seiner modernen Jünger eine Schule der Unsittlichkeit sei, daneben auch die Behauptung, eigentlich hätten diese selbstbewußten Männer der schönen Form nichts Ordentliches gelernt und somit gar kein Recht über das alte solide Bildungswesen abzusprechen. Daß die Poesie nicht zu den sieben freien Künsten gehöre und ihre Anhänger besser daran täten, sich mit dem reichen Wissensschatz der vier Fakultäten vertraut zu machen, hebt schon einer der frühesten Ankläger, ein alter Wiener Theologieprofessor hervor, der zugleich den Zusammenhang dieses neuen geistigen Luxus mit der gesteigerten materiellen Kultur der Fürstenhöfe und Städte wohl bemerkt hat. Aber auch ein Gregor von Heimburg, obwohl selbst vom Humanismus berührt, kämpft nachdrücklich gegen die Einbildung, als sei man mit dem Besitz einer gewissen klassischen Formgewandtheit aller weiteren Studien überhoben, und fühlt sich in seinem Streit mit Enea Silvio nicht nur als der Verfechter des Staats und seiner Unabhängigkeit, sondern auch als Mann der Rechtswissenschaft; in seinem Gegner verkörpert sich ihm die ganze Oberflächlichkeit einer Bildung, die sich mit der „Windigkeit der Worte" begnügt. Hin und wieder werden diese Argumente noch durch den Hinweis verstärkt, daß die neuen Studien schon wegen ihrer italienischen Herkunft höchst verdächtig seien.

Solche Warnungsrufe über die hereinbrechende Entchristlichung und Entsittlichung hätten nun allerdings von Rechtswegen bald verstummen dürfen. Denn in den späteren Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts war bereits jene echt deutsche Verbindung des Humanismus mit dem Christentum zur Tatsache geworden, die trotz aller italianisirenden Einflüsse sich als Grundlage eines lebensfähigen Bildungswesens behauptet hat. Aus dem deutschen Nordwesten, aus den Schulen der Fraterherren kamen seine ersten Vertreter; dort hatten sie sich in jene christliche Pädagogik eingelebt, die der Westfale Hegius einmal in den Satz zusammenfaßt, daß alle mit Verlust an Frömmigkeit erworbene Gelehrsamkeit vom Übel sei. Der Begabteste aus diesem Kreis, der Friese Rudolf Agricola, der den vollen Reiz der freieren italienischen Atmo-

sphäre gekostet hatte und nie mehr ganz vergessen konnte, dachte sich schließlich biblischen Studien zu widmen; er ließ sich wie der berühmte Mystiker der italienischen Renaissance, Pico di Mirandola, in der Mönchskutte begraben. Wie im Nordwesten des Reichs die Schule zu Deventer eine Pflanzstätte des christlichen Humanismus geworden ist, so knüpft sich auch die humanistische Bewegung im Elsaß an eine ähnliche Schule zu Schlettstadt und ihren bei den Fraterherren gebildeten Meister, den Westfalen Ludwig Dringenberg. Es war doch ein außerordentlich bescheidenes Ziel, dem die „zahmen" Reformer in Straßburg, Basel, Schlettstadt zustrebten. Etwas besseres Latein, vorsichtige Lektüre einzelner Klassiker, pädagogische Verwertung des Altertums, soweit es sich mit der herrschenden Kirchlichkeit in Einklang bringen ließ, in solche Grenzen dachten Jakob Wimpheling, der erste praeceptor Germaniae, und seine Gesinnungsgenossen die moderne italienische Kultur zu Nutz und Frommen der Christenheit und des Vaterlandes fassen zu können. Das dichterische Genie dieser Kreise war der Straßburger Sebastian Brant, der Verfasser des Narrenschiffs; so etwas, meint einer seiner Bewunderer, hätte selbst Homer kaum zu Stande gebracht! Denn im Punkt der gegenseitigen Vergötterung und Ruhmesversicherung unterschieden sich diese frommen Humanisten ganz und gar nicht von den vielgeschmähten Italienern, wie sie auch neben aller Vorsicht gegen die schlechte Moral der römischen Dichter selbst eine kräftige Zote im Stil der Volksliteratur nicht verschmähten. Dagegen gerieten sie durch ihren Gegensatz zu den Vertretern einer freieren mehr antikisirenden Richtung in eine zunehmende Angst und Verbitterung über die Gefährlichkeit der Alten, in deren Geist einzudringen ihnen völlig versagt blieb; Wimpheling, obwohl er früher die Verächter der antiken Poesie mit Zungenausreißen bedroht hatte, wollte schließlich den Virgil durch Sedulius, den Horaz durch Prudentius ersetzt wissen und ein anderer elsässischer Eiferer erklärte die Musen für Töchter nicht Jupiters, sondern des Teufels. Für die eigentlichen Häupter des in Straßburg und Basel germanisirten und christianisirten Humanismus müssen ohnedies zwei Theologen gelten, der strenge Prediger Geiler von Kaisersberg und der Scholastiker Johann Heynlin von Stein, der seine Tage im Karthäuserkloster beschloß. Unter solchen Fittichen blieb der Humanismus klein und schüchtern; es herrschte jene Gesinnung, die Sebastian Brant einmal in dem bezeichnenden Verslein ausdrückt:

„Nimb dich der scharpffen Lehr nit an,
Die dein vernunfft nit mag verstahn."

Aber selbst dieser zahme Humanismus mußte mit der Einseitigkeit der herrschenden Wissenschaft um seine Existenz ringen. Wir können hier weder den Kampf der alten und neuen Methode an den niederen und höheren Schulen noch die allmähliche Ausbreitung des Humanismus über das ganze Reich verfolgen, obwohl ja allerdings hinter dem kleinlich erscheinenden Antagonismus der Grammatiken und Lehrbücher nicht selten die ganze Todfeindschaft einer absterbenden und einer emporsteigenden Welt sich verbarg. Mit der

vollen Leidenschaftlichkeit der Jugend stürmten die Poeten und Philosophen, die heiligen Seher, wie sie sich gern bezeichneten, gegen die Barbaren, Sophisten und Theologen. Eine Hochschule nach der andern erlag ihren unermüdlichen Angriffen; jeder Widerstand gegen die Neuerer, jede mehr oder weniger rigorose Wahrung des bisher gültigen Studiengangs und der alten Ordnungen wurde als bildungsfeindliche Verstocktheit, als niederträchtige Verfolgungssucht gebrandmarkt. Bald zählte man eine ganze Reihe von humanistischen „Märtyrern", die hier oder dort in ihrem Bestreben eine Universität zu entbarbarisiren von dem Haß der akademischen Machthaber getroffen und zum Rückzug gezwungen worden waren. Aber sie ließen sich von ihrem Bemühen Deutschland „lateinischer als Latium selbst" zu machen nicht abbringen. „Ich will es mir," schreibt der Schwabe Henrichmann im Jahr 1506, „lieber zur Ehre anrechnen, wenn von den Barbaren, wenn von den Trägen und Rohen, gerade heraus von den frechen und stinkenden Böcken meine Arbeiten mißbilligt werden. Denn der Kauz kann das Licht nicht vertragen, dem Esel ist Stroh weit lieber als Gold." Freilich dauerte es noch Jahrzehnte nach den ersten meist von einem der wandernden Poeten unternommenen Angriffen, bis die festen Burgen der Scholastik wirklich für humanistische Eroberungen gelten konnten. Im XV. Jahrhundert sind es noch sehr vereinzelte Erfolge, wenn Freiburg schon 1471, Basel 1474 einen Lehrstuhl für Poesie errichtet, wenn Tübingen 1481 ein Stipendium für „Oratoria" besitzt und Ingolstadt im Jahr 1492 den Konrad Celtis als Professor der Poesie und Eloquenz aufnimmt. Unmittelbar darauf (1493) begann der Humanismus sich in Wien einzubürgern, wo im Jahr 1499 humanistische Kenntnisse für die Erlangung der Grade obligatorisch gemacht und die altberühmte scholastische Grammatik des Alexander offiziell durch ein modernes italienisches Lehrbuch verdrängt wurde. Universitäten vollends wie die Wittenberger oder Frankfurter stehen schon seit ihrer Gründung unter humanistischem Einfluß; wie der römische König in Wien aus eigener Machtvollkommenheit eine Poetenfakultät gestiftet hatte, so war es seine und nicht nach früherem Brauch die päpstliche Autorität, die in erster Linie um die Bestätigung der Wittenberger Gründung angegangen wurde. Aus der Hand des Kaisers kam ja auch das höchste äußere Zeichen der neuen Kultur, der leidenschaftlich erstrebte Lorber des Poeten, dessen Glanz den glücklichen laureatus vollends zur Verachtung der altmodischen akademischen Würden, des Doktor- und Magistertitels zu berechtigen schien. Denn trotz jenes Gefühls der Überlegenheit, das die Annahme akademischer Grade beinahe wie eine Charakterschwäche empfand und nach einem Ausdruck Mutians unter dem Vorsitz der Vernunft keiner Doktoren mehr zu bedürfen glaubte, ließ sich das echt menschliche Verlangen nach festen anerkannten Formen auch in der neuen Gelehrtenrepublik nicht ausrotten. Wenn ein solcher Wandervogel wie Celtis doch schließlich als wohlbestallter Professor und Vorstand des humanistischen Collegiums in Wien zur Ruhe kam, so mag dieser Übergang vom ungebundenen Leben des Literaten zur Seßhaftigkeit

des Amtes vielen anderen leicht genug geworden sein. Sehen wir doch selbst an Hochschulen, die für besonders neuerungsfeindlich galten, wie in Leipzig oder Köln, manchen berühmten Humanisten Jahre lang weilen und mit seinen geschworenen Feinden den Doktoren und Magistern wenigstens leidlich auskommen. Im XVI. Jahrhundert, gegen Ende des zweiten und in den ersten Jahren des dritten Jahrzehnts haben dann die noch nicht humanistisch reformirten Universitäten sich zu einer mehr oder weniger eingreifenden Umgestaltung, zur offiziellen Einfügung der neuen Studien in ihren Lehrplan bequemen müssen.

Damals war freilich die Hauptschlacht zwischen den Poeten und ihren Feinden eben geschlagen, die Ungleichheit des Kampfes an einem das ganze gebildete Europa aufregenden Beispiel dargetan worden. Nachdem selbst der vorsichtige Wimpheling durch seine Entdeckung, daß der heilige Augustinus keine Kapuze getragen habe, in einen gehässigen Streit mit den Bettelmönchen geraten war, concentrirte sich der bald hier bald dort hervorbrechende Gegensatz der alten und der neuen Kultur in einem Handel, dessen Ursache mit den klassischen Studien nichts zu schaffen und dessen unfreiwilliger Held zu seiner Rolle eigentlich wenig Talent und Neigung hatte. Johannes Reuchlin aus Pforzheim (geboren 1455) war kein Poet, obwohl er gelegentlich ein paar lateinische Komödien verfaßt hat. Nicht die Schönheit, nur die Wahrheit lag ihm am Herzen; bei aller Begeisterung für Homer — denn er war der erste nennenswerte Gräcist in Deutschland — stellte er doch einen Gregor von Nazianz weit über den großen Heiden. Jede einseitige Kultur der schönen Wissenschaften ist ihm ein Ärgerniß; er erklärt einmal verhüten zu wollen, „daß die heilige Schrift ganz verloren gehe und unsere Seelen darüber bei dem reizenden Gesang jener Sirenen, denen kaum ein Ulysses widerstehen kann, ins Verderben geraten“. Was in ihm mächtig arbeitete, war eine Renaissance des Christentums, wie sie den edelsten Geistern des italienischen Humanismus vorschwebte, wie sein Freund Agricola der erste deutsche Platoniker sie träumte. Ein Verehrer des Cusanus und des Pico di Mirandola ging Reuchlin noch über den sogenannten Platonismus zurück, bis zu den ehrwürdigsten Quellen vorchristlicher Gotteserkenntniß, die er in Pythagoras und vor Allem in der angeblich uralten jüdischen Geheimlehre, in der Kabbalah zu erkennen wähnte. Er blieb dabei Zeitlebens ein treuer Sohn der Kirche, aber, wie Heinrich Ritter sagt, „in ähnlicher Weise wie den Gnostikern genügt auch ihm der einfache Glaube der Christen nicht“. Diesem Drang nach Erkenntniß sollten seine hebräischen Studien dienen und nun sah er sich auf seinem Lieblingsfeld, auf dem er wirklich bahnbrechend gearbeitet hatte, durch die hochmütige Bornirtheit der kölnischen Dominikaner bedroht. Der ärgerliche Streit über die Bücher der Juden, die Reuchlin als Mann der Wissenschaft vor Vernichtung zu schützen suchte, führte den alternden Gelehrten in das ihm ungewohnte Getümmel des Kampfes. Man kann nicht sagen, daß er selbst in allen Wechselfällen des Streites seine Würde zu wahren verstanden hätte,

aber die Bedeutung des Reuchlinischen Handels liegt weder in dem Gegenstand noch in dem Verhalten der Hauptperson, sondern in dem großen Gegensatz der Weltanschauung, der dabei erst deutlich zum Vorschein kam und die Männer der Ketzergerichte und Scheiterhaufen auf der einen, die Humanisten auf der anderen Seite gleichsam in zwei unversöhnliche Heerlager sammelt. „Die ganze Welt," schreibt Mutian, „teilt sich in zwei Parteien. Eine ist für die Dummen, die andere ist für Reuchlin." Die Persönlichkeit dessen, dem das Massenaufgebot des deutschen Humanismus galt, verschwindet beinahe hinter den unsterblichem Hohn preisgegebenen Gestalten seiner Gegner. In den Jahren 1515 bis 1517 erschienen die berühmten „Briefe der Dunkelmänner" (epistolae obscurorum virorum). Trotz aller Unbarmherzigkeit, womit Reuchlins Hauptfeinde persönlich verunglimpft werden, trotz der übertriebenen Karrikatur, die aus den Vertretern der kirchlichen Wissenschaft eine Bande von lauter Idioten und Lumpen macht, ist die Komik dieser vorzüglichen Satire auch heute noch unwiderstehlich; wir müssen mitlachen und den Verfassern gewonnenes Spiel geben, wenn sie die ehrwürdigen Magister, Langschneyderius, Schaffsmulius und wie sie alle heißen, ihre selbstgenügsame Gelehrsamkeit, ihren Haß gegen die Poeten und ihre schmutzigen Abenteuer im fließendsten Küchenlatein austauschen lassen; wenn der eine, bei einem Gelage etwas angetrunken, quia illa cerevisia ascendit mihi in caput, seinen humanistischen Wirt anfährt: quid tunc est etiam, si estis poeta? oder wenn ein anderer in seiner Liebesnot sich zu der Überzeugung bekehrt, quod amatores debent esse valde audaces sicut bellatores; alias nihil est cum ipsis. Und mit welcher Treuherzigkeit besingt Magister Philipp Schlauraff seine lebensgefährliche Reise durch Deutschland, auf welcher ihn die Schimpfreden und Tätlichkeiten der „Reuchlinischen" überall hin begleiten:

Et ivi hinc ad Hagenaw,
Da wurden mir die augen blaw
Per te Wolffgange Angst,
Gott gib, das du hangst,
Quia me cum baculo
Percusseras in oculo.

Wir brauchen den Reuchlinischen Streit nicht durch alle Phasen zu verfolgen. Bekanntlich hatte Reuchlin nicht allein das leichte Volk der Poeten auf seiner Seite; auch Kaiser Maximilian war nach einigen Schwankungen für ihn gewonnen und selbst am päpstlichen Hof fehlten die Freunde nicht. Erst im Jahr 1520, als eben Sickingen auf seine Art die Kölner Dominikaner zum Schweigen gebracht hatte, erfolgte das päpstliche Urteil zu ihren Gunsten. Dadurch konnte aber das bedeutsamste Ergebniß des langwierigen Handels nicht mehr aufgehoben werden. Denn hier hatte sich dem Humanismus einmal die längst herbeigewünschte Gelegenheit geboten, sein innerstes Wesen herauszukehren, das aber doch trotz aller Compromisse mit dem Christentum kirchenfeindlich war und blieb. Sobald man über jene

Engherzigkeiten eines Wimpheling und seiner Gesinnungsgenossen hinausging, lief man Gefahr, in der Antike mehr als ein bloß formales Bildungselement zu sehen und bei dem keineswegs überwundenen Autoritätsbedürfniß die kirchliche Unfehlbarkeit mit der des klassischen Altertums zu vertauschen. Kühnere Gemüter, wirkliche oder eingebildete Dichternaturen, wie Konrad Celtis, Hermann von dem Busche, Jakob Locher und andere, nahmen in jeder Lebenslage das Vorrecht des Genies für sich in Anspruch und glaubten mit ein paar frostigen Höflichkeiten den Verpflichtungen gegen die Kirche soweit genügt zu haben, um sich im Übrigen ihrem Ideal, einem antikisirenden Naturalismus ungestört hingeben zu können. Celtis, der fränkische Bauersohn, der an Begabung und an Zügellosigkeit unter den Poeten obenan steht, bekennt ganz offen, daß er seine Andacht in Wald und Feld halte und nicht in den dumpfen vom Pfaffengeplärr widerhallenden Kirchenmauern; er spottet über Priester und Mönche, über Fasten und Ablaß, aber auch über Hölle und Teufel und behandelt die Existenz Gottes wie die Unsterblichkeit der Seele gelegentlich als offene Fragen. Daß der nämliche Freigeist dazwischen in schwerer Krankheit eine Wallfahrt nach Altötting gelobt und auch wirklich ausführt, tut nichts zur Sache; heidnisch gelebt und christlich gestorben, unter diesem Vorbehalt ließ sich gar manches vereinigen. Daß aber diese „Philosophen" und „wahren Theologen", wie sie sich als Jünger des Orpheus, Homer und Platon zu nennen liebten, die Unbefangenheit des antiken Lebens vor allem in einer oft cynischen Freiheit des Sinnengenusses zu erneuern trachteten, contrastirt freilich mit jener censorischen Strenge, die sie gegenüber der Verderbtheit des Klerus hervorkehrten. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß die Poeten kein Gelübde der Enthaltsamkeit abgelegt und keine priesterlichen Funktionen zu verrichten hatten. Die Heiligkeit, kraft deren sie eine eximirte Stellung für sich forderten, war doch von anderer Natur als jene der Kleriker. Selten ist wohl der Adel des Genius so stark betont worden als von diesen Größen des Humanismus, deren lateinische Poesien sich wahrlich so hoher Abkunft nicht rühmen durften. Aber die Verfasser waren von der Überzeugung durchdrungen, daß sie gottbegnadete Schöpfer unsterblicher Werke, würdige Fortsetzer des antiken Geisteslebens und daher auch privilegirte Verwalter des Nachruhms seien.

Quod canimus, sanctis superum descendit ab astris,
nil mortale sacri vatis ab ore venit.

Wir können heutzutage über diese stolzen Worte eines Herman von dem Busche nur lächeln, so gut wie über jene Verse, in welchen Eobanus Hessus der Stadt Erfurt vorhält, sie könne jetzt ohne Gefahr zerstört werden, da sie in seinem Lied fortlebe wie Troja in den Gesängen Homers. Aber solche Äußerungen enthalten das Glaubensbekenntniß jener Kreise und die Bewunderung der Zeitgenossen kam ihrem ungeheuerlichen Selbstgefühl entgegen. Denn eine Generation, welcher die Ehrfurcht vor dem Latein als der Sprache der höheren Kultur sozusagen angeboren war, vermochte die

Regeneration dieser Sprache, den Übergang vom scholastischen Jargon zur antiken Formvollendung sehr lebendig zu empfinden. Und es blieb ja nicht allein bei der schönen Form der Rede, der eloquentia; man fand sich außerdem einem gewaltigen neuen Stoff gegenüber, der vor allem philologisch und historisch bewältigt sein wollte. Über der Oberflächlichkeit und Eitelkeit der Poeten darf die redliche wissenschaftliche Arbeit nicht vergessen werden, über der fremdartigen Außenseite der neuen Kultur nicht der gute deutsche Kern, der in ihren Trägern gar nicht auszurotten war. Denn die Mehrzahl unter der bunten Schaar der Humanisten bildeten immer die Söhne des Volks, der Bürger und Bauern, während adelige Jünger der Wissenschaft wie Hermann von dem Busche, Eitelwolf von Stein, Ulrich von Hutten nur ganz vereinzelt vorkamen. Sie wurden wohl von ihren Standesgenossen als „Schreiber“ gebrandmarkt, wie ein Freund der Ritterschaft im Anfang des XVI. Jahrhunderts klagt, daß „ein Zeit lang der Adel alle Historien veracht, weder Universitäten oder ander suptil Künsten, die doch dem Pauern nit aufgericht, wenig gesuecht“; daher seien die Bauernkinder zu Gelehrsamkeit und hohen Ehren gelangt, „damit die Stüel, als das gemein Sprüchwort sagt, uf die Penk gesprungen sind“. Jedermann kennt die ergreifende Jugendgeschichte des Thomas Plater, des Hirtenbuben aus der Schweiz, wie er durch halb Deutschland unter unsäglichen Entbehrungen und Schwierigkeiten dem Studium nachzieht, wie er als Seilergeselle beim Strickdrehen den Plautus studirt. Celtis, Bebel, Glareanus, Eobanus Hessus, Euricius Cordus waren auch solche Bauernsöhne, ein derbes Geschlecht, dessen Zusammenhang mit dem Volk durch Latein und Griechisch keineswegs aufgehoben worden ist. Mehr als die dichterischen und wissenschaftlichen Leistungen des Humanismus interessirt uns hier gerade diese seine volkstümliche Seite, sein Verhältniß zu der vorhandenen nationalen Kultur und zu der großen religiösen Frage.

Nicht allein mit der kirchlichen Wissenschaft, sondern auch mit dem eigentümlichen Kulturleben des deutschen Bürgertums mußte sich die langsam eindringende italienische Renaissance auseinandersetzen. In den deutschen Städten hatte auf der Grundlage eines immer noch steigenden Wohlstands und einer größeren oder geringeren politischen Unabhängigkeit auch der edelste Luxus, der geistige, sich eingestellt und verbreitet. Wenn die Universitäten einen entschieden internationalen Charakter tragen, so verkörpert sich das nationale Geistesleben am Reinsten in einzelnen großen Reichsstädten wie Nürnberg oder Straßburg. Vor allem sind es die Stadtrepubliken des deutschen Südens, in welchen die Kunst und Literatur unsres Volkes während des XV. und beginnenden XVI. Jahrhunderts ihr Gepräge empfängt. Äußerlich betrachtet erschien diese bürgerliche Kultur allerdings im schroffsten Gegensatz zu der Vornehmheit des italienischen Wesens. Wie in der Architektur die Gothik bis tief in die Reformationszeit fortgeherrscht hat, so finden wir in der Blüte des Meistergesanges eine Art von Fortbildung der ritter-

lichen Poesie, von deren entwickeltem Formgefühl freilich in den wunderlichen „Tönen" der bürgerlichen Sänger nur noch eine Karrikatur übrig geblieben ist. Nichts kann vom Geiste der Renaissance weiter entfernt sein als jene Reimwut und Versspielerei, die z. B. den Weber Michel Beheim bis zur kühnsten Verwendung seines eigenen Namens fortreißt: „Ich Mich=el Pehen flehen wol sol dich". Dabei stehen sie insofern auf der Höhe der kirchlichen Zeitbildung als sie mit Vorliebe scholastische Probleme zum Gegenstand ihrer Kunst machen, das Verhältniß der drei göttlichen Personen, der göttlichen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, die unbefleckte Empfängniß, die Existenz der Jungfrau Maria vor der Schöpfung und ähnliche Fragen. Wirksamer als diese Seite des zünftig organisirten Dichterhandwerks war zweifellos die überreiche Literatur der Schwänke und Fastnachtspiele, ein rechter Spiegel der unglaublichen Roheit, die sich gerade in den Sitzen der bürgerlichen Kultur entwickelt und die Lieblingsfiguren des „groben" Bauern oder des buhlerischen Pfaffen dazu benützt hat, um ihre eigene Natur unter sehr durchsichtiger Maske spielen zu lassen. Über das Fastnachtspiel, den Triumph dieser naturalistischen Richtung, die sich auch in der Satire und in der Erzählung üppig entfaltete, fällt Goedeke das herbe, aber gerechte Urteil: „Jeder Sprechende ein Schwein, jeder Spruch eine Roheit, jeder Witz eine Unfläterei". Damit soll nicht geläugnet werden, daß mancher gesunde Zug mitunterläuft, eine schonungslose Beobachtung der Wirklichkeit, die sich kaum irgend eine schwache oder lächerliche Seite entgehen läßt, zuweilen auch ein lebendiges Gefühl für die großen Zeitfragen, namentlich für die soziale Krisis. Wenn in einem „Lob der Bauern" der Dichter den Klang der Dreschflegel dem Lied der Nachtigall vorzieht, so empfinden wir unmittelbar die selbstbewußte Reaktion eines ernüchterten Geschlechts gegen die conventionelle Schwärmerei des Rittertums. Daß trotzdem die wahre Poesie nicht ausgestorben war, hören wir aus den ergreifenden Tönen des Volkslieds deutlich genug. So kläglich auch die vereinzelten Versuche ausfielen, die abgestorbene ritterliche Kultur in der Form prosaischer Romane literarisch wieder zu beleben oder durch Machwerke wie den Teuerdank selbständig fortzusetzen, so erfreulich berührt unter all dieser Roheit und allegorischen Pedanterie das verbreitete Interesse an den gewaltigen Stoffen der nationalen Heldensage. In mehr oder minder verjüngter Gestalt lebten noch Dietrich von Bern, Etzel, Hugdietrich und Wolfdietrich, Hildebrant, Siegfried, Kudrun, die schlachtfrohen Recken und Riesen der Vorzeit, „die der Welt dienten und nicht Gott", wie ein Erbauungsbuch ärgerlich über den „Zeitverlust" mit solcher Lektüre bemerkt. Selbst das „Nibelungenlied" von „Seyfridt auß Niderlant" und „Krenhillden auß Purgunderlandt" unterlag einer zeitgemäßen Umarbeitung; poetisch und prosaisch, als Roman oder Volksbuch übten solche Überlieferungen aus dem Heldenalter der Nation ihren Zauber auch unter der Herrschaft der bürgerlichen Kultur. Mit dieser altvertrauten und bei aller Derbheit keineswegs ärmlichen Welt von Vorstellungen aufzuräumen, sie

durch die antiken Götter und Heroen, durch die historischen Größen Roms und Griechenlands zu verdrängen war eine harte Aufgabe für den Humanismus.

Immerhin ist die literarische Renaissance der künstlerischen um ein gutes Stück zuvorgekommen. Denn auf dem Gebiet der bildenden Künste hatte sich in den Niederlanden und in Deutschland gleichzeitig mit der italienischen Renaissance eine ganz selbständige Umgestaltung vollzogen; während die Architektur streng gothisch war und blieb, gingen die Malerei und bald auch die Plastik auf neuen Wegen. Es war ein gewaltiges Losreißen aus alten Fesseln, als die Brüder van Eyck der flandrischen Malerei die Geheimnisse des Lichts und der Farbe enthüllten, ein Anstoß, der bis hinein nach Italien gewirkt hat. In den verschiedensten Teilen des Reichs kam neues Leben unter die ehrsamen Zunftgenossen; vielleicht noch bedeutsamer als die flandrische Technik wirkte die Abkehr von dem einseitigen Idealismus des Mittelalters, die unbefangene Lust an der Welt der Erscheinungen mit ihrem Glanz und Reichtum. Wenn der Humanismus wohl davon sprach, daß man der Natur ins Angesicht schauen müsse, so haben die deutschen Maler des XV. und XVI. Jahrhunderts auch ohne gelehrte Anleitung diesem Zug der Zeit vollauf gehuldigt, ohne daß darüber die nationale Leidenschaft des Grübelns und Phantasirens verloren gegangen wäre. Freilich sind sowohl die innere Harmonie als das hohe Durchschnittsniveau der niederländischen und der italienischen Kunst der deutschen unerreichbar geblieben, aber aus der Masse des Handwerksmäßigen und trotz mancher Concessionen an die unedeln Seiten der bürgerlichen Kultur erhoben sich einzelne Meister wie Martin Schongauer zu Colmar († 1488), der namenlose Künstler des westfälischen Klosters Liesborn, der ältere Hans Holbein zu Augsburg, Bartholomäus Zeitblom zu Ulm hoch über die gewohnten Grenzen des Zünftigen. Wenn aber der „hübsch Martin" von Colmar sogar jenseits der Alpen seine Bewunderer fand, so verdankte er das vor allem seiner Meisterschaft im Kupferstich, wie denn überhaupt die graphischen Künste der rechte Tummelplatz des deutschen Genius geworden sind. In die engste Verbindung mit der Kunst des Bücherdrucks trat eine immer reichere Verwendung des Holzschnitts zur Illustration; die Schedel'sche Weltchronik vom Jahre 1493, die aus der Presse der Koburger in Nürnberg hervorging, enthält weit über zweitausend Holzschnitte. Es entsprach den Neigungen einer stark demokratisirten und lernfreudigen Generation, daß die Kunst sich zur Lehrmeisterin weiter Kreise und zur Dienerin des Worts herablassen mußte. Aber daneben wußte sich wie der Kupferstich auch der Holzschnitt als unabhängige Verkörperung künstlerischer Gedanken geltend zu machen. Wenn die Druckerpresse das Verschiedenartigste wiedergeben und zum Gemeingut der Lesenden machen konnte, so bewegte sich in dieser Technik des Messers und des Grabstichels der schaffende Geist des Zeichners fast ungehemmt durch alle Regionen des Daseins, bis ins Traumhafte. Hier

durften Humor und Phantasie das Äußerste wagen. Denn neben dem modernen Realismus und der alten frommen Innigkeit herrscht in dieser deutschen Kunst auch ein starkes phantastisches Element. Es ist die Zeit der Totentänze und der apokalyptischen Gesichte; die Vergänglichkeit des Einzelnen und der Welt, der große Gleichmacher Tod und die große Abrechnung am jüngsten Tag drängen sich immer wieder zwischen die Szenen der heiligen Geschichte und des täglichen Lebens.

Wie die italienische Renaissance doch auch auf einem so fremdartigen Boden Wurzel gefaßt hat, kann hier nicht im Einzelnen verfolgt werden. Die ersten Versuche einer Assimilirung begegnen natürlich auf literarischem Gebiet, und hier sehr frühzeitig; schon 1462 begann Niclas von Wyle, der Stadtschreiber zu Eßlingen, seine „Tütschungen", in deren Vorrede er sich ausdrücklich gegen den Einwurf verteidigt, daß man den ungelehrten groben Laien die Feinheiten des lateinischen Stils nicht so leichten Kaufs zugänglich machen sollte. Er fühlt sich aber durch eine Äußerung Gregors von Heimburg ermutigt, es gebe in der lateinischen Rhetorik kaum irgend eine Zier und Höflichkeit, die nicht im Deutschen auch Statt haben könnte. Zunächst war es freilich vielfach derb erotische Kost, die Wyle und andere ihren fürstlichen oder städtischen Mäcenen darboten, Übersetzungen oder Nachahmungen des kecken Poggio und dergleichen „leichtfertige Schimpfred". So übersetzte der schwäbische Arzt Heinrich Stainhöwel († 1482) Boccaccios Decamerone, „damit die beschwerten und betrübten freulein, auch ir ein teyle ihrer verporgen trauerkeit muogen ein klein fride geben und die mit zucht in freude kern"; eine Übersetzung, die zur unerschöpflichen Fundgrube für die Volksdichter, namentlich für Hans Sachs geworden ist. Aber bald folgten auch ernsthaftere Bemühungen, die poetischen, historischen und philosophischen Schätze der klassischen Literatur in die Scheidemünze der Volkssprache umzuprägen, teils durch Übersetzung, teils durch populäre Bearbeitung. Reuchlin hat sich nicht allein in seinem Kampf gegen die Kölner der deutschen Sprache bedient, sondern auch ein paar Stücke aus Demosthenes und Cicero, ja sogar eine Partie aus der Ilias verdeutscht. Im Jahr 1515 erschienen zu Straßburg, von Thomas Murner übertragen „Vergilii Maronis dryzehen aeneadischen bücher von trojanischer zerstörung und uffgang des römischen Reichs". Aus der Straßburger Offizin eines Johann Grüninger gingen die Klassiker lateinisch oder deutsch im reichsten Schmuck der Illustration hervor, wobei freilich die antiken Götter und Helden das Kostüm der Zeit anlegen und als Ritter, Landsknechte, Stutzer, Türken auftreten mußten. Die ganze Naivetät dieser Verschmelzung deutscher und „antikischer" Art, wie sie für Literatur und Kunst des XVI. Jahrhunderts charakteristisch geblieben ist, verkörpert z. B. die im Jahr 1507 erschienene Übersetzung von Cäsars Gallischem Krieg, wobei der elsässische Humanist Ringmann Philesius „des gemeinen manns willen, dem es nit anmütig wer stets Cesar zuo sprechen", diesen Namen durch Kaiser wiedergibt und ganz ernsthaft versichert, es sei „nicht

leicht, sondern ein gar schwer und kümmerlich ding, die bücher des kaisers Julii zu teutschen". Auf dem Titelblatt sprengt der Held mit Kaiserkrone und langem Bart, geharnischt und den Streitkolben in der Faust, auf seinem Schlachtroß einher; das einleitende Gedicht besagt:

„Julius Cesar bin ichs genant,
Durch sundre manheit wyt bekant — —
Myn bücher zuo Latyn schrib ich,
Philesius hat getütschet mich."

Diese Männer der lateinischen Eloquenz haben trotz ihrer angeblichen Verachtung jedes, selbst des eignen Barbarentums, trotz der oft haarsträubenden klassischen Wiedertaufe, der sie ihre guten deutschen Namen unterwarfen, sich redlich bestrebt ihrer Nation, auch dem gemeinen Mann die geliebten Alten näher zu bringen. Im eifersüchtigen Wettstreit mit den Italienern, die sich ihrer römischen Vorfahren rühmten, gerieten sie sogar auf eine unbändige Verherrlichung der alten Germanen. Der rastlose Celtis suchte seinen fränkischen Landsleuten griechischen Ursprung zu vindiciren; sein Freund, der originelle Abt Trithemius, erfand sogar eine Urgeschichte der alten Franken, die er mit allen Erfordernissen altrömischen Staatssinnes und hellenischer Geisteskultur ausstattete. Wimpheling behauptete Cäsar zum Trotz, das linke Rheinufer sei niemals gallisch gewesen; selbst eine hervorragende Gunst des Bodens und des Klimas wollten manche dem „sonnigen" Deutschland zusprechen. Solchen und andern Schwächen lag aber zweifellos ein in jener Zeit seltenes Gefühl für nationale Ehre zu Grunde. Die Humanisten glaubten nicht nur an sich selbst und ihre Mission, sondern auch an die Vergangenheit und an die Zukunft Deutschlands. Zu dem wissenschaftlichen Motiv, das ihre Aufmerksamkeit den historischen Studien zuführte, trat noch das patriotische; diese oft wegen ihres undeutschen Sprachgewands verschrienen „Poeten" vergaßen über den griechisch-römischen Herrlichkeiten keineswegs, daß sie ein Vaterland hatten oder eigentlich haben sollten, und hielten einem politisch verkommenen Geschlecht unermüdlich die rauhe Größe der germanischen Urzeit und sogar die stolzen Zeiten der mittelalterlichen Kaiserherrschaft vor. Celtis hat in Wien über die Germania des Tacitus und über die Geschichte Barbarossas gelesen, hat die Roswitha und den Ligurius aufgefunden und veröffentlicht, ein umfassendes historisch-geographisches Werk über Deutschland und als Gegenstück zur Aeneis eine Theodoriceis, ein Epos vom Berner Dietrich und der Völkerwanderung geplant. Neben den Klassikereditionen, den philologischen und archäologischen Arbeiten wurden auch die „Barbaren" nicht verabsäumt; im Jahr 1515 edirte Peutinger den Jordanis und Paulus Diakonus, Cuspinian und Stabius den Otto von Freising und seinen Fortsetzer. Einen humanistischen Abriß der vaterländischen Geschichte hatte schon Wimpheling (1505) gegeben; ihm folgten der feurig patriotische Franz Irenikus mit seiner Beschreibung Deutschlands (1518) und der kritisch angelegte Beatus Rhenanus, dessen Res germanicae (1531)

freilich gleichfalls nichts weniger als eine abgeschlossene historische Darstellung bieten. Auch die von Aventin projektirte Germania illustrata ist nicht ins Leben getreten, wogegen seine bairische Chronik, das erste wahrhaft volkstümliche Geschichtswerk aus humanistischer Hand, bereits die mächtige Einwirkung der Reformation erkennen läßt. Daß man daneben deutsche Sprichwörter, Schwänke und Bauernspäße, daß man Sebastian Brants Narrenschiff ins Lateinische übersetzte, war allerdings die Kehrseite jener oben erwähnten „Tütschungen", aber doch auch ein Zeichen dafür, daß die gelehrten Kreise keineswegs mit Verachtung auf den inneren Gehalt der Volksliteratur herabsahen. Ist doch gerade das bedeutendste Erzeugniß dieser Literatur, das Narrenschiff, unter dem Einfluß der klassischen Studien ans Licht getreten und sein Verfasser ein rechter Typus deutscher Renaissance. Brants deutsche Reimpaare mit ihrer spießbürgerlichen Moral wimmeln von antiken Namen und Citaten; um die Narrheit der Buhlschaft zu charakterisiren, müssen Ovids Metamorphosen und andere klassische Reminiscenzen eine endlose Reihe von Beispielen liefern und die Verachtung der Armut schlägt er mit Curius, Fabricius, Aristides, „Epamynundas", Homerus, Sokrates, mit dem Hinweis darauf,

„Das Rom von hyrten gbuwen sy,
Von armen buren lang regiert."

Im Narrenschiff hatten sich nach dem Gefühl der Zeitgenossen die verschiedenen Kulturelemente, das kirchliche, das volkstümliche und das klassische, so glücklich gemischt, daß es als eine Geistestat ersten Rangs erscheinen konnte; es wurde nach seiner Veröffentlichung im gleichen Jahr (1494) dreimal nachgedruckt und bis zum Jahr 1512 fünfmal neu aufgelegt, nicht nur ins Lateinische, sondern auch ins Französische, Niederländische und Englische übersetzt. Wenn Brant als der Homer und Dante der neuen deutschen Bildung begrüßt würde, so zeigt das mit erschreckender Deutlichkeit, wie nüchtern und poesielos diese Poeten und Musenpriester im Grunde waren, obwohl die gegenseitige Beteuerung, daß man gleich Orpheus Steine zum Tanzen bringen und wilde Tiere bezähmen könne, zu den gewöhnlichsten Umgangsformen unter Dichtercollegen gehörte. Mit solchen und ähnlichen Ruhmestiteln einer frostigen Poesie hätte die Renaissance in Deutschland nur ein sehr kurzes Leben fristen können. Aber Enea Silvio hatte richtig prophezeit, daß auch hier wie in Italien neben der eloquentia die pictura erwachen und aufblühen werde. Die Künstler, denen die stolzen Poeten zuweilen eine gnädige Aufmunterung oder auch wie Celtis eine gut gemeinte, aber verständnißlose Bevormundung angedeihen lassen, haben wirklich dafür gesorgt, daß dieser Übergang zu einer neuen Kulturperiode im Gedächtniß der Nachwelt fortleben durfte. Erst gegen Ende des XV. Jahrhunderts beginnen die Berührungen der deutschen mit der italienischen Kunst: sie zeigen sich wohl am Frühesten im Holzschnitt, in der Bücherillustration, um dann fast gleichzeitig in der Malerei und in der Plastik hervorzutreten, während die Architektur sich noch bis ins dritte Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts

auf vereinzelte kleinere Versuche mit dem neuen Stil beschränkt. Nirgends läßt sich die allmähliche Wandlung und der Zusammenhang des literarischen und künstlerischen Lebens besser beobachten als in Nürnberg, das eine Zeitlang geradezu als der Mittelpunkt deutscher Kultur erscheint. Der Humanismus, sehr frühzeitig eingebürgert und mit einer eifrigen Pflege der mathematischen Wissenschaften gepaart, konnte sich hier ohne das Hemmniß einer scholastischen Universität und getragen von einem geistig regsamen Patriziat freier als irgendwo entfalten. Sein glänzendster Vertreter, Wilibald Pirkheimer (1470 bis 1528) ist kein windiger Poet, sondern eine Persönlichkeit, die den ganzen Reichtum des Daseins zu fassen wußte, zu Ernst und Scherz geneigt, ein Mann der Wissenschaft und des Lebens, Jurist, Politiker und Militär; wenige Zeitgenossen haben eine so starke innere Fühlung mit dem Geist des Altertums wie dieser stattliche Nürnberger, dessen „senatorische“ Gestalt eine vornehme Seele beherbergt, der sich als Mittelpunkt geistreicher Symposien, als Freund eines Celtis und Dürer in seiner rechten Lebensluft fühlt und schließlich der unbequemen unästhetischen Reformation zornig den Rücken kehrt. Was aber dem Nürnberger Humanismus seinen größten Reiz verleiht, ist die künstlerische Umgebung. An das Schaffen eines Wolgemut, Adam Krafft, Veit Stoß kann hier nur erinnert werden. Ihr kräftiger Realismus brach die Bahn für alles Neue. Wenn sich bereits in Schedels Weltchronik nackte Putten unter gothischem Laubwerk umhertreiben, wenn die Illustrationen zu den Gedichten des Celtis, teilweise von Dürer stammend, noch das wunderlichste Ringen der deutschen Zeichner mit der fremdartigen Welt der heidnischen Gottheiten offenbaren, so finden wir kurz darauf (1506) Albrecht Dürer als fertigen vielbewunderten Meister in Venedig, Peter Vischer ganz in die entzückende Poesie seines Sebaldusgrabes vertieft (seit 1508). Was Dürer seinem Volk und der ganzen Menschheit geworden ist, wer wollte es in Kürze ausdrücken? Darin liegt doch mit seine Größe, daß er so voll und ganz in seiner Zeit zu leben wußte, daß sein Wesen für jede ihrer Erscheinungen und Regungen empfänglich war, ohne daß er jemals sich selbst verloren hätte. Vollkommener als in den unbehülflichen Lauten der religiösen Literatur erschließt sich in seinen heiligen Gestalten das innerste Empfinden der Generation. Ein Blick auf die Passionen, die Apokalypse, die Marien Dürers genügt, um sich zu überzeugen, welche gewaltige Kraft religiösen Lebens und Strebens in den Deutschen des XV. und XVI. Jahrhunderts steckte. Die ganze Kindlichkeit eines Luther tritt uns hier leibhaftig vor Augen, wie eben überhaupt jeder feinste Zug der Zeit bei Dürer in geradezu klassische Formen gefaßt erscheint. Dürer ist immer von Grund aus wahrhaftig; so verschmäht er es auch in seiner „antikischen“ Art zu heucheln und bei aller Verehrung vor der Theorie, der „Speise der Malerknaben“, verkauft er sich nicht an ein fremdes Ideal, sondern zwingt die Antike sich umprägen und verdeutschen zu lassen. Denn der „heimliche Schatz des Herzens“, aus dem er schöpfte, konnte wohl bereichert, aber nicht völlig neu geschaffen



Selbstbildniß Albrecht Dürers.

Originalgemälde in München, königl. Pinakothek.

werden. So blieb er immer er selbst mit allen Ecken, Härten und Schnörkeln, denn auch ihm sollte die deutsche Neigung zum „Traumwerk“ manchmal über den Kopf wachsen. Ist er doch gerade im Phantastischen der unübertroffene Meister; wie er als der größte Realist die knorrigen Gesichter seiner Nürnberger Patrizier oder die komisch häßlichen Figuren seiner fränkischen Bauern unerbittlich festzuhalten verstand, so wußte er nicht minder den Traum in Leben zu verwandeln, den zermalmenden Hufschlag der apokalyptischen Reiter oder die schauerliche Poesie des Weltschmerzes, jene dolendi voluptas, die Petrarka am eignen Ich studirt und Dürer in seiner Melancholie verkörpert hat. Der berühmte Ritter aber, der sich von Tod und Teufel so wenig anfechten läßt, erscheint wie eine künstlerische Prophezeiung der Dinge, die da kommen sollten; er atmet bereits jene Stimmung, die in Luthers unsterblichem Kriegslied den Fürsten dieser Welt siegesgewiß herausfordert. Teilnehmend an allem Großen des Jahrhunderts, hochgeehrt von Rafael und von Luther hat der erste Künstler deutscher Nation unermüdlich weiter gelernt und mit edelster Bescheidenheit die Vollendung seiner Lebensarbeit der Nachwelt ans Herz gelegt: „Wollte Gott, wenn's möglich wäre, daß ich der künftigen großen Meister Werke und Künste jetzt sehen könnte, derer, die noch nicht gekommen sind.“ Es wird, so hofft er, aus diesen Anfängen „mit der Zeit ein Feuer geschürt werden, das durch die ganze Welt leuchtet“.

Wir dürfen in einer Geschichte der deutschen Reformation einem Dürer wohl vor manchem kirchlichen oder politischen Kämpfer Platz gönnen. Was die Humanisten für sich erwarteten, in ihren Werken fortzuleben, das haben die Künstler jener Periode wirklich erreicht. Noch sollen neben Nürnberg wenigstens Augsburg und Basel nicht vergessen werden. In Augsburg, wo Peutinger das humanistische Szepter führte, kamen, namentlich durch Hans Burgkmair, vielleicht am Frühesten Renaissanceformen in Aufnahme. Der ältere Hans Holbein huldigte noch in seinen späteren Jahren dem neuen Stil, dessen consequentester Vertreter dann sein berühmter Sohn geworden ist. Hans Holbein der Jüngere, frühzeitig nach Basel verschlagen, hat sich wie kein anderer Deutscher zur Formenschönheit der italienischen Renaissance durchgearbeitet und als Maler zweifellos den Nürnberger Meister überflügelt; fast befreit von den Schranken der Nationalität ist er der rechte humanistische Künstler, der Freund des Erasmus, der sich eine zweite Heimat in England sucht und an der deutschen Reformation gelegentlich als Satiriker mitarbeitet, der die Wahrheit und Schönheit in seiner Kunst findet, ohne wie Dürer zu spekuliren. Seine unmittelbare Wirkung auf die Nation erscheint auch als eine ungleich geringere, obschon er die wundervollsten Landsknechtfiguren, die spaßhaftesten Bauernszenen und der höchst populären Idee des Totentanzes eine unübertroffene Verkörperung geschaffen hat. Auch steht er außerhalb jener spezifisch deutschen Kultur, als deren eigentlicher Mäcen der Kaiser Maximilian und als deren Kennzeichen eine gut kaiserliche Gesinnung zu betrachten ist. Unter

den bekannten deutschen Humanisten gibt es kaum einen, zu dem der geistvolle Habsburger nicht in persönliche Beziehung getreten wäre, sei es nun als Spender des Dichterlorbers oder als fürstlicher Schirmherr der Wiener Universität, als literarischer Besteller oder auch nur als der überschwänglich verehrte Hort nationaler Hoffnungen. Seinen Hof belebten lateinische Festspiele, worin ihm die Humanisten ihre reichlich gemessenen Huldigungen unter der Maske von Göttern und Göttinnen zu Füßen legten; jeder seiner Erfolge wurde von dem unvermeidlichen Tusch lateinischer Carmina begleitet. Erasmus, Pirkheimer, Peutinger, Cuspinianus ernannte er zu kaiserlichen Räten; Celtis, eine der seltenen wirklichen Dichternaturen unter diesen Neulateinern, war unter kaiserlicher Ägide die Seele des geistigen Lebens in Wien und durfte in einem Singspiel seinem Beschützer ins Gesicht dessen Verachtung gegen die Verläumder der Poeten, die „stinkenden Kutten" feuern. Cuspinianus, der humanistische Diplomat, Stabius, Suntheim wurden mit umfassenden Arbeiten über österreichische und habsburgische Geschichte betraut, während der Kaiser selbst die seltsame allegorische Einkleidung seiner eignen Lebensschicksale, den Teuerdank und den Weißkunig vorbereitete und überwachte. Er war durchdrungen von jener Liebe zum Ruhm, die als ein hervorstechendes Merkmal der Renaissancekultur gelten darf, und benützte die literarische Bewegung seiner Zeit nicht nur, um auf die Gegenwart zu wirken, sondern in dem ausgesprochenen Glauben an die aeternitas literarum, die Unzerstörbarkeit der schriftlichen Überlieferung. Aber weit entfernt davon sich allein auf diese Denkmale seiner Größe zu verlassen zog er auch die bildende Kunst in seine Dienste. Jene poetisch sein sollenden Darstellungen der kaiserlichen Erlebnisse wurden durch Burgkmair und Schäuffelin mit Hunderten von Holzschnitten versehen, auf denen immer und immer wieder die Figur des Helden den Mittelpunkt bildet. Daneben arbeiteten Dürer, Burgkmair und andere Meister an einem ungefügen Holzschnittwerk, das den Triumph Maximilians zum Gegenstand hatte und in seiner Verbindung von dekorativem Luxus und nüchterner Gedankenspielerei die humanistische Beeinflussung der Kunst recht offen veranschaulicht. Die Ehrenpforte mißt 10½ Schuh Höhe und 9 Schuh Breite, der Triumphzug mit seinen Reitern, Jägern, Landsknechten, Fahnenträgern nnd Musikern will gar nicht enden und der Triumphwagen mit der allerhöchsten Person des Kaisers, des „irdischen Sonnengottes", wollte nicht rasch genug fertig werden, da, wie der humanistische Mittelsmann Pirkheimer schrieb, die Menge der zugehörigen Tugenden viel Weile nahm, bis sie in ihre Ordnung gebracht waren. Neben dieser papierenen Selbstverherrlichung, die sich gegen die Fresken und Statuen der italienischen Kunst etwas dürftig ausnimmt, war übrigens Maximilian mit Hülfe Peutingers auch darauf bedacht, sich die großartigste Begräbnißstätte, inmitten der Bilder seiner Toten und seiner Ahnen, anzulegen. „Der Fürst", sagte er, „der nicht für seiner Vorfahren und seines eignen Stammes ewiges Gedächtniß sorgt, ist alles Neibs und Hasses würdig."

Wir müssen noch einen Augenblick bei der Gestalt eines Herrschers verweilen, der vollkommener als irgend einer seiner Gelehrten oder Künstler das moderne Ideal der Persönlichkeit verwirklicht hat. Seine Jugendgeschichte im Weißkunig und seine eignen Aufzeichnungen enthüllen eine fast unglaubliche Vielseitigkeit der Interessen; neben Krieg, Jagd und Politik finden wir so ziemlich alles, was den Menschen überhaupt beschäftigen kann, Musik, Malerei, Architektur, Gärtnerei, Medizin, Kochkunst, Münzwesen, Numismatik, Bergwesen, bis zum Sternsehen und zur Schwarzkunst. Nicht den letzten Platz nehmen die Bankette, Mummereien und seltsamen Ritterspiele ein; auf diesem Feld ward er nicht müde als Erfinder zu glänzen. Sein Kunstsinn war vielleicht kaum geläuterter, als bei jenem humanistischen Schriftsteller, der als die hervorragendsten Nürnberger Künstler neben Albrecht Dürer und Peter Vischer zwei Uhrmacher und einen Trompetenmacher aufführte. Aber mit welchem Auge er selbst die Wirklichkeit betrachtet hat, zeigt die naive Schilderung von seiner jungen Frau in dem Brief an einen vertrauten Freund. „Ein praunes haar, ein kleins naßl, ein kleins heuptel und antlitz, praune und grabe augen gemischt, schön und lauter, dann daz unter heutel an augen ist etwas herdann gesenkt, gleich als sie geschlaffen hiet, doch es ist nit wol zu merckhen; der mund ist etwas hoch, doch rein und rot." Wir sehen, er verstand sich aufs Beobachten. Welche Frische und welchen Humor atmen überhaupt diese keck hingeworfenen Briefe des jungen Maximilian! Im schroffsten Gegensatz zu seinem steifen finstern Nachfolger huldigt er auch dem Forschungstrieb der Renaissance bis zu einem Grade, daß der würdige Trithemius, dem er einmal seine verschiedenen Skrupel vortrug, wohl in Verlegenheit geraten mochte. Er sollte dem Kaiser höchst verfängliche Fragen, und zwar nicht theologisch, sondern „auf natürlichem Wege" beantworten: warum Gott von den Menschen lieber geglaubt als erkannt sein wolle, warum er seinen Willen in der Bibel nicht allgemein verständlich ausgesprochen habe, ob sich die Existenz einer göttlichen Vorsehung vernunftgemäß beweisen lasse, ob nicht jeder Monotheist in seiner Religion selig werden könne. Der Kaiser scheint sogar an der Wirklichkeit der Hexerei gezweifelt zu haben. Auch im Weißkunig verspürt man, wie er „das geheim Wissen und Erfahrung der Welt" zu betrachten liebte. Da wird von der Allmächtigkeit Gottes, vom Einfluß der Planeten und von der Vernunft des Menschen gehandelt; er vergleicht das Verhältniß Gottes zu den Gestirnen mit dem eines Königs zu seinen Hauptleuten, Reitern und Dienern.

Rerum cognoscere causas, die Welt begreifen, war das stolze Losungswort der Renaissance. Nur wenige ihrer deutschen Jünger sind auf dem Wege zur Skepsis soweit vorgeschritten wie Maximilian oder wie Celtis, der seinen hohen Gönner als den Philosophen auf dem Trone verherrlicht hat. Aber eine Neigung zur Religionsmengerei, zur Identifizirung des Christentums mit anderen Religionen, zum Wiederfinden christlicher Wahrheit im antiken Polytheismus, in der homerischen „Theologie", in der Weisheit

des Pythagoras und Platon, des Zoroaster, der Brahmanen und Druiden lag doch unverkennbar in der Luft. Einzelne Stimmen wagten sogar eine mildere Beurteilung des übel berüchtigten Epikur oder auch des Koran zu



28

Maximilian I. unter den Musikern.
Holzschnitt von Hans Burgkmair im „Weißkunig".

empfehlen. Man gefiel sich darin als Philosoph, als Platoniker aufzutreten, ohne jede oder ohne tiefere Kenntniß Platons, der eben als Gegner des scholastischen Aristoteles auf den Schild gehoben wurde. Beatus Rhenanus findet kraft seiner Begeisterung sogar in der Weibergemeinschaft des platonischen Staats ein Symptom christlicher Nächstenliebe. Wie diese humanistische

aus Italien geholte Philosophie consequent genommen auf den Pantheismus hinauslief, zeigt das Beispiel des Mutianus, des freigeistigen Kanonikus zu Gotha, der die jungen Größen des Erfurter Humanismus, einen Eobanus Hessus, Euricius Cordus, Crotus Rubeanus u. a. an sich zog und als „lateinische Cohorte" förmlich zum Krieg gegen die „Barbaren" einexerzirte. In seiner vertraulichen Correspondenz wagte er zu bekennen, daß die Religion Christi so alt wie die Welt, daß unter vielen Gestalten und Namen, wie Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria, nur ein Gott und eine Göttin verborgen seien. Der historische Christus zerrinnt ihm dabei natürlich unter den Händen. Freilich bezeichnet er solche Wahrheiten als eleusinische Mysterien, die man nicht ausbreiten dürfe, wie auch anderwärts die Angst der Esoteriker laut wird, daß am Ende der gemeine Mann von einer nicht für ihn berechneten Aufklärung naschen könnte. Zunächst begnügte man sich damit den humanistischen Kampf gegen die scholastische Theologie gelegentlich durch Verspottung nicht nur der Pfaffen, sondern auch ihrer Ceremonien und selbst ihrer Dogmen zu würzen. Wenn in den Briefen der Dunkelmänner, dieser bedeutendsten Schöpfung des mutianischen Kreises, ein paar vorwitzige Poeten den heiligen Rock zu Trier für ein altes lausiges Wams und die heiligen drei Könige zu Köln für drei westfälische Bauern erklären, so legt der schwäbische Bauernsohn Heinrich Bebel in seinen viel gelesenen Facetien die frivolsten Scherze über Dreieinigkeit, Auferstehung, Weltgericht und Sakramente mit Vorliebe Leuten aus dem Volk, Handwerkern oder Bauern in den Mund. Hier ist die Skepsis, die bei einem Celtis oder Mutian immer noch den engen Kreis der Eingeweihten und den Hintergrund der sogenannten platonischen Philosophie zur Voraussetzung hat, in derbster Weise popularisirt.

Freilich fanden alle diese rationalistischen Anwandlungen des Humanismus immer wieder das stärkste Gegengewicht in dem gesteigerten Zug zum Geheimnißvollen. Wohl erhob bereits ein Jahrhundert vor Bacon der spanische Humanist Vives die Erfahrung zur einzigen Grundlage alles Naturerkennens und die Kenntniß der Natur zur Voraussetzung aller Metaphysik; an die Stelle der Disputation sollte schweigende Betrachtung der Natur, an die Stelle des Aristoteles das allein sichere Experiment treten. Gewaltig regten sich die mathematischen Wissenschaften; man braucht nur die Namen eines Peurbach und Regiomontanus (Johannes Müller) zu nennen, um an die innige Verbindung dieser Studien mit der neuklassischen Kultur zu erinnern. Finden sich doch auch bei dem größten der damaligen Forscher, bei Copernicus, wie Humboldt sagt, „Spuren eines langen und schönen Verkehrs mit dem klassischen Altertum". Und doch arbeitete der einsame Kanoniker zu Frauenburg, der kommenden Jahrhunderten ein völlig verändertes Bild vom Weltganzen hinterließ, fast außerhalb seiner eignen Zeit, wenig beachtet und von mancher unechten Größe weit überstrahlt. Einsam blieb ein Denker und Beobachter wie Lionardo da Vinci mit seinem naturwissenschaftlichen Seherblick. Aber

selbst ihm, dessen rastloser Geist in der Gewißheit der Mathematik die stärkste Befriedigung fand und bereits die mechanische Naturerklärung späterer Zeiten vorzeichnete, fehlt nicht der mystische Zug. Und daß auch ein Lionardo an so manchen Seltsamkeiten des Mittelalters keinen Anstoß nahm, ist erst neuerdings mehrfach hervorgehoben worden. Wenn dieser Große sich doch nicht völlig zu befreien vermochte, wie sollten kleinere Geister dem Bann der herrschenden Phantastik entrinnen? Man hatte den ernsthaften Willen der Natur den Schleier abzureißen, aber durchaus noch nicht die Fähigkeit ohne das Medium des Wunderbaren zu sehen. Hier wirkte jenes unklare Philosophiren zunächst nur trübend; was sich aus der Verbindung von altem Aberglauben und moderner Naturbeseelung, von Skepsis, Platonismus und Kabbalah entwickeln konnte, das zeigen uns Magier wie Cornelius Agrippa von Nettesheim, der Schüler von Trithemius und Reuchlin, und naturwissenschaftliche Theosophen wie Theophrastus Paracelsus Bombastus, der „kein einziges corpus ohne einen spiritum“ existiren lassen wollte und nicht müde ward nach dem Stein der Weisen, nach der Enträtselung „aller natürlichen Künste“ zu suchen. Dieser energische und reich begabte Schweizer, der jede frühere Autorität verschmähte und nur im Buch der Natur zu lesen riet, bevölkerte die ganze Natur mit menschlich gestalteten Dämonen und zog ein ganzes Heer von Goldmachern und astrologischen Ärzten groß; „wer der Wahrheit nach will“, rief er, „der muß in meine Monarchei“. Wir begreifen, daß die Wissenschaft der Renaissance nicht dazu angetan war dem entsetzlichen Wachstum des Hexenwahns zu steuern. Cornelius Agrippa, noch mehr Abenteurer als Paracelsus, hat in seiner Schrift „von der Unsicherheit und Eitelkeit der Wissenschaften und Künste“ Zeugniß davon abgelegt, wie solche faustische Naturen, die zu allen Geheimnissen des Daseins den Schlüssel zu erringen und festzuhalten strebten, zuweilen daran verzweifeln wollten, „aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen“. Er schließt mit einer feurigen Aufforderung, zur Einfalt des Christentums als zur einzigen Rettung zurückzukehren; die Quelle der göttlichen Weisheit fließt für alle in der Bibel und wir müssen alle asini werden.

Da Agrippa diese Worte schrieb, konnte der Versuch die religiöse Bewegung der Zeit in humanistische Bahnen zu lenken bereits für gescheitert gelten. Der anerkannte Fürst des Humanismus hatte ein Zeitalter der „wahren Theologie“ heraufzuführen gedacht, als ihm Luther dazwischenfuhr und die aristokratische Reformbewegung in eine demokratische verwandelte. Zum Herzen des Volks zu reden war nicht die Sache der Humanisten, aber es ist doch sehr bemerkenswert, daß auch diese Geistesströmung trotz aller freidenkerischen Symptome in ihrem größten Vertreter sich am Vorabend der Reformation den religiösen Fragen zugewendet hat.

„Erasmus ist ein Mann für sich.“ Diese oft angeführte Charakteristik in den Briefen der Dunkelmänner enthält die ganze Summe sowohl der Bewunderung als der Verketzerung, die beide im reichsten Maß dem „Voltaire der Renaissance“ zu Teil geworden sind. Vor der Reformation schien allerdings das Principat der europäischen Wissenschaft in seinen Händen zu ruhen und die tadelnden Stimmen verhallten unter einer wahren Symphonie von Lob und Preis, die den Gefeierten umrauschte, ohne ihn zu ermüden. „Erasmus,“ schreibt Mutian, „erhebt sich über Menschenmaß. Er ist göttlich und in frommer Andacht zu verehren wie ein himmlisches Wesen.“ Der junge Melanchthon traf den richtigen Ton des humanistischen Heroenkultus mit seinem Gedicht in Erasmum optimum maximum. Wer kennt nicht die Wallfahrten der deutschen Humanisten zu ihrem Idol? Ein Brief von ihm, vollends ein Gespräch mit ihm war für seine Anbeter die Weihe, der Sonnenblick ihres Lebens. Erasmisch bedeutete eine Zeitlang soviel wie unfehlbar oder vollkommen. Geistliche und weltliche Fürsten suchten eine Ehre darin mit dem großen Mann in Verbindung zu stehen, seine Briefe oder Dedikationen mit reichen Geschenken zu erwidern. Eine Stellung, die wirklich an jene des Patriarchen von Ferney erinnert, so wenig auch der Charakter der beiden Geistesfürsten in allem und jedem übereinstimmt. Denn von den schönen menschlichen Zügen Voltaire's, von seiner Fähigkeit zu lieben und für andere zu kämpfen findet sich bei Erasmus nicht die geringste Spur. Schon unter den Zeitgenossen wagten doch manche jene Beschuldigung zu erheben, die seither so oft wiederholt werden sollte, daß Erasmus ein großer Gelehrter, aber ein kleiner Mensch gewesen sei; wie ein Satiriker sich boshaft ausdrückt, „gleich so klein, ja viel kleiner von Gemüt, denn von Person und Leib“.

Zum Heros war er in der Tat nicht geboren. Holbein hat ihn so oft porträtirt, daß wir das lebendigste Bild von der eigentümlich vornehmen Erscheinung des Mannes empfangen, um dessen festgeschlossene Lippen ein feiner spöttischer Zug schwebt, dessen blaue Augen ihren durchdringenden Glanz bald unter halbgeschlossenen Lidern bergen bald frei spielen lassen. Man denke sich diesen schwächlichen Körper, diesen durchgeistigten Kopf neben solche Kraftgestalten wie die des senatorischen Pirkheimer, des ritterlichen Hutten oder des landsknechtischen Eobanus; man stelle sich vor, wie den kranken Mann jeder Lärm, jeder Streit, jede Gefahr, jeder Widerspruch nervös machte. Seine harte Jugend hatte die ganze Widerstandskraft aufgebraucht, deren er fähig war; der Sohn einer illegitimen Verbindung, ohne den Halt eines Elternhauses heranwachsend, halb durch Zwang halb durch Selbsttäuschung ins Kloster getrieben, noch in den zwanziger Jahren zwar aus diesen Banden befreit, aber mit Entbehrung und Abhängigkeit ringend, trat er körperlich gebrochen und geistig ganz sein eigener Herr ins Mannesalter, in die Zeit seines Ruhms. Er hatte die Menschen von ihrer schlimmen Seite kennen gelernt, er hatte gelernt sie zu benutzen und allein sich selber zu glauben.



Erasmus.
Verkleinertes Facsimile eines Holzschnittes von Hans Holbein d. J.

Die Einwirkung anderer auf diesen selbständigen und mißtrauischen Geist ist eigentlich nur während seines wiederholten Aufenthalts in England (zwischen 1498 und 1506) nachweisbar. Als er 1506 auf einige Jahre nach Italien ging, war er bereits zu fertig, um sich seine Weltanschauung dort korrigiren zu lassen. Daß er von den Elementen der herrschenden Kultur nur das aufnahm, was seinem Wesen entsprach, daß er sich nichts Fremdartiges aufnötigen ließ, dadurch vermochte er seiner Zeit so gewaltig zu imponiren. Niemals versuchte er sich in die vielgepriesene Schablone des humanistischen Poeten zu zwängen. Von einer Allseitigkeit, wie sie bei einzelnen Heroen der italienischen Renaissance begegnet, kann bei ihm dem vollendeten Stubengelehrten, der sich kein lieberes Jagdrevier weiß als eine alte Bibliothek, nicht die Rede sein. Aber auch auf dem eigentlich philologischen Gebiet entspricht seine Tätigkeit keineswegs ganz der hergebrachten Tendenz des Humanismus, so großartige Leistungen auch der Mann aufzuweisen hatte, der selbst ungewöhnlich rasch produzirte und zudem die Fähigkeit besaß als „großer Arbeitgeber" untergeordnete Talente für seine Zwecke in Bewegung zu setzen. Diese Fülle von Arbeit, Scharfsinn und Wissen war doch in erster Linie nicht einer Wiederherstellung der Antike, sondern einer Renaissance des Christentums geweiht. Die „Philosophie Christi" in ihrer ursprünglichen Reinheit und Einfachheit der Welt zurückzugeben, das hat Erasmus sich als Lebenswerk vorgesetzt; als angehender Dreißiger, während seines ersten Besuchs in England, empfing er jene Anregungen, unter deren dauernder Nachwirkung der Gedanke in ihm erwachsen ist ein Reformator der Kirche zu werden.

Es ist nicht ohne Interesse, gerade an diesem Beispiel sich die Fortpflanzung geistiger Potenzen zu vergegenwärtigen. Auch der italienische Humanismus hatte ja in der platonischen Akademie der Medicäer seine edelsten Kräfte religiösen Problemen zugewendet; freilich kam bei den ernsthaften Bemühungen Christentum und Platonismus zu identifiziren tatsächlich das erstere zu kurz und die neuplatonische Mystik eines Marsiglio Ficino und anderer humanistischer „Theologen" trug, ihnen selbst unbewußt, den Keim des Pantheismus in sich, aber, wie Hettner schön und zutreffend sagt, „sie fühlten sich durchaus als echte und rechte Christen, ja sie fühlten sich als die Entdecker des einzig sicheren Weges zum lebendigen Christenglauben". Aus den Irrgängen neuplatonischer und kabbalistischer Träumereien rang sich der alles versuchende Pico della Mirandola los, um in der „seelenwandelnden Himmelskraft" der Schrift sein ruhebedürftiges Herz zu stillen; der Tod raffte ihn weg (1494), ohne daß er sein Verlangen alles den Armen zu geben und barfuß als Prediger Christi die Welt zu durchwandern verwirklicht hätte. Aber auch Ficino's Philosophie gipfelte in der Erhebung der Gottesliebe über die Gotteserkenntniß. Diese Kreise konnten bei einer religiösen Erschütterung, wie sie von Savonarola's gewaltiger Persönlichkeit ausging, nicht unberührt bleiben; Ficino († 1499) las in seinen letzten Jahren über die paulinischen Briefe, ohne deshalb seinem Platon untreu zu werden. Jedenfalls trug, was von

einer so eigenartigen Regeneration des Christentums über die Alpen drang, weit mehr den Stempel des humanistischen Geistes als den des Propheten von S. Marco. Damals holte sich nun ein junger Engländer, John Colet, in Italien nicht, wie die Mehrzahl der Nordländer, die letzte Weihe seiner klassischen Studien, sondern die Grundlagen seiner Theologie, auch er war von Platon und Plotinus ausgegangen, aber zurückgekehrt begann er im Jahr 1496 zu Oxford über den Römerbrief zu lesen, mit dem Feuer einer ganz persönlichen Begeisterung für den Apostel Paulus, diesen „göttlichsten unter allen Menschen". Zu dem auserlesenen Kreis englischer Humanisten und Theologen, der sich um Colet sammelte, trat im Jahr 1498 Erasmus. Hier, unter den Grocyn, Linacre, Latimer, More, fühlte er sich zum ersten Mal wirklich heimisch; Colet selbst bot alles auf, den niederländischen Freund für seinen Plan für die Herstellung der alten und wahren Theologie zu gewinnen, ein Wunsch, der nicht augenblicklich, wohl aber später in Erfüllung gehen sollte. Erasmus hat diese Oxforder Eindrücke nie mehr verloren; man könnte fast versucht sein anzunehmen, daß auch Colets Abneigung gegen Augustinus in ihm fortwirkte. So war die biblisch-humanistische Richtung der florentinischen Platoniker in Colet dem Engländer zu eigenartiger Entfaltung gelangt, um dann auf diesem Umweg in die Seele des Niederländers zu dringen, der seinen Kampf für die wahre Theologie doch wieder in einem andern Geist als Colet geführt hat.

Daß ein Mann wie Erasmus überhaupt den Beruf zum Reformator in sich fühlte, ist vielleicht der kräftigste Beweis für die überwältigende Macht des religiösen Bedürfnisses. Denn es läßt sich doch kaum anders urteilen als daß Erasmus der Theologe ein rechter Saul unter den Propheten gewesen ist, so wenig wir auch berechtigt sind ihm die oft beteuerte Anhänglichkeit an die Kirche oder seinen Reformbestrebungen die Aufrichtigkeit abzusprechen. Aber in großen religiösen Krisen ist es eben nicht die wissenschaftliche Tat, die den Ausschlag geben, und nicht der geborene Kritiker und Satiriker, der das erlösende Wort finden kann.

Was Erasmus zeitlebens am tiefsten verabscheut, ist die Revolution, der „Tumult", wie er sich gern ausdrückt. Trotzdem gehört er unter die vornehmsten Wegbereiter des revolutionären Geistes; gerade hier liegt seine eigentliche Größe, während seine bedeutenden positiven Leistungen längst überholt sind. „Erasmus," sagt einmal sein großer Feind Luther, „ist ein rechter Momus, der alles spottet, auch die ganze Religion und Christum." In der Tat ist eigentlich nichts seiner scharfen Feder entgangen und wenn er in religiösen Dingen sich nicht versagen konnte, selbst das Heiligste einem pikanten Einfall zu opfern, so müssen wir ihn nicht minder als einen der ersten theoretischen Gegner der Monarchie betrachten. Allerdings tritt diese negative Richtung in seinen früheren Schriften vielleicht häufiger und zusammenhängender hervor, aber er hätte ein ganz neuer Mensch werden müssen, um auch in späteren Jahren die Geistesverwandtschaft mit seinem Liebling Lucian

Transscription

zu dem Facsimile des Briefes von Zwingli an Joachim von Watt.

In der Stadtbibliothek zu St. Gallen.

Den Gegenstand des Briefes bildet das „Burgrecht" (Bündniß) der evangelischen Städte der Schweiz.

Gratiam et pacem a Deo. Misissem nunc, tabellionem nactus, responsiones nostras ad Luterum, nisi nihil dubius essem ad vos dudum perlatas esse. Aliud est quod nunc volo. Agunt privati homines Milhusani, quamvis non privata autoritate, sed eorum jussu quorum maxime refert, ut in civitatem Tigurobernam recipiantur. Id autem obscure adhuc, hoc est, caute et clam. Nos, a secretis, et ego, rem nondum retulimus, hanc potissimum ob causam, quod et vestram petitionem expectamus: et nullo negotio confectum iri speramus. Atque interim illis bona pollicemur, quodque ad proxima trium urbium comitia, si eis videatur, velimus referre, et quicquid e re sua putaverint fore, summa fide facturos. Haec nolui ut vos laterent. Rescierunt enim Milhusani vos in hoc esse ut in civitatem coeatis, sed non ex perfidis, verum ex fidelibus, qui sciunt foedera urbium vestrarum, Sanctogalli et Milhusii dico, ferme esse simillima. Vos igitur quicquid consultissimum credetis sequemini. Vale Tiguri 3. die Septembris 1528.

Claronensis populus in fide verbi perstat. H. Zuinglius tuus.

Dem ersamen wysen etc. Herren von Watt, Burgermeister zu Santgallen.

Uebersetzung. Gnade und Friede von Gott. Ich hätte jetzt, da ich einen Briefboten bekommen, unsere Antworten an Luther geschickt, wenn ich nicht ganz außer Zweifel wäre, daß sie längst zu euch überbracht worden sind. Etwas anderes ist es, was ich jetzt will. Privatleute aus Mülhausen betreiben es, obgleich nicht aus privatem Auftrage, sondern auf Befehl derjenigen, denen hauptsächlich daran gelegen ist, daß sie in das Burgrecht von Zürich und Bern aufgenommen werden. Das geschieht aber noch im Dunkeln, d. h. vorsichtig und geheim. Wir, von den Geheimen, und ich haben die Sache noch nicht vorgebracht, hauptsächlich aus dem Grunde, weil wir auch eure Bewerbung erwarten; und wir hoffen, daß es ohne Schwierigkeit zur Ausführung komme. Und inzwischen versprechen wir jenen Gutes und daß wir auf den nächsten Tag der drei Städte, wenn es ihnen beliebt, berichten wollen und mit bester Treue thun werden, was sie ihrer Sache förderlich glauben werden. Ich wollte nicht, daß euch dies verborgen bleibe. Denn die Mülhauser haben in Erfahrung gebracht, daß ihr auf dem Punkte seid, dem Burgrechte beizutreten, aber nicht von Treulosen, sondern von Getreuen, welche wissen, daß die Bündnisse euerer Städte, St. Gallen und Mülhausen meine ich, beinahe völlig ähnlich sind. Ihr werdet also das befolgen, was ihr für das Besterwogene haltet. Lebe wohl. Zürich, 3. September 1528.

Das Volk von Glarus verharrt in der Treue am Wort. Dein H. Zwingli.

Gratiam et pacem à Deo. Misissem nunc, tabellionem na-
ctus, responsiones vestras ad Lucernam, nisi nihil dubius
essem ad vos dudum perlatas esse. Aliud est quod nunc
volo. Agunt primarii homines Milhusani, quamvis non prima-
ta autoritate, sed eorum nisi quorum maxime refert, ut
in civitatem Tigurobernam recipiantur. id autem obscure ad-
huc, hoc est, caute et clam. Nos, à secretis, ut ego, rem
non dum retulimus, hanc potissimum ob causam quod, et vestram
petitionem expectamus: et nullo negocio confectam iri spe-
ramus. Atque interim illis bona pollicemur, quaeque ad proxi-
ma utriusque urbis comitia, si eis videatur, volumus referre.
et quicquid è re sua petendum esset, summa fide facturos.
Hoc nolui ut vos lateret. Resciverunt enim Milhusani
vos in hoc esse ut in civitatem coeatis, sed non ex perfidis,
verum ex fidelibus, qui sciunt foedera urbium vestrarum,
Sandogalli et Milhusii dico, ferme esse simillima. Vos
igitur quicquid consultissimum credideritis sequamini. Vale
Tiguri 3 die Septembris. 1528.

Claronensis populus in fide verbi perstat.

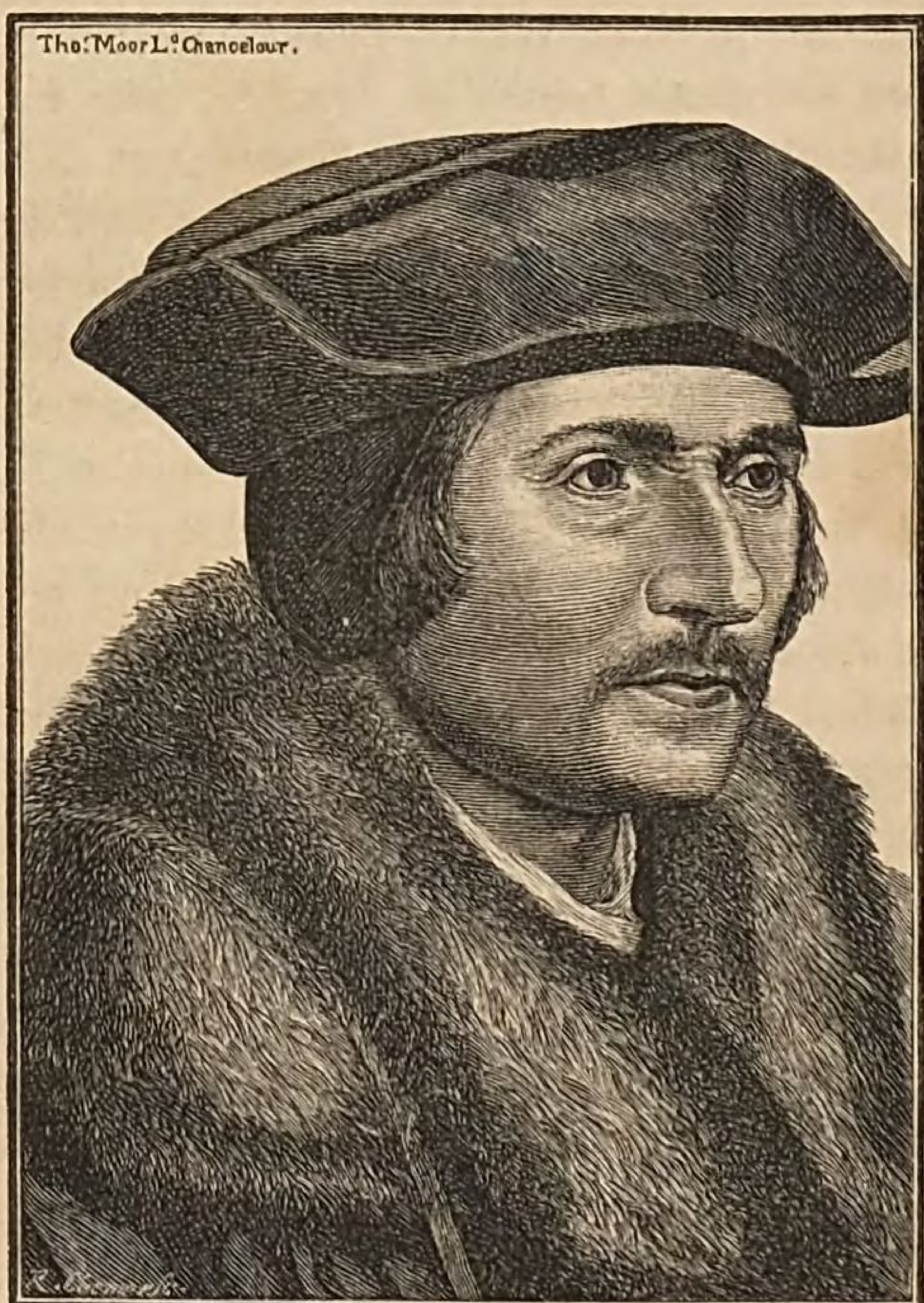
H. Zuinglius
tuus.

Facsimile eines Briefes von Zwingli an Joachim von Watt; Zürich, 3. September 1528.
Stadtbibliothek zu St. Gallen.

Ordensstiftern ei. n besonderen Himmel bauen zu lassen, denn von seiner Regel finde er nichts an ihnen. Es bleibt nicht bei diesem Hereinziehen der göttlichen Person; auch Schriftstellen benutzt der Verfasser, um eine komische Wirkung zu erzielen, so rücksichtslos, daß er sich nicht einmal scheut, das Wort des Gekreuzigten: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun", als eine göttliche Empfehlung der Torheit zu profaniren. Ausführlich ergeht er sich über das Wohlgefallen Gottes an den Toren, das er mit ihrer Bevorzugung bei großen Herren wie Cäsar oder Nero vergleicht, über die innere Verwandtschaft der christlichen Religion mit der Narrheit, über die Lust der Kinder, Greise, Weiber und Toren an religiösen Dingen, über die Bezeichnung Christi als Lamm und der Gläubigen als Schafe; da die Menschen töricht seien, habe auch Christus als Mensch töricht werden müssen. Erasmus selbst hat nachmals diese Anstößigkeiten und sogar die Veröffentlichung des Büchleins überhaupt bedauert, dabei aber immer neue Auflagen erscheinen lassen und zwar mit Zusätzen anstatt mit Auslassungen. War er sich doch bewußt, einmal keinen Namen eines Zeitgenossen genannt und dann auch in scherzhaft übermütiger Fassung seine Grundanschauungen vom wahren Kern des Christentums, vom heiligen Wahnsinn der platonisch-christlichen Gottesliebe deutlich genug enthüllt zu haben.

Mitten im Scherz und Hohn der Satire der Ton ernsthafter Überzeugung, mitten in philologischer, pädagogischer, theologischer Arbeit unversehens der faunische Zug des Spötters, dieser Kontrast ist echt erasmisch. Wir finden ihn in der großen Sammlung der Adagia, der antiken Sprichwörter und anderer „berühmter Worte" (seit 1500, vollständiger zuerst 1515), in dem Erziehungsbuch der Gespräche (Colloquia, zuerst 1519), dessen Bestimmung für die heranwachsende Jugend uns allerdings kaum begreiflich erscheint, in den Briefen, selbst in den Paraphrasen zum Neuen Testament. Besonders auffällig ist die Mischung von Spott und Bitterkeit, womit Erasmus, der Freund und Schmeichler der Großen, die politischen und sozialen Verhältnisse seiner Zeit bespricht. Unter dem philologisch-archäologischen Rüstzeug der Adagia stößt man auf die radikalsten Ausfälle gegen das Fürstentum; alle paar hundert Jahre habe es höchstens einen oder den andern Fürsten gegeben, der nicht durch ganz hervorragende Torheit der Welt verderblich geworden wäre, jeder Beruf müsse erlernt werden, aber den schwersten und wichtigsten vertraue man dem Zufall fürstlicher Geburt an und es genüge schon, wenn der Prinz überhaupt nur einem Menschen ähnlich sehe. Den Königen, die er in der Regel für Narren, deren Finanzpolitik er für Raub und Erpressung erklärt, stellt er die städtische Kultur, die trefflichen Gesetze und die Friedensliebe der Demokratie gegenüber. Bekanntlich hat auch das Sondereigentum als eine antichristliche Einrichtung vor den Augen des im Leben hochkonservativen Gelehrten keine Gnade gefunden. Erinnern wir uns an dieser Stelle der innigen Freundschaft, die ihn mit Thomas More, dem berühmten Verfasser der Utopia verband; keinen

Zeitgenossen hat Erasmus mit solcher Aufrichtigkeit für ebenbürtig anerkannt als diesen liebenswürdigen, edeln und witzigen Engländer, dessen frühreife Entwicklung, dessen „feines und glückliches Ingenium", dessen entzückendes Familienleben er nicht genug preisen kann. More's Staatsroman, entstanden in einer Zeit, als der Verfasser bereits seine oppositionelle Jugend hinter sich hatte und zu den angesehensten Dienern Heinrichs VIII. zählte, spiegelt nicht minder als das Lob der Narrheit die geistige Freiheit dieser vornehmen humanistischen Kreise. Niemals sind die Schäden in Staat und Gesellschaft mit feinerer Ironie aufgedeckt worden; was an positiven Reformgedanken geboten wird, Durchführung des Prinzips der Gleichheit bis zur Gütergemeinschaft, Normalarbeitstag, volle Religionsfreiheit ohne Kirche, das mochte als eine Probe von der geistreichen Paradoxie des Verfassers den Genuß der Satire erhöhen. Daß man aber wirklich in einem Zeitalter der Umwälzungen lebte, daran scheinen Erasmus, More und ihre Bewunderer damals kaum gedacht zu haben. Freilich lag die Gefahr einer Wirkung über gebildete Kreise hinaus weit näher bei der vernichtenden Kritik, die Erasmus an Hierarchie und Volksreligion übte; hier trennten sich die Wege der beiden Freunde, denn More, dessen Frömmigkeit dem Erasmus „ein wenig mehr zum Aberglauben als zum Unglauben" hinzuneigen schien, hat bekanntlich das Bedürfniß mönchischer Askese niemals überwunden, obwohl er sein härenes Hemd und seine Geißelungen zeitlebens vor der Welt geheim hielt.



Thomas More.

Nach dem Stiche von F. Bartolozzi (1728—1815); Originalzeichnung von Hans Holbein (1497—1543).

Inzwischen hatte sich nach langen Schwankungen auch die äußere Stellung des Erasmus so glänzend gestaltet, daß in der Tat viele Bedingungen zusammentrafen, die einer von ihm geleiteten humanistischen Reform der Kirche den Sieg in Aussicht stellen konnten. Nachdem ihn Italien trotz mancher Huldigungen doch nicht ernstlich festgehalten hatte und seine Hoffnungen auf die Gunst des jungen Königs von England sich auch als übertrieben herausstellten, nahm er zunächst seinen Aufenthalt in der nieder=

ländischen Heimat, meist in Löwen, aber auch in Brüssel und Antwerpen; hatten bis dahin die englischen Beziehungen den Vorrang vor andern behauptet, so trat nunmehr der Verkehr mit Deutschland in den Vordergrund. Die häufigen Reisen nach Basel, wo er unterstützt durch Frobens treffliche Presse eine geradezu erstaunliche Arbeitskraft entwickelte und im Kreise der Amerbach, Beatus Rhenanus, Oekolampadius von der deutschen Kultur eine höhere Meinung faßte, führten endlich im Jahr 1521 zur definitiven Übersiedelung. Aber schon 1514 sprach er es offen aus, wie gut ihm sein „Vaterland" gefalle; er bereue nur es so spät kennen gelernt zu haben. Daß ein Erasmus sich herabließ von Germania nostra zu sprechen, war für den deutschen Humanismus ein Triumph; wenn aber diese Poeten und Gelehrten den Meister geradezu wie einen Gott feierten und selbst städtische Behörden ihn wenigstens wie einen durchreisenden Fürsten ehrten, so mußte das der Eitelkeit des Erasmus ungemein schmeicheln. Er war zum Rat des jungen Habsburgers Karl ernannt und mit einem Jahrgehalt bedacht worden; auf dem päpstlichen Stuhl saß seit 1513 sein besonderer Gönner Leo X. Franz I. suchte ihn für Frankreich zu gewinnen; Karl von Spanien wollte ihm ein Bistum in Sizilien verschaffen, ein Plan, der zur Befriedigung des Erasmus (wir dürfen ihm dies wohl glauben) sich nicht verwirklichen ließ. In seiner Correspondenz mehren sich die vornehmen Adressaten und Briefschreiber: Papst und Cardinäle, die Könige von England und Frankreich, kirchliche und weltliche Würdenträger. Freilich hatte dieser Verkehr auch seine wenig ehrenvolle Seite; Erasmus beklagt einmal selbst mit cynischer Offenheit sein Lebensgeschick, das ihn nötige zudringlich zu sein, und er hat es allerdings verstanden, aus seinen brieflichen Schmeicheleien und Dedikationen sich eine nie versiegende Einnahmsquelle zu schaffen. Es verschlug ihm wenig, z. B. Leo X. zu versichern, der Papst stehe so hoch über den gewöhnlichen Menschen wie diese über dem Tier. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß er mit solchen Unwürdigkeiten nicht nur auf Geld und Kleinodien, sondern auch auf Steigerung seines Einflusses zielte. Wenn sich mit der enthusiastischen Verehrung fast des ganzen gebildeten Europa die schützende Gunst der Mächtigen vereinigen ließ, wenn theologische Angriffe auf den anerkannten Fürsten der Wissenschaft nicht nur von seinen humanistischen Freunden, sondern auch vom englischen Hof und sogar von der römischen Curie mit Indignation zurückgewiesen wurden: wie sollte da ein Erasmus noch daran zweifeln, daß die in ihm verkörperte Wissenschaft eine Macht sei, daß der von ihm vertretenen wahren Theologie die Zukunft oder lieber schon die Gegenwart gehören müsse?

Gegen den schweren Vorwurf, er sei ein kalter Egoist gewesen, zeugt am Kräftigsten die unermüdliche Hingebung, womit er an der Verwirklichung dieser seiner Lieblingsidee arbeitet. Rückkehr zum Ursprünglichen, Einfachen, Echten war die Losung der Renaissance; hier galt es in erster Linie die „Quelle des christlichen Glaubens" wieder aufzudecken und zu reinigen. In

großartigster Weise hatte Cardinal Jimenez seit 1502 diese Aufgabe sich angeeignet; aber das Resultat seiner Bemühungen, die Polyglotte von Alcalá (Complutum), die neben der Vulgata das alte und neue Testament in den Ursprachen brachte, ward obwohl schon 1517 fertig gedruckt erst 1520 innerhalb, 1522 außerhalb Spaniens der Öffentlichkeit übergeben. Inzwischen war das griechische neue Testament 1516 zu Basel von Erasmus herausgegeben und mit einer lateinischen Übersetzung begleitet worden, deren Abweichungen von der Vulgata das Entsetzen ungebildeter Mönche und die Kritik verschiedener strengkirchlicher Theologen hervorriefen. Aber die erste Auflage war dem Papst Leo gewidmet und die zweite, die bereits 1519 folgte, mit einem höchst schmeichelhaften und die orthodoxe Haltung des Erasmus beglaubigenden päpstlichen Breve versehen. Unaufhaltsam schritt die große Reformarbeit vorwärts; an das neue Testament reihten sich wenige Monate später die Werke des Hieronymus in neun Foliobänden und sie eröffneten sozusagen eine patristische Quellensammlung, denn von seinem Geistesverwandten und Liebling Hieronymus wandte sich Erasmus zu anderen Vertretern des kirchlichen Altertums, Cyprian, Arnobius, Hilarius, Irenäus, Chrysostomus, Ambrosius, denen sich später noch Augustinus (1529) und im Todesjahr des Meisters Origenes (1536) zugesellten. Seit 1517 erschienen überdies die Paraphrasen zum neuen Testament; nicht nur die Episteln, auch die Evangelien mußten es sich gefallen lassen für den modernen Geschmack genießbarer gemacht und in dieser eleganten Umprägung einer Reihe von Machthabern wie Wolsey, Karl V., Heinrich VIII., Franz I. dedizirt zu werden. Daneben drängten sich immer neue Ausgaben des Enchiridion und des Lobs der Narrheit, welches zu Lebzeiten des Verfassers weit über zwanzigmal aufgelegt wurde.

In Wahrheit dienten diese leichteren Manifestationen des erasmischen Geistes dem nämlichen Zweck wie der schwere Apparat seiner von erstaunlicher Gelehrsamkeit zeugenden Folianten. Einer seiner modernen Biographen findet ganz mit Recht, daß im Lob der Narrheit eigentlich nur die Tendenz des Enchiridion ein anderes Gewand angezogen habe und daß wiederum die Anmerkungen zum neuen Testament zuweilen wie eine Übersetzung jener Satire ins Ernsthafte berührten. Was Erasmus sich unter der Philosophie Christi dachte, kann in der That aus allen diesen Schriften trotz ihrer äußeren Verschiedenheit entnommen werden. Er hat in seinem Schreiben an Capito vom 26. Febr. 1516 als die beiden Todfeinde des Christentums den Paganismus auf der einen, den Judaismus auf der andern Seite bezeichnet. Unter Judaismus aber versteht er die Veräußerlichung der Religion, wie sie nach seiner Überzeugung in der Kirche seiner Zeit herrschte, die Religion, deren A und O die Ceremonien sind, die „fette und dicke Religiosität". Diese Entartung führt er aber nicht allein auf die Ausstattung der Kirche mit weltlicher Macht, sondern mehr noch auf das ungeheure Wachstum einer Dogmatik zurück, deren Sophistereien allmählich die Einfalt

des Urchristentums unter ganzen Myriaden von Glaubensartikeln begruben. „Die Quintessenz unserer Religion", sagt er, „ist Friede und Einmütigkeit. Das kann nicht Bestand haben, wenn wir nicht so wenig als möglich dogmatisch feststellen und in vielen Dingen jeden für sich urteilen lassen." Daß er zu solchen offenen Fragen die Lehre von der Dreieinigkeit gerechnet wissen wollte, hat ihm den Vorwurf des Arianismus eingetragen. Aber auch über die Erbsünde, die Gegenwart Christi im Abendmahl, das Wesen der Höllenstrafen vermochte er offenbar nicht kirchlich korrekt zu denken, so eifrig er sich auch gegen jeden Angriff auf seine Orthodoxie zu verteidigen suchte. Am Aufrichtigsten spricht er sich vielleicht in der berühmten Streitschrift gegen Luther aus, wo er seine Abneigung gegen alles Dogmatisiren für so stark erklärt, daß er ohne die Autorität der Schrift und der kirchlichen Dekrete sich immer am Liebsten auf die Seite der Skeptiker schlagen möchte. Drummond bemerkt hiezu sehr richtig, daß Erasmus das Bedürfniß einer äußeren höchsten Instanz gefühlt, daß er selbst gefürchtet habe ohne diesen Halt von seinem Hang zur Kritik und Negation weiter und weiter fortgerissen zu werden.

Indem nun Erasmus gegenüber den Spitzfindigkeiten der Scholastik auf die Bibel als die ausschließliche Quelle der wahren Theologie verweist, will er zugleich, daß die einfache Lehre Christi, welche ja mehr als das Sonnenlicht für alle bestimmt sei, auch wirklich allen zugänglich gemacht werde. Mit vollem Nachdruck tritt er für die Übersetzung und Verbreitung der Bibel in der Volkssprache ein, ohne einen Stand oder ein Geschlecht auszuschließen; die Weiber sollen so gut wie die Männer das Evangelium und die paulinischen Briefe lesen, der Bauer auf dem Feld, der Arbeiter in der Werkstatt, der Wanderer auf der Landstraße sollen sich mit biblischen Worten und Liedern die Zeit verkürzen. Was sei das bis jetzt für ein elender Zustand, daß Tausende von wissenschaftlich gebildeten Christen niemals in ihrem Leben die Schriften der Evangelisten und Apostel gelesen hätten? So spricht Erasmus in der seinem neuen Testament vorgesetzten „Ermahnung" fast wie ein Husit. Aber seine eigne Stellung zum Schriftwort blieb doch eine sehr freie. Wir begegnen immer wieder der Versicherung, buchstäblich genommen sei der Inhalt der Bibel nicht selten lächerlich oder absurd, eher unter als über dem Niveau des antiken Mythus. Wenn aber Erasmus, hierin einer altkirchlichen Neigung folgend, in der Allegorie das rechte Mittel sieht, um wie Christus auf der Hochzeit zu Kana das kalte und geschmacklose Wasser des Buchstabens in den Wein des Geistes zu verwandeln, so macht er doch von dem mystischen Element jener frühern Hermeneutik gar keinen Gebrauch, läßt vielmehr manche dunkle Stelle auf sich beruhen, wie er einmal meint, Christus habe wohl zu Zeiten mit Absicht ganz unverständlich geredet. Auch seine Anschauung von der göttlichen Inspiration der Evangelisten und Apostel mochte Kirchenmännern wie Eck wohl bedenklich erscheinen, denn er behauptete, Irrtümer der Evangelisten in Nebendingen seien nicht

ausgeschlossen und das schlechte Griechisch der Apostel keineswegs des heiligen Geistes würdig. Hier redet nicht etwa der Spötter aus Erasmus, sondern der Geist humanistischer Kritik, der sich durch keine Klagen über Erschütterung der biblischen Autorität zum Schweigen bringen läßt.

Was dem großen Humanisten wirklich am Herzen liegt, ist das praktische Christentum; Christus, sagt er im Enchiridion, ist nicht ein leeres Wort, sondern die Liebe, die Einfalt, die Geduld, die Reinheit, kurz alles, was er gelehrt hat. Der Teufel aber ist nichts anderes, als alles, was davon abzieht. Bei dieser Auffassung konnte allerdings die Aufnahme des heidnischen Philosophen Aristoteles in die kirchliche Theologie lebhaft bekämpft und doch auf der andern Seite die Übereinstimmung zwischen antiker und christlicher Ethik in das hellste Licht gesetzt werden. „Wo du auf Wahrheit triffst, betrachte sie als christlich." Das war ganz der Grundsatz der Florentiner Platoniker, aber auch von Cusanus, ja vor Jahrhunderten bereits von Abälard ausgesprochen worden. Von einer göttlichen Inspiration Homers, Ciceros und namentlich Platons zu reden hatte man sich in humanistischen Kreisen längst gewöhnt; mystisch angelegte Naturen wie Reuchlin blieben nicht bei den Griechen und Römern stehen, sondern suchten das Christentum vor Christus bei Hebräern, Ägyptern und Brahmanen. Erasmus, den „weder Talmud noch Kabbalah jemals anzogen", hatte keine Lust sich auf dunkle Pfade zu begeben, aber die Überzeugung von der sittlichen Ebenbürtigkeit der Antike und des Christentums war nie zuvor so wirksam formulirt worden wie in seinen Äußerungen, daß er Ciceros ethische Schriften nicht lesen könne, ohne sie manchmal zu küssen, daß die Seelen des Vergil und Horaz ihm der Seligkeit wert erschienen und er sich kaum enthalten könne zu beten: Sancte Socrates, ora pro nobis. So schreibt er in den für die Jugend bestimmten Colloquien, während er in seiner Ausgabe der Tuskulanen sich der Meinung derjenigen zuneigt, „die den Cicero im Himmel selig wissen möchten". Nun kann man trotzdem nicht behaupten, daß bei Erasmus das mönchische Ideal des Christentums ganz überwunden sei; bei allem Schimpfen über die Bestien und Tyrannen, die Eiterbeulen und Feigwarzen und wie er sonst die Mönche tituliren mag, bei all den unübertrefflichen Schilderungen ihrer Dummheiten und Tücken bleibt doch das ursprüngliche Ziel der Ordensstifter unangetastet und im letzten der Gespräche, welches den Titel des Epikureers trägt, wird geradezu das Leben eines echten und rechten, wirklich frommen Franziskaners als Verkörperung der wahren Glückseligkeit hingestellt. Wenn aber hier der vielgeschmähte Name Epikurs zu einer humanistischen Verherrlichung christlicher Entsagung herhalten muß, wenn Erasmus gelegentlich sogar die ewigen Höllenstrafen als Argument zu verwerten beliebt, so muß man dagegen halten, wie er andrerseits auch Christliches ins Heidnische gezogen hat; vielleicht nirgends auffälliger, als in jener Schrift, die einen Vater über den Verlust des Sohnes trösten soll. An eine längere ganz den Alten entnommene Auseinandersetzung reihen sich

einige angeblich vom christlichen Glauben gebotene Trostgründe, wie z. B. daß man dem Tod eben auf keine Weise entrinnen könne, daß selbst gänzliche Vernichtung immerhin den Mühen des Lebens ein Ziel setzen würde. Wir finden uns in der nämlichen Atmosphäre wie in einem erbaulichen humanistischen Festspiel, dessen Verfasser Chelidonius, Abt des Wiener Schottenklosters, in einer Ode Übung der Tugend und Meidung des Lasters selbst dann für notwendig erklärt, wenn es keinen Gott und keine Hölle gäbe. Was Erasmus, was verwandte Geister anstreben, ist eben in erster Linie Humanität, Veredlung der Sitten, wie sie nach ihrer Anschauung nur aus einer geläuterten wissenschaftlichen Erkenntniß als deren schönste Frucht erwachsen konnte. Klassisches und christliches Altertum sollten gemeinsam diesem hohen Zweck dienstbar gemacht, die bestehende Kirche selbst allmählich von dem neuen Geist erfüllt und verwandelt werden. Man nahm das Gute und Menschenwürdige, wo man es fand; ob dabei der Humanismus dem Christentum oder dieses dem Humanismus sich mehr assimiliren mußte, was lag daran? Die Wahrheit selbst war Erasmus bereit lieber hintanzusetzen, als daß sie seinem großen Werk, der glücklichen Vereinigung von Renaissance und Reform Störung oder Schaden bringen durfte. Er scheute sich nicht, das verweltlichte Papsttum an den Pranger zu stellen und doch den rechten Inbegriff dieser Verweltlichung, den Papst Leo X. mit den unwürdigsten Schmeicheleien zu überschütten. Ellinger hat neuerdings auf die demoralisirende Wirkung religiöser Krisen aufmerksam gemacht und darauf hingewiesen, daß bei so grundverschiedenen Zeitgenossen wie Macchiavelli und Thomas More, in der Utopia wie im Buch vom Fürsten die Heiligung der Mittel durch den Zweck unbedenklich verwertet wird. Auch hierin ist Erasmus ein echter Sohn seiner Zeit und seiner Kirche. Auch er hat sein Ziel auf Kosten der Wahrheit zu erreichen gedacht.

Versetzen wir uns in die Jahre seiner vollen Ruhmeshöhe. Es ist die Zeit, in welcher Raffael, Michelangelo und Dürer schufen, Copernicus still und unermüdlich die größte wissenschaftliche Umwälzung vorbereitete. Wenn trotzdem diese unsterblichen Namen in der zeitgenössischen Literatur vor jenem eines Erasmus entweder ganz verschwinden oder wenigstens bescheiden zurücktreten, so liegt das nicht etwa allein daran, daß die Schreibenden eben in ihren Interessen und ihrem Urteil humanistisch befangen waren. In der Person des Meisters hatte der Humanismus von dem weltbewegenden Gedanken der Reformation Besitz ergriffen und die Lösung der religiösen Krisis zu seiner Aufgabe gemacht. Was Erasmus erstrebte, schien die Sehnsucht der edelsten Geister zu befriedigen, die mannigfaltigen Erträgnisse einer ununterbrochenen Arbeit von Generationen endlich im Dienst einer großen Sache zusammenzufassen. Hier begegneten sich die Kritik eines Lorenzo Valla und die Gefühlsreligion des italienischen Platonismus; hier ergab sich ein Vereinigungspunkt für die biblischen und patristischen Studien, denen sich wetteifernd die verschiedensten Kräfte zudrängten. Wenn das Hebräische in

dem Deutschen Reuchlin, das Griechische in dem Franzosen Budäus seinen epochemachenden Vertreter fand, wenn spanische Theologen den Urtext der Schrift ans Licht zu ziehen suchten, wenn Colet, Lefèvre, Erasmus selbst ihre Tätigkeit der neutestamentlichen Exegese, vor allem dem Apostel Paulus zuwandten, so wurde doch ohne Zweifel, wie Erasmus sich ausdrückt, der Weg geebnet und die Rennbahn hergestellt, worauf die künftigen Größen der Theologie nach Herzenslust sich bewegen konnten. Überall traten die Männer der scholastischen Wissenschaft den Rückzug an; in den Niederlanden hatte sich ein hochbegabter junger Spanier, Ludwig Vives, an die Spitze ihrer Gegner gestellt, in England waren es die Kreise Colets und Mores, in Frankreich, wo man nicht ohne nationale Empfindlichkeit auf den Weltruf des „Germanen" Erasmus sah, Budäus und Lefèvre; in Deutschland vollends schwor zu den Fahnen des Erasmus, was nur humanistischen Namen trug. Das oben angeführte überschwängliche Urteil Mutians wurde damals auch von solchen Anhängern der neuen Bildung geteilt, die von seinen heidnischen Anwandlungen völlig frei waren. Freilich mochte den Erasmus schon frühzeitig an manchem seiner deutschen Verehrer die stürmische Art der Begeisterung und die seiner eigenen Natur unsympathische Kampflust etwas unheimlich berühren. Seine engere Verbindung mit Deutschland begann gerade während der Blütezeit der reuchlinischen Fehde und er suchte nicht allein jede Beziehung zu den Briefen der Dunkelmänner von sich zu weisen, sondern beklagte sich sogar, daß Pirkheimer seinen Namen einer Verteidigungsschrift für Reuchlin einverleibt habe. Diese im Jahr 1517 erschienene Schrift gab übrigens eine völlig im erasmischen Geist gehaltene Charakteristik des Theologen der Zukunft, der neben den drei Sprachen (Latein, Griechisch, Hebräisch) das ganze moderne Wissen, Mathematik, Geschichte und Jurisprudenz nicht ausgeschlossen, beherrschen und mit dem Ersten und Wichtigsten, dem Bibelstudium, womöglich auch aristotelische und besonders platonische Philosophie verbinden soll. Denn Platon, „der Gott der Philosophen", war und blieb doch immer der Schutzheilige dieser neuen Theologie, bei Erasmus und Reuchlin, bei Mutian und Pirkheimer, bei Colet, More und Vives. So schien sich zu verwirklichen, was der Vater des Humanismus, Petrarka, einst vorausgefühlt und verkündigt hatte: die Versöhnung von Antike und Christentum unter dem Zeichen dieses allerchristlichsten Heiden.

Wohl klangen die Siegesrufe der jungen deutschen Humanisten so laut und gellend, daß sie nicht nur das Ohr des Erasmus beleidigen, sondern auch die verachteten Gegner zum äußersten Aufgebot ihrer Kräfte herausfordern mußten. So in dem „Triumph Reuchlins", wo die Niederlage der „Theologisten", dieser Schurken, Verräter und Verderber der göttlichen Theologie, mit der ganzen Kraft humanistischer und patriotischer Empörung in die Welt hinausgerufen wird. „Nach langer Verblendung hat Deutschland endlich wieder Augen bekommen. Es erstarken die Künste, es kräftigen sich die Wissenschaften, es blühen die Geister, verbannt ist die Barbarei,

selbst der Papst schämt sich eurer Dummheit." Und nun wendet er sich an seine Mitverschworenen und Kampfgenossen: „Zerbrochen ist der Kerker, der Würfel geworfen, kein Rückzug mehr! Den Dunkelmännern habe ich den Strick gereicht; wir sind die Sieger!" Das ist die Sprache Ulrichs von Hutten, der schon früher seiner antirömischen Gesinnung in beißenden Epigrammen Luft gemacht und jetzt im Jahr 1517 den kecken Einfall hatte, seine Ausgabe von Vallas Schrift über die Unechtheit der constantinischen Schenkung dem Papst Leo zu widmen. Mit unübertrefflicher Ironie werden in dieser Zueignung die allbekannten Klagen über päpstliche Habsucht und Heuchelei dem Papst vorgezählt, aber scheinbar durch die Versicherung legitimirt, daß ja Leo als guter Papst mit seinen schlimmen Vorgängern nichts gemein habe; der bloße Gedanke, daß Leo sich getroffen fühlen könnte, wäre die größte Beleidigung gegen ihn. Aber so wenig auch solche und ähnliche Angriffe der vorsichtigen Taktik des Erasmus entsprachen und so fremd ihm, dem internationalen Mann der Wissenschaft, jede nationale Empfindung war und blieb, er begnügte sich damit, dem ingenium germanicum, dessen unbändiger Zug ihm nicht entging, zuweilen eine nachsichtige Ermahnung angedeihen zu lassen. Noch war der humanistische Optimismus ungebrochen; noch fanden sich grundverschiedene Naturen im gleichen Lager zusammen. Äußerlich betrachtet gehörten damals Zasius und Melanchthon nicht minder zur großen erasmischen Gemeinde wie Mutian oder Hutten, der in seiner Begeisterung den Wunsch aussprach der Alkibiades des deutschen Sokrates sein zu dürfen. Deutlicher tritt uns aber die merkwürdige Parteigruppirung jener hoffnungsreichen Jahre nirgends entgegen als in einem Verzeichniß von Vertretern der neuen reineren Theologie, welches Pirkheimer jener Apologie Reuchlins eingefügt hat. Hier finden wir neben Reuchlin und Erasmus unter vielen andern Johann Staupitz, Johann Eck, Oekolampadius, Cochläus, Thomas Murner, Martin Luther, Hieronymus Emser, Mutian, Spalatin. Freilich entschuldigte sich Pirkheimer nachher bei Erasmus, er habe Gute und Schlechte, ja Freunde und Feinde vermischt, aber in der Absicht die Schwankenden vollends herüberzuziehen und die Feinde bei den Ihrigen in Verdacht zu bringen; die „heiligen Männer" hielten es auch wirklich für geraten, sein Lob, das sie doch nicht zurückzuweisen wagten, mit guter Miene hinzunehmen. Wie oft und mit welcher Zuversicht hatten die Humanisten vom Entweichen der Finsterniß, vom Sonnenaufgang, vom goldenen Zeitalter geschwärmt! Es liegt etwas wie Morgenstimmung in diesem Geschlecht; nicht mehr das Weltende ist es, dessen Anbrechen man erwartet, sondern der junge Tag. An die Stelle der blutigen Schreckensbilder, wie sie in der apokalyptischen Literatur und in den Vorstellungen der Masse herrschten, traten heitere und glänzende Zukunftsträume von einem Zeitalter der Wissenschaft und Kunst, der Humanität und Sitteneinfalt, der Größe Deutschlands und der friedlichen Kirchenreform. Der eifrigste Prediger des Friedens und Gegner des Kriegs war Erasmus selbst. Nicht nur im höchsten Maß un-

christlich, sondern geradezu als eine Bestialität erschien ihm jede bewaffnete Selbsthülfe der Staaten wie des Einzelnen; mit großem Freimut rügt er die aus dynastischen Heiraten entstehenden Successionsstreitigkeiten, die privatrechtliche Behandlung territorialer Fragen, als ob es sich um gewöhnlichen Grundbesitz und nicht um freie Gemeinwesen handelte. Kaum daß er den Glaubens- und Verteidigungskrieg gegen die Türken zulassen will; unter Christen sollte man lieber jedes Opfer bringen als sich durch den Ehrgeiz der Fürsten, die Kriegslust catilinarischer Existenzen oder die hohlen Schlagworte des Nationalhasses unter die Waffen treiben lassen. Im Jahr 1517 glaubte Erasmus ernstlich den Beginn einer friedlichen Aera begrüßen zu dürfen. Die Gefahr des Schismas war beseitigt, der Friedenscongreß zu Cambrai angesagt, einmütiges Zusammenwirken des christlichen Europa in Aussicht gestellt. Und an der Spitze dieses politischen Umschwungs stand der nämliche Papst, unter dessen Protektorat alles Wissen und Können der Neuzeit sich so herrlich entfalten durfte. Leo X., Kaiser Maximilian, Cardinal Jimenez, Heinrich VIII., Franz I., Karl von Spanien, sie alle reichten sich die Hand, um ein goldenes Zeitalter heraufzuführen; überall schloß sich nach ihrem erhabenen Beispiel und unter ihren Auspizien der Bund der erleuchteten Geister zusammen. „Was würde", so schrieb Erasmus im November 1517 an Cardinal Grimani, „der heilige Hieronymus sagen, könnte er das heutige Rom schauen als das untrügliche Orakel Christi, von welchem alle Fürsten der Welt sich Bescheid erholen; könnte er sehen, wie keiner sich für einen ganzen Christen hält, der nicht Rom und den römischen Papst, diese irdische Gottheit, erblickt hat; könnte er das Rom Leos X. schauen als den Hort des Friedens, der Wissenschaft und der Religion?"

So schrieb Erasmus im November 1517. Daß bereits das Signal zur kirchlichen Revolution gegeben, daß die Zeit päpstlicher Weltherrschaft unwiderruflich abgelaufen war, ahnte er nicht. Wie unsägliche Gewissensangst, Jahrhunderte alter Haß, Erwartung einer ungeheuern Katastrophe in den Massen arbeiteten, davon wußte oder fühlte er nichts. Viele von den deutschen Humanisten hatten sich freilich ein Herz für das Wohl und Wehe ihrer Nation bewahrt, doch auch sie überschätzten die Kraft einer rein intellektuellen und daher aristokratischen Bewegung. Homer und Platon waren die edelste Nahrung für wahrhaft vornehme Geister, die lateinische Poesie und Prosa ein treffliches Bildungsmittel auch für weitere Kreise. Aber das mächtige Verlangen nach Gewißheit des Heils, welches sich in jener Steigerung und Überfülle kirchlicher Leistungen erschöpfte, ohne zur Ruhe zu kommen, ließ sich mit platonisch-christlicher Ethik nicht sättigen. Der Humanismus selbst bezeugte, indem er das Gebiet der Theologie zu erobern oder zu kolonisiren suchte, daß auch ihn die herrschende Zeitströmung mit sich fortzog. Er hatte sich auf fremden und gefährlichen Boden begeben und seinem Wesen entsprechend Religion und Theologie verwechselt. Was von seiner „Philosophie Christi" in die Massen dringen konnte, das war

höchstens die scharfe Polemik gegen die Hierarchie, der bittere Spott über die Dummheit des Volks, das gegen Abspeisung mit schalen Ceremonien den gierigen Haufen der „Geschorenen" ertrug und bezahlte.

Wie staunten diese geistreichen und vorsichtigen Esoteriker, die sich auf die praktische Unverfänglichkeit ihrer in klassischer Form geübten Kritik verlassen hatten, als gerade im Augenblick ihres Triumphs, unter der vermeintlichen Regierung ihrer Gelehrtenrepublik der Sturm losbrach. „Vom deutschen Volk", sagt einmal Dahlmann, „war nie die Rede, bis es unter Luther seine Stimme erhob."

III. Martin Luther.

Die geschichtliche Tatsache der Reformation hat auf deutschem Boden ihre Heimat. Wir dürfen darüber freilich nicht vergessen, daß die religiöse Bewegung eine allgemeine und keineswegs auf die germanische Rasse beschränkt war, daß zumal in Italien neben und unter der Frivolität, Skepsis oder halbchristlichen Philosophie der Renaissance auch tiefer Unwille über die kirchliche Corruption und starke Empfänglichkeit für volkstümliche Bußpredigt sich regten. Aber so schwere Bedenken dagegen sprechen die Religiosität oder die Sittlichkeit von ganzen Nationen gegen einander abzuwägen, so gewiß wir uns davor hüten müssen aus der deutschen Innigkeit, dem deutschen Gemüt allein die größte Tat der neueren Geschichte abzuleiten und auf der andern Seite die sittliche Verwilderung und religiöse Indifferenz der höheren Stände in Italien einseitig zu betonen: über allem Zweifel steht doch jedenfalls die Erscheinung, daß Luthers Auftreten eben nur in Deutschland auf die weitesten Kreise und bis in die tiefsten Schichten hinab geradezu elektrisirend gewirkt hat. Es mußte also hier — wie ich bereits früher nachzuweisen versuchte — die Empfänglichkeit, die Spannung den höchsten Grad erreicht haben. Sehr mannigfach waren die Motive der Erregung, in welcher sich Ritter, Bürger und Bauern, Kleriker und Laien, Gelehrte und Ungelehrte deutscher Nation befanden, aber überall horchten sie hoch auf, als ihnen die lang erwartete Stimme des Befreiers, das ersehnte Wort der Erlösung ans Ohr schlug; überall fanden sich Köpfe und Fäuste bereit zum oft prophezeiten Entscheidungskampf. Auf diese Kampfbereitschaft in der Nation, zumal auf diese Gährung unter den niederen Ständen darf gewiß ein bedeutendes Gewicht gelegt werden; sie findet sich nirgends in gleicher Stärke, am Allerwenigsten in Italien, wo neben der vollbewußten Selbstherrlichkeit der Macht, der Schönheit und des Genies die Masse des Volks sich nur wie Staffage ausnimmt und kaum von einer Empfindung gemeinsamer Leiden oder Wünsche berührt zu werden scheint. Eine religiöse Bewegung kann wohl mitten in einer Atmosphäre sittlicher Verderbniß entstehen, aber um groß und widerstandsfähig zu werden, bedarf sie der Armen im Geist, der Mühseligen und Beladenen. Was wäre aus der Reformation geworden ohne die Seelenangst, die Glaubenskraft und setzen wir hinzu ohne den bittern Priesterhaß des kleinen Mannes?

Aus diesen Kreisen ist der Reformator hervorgegangen. Sein Werk gehört der Menschheit, aber kein undeutscher Blutstropfen ist in dem Gewaltigen, dessen Züge und Gebahren den echten Sohn des Volks verkündigen. „Unsere heiligsten und besten nationalen Kräfte" nennt einmal Nitzsch das bäuerliche Deutschland; sie schienen die ganze Fülle ihrer noch unversehrten Lebenssäfte für eine große Persönlichkeit aufgespart zu haben, die nun freilich mit diesem Kapital keinem Stand oder Volk zu Liebe gewuchert hat. Denn für die Wahrheit war Luther bereit nicht nur die eigne Person, sondern, wenn es sein mußte, auch sein geliebtes Deutschland in die Schanze zu schlagen. Welcher Gegensatz zu der Welt der Renaissance! Und doch eine Ergänzung, die uns wohl notwendig, unentbehrlich dünken mag. Hier ist keine vornehme vom Zauber der Schönheit berührte Natur, kein großer einsamer Denker, sondern ein Heros des Willens, gestählt im Verzweiflungskampf mit dem eignen Herzen. Dieser deutsche Bauernsohn, der die Einheit der Kirche zertrümmert, um sein Gewissen zu retten, hat mehr zerbrochen und mehr entfesselt als er wollte und ahnte. Aber nicht nur als der große Befreier steht er an der Schwelle einer neuen Zeit, auch als Entdecker einer neuen Welt, eines neuen Lebensideals. Die unabsehbaren Folgen waren seinem Auge ebenso wenig erreichbar wie dem eines Columbus das Amerika der Zukunft.

Bei einer Persönlichkeit, deren Eigenart im Gang der Jahrhunderte so unauslöschliche Spuren zurückgelassen hat, ist es nicht nur erlaubt, sondern geboten den Einzelheiten der Jugendgeschichte, soweit sie irgend zugänglich sind, sorgfältig nachzugehen. Denn so wenig sich die Wechselwirkung des Mannes und seiner Zeit in eine förmliche Abrechnung bringen läßt und so geheimnißvoll der innerste Kern einer sich entfaltenden Individualität immer bleibt, die Bedingtheit auch der genialen Natur tritt uns gerade in den gegebenen Verhältnissen der Herkunft und der frühesten Umgebung mit besonderer Deutlichkeit entgegen. Wer kennt nicht Luthers Stolz auf seine gut bäuerliche Abstammung! Hans Luther, der Sproß eines alten türingischen Bauerngeschlechts, zog aus der Heimat Möhra nach Eisleben, um sich als Bergmann fortzubringen. Dort gebar ihm seine Hausfrau Margarethe, eine geborene Ziegler, am 10. November 1483 den ersten Sohn, Martin. Der Vater, eine kraftvolle emporstrebende Natur, siedelte kurz darauf in das Bergstädtchen Mansfeld über und machte dort seinen Weg, der ihn unter die Vierherren der Gemeinde und als einen trefflichen Kenner des Hüttenwesens auch bei den Grafen von Mansfeld zu Ansehen brachte. So hatte sich der Bauernsohn ganz im buchstäblichen Sinn zum wohlhabenden und geachteten Bürger heraufgearbeitet und es läßt sich begreifen, daß er im frohen Gefühl dieses aufsteigenden Daseins mit seinem Ältesten wieder höher hinaus wollte. Die Kindheit Martin Luthers fiel freilich noch in die härteste Zeit, als der Vater ein armer Hauer war und die Mutter das Holz auf ihrem Rücken aus dem

Wald heimtrug. Aber es waren bei aller Dürftigkeit doch städtische, bürgerliche und nicht bäuerliche Verhältnisse, in denen er aufwuchs. Wenn sein derber Knochenbau und seine zähe Widerstandskraft gegen äußere und innere Erschütterungen zur Genüge beweisen, daß die urwüchsige Gesundheit eines ländlichen Geschlechts in ihm fortlebte, so gehörte er doch mit allen seinen Jugenderinnerungen und Neigungen dem Bürgertum. Bekanntlich ist er Zeitlebens kein rechter Bauernfreund gewesen und sein inniges Wohlgefallen an der freien Natur, seine Äußerung, die Bauern lebten, ohne es zu erkennen, wie im Paradies, mitten unter Gottes Kreaturen, verraten ebenfalls den Städter. Auch die vielberufene Rücksichtslosigkeit seiner Sprache, die sich oft genug bis ins Rohe verirrt hat, brauchte er nicht erst vom Lande zu holen in einer Zeit, welcher Grobheiten und Zoten eine unentbehrliche Würze selbst der höfischen Geselligkeit waren. Dagegen könnte man sich versucht fühlen, die ungefüge Leidenschaftlichkeit und den großartigen Eigensinn dieser durch und durch männlichen Natur als Erbteil des Bauernbluts anzusehen. Wie aber das Sonnenlicht auf stürmisch wogender Meeresflut spielt, so fällt auf die echt germanische Wildheit Luthers der verklärende Strahl eines wahrhaft sonnigen Gemüts. Sein Herz ist immer kindlich geblieben.

Und doch hat eben schon die Kindheit dieses Herz auf schwere Proben gestellt. Der kleine Martin bekam die Leiden einer harten Jugend vollauf zu kosten; es war weniger die ärmliche Lebensart, bei welcher ja, wie er selbst später nicht ohne Stolz bemerkt, die Kinder schöner, völliger und stärker werden konnten als die bei trefflicher Nahrung dürren, spitzen und gelben Kinder der Reichen, aber zu dem Druck enger Verhältnisse kam noch eine überstrenge Zucht, in deren Handhabung Elternhaus und Schule wetteiferten. Daß der kleinste kindliche Fehltritt, jedes Versehen des Schülers Schläge und wieder Schläge nach sich zog, mußte den Knaben verschüchtern, der einmal dem eigenen Vater fast gram geworden wäre. Die Gefahren solcher Erziehung hat er als Prediger mit ergreifender Lebendigkeit geschildert; „wo eine solche Furcht in der Kindheit bei einem Menschen einreißet, die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Leben lang, denn weil sie zu einem jeglichen Wort des Vaters oder der Mutter erzittern, so fürchten sie sich auch hernach ihr Leben lang vor einem rauschenden Blatt". Schrecknisse anderer Art haben nachmals diese Eindrücke in den Hintergrund gedrängt, aber sie hafteten doch in der Seele des Mannes, auch nachdem er im Kampf mit dem Teufel längst das Fürchten verlernt hatte. Frühzeitig waren ihm die dämonischen Mächte nahe getreten; neben dem Vaterhaus wohnte eine Hexe, die den Prediger umgebracht hatte, der aber Frau Margarethe mit ängstlicher Freundlichkeit begegnete, weil sie ihr die Kinder „schoß, daß sie sich zu Tode schrien". Unheimliche Bilder drängten sich in die Erscheinungen des täglichen Lebens, vom Nix, der die Jungfrauen ins Wasser zieht, vom Teufelsspuk im Dunkel der Bergwerke, von höllischen Wechselbälgen und Kielkröpfen. Schlimmer als das alles mochte freilich dem kleinen Martin „die

Hölle und das Fegfeuer" der Schule vorkommen, „da wir doch nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer". Und als er 1497 nach Magdeburg und ein Jahr später nach Eisenach geschickt wurde, schien für den armen Schüler, der mit seinen Kameraden vor den Türen um Brod singen mußte, die gewohnte Not des Daseins nur eine etwas veränderte Gestalt anzunehmen.

Es ist oft erzählt worden, wie damals das herzliche Mitgefühl einer reichen Bürgersfrau, Ursula Cotta, den Knaben zum ersten Mal in die wohltuende Atmosphäre eines sorgenfreien und verfeinerten Daseins gehoben hat. „Nichts Lieberes ist auf Erden, denn Frauenlieb, wems kann werden." Daß gerade dieser Spruch seiner Wirtin als bleibende Erinnerung an das gastliche Eisenacher Haus ihm später durch den Kopf ging, hat auf ultramontaner Seite zu hämischer Mißdeutung Anlaß gegeben, während der Reformator, als er sich jene Worte und ihre Sprecherin ins Gedächtniß rief, die Achtung vor dem Weib und das reine Glück einer rechten Lebensgemeinschaft damit bekräftigen wollte. Der Segen der freundlichen Eindrücke, die er aus seinem lieben Eisenach mitnahm, trug gewiß dazu bei, daß er als „ein hurtiger und fröhlicher junger Geselle" auf der Universität Erfurt (seit 1501) eifriges Studium mit bescheidenem Lebensgenuß zu verbinden und für eine Reihe von Jahren den in ihm schlummernden Geist der Schwermut zu bannen wußte. Luther war durch und durch musikalisch; das Lautenspiel lernte er als Student ganz für sich und auch seine Genossen schätzten in ihm besonders den Musiker. Sein Lebenlang blieb er der begeisterte Jünger einer Kunst, deren wunderbar bewegende und heilende Kraft er in mancher umnachteten Stunde empfunden hatte:

„Hie kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut;
Hier bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen muß alles Herzeleid."

Der Humanismus führte damals an der Universität Erfurt einen Kreis von jungen Männern zusammen, der sich etwas später unter dem beherrschenden Einfluß Mutians bei den Gegnern der neuen Bildung einen gefürchteten Namen erwarb. Mit diesen Elementen trat Luther in nähere Berührung, wie denn einer von den Hauptverfassern der Dunkelmännerbriefe, Crotus Rubianus, im vertraulichsten Verkehr mit ihm stand. Ohne Einwirkung konnte dieser Umgang nicht bleiben; die Alten, zumal die Lateiner und unter ihnen vor allem Cicero und Vergil, sind ihm stets ehrwürdig gewesen und er konnte sogar, fast wie Erasmus, die Hoffnung nicht unterdrücken, Gott werde Cicero dem teuren Mann und seinesgleichen auch gnädig sein. Aber soweit ging sein Interesse doch nicht, daß er ganz den „Barbaren" ausgezogen hätte; zu den rechten Humanisten, zur lateinischen Cohorte Mutians hat er nie gezählt. Melanchthon glaubte wohl bedauern zu müssen, daß sein großer Freund sich nicht inniger in die klassischen Studien vertieft und dadurch die Heftigkeit

seiner Natur gelindert habe; ob der Reformator bei diesem Prozeß gewonnen oder verloren hätte, darüber läßt sich streiten. Jedenfalls widmete der Erfurter Student, der nach väterlicher Bestimmung Jurist werden sollte, seine entscheidende Vorliebe nicht den Klassikern, sondern ihrer Todfeindin, der scholastischen Philosophie. Viel stärker als man früher anzunehmen pflegte ist nach neueren Forschungen der Theologe Luther durch diese Studien beeinflußt worden, über deren Fruchtlosigkeit er sich doch später so häufig und bitter beklagt hat. In der Artistenfakultät zu Erfurt, bei welcher Luther den gewöhnlichen Weg zum Baccalaureus (1502) und Magister der Philosophie (1505) machte, herrschte die sogenannte moderne oder nominalistische Richtung der Scholastik, durch Männer wie den Eisenacher Trutvetter und Bartholomäus von Usingen glänzend vertreten. Noch war das persönliche Verhältniß dieser Koryphäen zu den jungen Poeten ein freundliches, aber eine innere Verwandtschaft zwischen der „modernen" Scholastik und dem Humanismus läßt sich ebenso wenig nachweisen wie der angebliche Geist kirchlicher Opposition, den man im damaligen Erfurt hat finden wollen. So flüchtig jenes bekannte erste Zusammentreffen Luthers mit der Bibel vorüberging, so geringe Wirkung scheint die Äußerung eines Dozenten, daß Hus nicht rechtmäßig verurteilt worden sei, auf ihn geübt zu haben. Die nominalistische Philosophie aber, in deren „spinöser" Dialektik er sich vorläufig heimisch machte, sollte erst nach einer andern tiefeingreifenden Wendung seines Lebensgangs dem Ringenden zu einer Führerin werden, deren unvertilgbares Gepräge seine Denkarbeit auch dann noch zeigte, als er ihr den Gehorsam längst aufgekündigt hatte.

Am 17. Juli 1505 trat der junge Magister der freien Künste, der sich eben noch anschickte, die juristischen Studien aufzunehmen, in das Augustinerkloster zu Erfurt. Wie sich dieser Entschluß in der Seele des Jünglings vorbereitet hat, darüber haben wir nur vereinzelte Andeutungen; solche innere Wandlungen entziehen sich ja in ihren tiefsten Keimen oft genug der Erkenntniß des Betroffenen selbst. Denn daran ist natürlich nicht zu denken, daß allein jenes übereilte Gelübde, das im Rasen des Unwetters sich dem Geängsteten entrang, ihn ins Kloster getrieben hätte. Daß er durch „Schrecken vom Himmel her" sich gerufen glaubte, zeigt uns ein friedloses Gewissen, dessen überwachte Reizbarkeit nun endlich dem erschütternden Eindruck eines äußeren Ereignisses erlag. Es war keineswegs der Druck einer besonders schweren Verschuldung, der auf ihm lastete, sondern das lebhafte Schuldbewußtsein der Zeit, um dessen Erleichterung so viele Tausende mit allen Kräften der Seele, des Leibes und nicht zuletzt des Vermögens sich abmühten, hatte in diesem früh verschüchterten und verdüsterten Gemüt, gefördert durch ein angeborenes sittliches Zartgefühl, tief Wurzel gefaßt und drohte nun in seinem übermäßigen Wachstum das innere Gleichgewicht völlig zu zerstören. Luther hat selbst den Zusammenhang wohl erkannt, als er später einmal äußerte, der Ernst und die Strenge seiner Eltern hätten ihn verursacht, hernach in ein Kloster zu laufen und Mönch zu werden. Schwer genug

büßte der Vater, dessen ganze Hoffnung auf die Zukunft des Sohns vereitelt schien, den Unverstand jener allzuharten Erziehung. Der alte Hans Luther, gut kirchlich wie er war, hegte gleich vielen tüchtigen Laien eine kräftige Abneigung gegen das Pfaffentum; das vierte Gebot, welches der Sohn mit seinem eigenmächtigen Handeln so schwer verletzte, ging ihm, wie er noch bei Martins Primiz diesem und seinen theologischen Gästen erklärte, über jenen vorgeblichen himmlischen Ruf, der ja auch ein „Teufelsgespenst" sein konnte. Aber wie hätte für den Verstörten, der in voller Todesangst alle weltlichen Bande zerriß, der Zorn und Gram des Vaters ein Hinderniß bilden sollen? Über Hals und Kopf stürzte er sich in die „Möncherei"; zum ersten Mal kam die große Leidenschaft seiner Natur zu Tage, als der junge Bettelmönch die Selbsterniedrigung und Askese, womit er den Himmel zu stürmen gedachte, fast bis zur Selbstvernichtung steigerte. Er wollte ja alles, alles tun und leiden, um nur den einen fürchterlichen Gedanken an seine Sünde und den Zorn Gottes zum Schweigen zu bringen, um „einen gnädigen Gott zu kriegen".

Was ihm der Orden der Augustinereremiten an Trostmitteln bot, unterschied sich in nichts von dem kirchlich Hergebrachten; ganz mit Unrecht hat man früher diesen Bettelmönchen eine evangelische Richtung in der Lehre, einen mehr als äußerlichen Zusammenhang mit dem großen Kirchenvater, nach dem sie sich nannten, zuschreiben wollen, während vielmehr gerade aus ihren Klöstern begeisterte Verteidiger der päpstlichen Allmacht, der unbefleckten Empfängniß und des Ablaßwesens hervorgegangen sind. Andreas Proles, der an der Spitze seiner deutschen Kongregation reformirter Konvente die Sezession von den nichtreformirten Elementen des Ordens dem eigenen General trotzend durchgesetzt hatte, führte diesen Kampf doch nur für die Erneuerung der alten mönchischen Disziplin, wie sie auch in den 1504 erlassenen Konstitutionen seines Nachfolgers Staupitz nicht minder wichtig und rigoros behandelt wurde. Aber den Seelenfrieden, den so manche einfacher organisirte Natur schon in der pünktlichen Erfüllung solcher Äußerlichkeiten zu finden vermochte, suchte der feurige junge Magister hier vergebens, so willig er sich auch den Knechtesdiensten des Anfängers unterzog und so eifrig er die Anforderungen der Ordensstatuten noch zu überbieten suchte. Freilich war der „besondere Weg", den er mit einer Tage lang fortgesetzten Enthaltung von jeder Nahrung einschlug, nicht allein nervenzerrüttend, sondern auch dem mönchischen Geist der Schablone zuwider; trotzdem durfte ihn sein strenger Lehrer Nathin als ein Muster klösterlicher Heiligkeit hinstellen. Kein sittlicher Makel haftet an seinem Mönchsleben. Und doch ist, wie er noch als alternder Mann gestand, „die Einsamkeit oder Schwermut allen Menschen eitel Gift und Tod, sonderlich einem jungen Menschen". Indem der Rastlose sich zugleich wieder auf die früher begonnenen scholastischen Studien warf, welche im Kloster unter der Leitung Usingens und anderer kundiger Lehrer getrieben wurden, trat zur Überreizung der Askese die Gefahr des

einsamen Grübelns und Selbsterforschens. Damals vertiefte er sich in die Schriften seines „lieben Meisters" Occam und des erst kürzlich (1495) gestorbenen Tübinger Nominalisten Gabriel Biel. Aber statt Klarheit und Ermutigung zu bringen, konnte gerade diese Beschäftigung das Übel nur noch ärger machen. Während der nominalistische Gott, als die Verkörperung einer souveränen Willkür gedacht, in seiner fremdartigen Erhabenheit dem geängsteten Herzen unnahbar erschien und nur zu leicht die schon dem kindlichen Gemüt eingeprägten Züge des furchtbaren Weltrichters annahm, stachelte auf der andern Seite die pelagianische Werkgerechtigkeit dieser Schule immer wieder zu jener fruchtlosen Anstrengung durch eignes Bemühen sich der göttlichen Gnade zu versichern. Aber weder dem Charakter noch der damaligen Seelenstimmung Luthers entsprach es, eine so bequeme Handhabe zu ergreifen, wie sie die Lehre darbot, daß die menschliche Natur befähigt sei durch eigne Tätigkeit, z. B. durch Reue oder auch nur durch freiwilligen Empfang der Sakramente sich der Gnade würdig zu machen. „Wenn sich aber," schreibt er später, „ein Gewissen auf seine Werke soll setzen und bauen, so sitzt es auf einem losen Sande, der reitet und reiset immer fort, und muß Werk suchen, immer eines nach dem andern, je länger je mehr". Das Gefühl der völligen Haltlosigkeit, des hülflosen Strebens und Hinabsinkens kann nicht lebendiger ausgedrückt werden, wie er überhaupt die inneren Stürme seiner Klosterzeit auch nach langen Jahren sich jeden Augenblick in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu vergegenwärtigen vermochte. Auch der häufige Versuch die heilende Kraft des Bußsakraments zu erproben brachte dem Gequälten keine Erleichterung; eben jene Bedingung der Würdigkeit wurde ihm, der überall von einer milderen Auffassung nichts wissen wollte, zu einer unerfüllbaren und eine Autorität wie Biel, dessen Schriften er nach einer Äußerung Melanchthons auswendig wußte, trat überdies gegen die herrschende Neigung der Beichtpraxis, sich mit einer unvollkommenen, einer sogenannten „Galgenreue" des zu Absolvirenden zu begnügen, mit der strengeren Forderung auf, die Reue des Beichtenden müsse auf der Liebe zu Gott beruhen. Eine vollkommene Reue aber konnte nach scholastischer Definition nur aus der Liebe, die Gott über alles liebt, hervorgehen.

So versagten Askese und Scholastik die heiß ersehnte Hülfe. Und wie hätte ein Luther den letzten Fragen ausweichen können, von welchen damals alle tieferen Gemüter erfüllt waren? Während das Übermaß der Kasteiung ihm wochenlange Schlaflosigkeit brachte, steigerte sich die Seelenpein bis zum höchsten Grad durch den unerbittlich eindringenden Gedanken der Prädestination, der schon so viele Herzen gemartert hatte. Hier die drohende Möglichkeit durch Vorherbestimmung des verborgenen und unverantwortlichen göttlichen Willens den ewig Verlornen zugezählt zu sein, dort die Unmöglichkeit über den Abgrund der göttlichen Majestät hinüber zu dem verborgenen Gott zu gelangen; das war für den körperlich übermüdeten und geistig vereinsamten jungen Mann die Hölle auf Erden. Was er gelitten, schildern

wieder seine eigenen Worte besser als andre es vermöchten. In einer Schrift vom Jahr 1518 weiß er zu berichten, er kenne einen Menschen, der öfters, obgleich nur in ganz kurzen Zwischenräumen, so große und höllische Pein erlitten habe, wie es keine Zunge sagen und keine Feder schreiben und keiner ohne eigne Erfahrung glauben könne, so daß er, wenn sie ganz an ihm sich vollendet oder nur eine halbe, ja nur eine Zehntelstunde angedauert hätte, ganz und gar hätte vergehen und alle seine Gebeine zu Asche hätten werden müssen. Dieser nach der göttlichen Liebe hungernde und dürstende Mensch kam in seiner Verzweiflung über den gerechten und eifrigen Rächer der Sünde bis zum Gotteshaß; vor jedem Bild des Gekreuzigten erschrak er und hätte lieber den Teufel gesehen. Selbst die 1507 an ihm vollzogene Priesterweihe änderte nichts; als er sein erstes Meßopfer darbrachte, als er später einmal neben dem das Sakrament tragenden Staupitz in der Prozession einherschritt, brachte ihn der Gedanke an die unmittelbare Gegenwart des Allmächtigen fast von Sinnen.

Etwas Unerhörtes waren nun solche Seelenkämpfe mit nichten, wie ja Luther selbst es als eine Verschärfung der Pein bezeichnet, daß man irriger Weise dieses Leiden für ein ganz absonderliches und sonst bei niemandem vorkommendes ansehe. Um nur an wenige Beispiele zu erinnern, so hatte der mystische Dominikaner Suso neun Jahre lang mit seinen Zweifeln über die Menschwerdung Gottes, die Prädestination und ähnliche Fragen gerungen und mit „schreiendem Herzen und weinenden Augen" um Hülfe gefleht. So hatte der herzenskundige Gerhard Groot die Versuchung zu leiblicher und geistiger Selbstquälerei als die größte Gefahr für einen angehenden Mönch mit voller Klarheit geschildert (vgl. oben S. 117). So hatte schon der heilige Bernhard, wohl der feinste Beobachter mönchischen Lebens in allen seinen Licht- und Schattenseiten, auch diese Form der Klosterkrankheit scharf ins Auge gefaßt. Aber unter seinen Erfurter Genossen fand Luthers eigentümlicher Seelenzustand offenbar wenig Verständniß. Daß sein alter Novizenmeister ihn auf Gottes Befehl zu hoffen, auf den Glauben an eine Vergebung der Sünden hinwies, gab ihm vorübergehenden Trost; einen wirklich heilenden Einfluß übte erst die nähere Berührung mit dem geistreichen und wahrhaft vornehmen Generalvikar Johann von Staupitz, obwohl auch dieser oft Mühe hatte dem erfinderischen Pessimismus des Bruders Martinus nachzugehen. Aber der edle Mann ließ nicht ab sich in die Seele seines Schützlings zu versenken und das übertriebene Gefühl der Sündhaftigkeit durch gesunden Spott über solche „Puppensünden", den „erdichteten gemalten Heiland" des verzweifelnden Grüblers durch die einfache Vorstellung des für uns leidenden und sterbenden Christus, der „nicht schreckt, sondern tröstet", zu bekämpfen. Luther hat dieses unschätzbare Verdienst seines geistlichen Vaters und Erziehers voll gewürdigt; noch wenige Jahre vor seinem Tod bekannte er ausdrücklich: „Wo mir Doktor Staupitz oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz nicht aus den Anfechtungen herausgeholfen hätte, so wäre ich drinnen ersoffen

und längst in der Hölle." Die Wiedergenesung vollzog sich langsam und dadurch um so sicherer. Wenn jener plötzliche Eintritt ins Kloster von Zeitgenossen mit der Erweckung des Apostels Paulus verglichen, wenn dann neuerdings eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Anfechtungen Luthers und Loyolas aufgezeigt worden ist, so trägt bei Luther die folgende Periode der innerlichen Umgestaltung das unscheinbare Gepräge allmählich vorrückender, stets gewissenhafter Arbeit, man möchte sagen einen ganz spezifisch deutschen Charakter. Denn auf den tiefgehenden Gegensatz zu dem Spanier, der an seinen Phantasien sich aufrichtet und kraft eines festen Entschlusses das Sündenregister seiner Vergangenheit als abgetan betrachtet, hat Ranke eben gelegentlich der von ihm gezogenen Parallele aufmerksam gemacht. „Luther", sagt er, „wollte keine Eingebung, keine Gesichter, er hielt sie alle ohne Unterschied für verwerflich: er wollte nur das einfache, geschriebene, unzweifelhafte Gottes Wort." Darin aber, daß hier von keiner blitzartigen Erweckung, von keiner Selbsttäuschung der Ekstase, von keinem plötzlich erscheinenden inneren Licht geredet werden kann, kennzeichnet sich überhaupt ein gründlicher Unterschied zwischen dem sich mühsam zur Klarheit durcharbeitenden Erfurter Mönch und den gefeierten Heroen römisch kirchlicher Heiligkeit. Nicht als ob Luther nun mit einem Mal das mönchische Ideal weggeworfen und die Schrift ganz ausschließlich zu Rate gezogen hätte. Vielmehr verband er das schon vorher begonnene und trotz der Abmahnung Usingens gepflegte Bibelstudium, in welchem ihn Staupitz nur zu bestärken brauchte, mit der Lektüre älterer und neuerer Theologen; vorzugsweise fesselten ihn der heilige Bernhard, der nominalistische Mystiker Gerson, endlich der gewaltige Augustinus. Das Entscheidende war doch, daß er jetzt mit andern Augen las, daß er überall Trost fand, wo ihm vorher Worte des Gerichts entgegenzudrohen schienen. „Wie der scharfe Pfeil eines Starken" drang ihm ein Wort des Staupitz in die Seele, daß die poenitentia mit der Liebe der Gerechtigkeit und Gottes beginnen müsse; die Entdeckung, daß der an Strafe und Pein gemahnende Ausdruck poenitentia im griechischen Original μετάνοια, Sinnesänderung heiße, brachte ihm frohe Gewißheit. Sein ganzes Denken und Forschen stand fortan unter dem beherrschenden Bann religiöser Erfahrung; jener fruchtlose Kampf um die Gerechtigkeit klingt aus in der freudigen Resignation, „daß wir nichts sind und alles von Gott haben". Was sich später zu der centralen Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben gestaltet und damals bereits im Keime vorhanden Luthers innere Entwicklung bestimmt hat, war eigentlich nicht etwas absolut Neues oder nie Dagewesenes, vielmehr, wie nach Ritschls Ausführungen feststeht, „in der lateinischen Kirche von jeher heimisch"; Bernhard von Clairvaux spricht einmal in einer Predigt über das hohe Lied von der Rechtfertigung ganz wie Luther. Aber noch niemals war dieser Gedanke, den übrigens die Nominalisten neuerdings fast ganz zurückgedrängt hatten, der fruchtbare Ausgangspunkt für eine ganz neue Weltanschauung geworden, wie sie im Verlauf der von Luther entfesselten Bewegung hervortrat.

Noch hätte niemand an dem jungen Mönch irgend eine Spur ketzerischer Neigungen entdecken können, als er im Jahr 1508 in den Convent und damit an die Universität zu Wittenberg übersiedeln mußte. Auch die junge Hochschule, die zunächst mit Leipzig oder Erfurt nicht zu rivalisiren vermochte, war weit davon entfernt einen kühnen Geist der Neuerung in sich zu tragen; ärmlich dotirt und in eine ganz reizlose dorfartige Kleinstadt gelegt sah sie sich darauf angewiesen einen ansehnlichen Teil ihrer Lehrkräfte unentgeltlich von den Augustinern zu beziehen. Staupitz, mit dem Arzt Pollich von Mellerstadt der Hauptberater des Kurfürsten bei dieser Gründung, übernahm selbst eine theologische Professur und holte sich die tüchtigsten Ordensgenossen von auswärts, unter ihnen seinen Erfurter Schützling. Luther, der in Wittenberg mit philosophischen Vorlesungen begann und dann eine Zeit lang nach Erfurt zurückversetzt wurde, sah sich immer mehr in ein tätiges Berufsleben hineingezogen; neben der akademischen Wirksamkeit, die übrigens erst nach seiner im Oktober 1512 erfolgten Promotion zum Doktor der Theologie wirklich bedeutsam wurde, hatte er in der Kirche des Wittenberger Augustinerklosters, später auch in der Pfarrkirche, zu predigen und sich außerdem in die verschiedenartigsten ihm anvertrauten Geschäfte seines Ordens einzuleben. Einer von diesen Aufträgen — es handelte sich um eine von Staupitz angebahnte und von einem Teil der Convente mißbilligte Verfassungsänderung — führte den Bruder Martin nach Rom (wahrscheinlich im Herbst 1511), ohne daß jedoch diese Reise unmittelbar auf seine Anschauung von der Kirche Einfluß geübt hätte; erst später vermochte er den wahren Wert seiner römischen Erinnerungen zu erkennen. Denn jene Enttäuschung, welche aus der ersten persönlichen Berührung mit der Frivolität und Corruption des „heiligen" Rom fast notwendig sich ergab, hatten schon Tausende von gut kirchlichen Nordländern schmerzlich empfunden, aber schließlich mag es oft gekommen sein wie diesmal bei Luther: neben der überraschenden Frechheit der römischen Unzucht, neben den allgemein erzählten Schandgeschichten aus dem Leben Alexanders VI., neben den Cynismen der humanistisch aufgeklärten Priester waren da die altehrwürdigen Heiligtümer, die zahllosen Erinnerungen an die Heldenzeit der verfolgten Kirche, die überschwänglichen Gnadenschätze. Und Luther „lief durch alle Kirchen und Kluften, glaubte alles, was daselbst erlogen und erstunken ist", und bedauerte fast, daß seine Eltern noch nicht im Fegfeuer waren und er so der Freude sie erlösen zu können verlustig ging. Selbst die peinlichsten Eindrücke des modernen Rom hinderten nicht diesen Rückfall in die alten vergeblichen Anstrengungen der ersten Klosterjahre.

Übrigens blieb der Zurückgekehrte nach wie vor ein rechter und echter Mönch, ängstlich bemüht die im Geschäftsdrang versäumten Gebete nachzuholen und immer noch im Fasten eifriger als seiner Gesundheit gut war. Aber schon damals zeigte sich seine geradezu unerschöpfliche Arbeitskraft, die ihm trotz aller Vernachlässigung seines Körpers gegen jede Probe Stand

hielt. Im Jahr 1512 wurde er Subprior des Wittenberger Convents, 1515 Distriktsvikar über die elf Convente Meißens und Thüringens; disciplinäre, rechtliche, wirthschaftliche Fragen nahmen den Unermüdlichen in Anspruch und er verstand es der Überwachung einer Klosterfischerei gerecht zu werden oder seinem Freund Lang, dem Erfurter Prior, das Geheimniß einer ordentlichen Buchführung klar zu machen, während doch gleichzeitig die Gedankenarbeit des Theologen ohne Unterbrechung vorwärts zu schreiten scheint. Unter den Anforderungen des akademischen Lehramts, der klösterlichen Studienleitung, die ihm oblag, und zweier Predigerstellen wuchs ihm die Schwungkraft des Geistes und vertiefte sich jene schwer errungene Zuversicht des Glaubens, kraft deren der vormals so verzagte Mönch auf dem Katheder und auf der Kanzel wie im brieflichen Verkehr mit voller männlicher Sicherheit auftrat. Wie einst Colet begann auch Luther mit exegetischen Vorlesungen, über die Psalmen, den Römerbrief und andere paulinische Episteln, das Buch der Richter; daneben predigte er mit immer steigendem Eifer, manchmal die ganze Woche hindurch jeden Tag oder wohl gar zwei, dreimal am Tag. Den Kern seiner Lehre und Unterweisung bildete der „kurze Weg“ zu der nicht vom Menschen erworbenen, sondern ihm von Gott geschenkten Gerechtigkeit, der einfache Glaube an den Erlöser, wie er ihn unter unsäglichen Schmerzen gefunden hatte und zur erwünschten Bekräftigung seines großen religiösen Erlebnisses immer von Neuem fand, in der Bibel, zumal beim Apostel Paulus und im Psalter, aus dessen erhabenen Bildern ihm überall die Gestalt des Messias entgegentrat, bei Augustinus und nicht zuletzt in der deutschen Mystik. In Luther sollte die paulinische Lehre, nachdem sie von den Humanisten im Gegensatz zur Scholastik hervorgezogen worden war, zur wirklichen Auferstehung gelangen. Aber mit ihrer frohen Botschaft von der Überwindung des Gesetzes und seiner Gerechtigkeit durch Christus verwuchs untrennbar die rücksichtslose Consequenz des großen Kirchenvaters, der mit der erschütternden Kraft höchstpersönlicher Erfahrung von der Freiheit der göttlichen Gnade die Unfreiheit und Unkraft des Menschen tiefer als irgend ein christlicher Denker in den Staub gedrückt hatte. Man hat gewiß mit Recht angenommen, daß ein Bedürfniß des Gemüts, welches hier nicht voll befriedigt wurde, Luther damals veranlaßte sich der bisher nicht beachteten deutschen Mystik zu nähern. Staupitz, auf den man früher diese Annäherung zurückführen wollte, scheint vielmehr erst im Verkehr mit Luther zur Entwicklung seiner eigenen Theologie gekommen zu sein. Aber während Staupitz im neuen Eifer für Augustin rasch bis zur schroffsten Prädestinationslehre vordrang und auch die mystischen Einflüsse in seinem Preis der Gottesliebe, in der Bildersprache des Einwärtshörens und Übersichsteigens stärker erkennen läßt als Luther, blieb dieser bei aller Begeisterung für die Predigten Taulers und für die von ihm so genannte „deutsche Theologie“, die er fragmentarisch 1516, vollständig 1518 herausgab, stets vollkommen frei von der weiblichen Gefühlsschwelgerei der Mystik; ihr

pantheistischer Grundzug lag ihm ohnedies viel zu fern, um ihn überhaupt zu berühren. Was seinem Innersten wohltat, das war die lebendige Herzenswärme, womit hier das Verhältniß des Menschen zu Gott behandelt wurde; ohne daß er von der mystischen Spekulation sich irgendwie einnehmen ließ, fühlte er sich doch mit gutem Recht bereichert und erquickt durch diese Unmittelbarkeit des religiösen Empfindens und gewiß nicht am Wenigsten durch die packende Eigenart des deutschen Ausdrucks. Wenn er aber den Tauler über sämmtliche Schultheologen stellt und die deutsche Theologie als die gesündeste und am Meisten mit dem Evangelium harmonirende preist, so versetzt uns dies zugleich in jenen planmäßigen Kampf gegen die herrschende Scholastik, welchen Luther damals eröffnet hatte, nicht ahnend, daß er in Kurzem aus dem engen Tummelplatz gelehrter Fehden auf ein größeres Schlachtfeld gerufen werden sollte.

Nirgends tritt der fundamentale Unterschied zwischen Luther und den Humanisten deutlicher hervor als da, wo sie beide mit dem gleichen Gegner zu tun haben. Der mönchische Angreifer denkt nicht daran die Herrschaft des Aristoteles zu Gunsten Platons oder eines platonisirenden Christentums zu stürzen; in der Gestalt des Stagiriten, die er mit einer ganz persönlichen Abneigung zu betrachten anfing, verkörperte sich ihm die pelagianische Richtung der Schulphilosophie. Vernichten, zu Schanden machen möchte er den griechischen Komödianten und Proteus, den man, wäre er nicht ein armer Sterblicher gewesen, versucht sein könnte für den leibhaftigen Teufel zu halten. Es ist neuerdings nachgewiesen worden, daß diese Todfeindschaft eigentlich keineswegs dem ganzen und ursprünglichen Aristoteles, vielmehr nur der anstößigen Autorität des Aristoteles in Sachen des christlichen Glaubens gegolten habe, wie ja Luther auch trotz seiner scharfen Ausfälle gegen die nutzlose und törichte Arbeit der Scholastiker, mit welchem Vorwurf er selbst seine Lehrer Trutfetter und Usingen nicht verschonte, doch ein gutes Teil scholastischer Methode und sogar scholastischer Begriffe stets festgehalten hat. Aber damals, im ersten Feuer theologischer Selbständigkeit machte sich der Wittenberger Professor, unbekümmert um das Ärgerniß bei den Erfurtern und den eigenen Kollegen, endlich ans Werk, durch den Mund seiner Schüler in öffentlicher Disputation die Wertlosigkeit der geltenden kirchlichen Wissenschaft zu behaupten; die herausforderndsten Paradoxien ließ er sie verkündigen, daß man nur ohne Aristoteles zum Theologen werden könne, daß Aristoteles sich zur Theologie verhalte wie die Finsterniß zum Licht. Und in seinen Vorlesungen bezeichnete er wiederholt die selbstgefällig philosophirenden Prediger als Frösche im schmutzigen Sumpf. Während Staupitz in Nürnberg durch seine Predigten über die Prädestination und durch seine liebenswürdige in der Kutte weltmännische Persönlichkeit sich die Geister und die Herzen der Besten gewann, hatte sein jüngerer Freund in Wittenberg die Genugtuung so durch und durch scholastische Kollegen wie Andreas Bodenstein (Carlstadt) und Amsdorf zu seinen Anschauungen zu bekehren; „unsere Theologie und S. Augustinus," schreibt

Eyn geystlich edles Buchleynn.
von rechter vnderscheyd
vnd vorstand. was der
alt vñ new mensche sey. Was Adams
vñ was gottis kind sey. vñ wie Adã
ynn vns sterben vnnd Christus
ersteen sall.



Facsimile von Titel und Vorwort zu Taulers „Deutsch Theologie“:
Luthers erste Publikation 1516. Originalgröße.
(Sammlung Klemm.)

¶ Vor Rede.

¶ Zuuoran vormanet diß Buchleynn alle die das leßen
vnd versteen wollen/sunderlich. die von heller vornüfft
vnd sinnereych vorstandts seyn / das sie tzum ersten mal
mit sich selb mit schwindem vrteyl vber eylen/dan es ynn
etlichen worten scheynet vntůchtig ader auß der weyße
gewonlicher prediger vnnd lerer reden. ja es schwebt nit
oben/wie schawm auff dem wasser / Sunder es ist auß
dem grund des Jordans vō einem warhafftigen Jsra=
eliten erleßen / wilchs namen gott weyß vnnd wen er eß
wissen wil. dan dißmall ist das buchleyn an titell vnnd
namen fūden. Aber nach müglichez gedencken zu scheztē
ist die matery/ faßt nach der art / des erleuchten doctors
Tauleri/prediger ordens. Nů wie dem allen. das ist war
gruntlich lere/der heilgen schrifft. muß narren machen/
adder narre werden Als der apostel Paulus berürt j. Co.
ij. Wir predigen Christum eyne torhcyt den heyden/ aber
eyne weyßheit gottis den heylgen.

F. Martinus Luder
Subscripsit.

er seinem Freund Lang (18. Mai 1517), „machen die besten Fortschritte und regieren an unserer Universität; Aristoteles sinkt immer tiefer und tiefer; niemand kann auf Zuhörer rechnen, der nicht diese Theologie, d. h. die Bibel oder S. Augustin oder einen andern echten Kirchenlehrer vortragen will". Aber es war nicht jene Renaissance des Christentums, wie sie Erasmus oder gar Mutian im Auge hatten. Luther, der immerhin für einen Reuchlinisten galt, auch im Jahr 1516 einen höflichen Brief als „Barbar und Bauer Corydon" an Mutian schrieb, nahm keinen Anstand die „Briefe der Dunkelmänner" für das Machwerk eines Possenreißers zu erklären und den Tugenden selbst der edelsten Heiden jede Verwandtschaft mit der wahren Gerechtigkeit abzusprechen. Mit Staunen und Bedauern fand er, je eingehender er sich mit den Schriften des Erasmus befaßte, daß auch dieser Große in der für ihn entscheidenden Frage nicht mit ihm übereinstimmte; „meine Sympathie für unsern Erasmus", schreibt er an Lang (1. März 1517), „nimmt zusehends ab; bei ihm wiegt das Menschliche schwerer als das Göttliche". Daß Erasmus dem freien Willen des Menschen noch einigen Wert beilegte und nicht wie er selbst allein die Gnade gelten ließ, das bezeichnete er schon damals als einen bei der Autorität

des Mannes höchst gefährlichen Irrweg, von dem jener womöglich zurückzubringen sei.

Unverkennbar tritt uns bei Luther in diesen Jahren ein steigendes Selbstbewußtsein, ein kühnes Behaupten des hart erkämpften Standpunktes entgegen, trotz mancher Äußerungen einer fast übertriebenen Demut, die wohl nicht mit Unrecht teils auf mönchische Angewöhnung teils auf Einwirkung der Mystik zurückgeführt worden sind. Der großen Frage der Kirchenreform ist er damals zuerst näher getreten und auch hier berührt er, in den Vorlesungen ohne Rückhalt, in den Predigten etwas schonender, alle wunden Stellen bereits mit jener völligen Freiheit von jeder Menschenfurcht, die den Reformator so unwiderstehlich machen sollte. Mancher derbe volksmäßige Ausdruck gemahnt an den späteren Luther; die Offenheit, womit die Corruption der Hierarchie namentlich in ihren Spitzen gerügt wird, erinnert an Geiler von Kaisersberg. Sollte auch ein vielberufenes Wort der Richtervorlesung, das für den hoffnungslosen Zustand der Kirche nur noch ein Rettungsmittel in dem Eingreifen der Laien erkennen will, erst nach Beginn des kirchlichen Kampfes selbst gefallen sein: ein Partisan der päpstlichen Unfehlbarkeit ist dieser Augustiner nie gewesen, der schon damals die bittere Frage aufwarf, was die Christen der Märtyrerzeit wohl gesagt hätten, wenn ihnen ein Prophet die für weltliche Herrschaft Christenblut vergießenden obersten Bischöfe der Zukunft gezeigt haben würde. „Wir sind so schlimm oder schlimmer als die Türken in der Profanation des Heiligen." Bischof sein, meint er in einem Brief an Spalatin, heißt heutzutage leben wie in Griechenland, wie in Sodom, wie in Rom. Auch die Auswüchse der Volksreligion, im Heiligenkultus, in den Bruderschaften und Wallfahrten, wagt er sogar mit kräftigem Spott anzugreifen, so wenn er in einer Predigt empfiehlt, angeblich vom heiligen Geist ergriffene Weiber oder Knechte mit einem tüchtigen Stock zu kuriren, der für einen solchen Wallfahrtsteufel der rechte Finger Gottes sei. Dabei eiferte er freilich nicht minder lebhaft für den strengen mönchischen Gehorsam und gegen jede Art von Ketzerei, deren hochmütige Absonderung von der Kirche ihm in der Seele zuwider war. Äußerlich betrachtet konnte der originelle Professor und Prediger etwa als ein Fortsetzer oder Ausläufer jener strengkirchlichen Opposition betrachtet werden, wie sie von der conciliaren Bewegung des XV. Jahrhunderts erweckt und seither hier und dort sich fortgepflanzt hatte, eine mönchische Berühmtheit in seinem Orden und an seiner Universität, deren fürstlicher Stifter sich für ihn zu interessiren begann. Der Hofkaplan und Geheimschreiber Georg Spalatin (Burkhard aus Spalt), ein tüchtiger Humanist aus dem Kreise Mutians, verehrte in Luther seinen „Apollo", dem er z. B. auch den Plan des Kurfürsten dem Staupitz ein Bistum zu verschaffen vorlegte. Luthers Antwort, die er ausdrücklich Friedrich dem Weisen nicht verheimlicht wissen wollte, verschmäht jeden Rückhalt. „Vieles gefällt Deinem Fürsten und sticht ihm sehr in die Augen, was Gott mißfällt und verächtlich ist." In weltlichen Dingen möge „der Mann" der klügste

von allen sein, in dem, was Gott und das Seelenheil betreffe, finde er denselben fast siebenfach blind.

So schrieb Luther im Jahr 1516. Erinnern wir uns zurück an die Vorsicht und devote Höflichkeit des Erasmus, an seine, an Mutians Warnungen, die Wahrheit ja nicht zur Unzeit zu sagen. Es kam die Zeit, in welcher es galt „der Katze die Schelle anzuhenken". Was die „Philosophie Christi" nun und nimmer zu Stande gebracht hätte, das unternahm von seinem Gewissen getrieben der furchtlose Mönch. Ihm, der zum wirklichen Ritter Christi geschaffen und dem der wahre Speer und Schild im Streit wider den Teufel nicht aus der Hand geschlagen worden war, kam es auf einen „Tumult" nicht an; er war bereit, wie er einem Ordensbruder geraten hatte, statt des Friedens, den die Welt gibt, „die Heimsuchungen mit Freuden auf sich zu nehmen, als wären es heilige Reliquien".

In dem Ablaßstreit, welcher zur endgültigen Zertrümmerung der Kircheneinheit den Anlaß gab, bietet sich das merkwürdige Schauspiel, daß der deutsche Volksgeist gerade gegen eine kirchliche Einrichtung germanischer Herkunft Protest erhebt. Unter dem Einfluß des Compositionssystems, wie es in den alten Stammesrechten herrscht, war die ursprünglich disziplinäre kirchliche Buße umgebildet und namentlich die sogenannte Redemtion, die Umwandlung einer kirchlichen Strafe in eine andere Leistung, mehr und mehr einem Loskauf angenähert worden. Wie nach germanischer Rechtanschauung sogar die Pflicht der Blutrache durch eine Vermögensbuße des Täters aufgehoben werden konnte, so gewöhnte man sich daran, die vom Sünder verwirkte Strafe durch gewisse Leistungen abkaufen zu lassen. Denn es braucht wohl früher Gesagtes hier nicht wiederholt zu werden, um den steigenden Einfluß juristischer und finanzieller Geschäftspraxis auf dieses Gebiet des religiösen Lebens zu vergegenwärtigen. Daß die Theologie des Mittelalters auch hier ihre Kunst versuchte, vorhandene kirchliche Institution und Gepflogenheiten zu legitimiren und irgendwie mit dem herrschenden System in Einklang zu bringen, versteht sich von selbst; die Materie war aber eine so schwierige, daß im Anfang des XVI. Jahrhunderts die Lehre vom Ablaß immer noch eine Reihe offener Fragen enthielt.

Sie stand im engsten Zusammenhang mit der Lehre von der Buße, welche durch Petrus Lombardus im XII. Jahrhundert in die Siebenzahl der Sakramente aufgenommen worden war und in ihrer fertigen Entwicklung wohl als die gewaltigste Säule im Machtbau der Hierarchie erscheint. Denn hier, wo es um die wahre Lebensfrage der gläubigen Menschen, um Tilgung einer stets sich erneuernden Sündenschuld und um Herstellung des immer wieder gestörten Verhältnisses zu Gott sich handelte, fiel die entscheidende, nur für äußerste Notfälle nachgelassene Bedingung der priesterlichen Absolution ungeheuer ins Gewicht; der Priester, den freilich, wie man annahm, bei der Handhabung seiner Schlüsselgewalt der Geist Gottes leitete, stand doch, obwohl



Die wahre und die falsche Vergebung der Sünden. Holzschnitt von Hans Holbein d. J.

die Vergebung der Sünden und der Erlaß der ewigen Strafen Gott selbst vorbehalten blieben, als der „Mund Gottes" und als Verleiher der wahren Reue in der Majestät eines mehr als irdischen Richters dem Beichtkind gegenüber. Gott sei, versicherte der Augustiner Johannes Paltz, hinsichtlich der Wirkung barmherziger und freigebiger durch die Priester als durch sich selber, weil er mehr Wohltaten durch Vermittlung der Priester erteile als ohne sie. Und freilich lag gerade in dieser priesterlichen Competenz auch ein sehr bequemes Mittel für den Empfänger des Sakraments, über die kaum erfüllbare Forderung der vollkommenen Reue (contritio), die der Beichte vorhergehen sollte, sich wegzuhelfen. Denn während das Verabscheuen der Sünde nur um Gottes willen, ohne den Hinzutritt irgend eines selbstsüchtigen Motivs die genügende contritio hervorbringt, vermag die Kraft des Sakraments, der priesterlichen Absolution den fast regelmäßigen Mangel dieser Voraussetzung zu ergänzen, die niedere Stufe der Reue, die attritio, zum vollen Wert der contritio zu erheben. Wie leicht es aber mit dieser unvollkommenen Reue genommen wurde, wie man nach einem Ausdruck Luthers jeden Seufzer über die Sünde, jede wenn auch ganz vorübergehende Stimmung des Beichtenden mit dem Stempel der attritio zu versehen sich beeilte, hat wieder Luthers Ordensgenosse Paltz mit großer Offenherzigkeit auseinandergesetzt. Es war dies allerdings, wie oben vermerkt worden ist, keine unbestrittene, aber doch die herrschende Anschauung.

Da nun aber die zeitlichen Strafen der Sünde, welche erst durch eine Genugtuung der Absolvirten aufgehoben werden sollen, regelmäßig während der kurzen Lebensfrist nicht zur völligen Tilgung gelangen und daher ihr Rest im Purgatorium abgebüßt werden muß, da ferner die Qualen dieses Reinigungsfeuers alles weit hinter sich lassen, was menschliche Grausamkeit auszusinnen im Stande ist und die Seelen dort aus eigner Kraft keine Abkürzungen der Pein herbeizuführen vermögen: so kommt ihnen die Kirche mit dem Ablaß, wie er sich im größten Maßstab seit den Kreuzzügen eingebürgert hatte, zu Hülfe. Entscheidend war namentlich, um das von einem neueren Darsteller gebrauchte Bild zu wiederholen, die päpstliche Monopolisirung des früher von Bischöfen und Priestern getriebenen Kleinhandels mit Sündenstrafen. Im XIII. Jahrhundert folgte die scholastische Theologie mit der Entdeckung, daß die Kirche in dem Verdienste Christi, seiner Mutter, der Heiligen und Märtyrer einen ganz unerschöpflichen Schatz besitze, dessen Überreichtum jeden Mangel zu decken vermöchte, dessen Verwaltung aber dem Papste zustehe. Darüber waren freilich die Ansichten geteilt, ob der Papst das ganze Fegfeuer ausleeren könne, ob sein Hinüberwirken ins Jenseits kraft seiner Jurisdiktion oder nur auf dem Weg der Fürbitte sich vollziehe; manche wie Gerson stießen sich an der Anschauung, daß der Ablaß nicht nur für Lebende, sondern auch für Verstorbene erworben werden könne. Aber diese und andere Meinungsverschiedenheiten erscheinen ziemlich bedeutungslos neben der Sicherheit, womit der Papst tatsächlich von seinem Verfügungsrecht über jenen mystischen Schatz Gebrauch machte. Die von Bonifazius VIII. stammende Einrichtung des Jubiläumsablasses, der in immer kürzeren Pausen und mit stets wachsender Bequemlichkeit erlangt werden konnte (vgl. oben S. 106f.), bewährte sich trotz aller Klagen und Spöttereien, denn die ungeheure Masse der Laien ergriff mit Begierde eine so umfassende und an so billige Bedingungen geknüpfte Heilsgarantie. „Solche leicht Buß und päpstlich Gnad", sagt Berthold von Chiemsee, „ist für ungeduldig und faul Leut, auf daß sie ihr Verschulden mögen ablegen durch linde päpstliche Gnad". Während der Jubelablaß, entsprechend der großartigen Stellung des Papstes, den Einschränkungen gewöhnlicher Ablässe auf einen bestimmten Sprengel und auf bestimmte Sünden nicht unterlag, setzte er die Forderungen an den Empfänger geradezu auf ein Minimum herab. Es hieß freilich in den Bullen, er solle nach vorausgegangener Rede und Beichte erteilt werden, aber mit dem Zusatz, daß auch schon die Absicht später zu beichten genügend sei; übrigens erklärt Paltz, diese ganze Bedingung stehe deshalb da, um dem Irrtum vorzubeugen, als brauche man nur zu zahlen; in Wahrheit hänge die Wirkung des Ablasses nicht von Reue und Beichte ab. Und dem Glauben, der vom Empfänger verlangt wird, kann schon damit genügt werden, daß man das Sakrament nicht verachtet. Ein Scholastiker empfiehlt geradezu den Ablaß ganz besonders für solche Sünder, die sich nicht leicht das ganze Jahr hindurch einer Todsünde enthalten können, also oft die Frucht einer längeren

Buße wieder verlieren, während es für die Wirkung des Ablasses hinreicht, sich einen Tag, ja nur eine Stunde, nämlich während der Beichte, vor Todsünden zu hüten. Wer aber im Besitz des Jubiläumsablasses und vor Begehung einer neuen Todsünde stirbt, dessen Seele fliegt, wie Paltz versichert, sofort gen Himmel. Und der nämliche Gewährsmann begegnet dem so häufig erhobenen Einwurf, man wisse doch nicht, wohin das Geld komme, mit einem höchst charakteristischen Gegeneinwurf aus dem wirtschaftlichen Leben: ob man sich denn um das fernere Schicksal des Geldes kümmere, welches man für irgend eine Waare, z. B. Kleidung oder Nahrung, ausgegeben habe. Man behaupte wohl, der Papst (damals Alexander VI.) wende das Geld seinen Kindern zu; sollte er es aber für andre Dinge gebrauchen als er versprochen habe, so hieße es doch einfach glauben und nicht weiter forschen.

Daß nun trotzdem geforscht und kritisirt worden war, sollte Papst Leo X. mit Schrecken erfahren, als er eben seine Ablaßbulle vom 18. Oktober 1517 erlassen hatte, um wie er sagte gleichzeitig den Bau der neuen Peterskirche und das Seelenheil der Christenheit zu fördern. Der Jubelablaß für den Kirchenbau war eine Erbschaft von seinem Vorgänger, dessen Bulle vom Jahr 1509 den Rechtstitel der seither in Deutschland äußerst schwunghaft betriebenen Ablaßpredigt gebildet hatte und früher nur prolongirt, jetzt durch eine neue Bulle ersetzt wurde. Denn das Geldbedürfniß Leos war eben so unersättlich wie sein nie gestillter Durst nach Zerstreuung aller Art. Kaum läßt sich ein schärferer Gegensatz denken, als dieses schicksalsvolle Nebeneinander des religiösen Genies in Wittenberg und des Genußmenschen auf dem Stuhl Petri. „Genießen wir das Papsttum, weil Gott es uns gegeben hat", so läßt ihn ein venezianischer Berichterstatter nach seiner Wahl sprechen; ob wirklich gesprochen oder nicht besitzt das Wort jedenfalls volle innere Wahrheit. „Zwar religiös" nennt den Papst ein anderer Venezianer, „doch will er leben." Die zweite Hälfte dieses Urteils ist gewiß unanfechtbar; man kann sich durch einen Blick auf die Gestalt des in kurzem Scharlachwams zur Jagd reitenden Papstes oder in den römischen Carnevalsbericht eines ferraresischen Gesandten leicht davon überzeugen, mit welcher Vielseitigkeit der muntere Medicäer den feinsten wie den gemeinsten Vergnügungen gerecht zu werden verstand. Neben einer ariostischen Komödie, zu welcher Raffael die Dekoration besorgt hatte, gab es Pferde- und Büffelrennen, Turnierspiele und Stiergefechte. Während nach der Komödie der Papst den Segen spendete, drängte die Mehrzahl der hiefür unempfänglichen Zuhörer in der unanständigsten Hast nach den Speisesälen. Tags darauf hatte seine Heiligkeit den Einfall einen Dichter, dessen Stück mißfiel, einen Mönch, zum Ergötzen des Publikums prellen und entblößt wie einen kleinen Knaben züchtigen zu lassen. Erinnern wir uns, daß Leo, von großen Künstlern und kleinen Dichtern umschwärmt, von ganzem Herzen eigentlich nur Musiker und jener wahrhaft vornehmen Stellung zur Kunst, wie sie einem Julius II. zur höchsten Ehre gereicht, überhaupt nicht fähig war. Hat er doch im

Jahr 1516 Raffael beauftragt einen eben verstorbenen Elephanten in Lebensgröße an einer Mauer des Vatikans zu verewigen. Aber auch die raffaelischen Fresken in den Sälen des päpstlichen Palastes zeigen deutlich, daß der Herrscher, zu dessen Verherrlichung alle möglichen Großtaten früherer gleichnamiger Päpste hervorgesucht wurden, die monumentale Kunst nicht mit dem großen und freien Blick seines Vorgängers betrachtet hat.

Übrigens wird, um mit Baumgarten zu reden, ein schlechter Papst dadurch nicht gut, daß er Freude an schönen Gemälden hat. Und ein schlechter Papst war Leo, selbst wenn wir keinen andern Maßstab als den seiner eigenen Zeit und Umgebung anlegen. Denn ganz abgesehen von der Treulosigkeit seiner höchst dynastischen Politik und der steigenden Verwahrlosung des Kirchenstaats war seine Finanzwirtschaft eben doch über alles Maß gewissenlos. Ein Papst, der nicht allein Krieg führte, sondern zugleich gewohnt war die Befriedigung seiner augenblicklichen Launen und Liebhabereien übermäßig hoch zu taxiren und zu bezahlen, konnte natürlich auch



Silbermünze Papst Leos X.

Für Bologna in seinen ersten Regierungsjahren geprägt. Originalgröße. Berlin, königl. Kupferstich-Cabinet.

mit den reichsten Einkünften nicht Haus halten. Wer ihn einmal beim Gesang begleitete, der mußte gleich 100 Dukaten (etwa 900 Mark) und darüber haben. Sein Jahreseinkommen wurde auf 4 bis 500 000 Dukaten geschätzt, aber der Krieg um das Herzogtum Urbino kostete gegen 700 000, der Empfang des päpstlichen Bruders Julian und seiner jungen Gemahlin in Rom (1514) 50 000, die Vermählung des Nepoten Lorenzo (1518) über 300 000 Dukaten, während z. B. die Erwerbung des Reichslehens Modena nur 40 000 beanspruchte. Man hat das Geldbedürfniß Leos mit jenem Maximilians verglichen, aber es läßt sich nicht verkennen, daß der Papst in weit größerem Stil zu verschwenden und neue Mittel zu schaffen wußte als der Kaiser. Mit dem Türkenzehnten (vgl. oben S. 177 f.) wollte es freilich nicht recht vorwärts gehen, aber dafür eröffnete gerade das Jahr 1517 ganz unvermutete Geldquellen, freilich Dank einem Skandal, der die römische Corruption in ihrer ganzen Häßlichkeit aufdeckte. Im Schoß des heiligen Collegiums selbst hatte sich eine Verschwörung gegen das Leben des Papstes gebildet, deren Haupt, der junge Cardinal Petrucci, durch eigne Unvorsichtigkeit sich

verriet, hierauf unter päpstlicher Verbürgung seines Lebens nach Rom gelockt und dort hingerichtet wurde, obwohl Leo auch den Cardinälen ausdrücklich Begnadigung der Schuldigen zugesagt hatte. Die Mitwisser aus dem Collegium mußten sich die Gnade des Papstes um schweres Geld erkaufen; in Italien wie in Deutschland erhoben sich Stimmen, welche den ganzen Handel für eine medicäische Geldspekulation erklärten. Noch ergiebiger als dieser Prozeß war aber die Ernennung von einunddreißig Cardinälen; sie brachte nach der niedrigsten Schätzung 229 000 Dukaten. Freilich berechnete man auch das Jahreseinkommen mancher Cardinäle auf 30 000 und mehr, wenngleich der päpstliche Bankier Agostino Chigi noch höher, auf 70 000 geschätzt wurde. Es versteht sich von selbst, daß in einer Gesellschaft solchen Schlags die Geldmacht den höchsten Rang mit beanspruchen durfte, aber die wunderbare Mischung der Elemente in diesem Rom Leos X tritt vielleicht nirgends deutlicher zu Tage wie in den Lebensverhältnissen Chigis, der, ein freisinniger Mäcen der Kunst, seine Villa durch Raffael und Soddoma mit den reizendsten Gestalten und Szenen der Antike ausschmücken und das erste griechische Buch in Rom drucken läßt, aber auch die berühmteste Kurtisane der ganzen Stadt zur Geliebten hat und bei seiner Trauung mit einer andern Mätresse sich vom Papst und vierzehn Cardinälen umgeben sieht. Der „Kaufmann an der römischen Curie", dem Julius II. sein eignes Wappen zu jenem der Chigi verliehen hatte, bekleidete zugleich eine Reihe von curialen Ämtern, als Scriptor der apostolischen Briefe, Correktor der Bullen und Sollicitator der Breven, stand also mitten im Getriebe des verrufenen päpstlichen Verwaltungswesens.

Einen nicht unwichtigen Bestandteil des Steuersystems, welches den päpstlichen Finanzen eine feste Grundlage geben sollte, bildeten eben die Erträgnisse der Ablaßpredigt. Sie flossen aber aus Deutschland damals nicht ungeschmälert in die Kassen der römischen Curie. Der junge Erzbischof Albrecht von Mainz, in seinen humanistischen und künstlerischen Neigungen wie in seiner Prachtliebe ein Geistesverwandter des Papstes, hatte seinen Wählern gegenüber die Verpflichtung übernommen die Kosten des Palliums, die in kurzen Zwischenräumen zweimal dem Erzstift zur Last gefallen waren, selbst zu tragen, und deshalb beim Haus Fugger 30 000 Gulden entliehen. Zur Deckung dieser Schuld sollte nun der Vertrieb des Ablasses herhalten, den ihm Leo im April 1515 übertrug, unter der Bedingung, daß abgesehen von einer stattlichen Anzahlung die Hälfte des jährlichen Ertrags an Rom fallen sollte. Am Grellsten offenbarte sich der wahre Charakter dieses unwürdigen Geschäfts — wie es sogar von Janssen bezeichnet wird — darin, daß die mainzischen Unterkommissare sich die Begleitung fuggerischer Vertreter gefallen lassen mußten, während man den ganzen Apparat feierlicher Formen und eine weitgehende Popularisirung der kirchlichen Gnadenlehre aufbot, um die erzbischöfliche Finanzoperation anständig zu verkleiden. „Man hätte", sagt Mykonius, „nicht wohl Gott selbst schöner halten und empfangen können."

Seine Erinnerungen beziehen sich auf jenen früheren Ablaß Julius' II. und seine Verkündigung zu Annaberg durch den Dominikaner Johann Tetzel, dessen erprobte volkstümliche Beredsamkeit auch diesmal gute Dienste leisten sollte. Ob die schlimmen Gerüchte über sein Vorleben begründet waren oder nicht, daran liegt im Grunde herzlich wenig, wie denn überhaupt sein persönliches Verhalten entfernt nicht die ihm früher zugeschriebene Bedeutung hat. Es ist von katholischer wie von protestantischer Seite zur Genüge festgestellt worden, daß Tetzels vielverschriene Praxis eigentlich nirgends über die herrschende Ablaßlehre und über die ihm zur Norm dienende mainzische Instruktion hinausgegangen ist. Denn was in diesem offiziellen Aktenstück geboten wurde, erinnert in der Tat an Sebastian Brants ahnungsvolle



Silbermünze mit dem Brustbilde des Cardinals Albrecht von Brandenburg, Kurfürsten von Mainz. 1526. Originalgröße.

Umschrift der Vorderseite: DOMINVS·MIHI·ADIVTOR·QVEM·TIMEBO·ANN·AETAT·XXXVII. Im Felde der Rückseite das brandenburgische Wappen, in dessen Mitte die kleinen Schilde von Magdeburg, Mainz und Halberstadt aufgelegt sind. Hinter dem Wappen der Bischofsstab gekreuzt mit dem Schwerte, dessen Spitze nach unten gekehrt ist, wie alle geistlichen Fürsten es führten. Darüber der Cardinalshut. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

Worte, daß der Glaube jetzt „gleich wie ein Licht" stehe, welches gerade vor dem Erlöschen noch einen besonders starken Glanz und Schein gebe. Unter den vier Graden des Ablasses steht natürlich voran die vollkommene Vergebung aller Sünden (plenaria remissio omnium peccatorum), wobei allerdings zu bemerken ist, daß nach kirchlicher Anschauung die aus der Buße erwachsende Aufhebung der Sündenschuld durch den hinzutretenden Erlaß der Sündenstrafen vervollständigt werden und keineswegs unmittelbar für Geld zu haben sein sollte. Reue und Beichte führten zur Vergebung, während die Geldleistung sich nur auf die Tilgung der zeitlichen Strafen bezog. Aber wir sahen bereits, wie einerseits die Forderung der Reue sich bis auf ein Minimum abschwächen ließ und andrerseits die Beichte auch einstweilen verschoben werden konnte. Und die feine Unterscheidung, wonach man bei dem Ausdruck „Vergebung der Sünden" nicht einfach Ver-

gebung der Sünden verstehen, sondern den Nachlaß der „Schuld" und der „Pein" wohl auseinanderhalten sollte, verwischte sich ganz zweifellos im Bewußtsein der Ablaßempfänger sehr leicht, während die charakteristische und gefährliche Symbolik einer Geldzahlung über Gebühr in den Vordergrund trat. Vollends lag dies nahe bei der Erwerbung der übrigen Gnaden, der Beichtbriefe (confessionalia), der Teilnahme an allen verdienstlichen Leistungen der Kirchen und der Tilgung der Sündenstrafen für Verstorbene; hier kam jene Bedingung der Reue und Beichte ausdrücklich in Wegfall, sodaß Tetzel mit gutem Recht in seinen Predigten darauf hinweisen durfte, man könne um einen Viertelsgulden sichere Geleitsbriefe ins Paradies bekommen. Denn die Beichtbriefe gewährten die freie Wahl eines Beichtvaters, der einmal im Leben und in Todesgefahr eine ganz allgemeine auch die dem Papst oder dem Bischof reservirten Fälle umfassende Absolution nebst Ablaß erteilen konnte. Das war also eine äußerst bequeme Heilsgarantie auch für solche, die zunächst noch nicht daran dachten ihr Leben zu ändern, ein Rettungsmittel, dessen Anwendung man sich für den äußersten Fall vorbehalten und bei dessen Besitz man sich inzwischen beruhigen konnte. „Der ernste Kampf des Christen gegen die Sünde", sagt Dieckhoff, „auch nur die Bewahrung vor groben Sünden und Lastern, hat seine Bedeutung verloren, ist irrelevant geworden."

Es war dieses ganze Wesen gleichsam der verkörperte, greifbare Gegensatz zu dem bisherigen Entwicklungsgang Luthers. Hier lag der Punkt, an welchem der werdende Reformator einsetzen, sich über den eignen Standpunkt orientiren konnte und mußte. Er hatte seit dem Jahr 1516 wiederholt in seinen Predigten Lehre und Praxis des Ablasses, die vagen Unklarheiten der Theorie und die schlimmen Folgen ihrer Anwendung zur Sprache gebracht. Allmählich bestätigten ihm Erfahrungen aus seiner eignen Seelsorge das Schlimmste, was ihm bis dahin in manchen zum Teil vielleicht unverbürgten Berichten zugetragen worden war. Bekannte und Unbekannte gingen ihn um Lösung ihrer Bedenken an; „alle Welt klagt über das Ablaß, sonderlich über Tetzels Artikel". Den berüchtigten Satz, daß, sobald das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer gen Himmel fahre, hat freilich Tetzel selbst nachmals verläugnet, während Silvester Prierias in seiner Polemik gegen Luther ihn ungescheut vertrat und für eine durchaus zulässige Würze der Ablaßpredigt erklärte. Es handelte sich aber für Luther keineswegs nur um etwaige Mißbräuche und Exzesse in der Praxis, sondern um die Ablaßlehre selbst und damit zugleich um die Grundanschauung von dem Verhältniß des Menschen zu Gott, worauf die ganze ungeheure Macht der Kirche ruhte. Nicht als ob er damals über die Tragweite seines Schrittes vollständig klar gewesen wäre; gerade daß er seine eigne veränderte Stellung zum herrschenden Kirchentum empfand, ohne darüber ins Reine zu kommen, hat gewiß, wie Bratke betont, seinen Entschluß gereift, nicht als Lehrmeister, sondern um zu lernen, an die Öffentlichkeit zu

treten. Am 31. Oktober 1517 heftete er seine 95 Thesen an die Türe der Wittenberger Schloßkirche; seinen kirchlichen Obern, dem Bischof von Brandenburg und dem Erzbischof von Mainz ließ er sie nebst einer lebhaften Beschwerde über das unverantwortliche Treiben der Kommissare zugehen.

Es bleibt ein vergebliches Bemühen dem großen historischen Moment seine Größe durch den Hinweis schmälern zu wollen, daß die Veranstaltung einer solchen theologischen Disputation durch Thesenanschlag eben damals üblich und nichts weniger als eine kühne Tat gewesen sei. Die Bekämpfung herrschender kirchlicher Anschauungen und Gepflogenheiten konnte, selbst wenn sie den Boden der Rechtgläubigkeit nicht verließ, die ernsthaftesten Folgen nach sich ziehen; in den Kreisen der Dominikaner, die es noch nicht zu verwinden wußten, daß neuerdings verschiedene Glieder ihres Ordens auf dem Scheiterhaufen geendet hatten, erhob sich nach dem Erscheinen von Luthers Thesen ein schadenfrohes Gerede, jetzt müßten auch die Augustiner brennen. Freilich zeigten die 95 Streitsätze, ausdrücklich dazu bestimmt „die Wahrheit an den Tag zu bringen", keineswegs bereits den fertigen Häretiker, sondern den Theologen, der auf dem Wege gelehrter Auseinandersetzung seine eignen Ansichten prüfen und klären will, der allerdings trotz der scholastischen Form seinen Gegensatz zu der streng päpstlichen Richtung der kirchlichen Wissenschaft nicht verläugnet, aber keineswegs daran denkt sich damit der Kirche entgegenzusetzen oder den Primat des Papstes anzutasten. Luther ist so weit davon entfernt, etwa mit Johann von Wesel (oben S. 119) den Ablaß als völlig wertlos zu verwerfen, daß er vielmehr solche prinzipielle Gegner der päpstlichen Ablässe für verflucht erklärt. Aber obwohl seine eigentümliche neue Begründung der Heilsgewißheit nirgends förmlich ausgesprochen ist, begegnet uns doch gleich an der Spitze der Thesen der Satz, daß Christus mit seiner Aufforderung Buße zu tun das ganze Leben der Gläubigen in Buße verwandelt wissen wollte, und weiterhin in der 62. These die nachmals von Cajetan als Irrtum herausgegriffene Behauptung, der wahre Schatz der Kirche sei das allerheiligste Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Wichtiger für die unmittelbare Wirkung der Thesen erscheint freilich die drastische Einführung der „spitzen Laienargumente", wie sie durch das Treiben der Ablaßprediger hervorgerufen wurden, vollends aber der verwandte Ton, den Luther selbst in einer Reihe von Thesen anschlägt. Man soll lieber den Armen geben, lieber das Seinige zusammenhalten, als Ablaß kaufen; wer an einem Armen vorübergeht und sein Geld für Ablaß hingiebt, der erwirbt sich den Zorn Gottes; der Papst würde, wenn er von den Schindereien der Ablaßprediger wüßte, lieber S. Peters Kirche zu Asche werden als sie mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe aufbauen lassen, wie er ja nötigenfalls verpflichtet wäre S. Peters Kirche selbst zu verkaufen und den Erlös denjenigen zuzuwenden, die durch jene Prediger um ihr Geld gebracht worden.

Solche Worte, ausgesprochen von einem hervorragenden Mitglied der

Bettelorden, von einem angesehenen deutschen Professor der Theologie, konnten nicht unbemerkt verhallen. Während unter den Kollegen und bei den Ordensgenossen zunächst noch ängstliche Bedenken überwogen, durchliefen die Thesen, wie Mykonius sagt, „in vier Wochen schier die ganze Christenheit, als wären die Engel selbst Botenläufer". Luther erschrak über diese rasche Verbreitung; er wollte ja, wie er den Bischof Scultetus von Brandenburg versicherte, „nicht determiniren, sondern disputiren", aber während sich niemand zur Disputation stellte, mehrten sich die Zeichen eines bevorstehenden Kampfes, als dessen Parteien auf der einen Seite die Ablaßprediger und Scholastiker, nach Luthers Ausdruck die Juden und Sophisten, sogleich deutlich hervortreten, auf der andern Seite in minder klaren Umrissen Elemente der humanistischen und der volkstümlichen Opposition sich zu regen beginnen. Luther empfand bald genug, daß er nicht mehr allein und seine Tat nicht mehr sein eigen sei, daß neben den Interessen und Leidenschaften der geistlichen und gelehrten Welt diesmal auch der gemeine Mann ein Wort mitreden werde. In seinen Briefen aus jener Zeit, die er damals als „Bruder Martinus Eleutherius" (der Freigesinnte) zu unterzeichnen liebte, zeigt er sich gehoben durch den Ernst der Sache und durch die feste Überzeugung von seiner göttlichen Mission. Man könne, schreibt er seinem Freund Lang (11. Nov. 1517), nichts Neues auf die Bahn bringen, ohne den Anschein von Hochmut und Rechthaberei zu erwecken, welche Anklage ja selbst Christus und den Märtyrern nicht erspart geblieben sei. Zu dem erhabenen Vorbild des Apostels Paulus wagt er aufzublicken, dessen Predigt auch den Juden ein Ärgerniß und den Griechen eine Torheit gewesen war; wie jenem, so werde vielleicht auch ihm der Herr zeigen, wieviel er um seines Namens willen leiden müsse; denn, fügt er in einem Schreiben an seinen Ordensbruder Link (10. Juli 1518) bei, „warum hätte er mir nicht sonst etwas anderes in den Mund gelegt?" Keinen Augenblick zweifelte er daran, daß äußere Gefahr und Schmach wie in jener christlichen Urzeit unentbehrliche Kennzeichen der göttlichen Wahrheit, des mit Blut und Tod erkauften Evangeliums seien. Es erinnert bereits an die Todesfreudigkeit seines unsterblichen Liedes, wenn er vor den gegnerischen Drohungen spottet, für Weib und Kind sei gesorgt, Acker, Haus und Gut bestellt, Ehre und Namen dahin, nun könnten sie ihm nichts mehr nehmen als diesen elenden Leib; über die Seele aber hätten sie keine Gewalt. Diese Sicherheit entsprang ihm aus dem Bewußtsein, daß „wir nichts aus uns selber, alles aus der Gnade Gottes vermögen"; er hat später in seiner treuherzigen Weise erzählt, wie er von vornherein Gott „mit großem Ernst" die volle Verantwortung zugeschoben habe: „wollte er ja ein Spiel anfangen mit mir, daß er es allein für sich täte und behüte mich davor, daß er mich nicht darein menge, das ist meine eigene Weisheit".

Luthers Sache war bereits in Rom anhängig; während der Bischof von Brandenburg nichts Unkatholisches in den Thesen fand und nur von

weiteren Veröffentlichungen zunächst abriet, hatte Erzbischof Albrecht die Thesen sofort an den Papst geschickt, daneben allerdings die Beeinträchtigung seines „heiligen Negotiums" durch das Gebahren einiger Unterkommissare gerügt, gegen den „vermessenen Mönch zu Wittenberg" aber einen inhibitorischen Prozeß eingeleitet. Auch die Römer verdienen wohl kaum den oft erhobenen Vorwurf den wichtigen Handel lange Zeit auf die leichte Achsel genommen zu haben. Erhob sich doch ein vornehmer Curiale, der Dominikaner Silvester Mazzolini von Prierio, zu jener schroffen Zurückweisung der lutherischen Sätze, in welcher zuerst der nachmals von Luther so meisterlich gehandhabte grobe Ton angeschlagen wird. Prierias nennt seinen Gegner einen Aussätzigen, einen Hundesohn; er vertritt, ähnlich wie Tetzel in seinen Antithesen, den Standpunkt der päpstlichen Infallibilität und offenbart in seiner zweiten Streitschrift das ganze Entsetzen des ergrauten Scholastikers über einen Menschen, der nicht nur den heiligen Thomas, sondern sogar den „von der gesammten Natur bewunderten" Aristoteles geringzuschätzen wagt. Die Heftigkeit des Prierias gegen Luther entsprach freilich nicht jenem Auftrag, den Leo X. im Februar 1518 dem neuen Augustinergeneral Gabriel Venetus erteilt hatte, „den Menschen zu besänftigen". Daß der Papst damals noch glaubte, „die eben entzündete Flamme werde sich leicht ersticken lassen", ist wohl begreiflich; waren doch über die Kirche schon ganz andere Stürme hinweggegangen als dieser in seiner ersten Gestalt noch ziemlich unscheinbare Angriff. Immerhin drängte sich der Curie die Erinnerung an die furchtbare böhmische Revolution vor hundert Jahren gleichsam von selber auf; die Instruktion für den Cardinallegaten Cajetan (5. Mai 1518) enthielt die Weisung nicht nur Böhmen zum vollen Gehorsam zurückzuführen, sondern auch die vom ketzerischen Gift angesteckten Nachbargebiete zu säubern. Und in welchem Sinn das zu verstehen war, zeigte der in Rom gegen Luther eingeleitete Prozeß; die Entscheidung über die auf Ketzerei lautende Anklage legte der Papst in die Hände des Bischofs von Ascoli und jenes streitbaren Prierias. Am 7. August erhielt Luther die Aufforderung, sich binnen sechzig Tagen persönlich dem Gericht zu stellen.

Inzwischen sollte der begonnene Kampf, weit entfernt ihn einzuschüchtern, vielmehr belebend auf ihn wirken; langsam, aber unwiderstehlich kam es zu Tage, wie sehr jene Anfechtungen, gegen welche die gewöhnlichen kirchlichen Hülfsmittel sich ohnmächtig erwiesen, ihn dem herrschenden Kirchentum entfremdet hatten. Und neben der scholastischen Polemik eines Tetzel, Prierias, Eck mehrten sich auch die ermutigenden Zeichen der Zustimmung. In Wittenberg verbrannten die Studenten Tetzels Antithesen; wie Christus von den widerspenstigen Juden weg sich den Heiden zugewendet habe, so schien nach Luthers Meinung die wahre Theologie, einer greisenhaften Sophistik zum Trotz, bei der Jugend ihre rechte Stätte zu finden. Aber auch die Kollegen neigten sich bald fast alle auf seine Seite und als er im April das Generalkapitel seiner Kongregation zu Heidelberg besuchte und dort seine „Kreuzes-

theologie" der „Ruhmestheologie", seinen Paulus und Augustinus dem Aristoteles in öffentlicher Disputation entgegenstellte, imponirte er der keineswegs sympathisch gestimmten Versammlung unverkennbar; von den jugendlichen Zuhörern mochten manche fortgerissen werden wie der Dominikaner Martin Butzer, der seinem humanistischen Freund Beatus Rhenanus schrieb, hier werde das von Erasmus nur Angedeutete frei und offen verkündigt. Ein gesteigertes Selbstgefühl spricht aus Luthers Briefen nach seiner Rückkehr; wohl erklärt die an Leo X. selbst gerichtete Widmung der „Resolutionen" zu den 95 Thesen seine unbedingte Unterwerfung unter den Spruch des Papstes, der für ihn der Spruch Christi sei, aber der Inhalt der Schrift harmonirt keineswegs durchaus mit diesem Vorwort. „Mich kümmert gar nicht", heißt es da einmal, „was dem Papst gefällt oder nicht gefällt; er ist ein Mensch wie andere": Und in seiner Antwort auf den Angriff des Prierias bedenkt er sich nicht, nach dem Vorgang des berühmten Kanonisten Panormitanus zu erklären, daß sowohl der Papst als ein allgemeines Concil irren könne. So wenig er gewillt ist ein Ketzer zu werden, so wenig denkt er daran, den Schein der Ketzerei ängstlich zu meiden; wer aber wie er bereits an der gewaltsamen Verfolgung der Häretiker Anstoß nahm und auf offener Kanzel den kirchlichen Bann um ungerechter Sachen willen als das herrlichste Verdienst pries, der befand sich auf dem Wege zur unsichtbaren und im Abfall von der sichtbaren Kirche.

Jener Vorladung nach Rom folgen hieß in den sicheren Tod gehen. Luther, der zu Anfang jedes Hineinziehen des Landesherrn in seinen Handel hatte vermeiden wollen, fand es jetzt geraten gegenüber seinen „mordlustigen" Feinden an den Einfluß Friedrichs des Weisen zu appelliren, um eine Verlegung des Verfahrens nach Deutschland durchzusetzen. Er bemühte sich sogar auf Anraten seiner Freunde um ein kurfürstliches Reskript, das ihm die Reise nach Rom förmlich verbieten sollte, doch ging der Kurfürst hierauf nicht ein, sondern begnügte sich, mit dem zu Augsburg weilenden Legaten Cajetanus eine Verabredung zu treffen, wonach Luther sich dort zum vorläufigen Gehör stellen, aber nicht zum Widerruf genöthigt werden durfte. Wir können es Luther wohl glauben, daß ihm dabei weniger seine Person als die Zukunft seiner Sache und auch die Ehre seiner Universität am Herzen lag. Das letztere Motiv tritt vollends bei dem weisen Kurfürsten stark in den Vordergrund; Friedrich der eifrigste Reliquiensammler hatte keineswegs Luthers Anschauungen zu den seinigen gemacht, aber er freute sich längst an diesem „eignen Doktor" als an einer Zierde seiner Hochschule, er empfand das Vorgehen Roms als eine Geringschätzung gegenüber dem günstigen Urteil seiner heimischen Gelehrten, auf welche er so stolz war, und als eine Ungerechtigkeit gegen Luther, der zwar angeklagt, aber noch nicht überführt sei; er mag sich endlich an die Traditionen der wettinischen Kirchenpolitik erinnert haben, welche seit der Mitte des XV. Jahrhunderts ihre Selbständigkeit gegen die Curie zu wahren verstand (vgl. S. 88). Von

vornherein steht Luthers Sache unter dem besondern Schutz des territorialen Staats; mit Recht konnte der Bischof von Brandenburg die Behauptung, Luther stütze sich auf Erasmus und seinesgleichen, dahin berichtigen, daß sein wahrer Rückhalt bei der Universität und beim Kurfürsten zu suchen sei. Kaiser Maximilian, der damals den Papst für die Nachfolge seines Enkels zu gewinnen trachtete, hatte schon im August sich zu Ungunsten Luthers ausgesprochen, was übrigens nicht verhinderte, daß er ein anderes Mal dem Kurfürsten Friedrich empfehlen ließ, den Mönch, den man vielleicht noch brauchen könne, fleißig zu bewahren. Jedenfalls war der geistreiche Fürst eher geneigt, Luther als mönchischen Sophisten mit seinen Gegnern zusammen zu werfen. Dagegen kam es dem Vorgeladenen ganz zweifellos zu Statten, daß zu Augsburg eben vor seinem Eintreffen und mit Zutun



Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.

Silberthaler; Originalgröße. Umschrift der Vorderseite, getheilt durch vier Wappenschilde: FRD · DVX · SAXON · S · RO(mani) IMP(erii) ELECT(or). Im Felde der Rückseite ein verziertes Kreuz, in dessen Winkeln CCNS (= Crux Christi Nostra Salus) mit der Umschrift: VERBVM · DOMINI · MANET · IN · AETERNVM ·:· MDXXII. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

seines Kurfürsten die nationale Erbitterung gegen Rom gelegentlich des geforderten Türkenzehnten heftiger als je zum Ausdruck gekommen war (vgl. S. 178 f.). Namentlich die Beschwerdeschrift des Bischofs von Lüttich, der begreiflicher Weise fortan in Rom für einen Gönner Luthers galt, hatte den Reichsständen den lebendigsten Eindruck von der „Büberei päpstlicher Häßlichkeit" und ihrer Kurtisanen hinterlassen. Hutten, damals noch der ergebene Diener des Mainzer Erzbischofs und voll Verachtung über den Ablaßstreit, dessen beiden Parteien er den Untergang wünscht, hat in einem seiner besten Dialoge diese Stimmung des Augsburger Tags festgehalten und mehr als einmal die Persönlichkeit des hochfahrenden und verwöhnten Cardinallegaten zur Zielscheibe seines Spottes gemacht. Zum ersten Mal fühlte sich nun auch Luther selbst vom Hauch nationaler Erregung angeweht; er hatte in eigner Sache gelernt über die römischen Kunstgriffe, über die beleidigende Offenheit, womit die italienische Ansicht von der Inferiorität der Deutschen

hervortrat, sich kräftig zu ärgern und las jetzt das Pamphlet des Würzburger Domherrn Friedrich Fischer über den Medicäerschwindel zu Rom. So kam er am 7. Oktober nach Augsburg, auf den Kampfplatz römischer Anmaßung und deutscher Entrüstung. Unterwegs war ihm der Gedanke an den bevorstehenden schimpflichen Tod nicht aus dem Kopf gegangen. Von Peutinger und andern hervorragenden Männern freundlich aufgenommen, zu aller Vorsicht mit einem kaiserlichen Geleitsbrief ausgerüstet trat er am 12. Oktober vor den Abgesandten des Papstes.

Der Empfang war über Erwarten liebenswürdig, aber eine ernstliche Auseinandersetzung, wie sie Luther erwartete, zwischen Rom und dem „Mönchlein“ natürlich von vornherein ausgeschlossen. Wie ein Sendling des Cardinals bereits angedeutet hatte, war und blieb das Wort mit den „sechs Buchstaben“ (Revoco) die einzige Basis einer Verständigung. Thomas de Vio, der seinen Vornamen als Zeichen der Begeisterung für den großen Dominikanerheiligen führte, selbst berühmter Dogmatiker, sah sich gegen seinen ausgesprochnen Willen doch immer wieder in eine Disputation mit dem hartköpfigen Deutschen verwickelt; trotz des höhnischen Lachens seiner italienischen Umgebung nahm der eifrige kleine Herr die Argumente des Gegners doch ernsthaft genug, um endlich die Maske ruhiger Überlegenheit fallen zu lassen und den unbelehrbaren Professor niederzuschreien, worauf auch Luther seine Stimme erhob und ihm bemerkte, er möge nur nicht glauben, daß die Deutschen keine Grammatik gelernt hätten. Vergebens erbot er sich in einem notariellen Protest, seine Sache dem Urteil von Basel, Freiburg, Löwen, Paris zu unterbreiten; vergebens suchte er in einem zweiten Schriftstück seinen Standpunkt namentlich betreffs der Rechtfertigung durch den Glauben zu behaupten, mit der flehentlichen Bitte, der Papst möge nicht so grausam sein, „eine Seele, die nichts sucht als das Licht der Wahrheit, in die Finsterniß zu stoßen“. Cajetan schloß die Verhandlungen am 14. Oktober mit dem Ultimatum, Luther solle entweder widerrufen oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. „Nicht eine Silbe will ich widerrufen“, schrieb Luther noch denselben Tag an Spalatin. Aber drohende Äußerungen des Cardinals, er habe päpstliche Vollmacht ihn und alle seine Gönner in den Bann zu tun, und das Gerücht, vom Augustinergeneral sei Befehl gekommen Luther zu verhaften, veranlaßten diesen, nachdem seine Freunde Staupitz und Link schon vor ihm sich plötzlich entfernt hatten, in der Nacht vom 20. Oktober zu flüchten, mit Hinterlassung einer Appellation von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst. Sein Abschiedsbrief an den Cardinal wiederholt jene anstößige Äußerung des Sermons über den Bann, daß einem Verfechter der Wahrheit der Bann nicht schaden, sondern nur nützen könne.

Noch unterwegs erhielt er durch Spalatin Abschrift eines vom 23. August datirten päpstlichen Breves, welches ohne Rücksicht auf das noch schwebende Verfahren den Cardinallegaten beauftragte den erklärten Ketzer Martin Luther vor sich zu fordern und in Haft zu bringen und für den Fall von Luthers

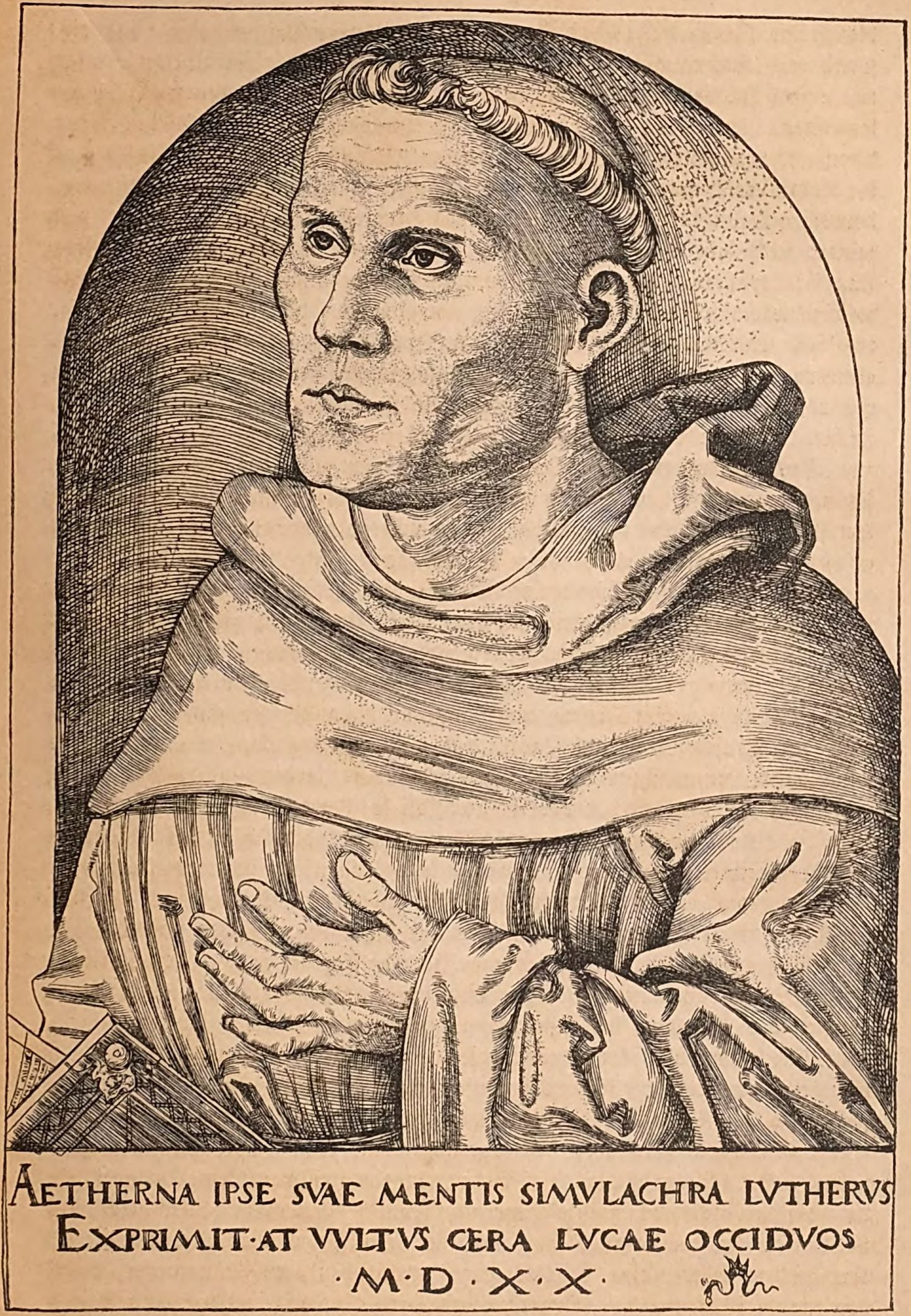
Nichterscheinen den geistlichen und weltlichen Gewalten des Reichs (mit Ausnahme des Kaisers) seine Verhaftung bei Strafe des Banns und der Lehenentziehung anbefahl. Luther selbst hat das Breve für eine Fälschung gehalten, aber so auffällig auch ein solcher Eingriff in den eben eingeleiteten Prozeß erscheinen mag, so steht es doch außer Zweifel, daß der Legat mit dieser Vollmacht ausgerüstet war, deren Anwendung wohl nur aus Rücksicht auf den Kurfürsten Friedrich und auf die in Deutschland vorhandene gefährliche Stimmung unterblieb. Denn an der Kurie war man der Ansicht, daß in einer so offenkundigen Sache ohne Beobachtung weiterer Förmlichkeiten verfahren werden dürfe, und der Legat hatte die Verdammung Luthers dringend befürwortet. Aber freilich galt in Rom damals die Entscheidung der römischen Königswahl für ungleich wichtiger als die Ketzerei des Wittenberger Mönchs; „zu unseren Zeiten", heißt es in einem Schreiben des Cardinals Medici an Cajetan vom Februar 1519, „wird vielleicht keine Frage auftauchen, die von größerer Bedeutung ist, und keine, in welcher Eure Herrlichkeit der Kirche und Seiner Heiligkeit einen größeren Dienst leisten könnte." Weder Sachsens Haltung auf dem Reichstag noch der lutherische Handel vermochte den Papst dahin zu bestimmen, daß er Friedrich den Weisen, dessen Troncandidatur er eben jetzt (vgl. S. 193) aufzustellen suchte, ernstlich vor den Kopf gestoßen hätte; die demselben zugedachte Auszeichnung der goldenen Rose war wegen seines „rohen" Benehmens eine Zeitlang zurückgehalten worden, aber im Dezember 1518 kam, um sie feierlich zu überreichen und zugleich in Luthers Sache weitere Schritte zu tun, ein besonderer Abgesandter, der päpstliche Kämmerer Karl von Miltitz, nach Deutschland. Über seine Vollmacht und Absicht verlautete das Schlimmste, wie er denn auch wirklich mit drohenden Breven wider den „Sohn des Teufels" versehen war. Friedrich selbst war eine Zeitlang unschlüssig, ob sein Schützling nicht lieber vor dem kommenden Sturm entweichen solle; Luther dachte daran nach Frankreich zu gehen, während manche von seinen Freunden bereits auf den Vorschlag verfielen, der Kurfürst solle ihn an einem sichern Ort in Gewahrsam halten lassen. Aber Friedrich beschloß zunächst eine mehr als deutliche Aufforderung des Legaten zur Auslieferung oder wenigstens Verjagung Luthers in sehr bestimmtem Tone abzuschlagen, mit dem Bemerken, er behalte sich sein eignes Urteil vor und bedürfe keiner fremden Belehrung. Seine Lage wurde übrigens dadurch noch erschwert, daß Luther die Augsburger Verhandlungen nebst dem päpstlichen Breve und seine Appellation an ein allgemeines Concil der Öffentlichkeit übergab.

Und dennoch gewann es einen Augenblick den Anschein, als sollte die höfische Gewandtheit und zur Schau getragene deutsche Gemütlichkeit eines Miltitz das erreichen, was dem römischen Stolz und der thomistischen Selbstgefälligkeit des gelehrten Cardinals nicht gelungen war. Cajetan konnte sich im Verkehr mit dem Mönch, der so tiefe Augen und wundersame Phantasien im Kopf habe, eines unheimlichen Eindrucks nicht erwehren; Miltitz eröffnete,

als er im Januar 1519 zu Altenburg mit Luther zusammentraf, das Gespräch mit Scherzreden und schloß das Zusammensein, wie Luther erzählt, mit einem Judaskuß. Offenbar hielt Miltitz seinen eigentlichen Auftrag, der keineswegs auf Vermittlung lautete, für unausführbar und seine wohlberechnete Liebenswürdigkeit, die er gelegentlich mit scharfen Äußerungen über die Ablaßkrämer und sogar mit einer gewissen Kritik von Cajetans Vorgehen würzte, gewann ihm schon unterwegs das Herz manchen „Martinianers" und brachte selbst den Reformator soweit, daß er einen demütigen Brief an den Papst schrieb, eine Vermahnung zum Gehorsam gegen die römische Kirche veröffentlichte, endlich sich mit einer Untersuchung seiner Sache vor einem deutschen Prälaten (dem Erzbischof von Trier) und mit dem Verbot jeder weiteren Äußerung für beide Parteien einverstanden erklärte. Freilich hielt er von vornherein die Möglichkeit des von Miltitz gehofften Widerrufs für ausgeschlossen und das Stillschweigen seiner Gegner für höchst unwahrscheinlich.

Das Entscheidende lag eben doch darin, daß er selbst inzwischen von der Größe des begonnenen Streits und von der Verwerflichkeit der Widersacher, deren Erbitterung ihm ein sicheres Zeugniß für die Gerechtigkeit seiner Sache zu liefern schien, sich immer tiefer durchdrungen fühlte. Mochte er noch am 3. März 1519 den versprochenen Brief an Leo X. als „Hefe der Menschheit und Staub der Erde" beginnen und seine loyale Gesinnung gegen die römische Kirche beteuern, innerlich war er, obwohl die altgewohnte Pietät sich noch zeitweise sträubte, dieser Kirche bereits entfremdet. Wer die römische Kurie für schlimmer als die Türken, das päpstliche Rom für Jerusalem die Mörderin der Propheten, für die blutrote Babel, für das Tier der Apokalypse erklärte, der konnte sich auf die Dauer nicht der Vermutung erwehren, daß der Papst geradezu der Antichrist sei. Diese Vermutung, von Luther im März 1519 seinem Spalatin „ins Ohr geraunt", nachdem er sich eben noch zu jenem Schreiben an Leo X. genötigt hatte, offenbart uns die ganze Unhaltbarkeit, den inneren Widerspruch seiner damaligen Stellung. Das Verdienst ihm diese Übergangsperiode verkürzt zu haben gebührt dem Meister des Wortgefechts, dem großen Streber Johann Eck, der seinen Disputationstriumphen von Wien und Bologna einen Sieg über die weit und breit genannte neue Theologie der Wittenberger anzureihen dachte.

Zum ersten Mal sollte sich Luther mit einem Gegner von europäischem Ruf öffentlich messen. Er selbst hatte längst die Gelegenheit einer solchen mündlichen Auseinandersetzung herbeigewünscht, in der Überzeugung, daß auf diesem Boden die Wahrheit ihre sieghafte Natur recht nachdrücklich bekunden werde. Wie schlüpfrig aber der Boden eines wissenschaftlichen Turniers für den ehrlichen Kämpfer, wie sehr hier die Routine gegenüber der Begeisterung im Vorteil sei, darüber belehrte ihn die Leipziger Disputation, deren ursprünglicher Anlaß, eine gelehrte Fehde zwischen Karlstadt und Eck, durch eine scharfe Wendung des letzteren gegen Luther ziemlich in den Hintergrund gedrängt worden war. Nicht wie ein Anhänger Luthers, sondern wie der



Luther als Mönch. Facsimile des Kupferstiches von Lucas Cranach, vom Jahre 1520.

Meister selbst seine Sache führen werde, darauf richtete sich die allgemeine Erwartung, als zu Ende Juni 1519, eben zur Zeit der Frankfurter Kaiserwahl, Eck und seine Wittenberger Gegner im festlich geschmückten Saal der Leipziger Pleißenburg zusammentrafen. „Zwei deutsche Bauernsöhne," sagt Ranke, „repräsentirten zwei Tendenzen der Meinung, die wie damals so noch heute die Welt entzweien; von dem Ausgang ihres Kampfes hing großenteils der künftige Zustand der Kirche und des Staates ab." Johann Mayr, nach seinem schwäbischen Geburtsort Eck benannt, war kein unbedeutender Vorkämpfer der herrschenden Kirche; aus dem Wunderkind, das noch nicht zwölfjährig die Universität bezog, hatte sich ein Gelehrter von ansehnlichem Wissen und seltener Schlagfertigkeit entwickelt und so unangenehm auch seine Eitelkeit eben in der Ausbildung und Ausbeutung dialektischer Fechterkünste sich hervordrängte, so hatte doch der gefürchtete Virtuose der Disputation neben solchen windigen Ruhmestiteln auch tüchtige wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen, wie er denn, vom Humanismus berührt, als Ingolstädter Professor sich um eine gewisse Modernisirung des philosophischen Unterrichts mit Erfolg bemüht hat. In Leipzig freilich war er wieder ganz der Heros des Wortgefechts, ein wahrer „Rufer im Streit", dessen gewaltige vierschrötige Erscheinung, dröhnende Stimme und scheinbar nie versagendes Gedächtniß über die unscheinbare Persönlichkeit und unbeholfenere Art Karlstadts leicht den Sieg davon trugen. Härter wurde der Kampf, als am 4. Juli der Mönch von Wittenberg den Katheder bestieg, hager, daß man „fast alle seine Knochen zählen konnte", aber voller Leben und Feuer. Hauptgegenstand des Streites war das göttliche Recht des Papsttums, jener Grundpfeiler des hierarchischen Machtbaus, an welchem dieser neue Simson so trotzig und bedrohlich zu rütteln begann. Noch vor der Disputation hatte Luther, der die allgemeine Herrschaft des Papstes nicht weiter als vierhundert Jahre zurückdatiren wollte, Christus für das einzige Haupt der katholischen Kirche erklärt; sein Hauptargument entnahm er der Geschichte, indem er auf die vom Papst unabhängige und doch christliche Existenz der griechischen Kirche hinwies. Es lag darin, wie Gaß mit Recht hervorgehoben hat, der Anfang einer historischen Kritik, „welche immer weiter greifend die herrschende Geschichtsbetrachtung teils umstieß teils in Frage stellte und einer späteren Untersuchung anheimgab". Eck, der in seiner Verlegenheit die Griechen mit wenigen Ausnahmen für Ketzer erklärte, spielte nun seinerseits den Streit auf das für Luther gefährlichste Gebiet hinüber; er warf ihm Übereinstimmung mit den Lehren der Waldenser, des Wiclif und Hus vor und erinnerte an das Verdammungsurteil des Kostnitzer Concils. Damit war die Krisis herbeigeführt; Luther mußte entweder sich besiegt geben oder der ganzen Macht kirchlicher und nationaler Anschauungen die Stirn bieten. Denn hier trafen mit der herrschenden Kirchenlehre die Popularität des deutschen Reformconcils und der unauslöschliche Groll gegen die furchtbaren tschechischen Ketzer und Reichsfeinde zusammen; sich auf die Seite der Hussiten stellen hieß eigentlich nicht

nur alles katholische, sondern auch alles deutsche Gefühl verläugnen. Luther wies den Vorwurf böhmischer Sympathien mit Erbitterung zurück, aber jede menschliche Rücksicht war verschwunden und vergessen in jenem Augenblick, wo ihn seine wachsende Erregung zu dem Geständniß fortriß, daß unter den Artikeln des Hus manche recht christliche und evangelische seien. Das Wort war gesprochen und von dem anwesenden Herzog Georg mit einem hörbaren Fluch begleitet worden; Luther selbst erschrak nachträglich über seine Kühnheit, suchte wohl noch einen Ausweg, aber schließlich blieb er fest dabei, unfehlbar sei doch kein Concil, nur die heilige Schrift. Die Kunst des geriebenen Disputators jeden Gegner in die Enge zu treiben hatte auch diesmal nicht versagt, aber sie diente zugleich einem von Eck sicher nicht geahnten Zweck, indem sie dem Reformator zur klaren Erkenntniß des Ziels verhalf, welchem ihn seine ganze bisherige Entwicklung zuführte. Das war der Bruch mit Rom.

Mochte die äußerliche Resultatlosigkeit der Disputation in Luther ein Gefühl der Enttäuschung zurücklassen und das häßliche Nachspiel endloser Streitschriften seine auch von Freunden bereits gerügte Heftigkeit nicht zur Ruhe kommen lassen: es war ihm doch zugleich die Sicherheit gewachsen, mit welcher er den eingeschlagenen Weg weiter und weiter verfolgte, gleich jenem in die unheimliche Waldschlucht einreitenden Geharnischten Albrecht Dürers. Das Gespenst der hussitischen Ketzerei, welches die Widersacher so eifrig gegen ihn heraufbeschworen, verlor näher ins Auge gefaßt alle Schrecknisse; nachdem Luther, von böhmischen Utraquisten als „sächsischer Hus" gefeiert und mit Hussens Traktat von der Kirche beschenkt, die Anschauungen des verrufenen Häresiarchen in ihrer ursprünglichen Gestalt kennen gelernt hatte, bekannte er seinem Spalatin, er habe längst die Lehren des Hus vorgetragen; „wir alle sind Husiten, ohne es zu wissen, ja, auch Paulus und Augustinus sind richtige Husiten. Nicht fassen kann ich mich vor diesen furchtbaren Gerichten Gottes, daß die offenbare evangelische Wahrheit schon vor mehr als hundert Jahren zu Asche verbrannt ist und für verdammt gilt". Daß er es eben jetzt wagte öffentlich die Wiedereinführung des Laienkelches zu befürworten, war natürlich Wasser auf die Mühle jener Feinde, die ihm bereits eine böhmische Herkunft und Erziehung anzudichten suchten. Der Bischof von Meißen ging aus Anlaß dieser Schrift über das Sakrament zuerst unter allen deutschen Kirchenfürsten mit einer amtlichen Erklärung gegen Luther vor; die Folge war eine furchtbar grobe Antwort, die, unter dem Vorwand, der Bischof könne etwas so Tölpisches nicht geschrieben haben, auf den meißnischen Offizial zu Stolpe losschlug. Daß Miltitz seine Vermittlungsvelleitäten immer noch nicht aufgegeben hatte, ging natürlich an Luther fast spurlos vorüber. Aus den Briefen jener Zeit weht in der Tat mehr als einmal husitischer, taboritischer Geist; „Du wirst", schreibt er an Spalatin (Febr. 1520), „aus einem Schwert keine Feder machen. Das Wort Gottes ist Schwert, ist Krieg, Umsturz, Ärgerniß, Gift; es begegnet, wie Amos sagt,

gleich einem Löwen auf dem Weg und einer Löwin im Wald den Kindern Ephraims." Mehr und mehr befestigte sich in ihm jene Überzeugung von der Notwendigkeit einer großen Umwälzung, jene Erwartung eines Gottesgerichts, wie sie in den weitesten Kreisen heimisch war. In einer von Revolutionsideen erfüllten Zeit und Nation wurde auch Luther zum Revolutionär; während er im hellen Lichte der Wahrheit fechtend sich gegenüber nur nächtliches Dunkel der Lüge und Bosheit zu sehen glaubte, geriet er selber in den Bannkreis einer mächtigen Bewegung, die eines andern Geistes Kind war als sein Evangelium.

Daß der deutsche Humanismus Luthers Sache zu der seinigen machte, verstand sich eigentlich von selbst; die frische Kampfesstimmung der Reuchlinisten fand hier die alten verhaßten Gegner, wieder in der Verfolgung der jungen Wahrheit begriffen, und das Ziel des kühnen Wittenberger Theologen schien kein anderes als eben jene Philosophie Christi zu sein, deren Sieg über alle Veräußerlichung und Spitzfindigkeit des herrschenden Systems der große Erasmus längst verkündigt und vorbereitet hatte. Die Abkehr von der Scholastik und Rückkehr zur Schrift, der scharfe Angriff auf empörende kirchliche Mißbräuche, das männliche Einstehen für das Recht der eignen Überzeugung, das alles mußte den Humanisten zusagen; vielleicht regte sich zuweilen auch ein dunkles Gefühl davon, daß noch keiner aus ihren Reihen die Freiheit des Einzelnen gegenüber der Autorität so heroisch vertreten hatte wie dieser Mönch. Wie fast alle Richtungen des Humanismus im Reuchlinischen Streit gelernt hatten sich als zusammengehörig zu betrachten, so war man sich damals der Gefahr noch nicht bewußt, die aus einer allzu engen Verbindung der neuklassischen Kultur mit den religiösen Zeitfragen entstehen mußte; man glaubte in der „reineren Theologie" eine ganz verlässige Bundesgenossin zu patronisiren.

Persönliche Beziehungen hatte Luther von früher her zum Erfurter Humanistenkreis und im Jahr 1515 war auch dessen anerkanntes Oberhaupt Mutian auf den originellen Prediger aufmerksam geworden. Aber die eigentliche Heimat eines humanistischen Lutherkultus ist doch nicht hier, sondern in Nürnberg zu suchen, man darf wohl sagen im glänzendsten Sammelpunkte des damaligen deutschen Geisteslebens, wo in den vornehmen und gebildeten Kreisen neben dem künstlerischen und wissenschaftlichen auch das religiöse Interesse sehr lebendig war. Wie sich Pirkheimer der „Platoniker" seine Zukunftstheologie dachte, wurde schon oben (S. 240) berührt; er wußte bei aller Begeisterung für antikes Wesen der Zeitströmung gerecht zu werden, die auch ihn von seinem Liebling Lucian zu den Kirchenvätern führte, und war für seine streng kirchliche und gelehrte Schwester die Äbtissin Charitas voll der zartesten Verehrung. Aber zu einer förmlichen Pflanzschule der reformatorischen Richtung wurde jene Staupitzgemeinde (S. 255), in welcher nach dem Weggang des „gemeinsamen Vaters" sein Ordensgenosse Wenzeslaus

Link die augustinischen Sympathien zu erhalten wußte. Neben der gemütvollen Mystik eines Staupitz gewannen bald auch Luthers Schriften manchen einflußreichen Verehrer, so wenig ihm selber seine Art für diese „feinfühligen und durchgebildeten Nürnberger Geister" zu passen schien. Die Vermittlung übernahm mit der ganzen Geschäftigkeit, die ihm eigen war, ein ehemaliger Wittenberger Professor, der Jurist Christoph Scheurl, der nämliche, der auch eine sehr kurzlebige Freundschaft zwischen Eck und Luther stiftete. Bei der Umwandlung der „Staupitzianer" in „Martinianer" war er vielleicht der lauteste Herold der neuen Größe; er erklärt Luthers Sache für die allgemeine, für die Sache Gottes und nirgends spiegelt sich lebhafter als in seinen Briefen die einmütig reformatorische Stimmung der humanistischen Kreise. „Du wirst", so warnt er seinen Freund Eck (18. Febr. 1519), „Ungunst und Haß fast aller Erasmiker und Kapnionisten, aller Freunde der klassischen Studien wie der modernen Theologen auf Dich laden. Ich habe neulich einige hervorragende Bistümer durchwandert und überall stattliche Schaaren von Martinianern getroffen. Erstaunlich ist die Vorliebe der Geistlichen für den Mann; ohne Zaudern und in dichten Haufen wie die Dohlen oder Staare fliegen sie ihm zu; ihm gehören ihre ganzen Sympathien und Segenswünsche." Man muß sich dabei erinnern, welches Kontingent zum Humanismus der Klerus stellte und wie in der Verehrung des Erasmus und seiner religiösen Tendenzen der größte Teil selbst der entschieden konservativen Humanisten mit den kühneren Geistern übereinstimmte. Männer wie der ehrwürdige Wimpheling, der sogar der Reuchlinischen Sache fern geblieben war, und sein Freund der Basler Bischof Christoph von Utenheim hofften beim ersten Auftreten Luthers ihre alte Sehnsucht nach einer bescheidenen auf kirchlichem Boden anzubahnenden Reform erfüllt zu sehen; der Freiburger Jurist Ulrich Zasius, dessen streng kirchliche Gesinnung gleichfalls außer allem Zweifel steht, nahm alles von Luther mit einer Ehrfurcht auf, „als käme es von einem leibhaftigen Engel", und pries noch im Sept. 1520 den Reformator, dessen Angriffe auf die päpstliche Autorität ihm bereits eine freundschaftliche Warnung entlockten, als den „Phönix unter den Theologen", „die Zierde des christlichen Erdkreises", das Werkzeug Gottes; lieber möchte er in äußerster Dürftigkeit leben als Luthers Schriften nicht gekannt haben. Ähnliche Ermahnungen zur Selbstbeherrschung und Vorsicht waren ja übrigens auch aus den Kreisen der nächsten Freunde mehr als einmal laut geworden, aber von Ketzerei zu reden wagten damals doch nur, wie Spalatin einmal sagt, die „Tetzeliaster, d. h. die Verächter aller guten Künste und Wissenschaften". Am deutlichsten tritt uns, wie gesagt, der Enthusiasmus jenes Nürnberger Kreises vor Augen; hier werden Luthers Schriften geküßt, seine Thesen von einem der höchsten Würdenträger, Kaspar Nützel, ins Deutsche übersetzt, während ihm Albrecht Dürer durch eine künstlerische Gabe seine Verehrung bezeugt. Ganz besonders kräftig erwies sich aber die Nürnberger Bundesgenossenschaft in der Fehde gegen Eck; der Ratschreiber

Lazarus Spengler enthüllte in seiner „Schutzred eines ehrbaren Liebhabers göttlicher Wahrheit“ die ungeheure Wirkung von Luthers Lehre auf die vielen geängstigten Gewissen, die bisher von den „Fabel- und Märleinpredigern“ in Unruhe erhalten jetzt von der Verzweiflung befreit und zur Gottesliebe geführt worden seien. Und Pirkheimer selbst richtete wider den Ingolstädter „Sophisten“ eine blutige Satire, worin die Eitelkeit, scholastische Versumpfung und derbe Genußsucht des „gehobelten Eck“ zwar in elegantem Latein, aber mit unverfälschter deutscher Grobheit gebrandmarkt wurden. Noch empfindlicher als durch die papierenen Prügel Pirkheimers fühlte sich übrigens Eck durch eine kleine Schrift getroffen, die aus einem Kreis humanistischer Reformfreunde zu Augsburg hervorging; ihr Verfasser, der Prediger Oekolampadius, trotz seiner Verbindung mit Erasmus damals noch so streng kirchlich, daß er kurz darauf ins Kloster ging, reizte den Heros des Katheders dadurch aufs Äußerste, daß er sein ganzes Auftreten gegen Luther auf gemeinen Neid zurückführte und seine Größe für reine Einbildung erklärte. Aber schon griff diese Bewegung der gelehrten und gebildeten Welt über die deutschen Grenzen hinaus; noch vor der Leipziger Disputation wurden Luthers Schriften, deren sich der berühmte Basler Drucker Frobenius rasch auf dem Wege des Nachdrucks bemächtigte, nach der Schweiz, Frankreich, den Niederlanden, England, ja bis nach Italien und Spanien verbreitet. In Paris fanden sie den größten Beifall; der berühmte Lefèvre bestellte dem Wittenberger einen freundlichen Gruß. Der Schweizer Cardinal Schinner von Sitten, selbst ein halb soldatisches halb diplomatisches Prachtexemplar hierarchischer Verweltlichung, äußerte vertraulich, Luther mache seinem Namen (lauter) alle Ehre; er schreibe die Wahrheit, wogegen alles Disputiren eines Eck umsonst sei.

Luther konnte nicht anders als zu dieser wachsenden Teilnahme der zeitgenössischen Geistesaristokratie Stellung nehmen; wie hätte er sie von der Hand weisen sollen? Noch überwog das Gemeinsame und die fruchtbarste Verbindung von Humanismus und Theologie stellte sich den Wittenbergern in der Person des jungen Melanchthon vor Augen, dessen zarte fast knabenhafte Erscheinung zu der Fülle des Wissens und Klarheit des Urteils einen eigentümlichen Gegensatz bildete. Philipp Schwarzerd aus Bretten, geboren 1497, der Großneffe Reuchlins, hatte seine allseitigen Studien in den Dienst der Theologie gestellt, noch ehe er im Sommer 1518 als Lehrer des Griechischen nach Wittenberg berufen wurde; hier begann er mit Vorlesungen über Homer und den Titusbrief. Rührend ist die neidlose Bewunderung, welche Luther von Anfang an der wissenschaftlichen Überlegenheit des in stetiger und glücklicher Geistespflege früh gereiften Jünglings zollte. Es hängt mit dieser neuen Freundschaft zusammen, daß der Reformator im Dez. 1518 einen ehrerbietigen Brief an Reuchlin, als an seinen Vorgänger in der Verfolgung und „verehrungswürdigen Lehrer“, richtete. Der Brief blieb ohne Antwort, denn die letzten Jahre des greisen Gelehrten wurden

nicht am Wenigsten durch den Kummer über den ausbrechenden kirchlichen Kampf verdüstert; brach er doch deshalb den Verkehr mit Melanchthon ab. Weit bedeutsamer war allerdings die Thatsache, daß Luther es über sich gewann, mit Erasmus in Korrespondenz zu treten. Wir kennen sein klares



Melanchthon.

Facsimilie des Kupferstiches von Albrecht Dürer.

Bewußtsein von der Kluft, die zwischen ihm und der „allzumenschlichen" Theologie des berühmten Humanisten lag (vgl. S. 257). Jetzt nötigte auch er sich (28. März 1519) zu einer Devotionserklärung, wie sie zu hunderten an den Fürsten der Wissenschaft gelangten. „Wen gibt es, dessen Innerstes nicht Erasmus ganz und gar erfüllte, den Erasmus nicht lehrte, in dem

Erasmus nicht herrschte? Ich spreche von denen, welche die Wissenschaften wahrhaft lieben." So nähert sich Luther, der Barbar, der geringe Bruder in Christo, der ungebildete Verfasser von „Ablaßpossen" und anderen Kleinigkeiten, in ziemlich stilgerechter, aber gerade ihm schlecht zu Gesicht stehender Ergebenheit dem großen Mann.

Erasmus, auf dessen Urteil über Luther man längst gespannt war, hatte sich bisher mit großer Vorsicht außer und über den Parteien zu halten gesucht, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Denn obwohl er nicht müde ward zu versichern, er habe von Luthers Schriften nichts oder so gut wie nichts, etwa ein Dutzend Seiten gelesen, drangen trotzdem einzelne briefliche Äußerungen zu Gunsten des Reformators in die Öffentlichkeit, abgesehen davon, daß die ganze Schaar seiner Feinde ihn nicht minder begierig und triumphirend mit Luther zusammenstellte wie ein großer Teil seiner getreuesten Anhänger. Erasmus hat sich keineswegs verhehlt, daß man einer gewaltigen Erscheinung gegenüber stehe, daß seit Jahrhunderten kein einzelner Mann mit solcher Begeisterung als der ersehnte Retter aus der Not begrüßt worden sei. Aber zugleich berührte ihn wie Luther von vornherein der tiefe Gegensatz ihrer Naturen; in den ersten Zeilen des Wittenbergers, die er zu Gesicht bekam, witterte er das Schreckgespenst seines Lebens, den „Tumult". Schon Reuchlins Sache hatte er mit der seinigen keineswegs vermischt sehen wollen, aber nun wurden gar Reuchlin und er, zwischen denen sich immerhin einige Berührungspunkte finden ließen, mit einem Mann zusammengeworfen, der nach seinem Bildungsstand auch nicht den geringsten Anspruch auf humanistische Teilnahme erheben konnte. Die gemeinsame Gegnerschaft der Dunkelmänner möchte er am Liebsten auf einen unerklärlichen Zufall zurückführen. So absprechend lautete sein Urteil freilich erst, nachdem Luthers Bruch mit Rom zur vollendeten Tatsache geworden war; aber auch in den Jahren 1518 und 1519, als er gegen Freunde wie Johann Lang, Justus Jonas, Melanchthon, gegen Kurfürst Friedrich, Albrecht von Mainz, Cardinal Wolsey sich mehr oder weniger anerkennend über Luther aussprach, als er diesem selbst mit gemessener Artigkeit antwortete, verbarg er niemals seine Abneigung gegen jede Heftigkeit und Gewaltsamkeit. Er hat einmal Luther daran erinnern lassen, die Apostel hätten auch nichts übereilt und ein Paulus selber Kunstgriffe und Umwege nicht verschmäht, um sein Ziel zu erreichen. Das ist eine echt erasmische Empfehlung jener „heiligen Verschlagenheit", womit sein Ideal, Reform der Kirche unter Zustimmung oder wenigstens ohne Widerspruch der bestehenden Gewalten, verwirklicht werden sollte. „Ich sehe", schreibt er im Nov. 1518 an Johann Lang, „daß die Monarchie des römischen Oberpriesters in ihrer jetzigen Gestalt die Pest des Christentums ist, aber ich weiß nicht, ob es geraten ist, an dieses Geschwür öffentlich zu rühren." Seine mönchischen Widersacher waren auf der rechten Spur, wenn sie ihn als den ersten Anstifter der kirchlichen Revolution fort und fort denunzirten; niemand hatte die hierarchische Autorität erfolgreicher unter-

graben, ohne doch ihren Einsturz zu wollen. Jetzt erkannte er mit Bedauern immer deutlicher, daß ein „deutsches Ingenium" mit seiner ganzen Ehrlichkeit und Schroffheit sich des von ihm begonnenen Werks bemächtigt habe, daß man, wie er sich Jonas gegenüber höchst bezeichnend ausdrückt, den Luther „nicht öffentlich und in aller Sicherheit lieben könne". Wenn er dem Geist Christi, wie er Luther schreibt, durch eine möglichst vorsichtige Behandlung der Machthaber und der streitigen Fragen am Besten gerecht zu werden glaubt, so war dies das gerade Widerspiel jener Überzeugung, das Evangelium müsse der Welt ein Ärgerniß sein. Und was mochte dagegen Erasmus empfinden, wenn ihn Luther in einer Streitschrift (1520) als „den noch mit den Hörnern im Dornstrauch hängenden Widder" bezeichnete! Trotzdem war schon eine bedingte und kühle Anerkennung des Erasmus für die Anfänge der Reformation von nicht geringem Wert; auch darf man nicht übersehen, daß er seinem Standpunkt getreu das gewaltsame Verfahren des päpstlichen Stuhls und seiner ungeschickten Verteidiger stets mit der größten Entschiedenheit gerügt hat. Ein Vorgefühl davon, daß im ernsthaften, nicht nur literarischen Kampf sein Prinzipat und überhaupt die führende Rolle des Humanismus bald am Ende sein werde, beschlich den alternden Mann, dem so mancher unter seinen jungen deutschen Verehrern unheimlich zu werden anfing.

Luther sprach damals wieder mit größter Hochachtung von Erasmus dem Theologen und bewunderte sogar die Geschicklichkeit, womit der diplomatische Gelehrte ohne es offen einzugestehen ihm seinen Schutz angedeihen lasse. Minder zurückhaltend waren die Erfurter Humanisten, bekanntlich seit Jahren durch Mutian im Erasmuskultus fertig einexerzirt; nachdem der Meister einmal seine Stellung zur lutherischen Sache mehr verraten als erklärt hatte, wandten auch sie ihr Interesse dem Wittenberger zu, während bis dahin weder die Nachbarschaft noch die alten persönlichen Beziehungen eine engere Fühlung herbeigeführt hatten. Noch in den Tagen der Leipziger Disputation spricht der Jurist Justus Jonas (Jodokus Koch aus Nordhausen, geb. 1493) von einem Streit des Eck nicht etwa mit Luther, sondern mit Erasmus, der in der kurzen Zeit von drei Jahren die Kirche Christi und sozusagen die ganze Welt verjüngt habe. Es ist erasmischer Einfluß, der diese Erfurter vom klassischen Altertum zu theologischen Studien hinüberführt. Indem die Universität humanistisch reformirt wird, werfen sie sich auf die „Philosophie Christi"; Eobanus Hessus, der formgewandte und immer durstige „Dichterkönig", las über das „Handbuch des christlichen Streiters" (S. 232), Justus Jonas, dessen griechische Studien mit dem alten Hellas wenig zu schaffen hatten, über die Korintherbriefe, selbst der treffliche Satiriker und Mediziner Euricius Cordus versuchte sich am neuen Testament. Noch geschah das alles unter dem Zeichen des Erasmus, ihres „Vaters in Christo". Aber allmählich erhielt er bei den neugebackenen Theologen einen gefährlichen Rivalen an Luther, der abwechselnd als moderner Paulus, Her-

kules, Achilles gefeiert wurde. Damals knüpfte nun auch ein alter Erfurter, Johann Crotus Rubianus, seine lange unterbrochenen Beziehungen zu Luther wieder an, und zwar von Italien aus. Seine Briefe mußten den tiefsten Eindruck hervorrufen; hier wurde von einem geistreichen und kundigen Beobachter, der am „Hochsitz der Pestilenz" selber aus erster Hand schöpfte, die völlige Unzugänglichkeit der Kurie geschildert, wie der Papst und seine „Aasgeier" sich in ihrer Selbstherrlichkeit auch durch den kräftigsten Schriftbeweis ganz und gar nicht beunruhigen ließen. Crotus, der Luthers Schriften heimlich in Rom verbreiten ließ und mit der nötigen Vorsicht sich über die Stimmung orientirte, traf entweder auf das einfache Argument der päpstlichen Unfehlbarkeit oder auf die echt italienische Ansicht, Luther habe eigentlich recht, aber zugestehen dürfe man es nicht, da sonst eine höchst gefährliche Erschütterung der bestehenden Verhältnisse eintreten würde. Um so feuriger hielt er seinem deutschen Freund die Schmach und Bedrückung ihrer Heimat durch römische Herrschaft vor; Luther müßte als Vater des Vaterlands mit Festen und einer goldenen Statue geehrt werden, da er zuerst gewagt habe das Volk des Herrn aus dem Bann des Irrtums zu erlösen. Als er im Frühjahr 1520 aus Italien zurückkehrte, da fügte es, wie er an Luther schreibt, offenbar Christus selbst, daß sein geliebter Hutten wie von ungefähr mit ihm zusammentraf. Am 4. Juni richtete Ulrich von Hutten der Ritter seinen ersten Brief an Martin Luther den Theologen. Eine neue Macht zog in das Herz des Reformators ein, als er für sein Vaterland zu fühlen und in den Feinden Gottes auch die Feinde Deutschlands zu hassen anfing.

Niemand hat in dieser ersten Zeit der Bewegung so stark auf den Reformator eingewirkt als der fränkische Ritter, der aber auch seinerseits erst unter dem belebenden Hauch eines gewaltigen Kampfs um höchste Güter seine volle wilde Größe offenbaren sollte. In ihm verkörperte sich zugleich die kirchenfeindliche Richtung des Humanismus und die revolutionäre Tendenz des deutschen Rittertums. Es bleibt immer ein merkwürdiges Schauspiel, den in Grund seines Herzens conservativen Bauernsohn auf die Bahn der Revolution und an die Seite ihres adeligen Vorkämpfers gedrängt zu sehen. Denn wir werden später darauf zurückkommen, wie der niedere deutsche Adel, aus verschiedenen Ursachen mit den sozialen und politischen Zuständen im Reich höchst unzufrieden, allerdings mit dem Gedanken einer gewaltsamen Änderung der Dinge mehr und mehr vertraut und dadurch wirklich zu einem revolutionären Element geworden war. Freilich hinderte die arge Verkommenheit eines Standes, dem fast jedes Gefühl für Selbstüberwindung und Unterordnung abhanden gekommen war, die Verwirklichung solcher Umsturzgedanken am Allermeisten und sein letzter vergeblicher Kampf gegen das Fürstentum würde wohl aller Größe entbehren, hätte er nicht den Hintergrund der Reformation und zugleich in Ulrich von Hutten seinen genialsten Vertreter gefunden.

Der mußte, obwohl von ritterlichen Eltern und auf der Steckelburg,

einem jener armseligen fränkischen Burgnester geboren (21. April 1488), wunderliche Umwege machen, ehe er in den Harnisch und in die vordersten Reihen seiner unbotmäßigen und eingebildeten Standesgenossen kam. Der kleine und schwächliche Knabe wurde, obgleich der Erstgeborne, für die geistliche Laufbahn bestimmt und ins Kloster Fulda gesteckt, ehe er wissen konnte, „was ihm nütz und gut und wozu er geschickt wäre“. Zum Mönch war er sicherlich nicht geschickt, noch vor der Profeßablegung entfloh er, wie es heißt mit Hülfe jenes Erfurter Humanisten Crotus (1505). Und nun begann für den jungen Abenteurer, dessen Vater, hierin dem alten Hans Luther ähnlich, dem Sohn seine Eigenmächtigkeit nicht verzeihen wollte, das Leben eines fahrenden Schülers und Poeten mit all seiner Ungebundenheit und Schutzlosigkeit, denn die Muse hatte er sich zur Führerin erkoren und den Lorber des Sängers als Ziel seines Ehrgeizes. Was mußte er nicht über sich ergehen lassen auf seinen unstäten Wanderzügen von einer Hochschule zur andern; wir finden ihn nacheinander in Köln, Erfurt, Frankfurt an der Oder, Leipzig, Greifswald, Rostock, Wittenberg, Wien, in sehr wechselnder Lage, zuweilen ganz zigeunerhaft auf der Landstraße übernachtend und vor Bauernhütten um Brod bettelnd, dazu frühzeitig der entsetzlichen Modekrankheit verfallen, einmal von reichen Gönnern gepflegt und gekleidet und dann wieder der geschenkten Kleider in brutalster Weise beraubt, gleich einem andern Dulder Odysseus, wie die Freunde meinten. Und doch kein gewöhnlicher Humanist, sondern wie er trotz aller Not und Demütigung nicht aufgehört hat sich als Ritter zu fühlen und zu bezeichnen, so gewann bald in seiner Seele das Feuer des Patriotismus, der ja allerdings den wenigsten deutschen Humanisten ganz fehlte, eine solche Übermacht, als sollte es alle andern Neigungen und Interessen verzehren. Es hat dieses edle Feuer Huttens Gestalt verklärt und manchen auffälligen Flecken, wie sie einer von Leidenschaft regierten Natur anzuhaften pflegen, minder dunkel erscheinen lassen. Seit seinem ersten italienischen Aufenthalt (1512/13) erfüllt ihn, der eine Zeitlang, freilich durch Not getrieben, selbst unter Maximilians Fahnen Solddienst nahm, der Gedanke an Deutschlands politisches Elend. Viele unter den Humanisten haben wie er die unwürdige Schwäche des Reichs beklagt und den Kaiser verherrlicht, wenige so scharfe Pfeile gegen das verweltliche Papsttum geschleudert, keiner die nationale Sache so in den Mittelpunkt seines ganzen Dichtens und Trachtens gestellt. Zum Juristen, wie sein Vater schließlich gewollt hatte, war er nicht geworden, aber das ritterliche



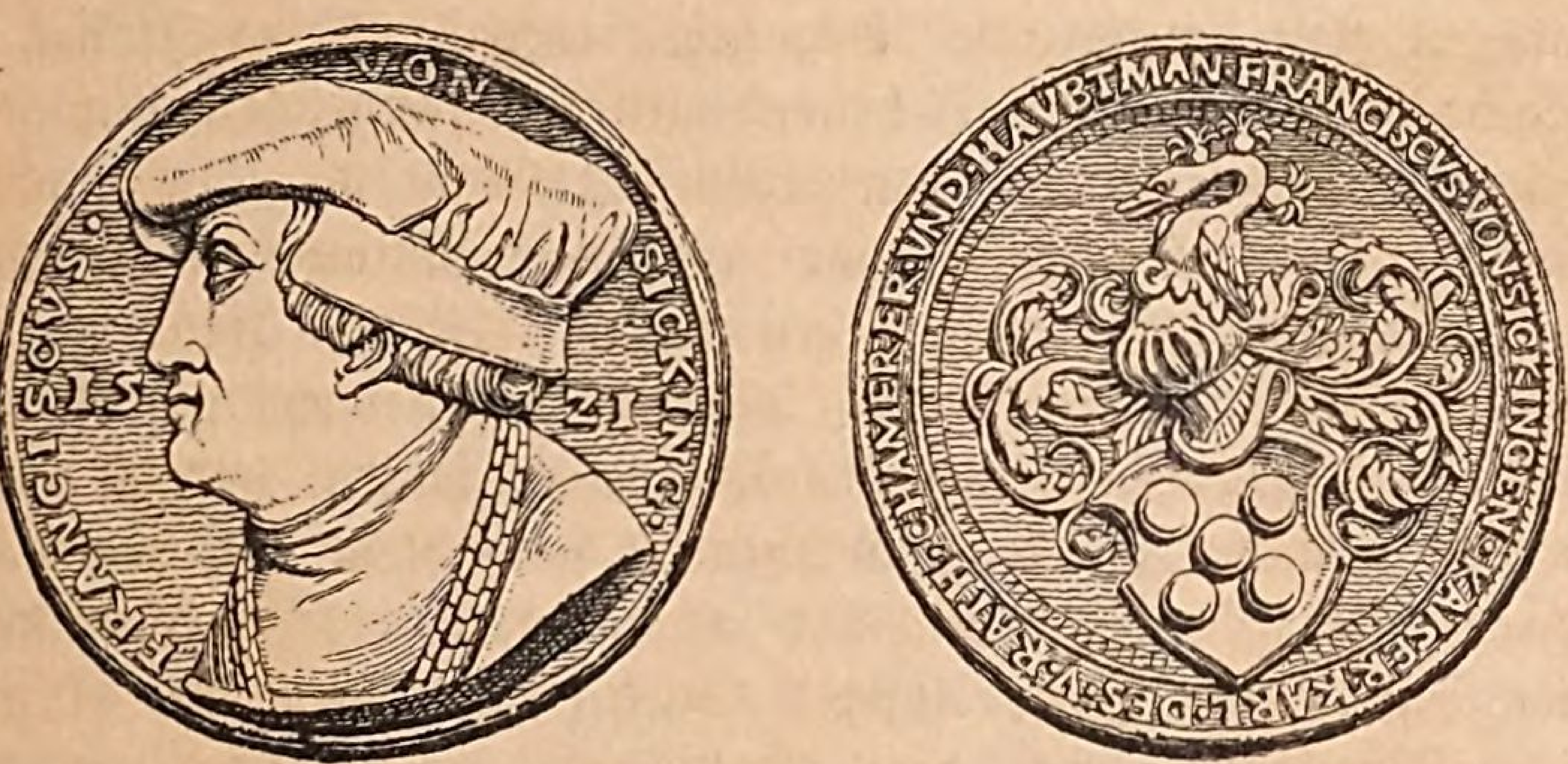
Ulrich von Hutten.
Facsimile eines Holzschnittes in Vlrichi ab Hutten cum Erasmo expostulatio. 1523.

Blut verläugnete sich nicht, so wenig seine Poetenlaufbahn den herrschenden Vorurteilen eines Standes entsprach, der eigentlich neben dem Waffenhandwerk nur die geistliche und neuerdings noch die juristische Carrière für zulässig hielt. Echt ritterlich hatte er in Viterbo allein gegen fünf Franzosen gezogen, die über seinen Kaiser spotteten; echt ritterlich war sein Haß auf die Fürsten, dem er gegenüber dem Mörder seines Vetters, Ulrich von Würtemberg (S. 181 f.) freien Lauf lassen durfte. Nicht ritterlich, sondern echt humanistisch war es dagegen, wenn er für das Bekanntwerden jener wackern Tat eifrig Sorge trug oder wenn er einen von den verhaßten Fürsten, den Erzbischof Albrecht von Mainz, nach Poetensitte anschmeichelte. Nachdem er im Jahr 1517 aus den Händen Maximilians die Dichterkrone empfangen und sich zum Eintritt in mainzischen Hofdienst entschlossen hatte, schien für „diesen rastlosen und beweglichen Geist", wie er selbst sagte, eine etwas ruhigere Zeit anzubrechen. Wir sahen bereits (S. 188), daß Hutten als angehender Hofmann sogar seiner antifranzösischen Gesinnung Gewalt antat und als Abgesandter des Kurfürsten mit König Franz verhandelte.

Eins aber hat er niemals, auch nicht dem Mainzer zu Gefallen verläugnet, seinen brennenden Haß gegen Rom. Seit im Jahr 1513 seine Epigramme Julius II., dessen Arbeit Tod und dessen Erholung Unzucht sei, als die Pest des Menschengeschlechts gebrandmarkt hatten: seitdem war seine Feder in Gift getaucht, so oft er Gelegenheit fand Rom und das Papsttum zu berühren. Noch war Deutschland vom Lärm der Reuchlinisten und Arnoldisten erfüllt, als Hutten bereits wieder mit seiner Veröffentlichung von Vallas Schrift (S. 241) dem Papst ganz persönlich zu Leibe rückte. Es ist gerade für Hutten charakteristisch, daß diese Todfeindschaft von rein weltlicher, halb humanistischer halb nationaler Herkunft ist und von irgendwelchem religiösen Interesse nicht die geringste Spur zeigt; auch jene platonisirenden Anwandlungen, womit selbst recht heidnische Humanisten dem religiösen Zug der Zeit ihren Tribut abzustatten pflegten, scheinen ihn nicht berührt zu haben, wie denn überhaupt kaum einer aus der Poetenschaar in dieser Beziehung Luther innerlich ferner stand als Hutten. Kein Wunder, daß der Ritter noch während des Augsburger Reichstags, obwohl von Bitterkeit über die römischen Geldforderungen und den Legaten Cajetan erfüllt, die lutherische Sache sehr von oben herab beurteilt; hüben und drüben zankten sich Mönche und Theologen, die sollten sich nur gegenseitig auffressen. Aber eben diese Gleichgültigkeit bewahrte ihn dann auch, wie Vorreiter mit Recht bemerkt hat, vor einer tieferen Antipathie gegen Luther, der ihm vielmehr hochwillkommen war, sobald aus dem Mönchsdisput sich ein schwerer Handel zwischen Deutschland und Rom zu entwickeln begann. Diese Überzeugung brachte das Jahr 1519, das nämliche Jahr, in welchem Hutten während des würtembergischen Feldzugs in persönliche Beziehungen zu dem großen Mann der Reichsritterschaft, zu Franz von Sickingen trat. Damit gewannen seine unbestimmten Freiheitsgedanken mit einem Mal mehr

Körperlichkeit; wie in Luther die Nation ihren Sprecher und Geisteshelden gefunden hatte, so schien Sickingen zu militärischer und politischer Führerschaft für die kommende Zeit der großen Umgestaltung geboren. Hutten selbst ging daran die beiden einander zu nähern und zugleich seine ganze geistige Kraft dem Befreiungskampf gegen Rom zu weihen. Der Gedanke an Vermählung und behagliches Dasein, der ihn eben damals zu locken begann, verwehte bald im entfesselten Sturm. Sein Wahlspruch hieß fortan: Iacta est alea.

Sickingen hatte eben erst, durch den neuen humanistischen Freund veranlaßt, auf seine Weise in den Reuchlinischen Handel eingegriffen und die Dominikaner wenigstens vorübergehend eingeschüchtert. Im Januar und Februar 1520 ließ er dem Wittenberger Reformator seinen Schutz und ein



Silbermünze mit dem Bildniß des Franz von Sickingen, 1521.

Originalgröße. Umschrift der Vorderseite: FRANCISCVS · VON · SICKING. Brustbild mit Mütze und Halskette; seitlich: 1521. Im Felde der Rückseite Sickingens Wappen, fünf Kugeln, mit dem Vorderkörper eines Schwans als Helmzierde. Umschrift: FRANCISCVS · VON · SICKINGEN · KAISER · KARL · DES · V · RATH · CHAMERER · VND · HAVBTMAN (Kämmerer und Hauptmann). (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

Asyl, in welchem der Verfolgte aller Feinde spotten könne, anbieten. Hutten, dessen Ausgabe der constantinischen Schenkung eben damals in Luthers Hände kam, vermittelte durch Melanchthon, Crotus drängte bei Luther selbst, aber erst gegen Ende Mai scheint dieser sich zur Eröffnung einer Correspondenz mit Sickingen und Hutten entschlossen zu haben; inzwischen waren auch von dem fränkischen Ritter Sylvester von Schauenburg ähnliche Anerbietungen eingetroffen. Der Schauenburger machte sich anheischig hundert vom Adel für Luther aufzubringen; auch Hutten in seinem oben erwähnten Brief vom 4. Juni, der die Aufschrift vive libertas trägt, bemerkte, wenn die Feinde Gewalt gebrauchen wollten, könne man ihnen nicht nur gleiche, sondern überlegene Kräfte entgegenstellen. „Schirmen wir", ruft er, „die gemeine Freiheit, befreien wir das lange geknechtete Vaterland; wir haben Gott auf unserer Seite; ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Hutten beginnt damals, wie der Spötter Crotus und die andern Erfurter Freunde, seinem flotten

Stil eine erbauliche Gangart aufzunötigen und statt des heidnischen Zierrats reichliche Bibelcitate anzubringen. „Man glaubt stellenweise“, sagt Strauß, „Hutten in Kutte und Kapuze sich vermummen zu sehen, den doch nur Harnisch und Lorber kleideten.“ Aber auf der andern Seite läßt sich ebenso bei Luther der Einfluß der ritterlich-humanistischen Bundesgenossenschaft auch äußerlich leicht erkennen, wie er z. B. in seinen Briefen wiederholt jenes iacta est alea einflicht. Hier wie in seiner Polemik überrascht der veränderte Ton. Als er im März 1520 das Verdammungsurteil der theologischen Fakultäten zu Löwen und Köln (Aug./Nov. 1519) zu Gesicht bekam, erklärte er in seiner Antwort, es fechte ihn nicht anders an als das Fluchen eines trunkenen Weibes; unter den gleich ihm Verfolgten nennt er neben Occam, Hus und Hieronymus, Wesel lauter Humanisten, Pico di Mirandola, Reuchlin, Lefèvre, Erasmus und mit besonderer Auszeichnung den Lorenzo Valla, als ein von der Urkirche übrig gebliebenes Fünklein; Italien und die ganze Kirche hätten in vielen Jahrhunderten nicht seines gleichen gehabt an Standhaftigkeit und Eifer für den christlichen Glauben. Ein paar Monate später schließt er die Erwiderung auf eine neue Streitschrift des Silvester Prierias bereits mit unverhüllten Drohungen. Fahren die Romanisten so fort, so bleibt kein anderer Ausweg als eine gewaltsame Beseitigung ihres Schandregiments durch die weltlichen Mächte. „Strafen wir die Diebe mit dem Galgen, die Räuber mit dem Schwert, die Ketzer mit Feuer, warum greifen wir nicht vielmehr diese Meister der Verderbniß, diese Kardinäle, diese Päpste und diese ganze Rotte des römischen Sodom mit allen Waffen an und waschen unsere Hände in ihrem Blut?“ Es ist ein vergeblicher Versuch solche Worte ihres revolutionären Charakters entkleiden zu wollen; mochte Luther auch gelegentlich versichern, er wünsche nicht Aufruhr zu erregen, sondern nur einem wirklich freien Concil die Bahn zu bereiten: seine feste Überzeugung, daß der Papst der Antichrist und gegen seine Betrügerei und Niedertracht alles erlaubt sei, seine stolze Zuversicht, daß die Nation ihn nicht im Stiche lassen, sondern eher Deutschland in ein „doppeltes Böhmen“ verwandeln werde, wiegen doch mehr als jene Entschuldigung. Er meint, Kurfürst Friedrich sollte in einem Antwortschreiben an den Kardinal Riario, der zum Einschreiten gegen Luther trieb, die kampflustige Stimmung der Deutschen und die Gefahr schärferer römischer Maßregeln recht kräftig schildern. Seinem Freund Spalatin aber erklärt er zugleich bündig genug: „Mir ist der Würfel geworfen; ich verachte Roms Wut wie seine Gunst; ich will keine Versöhnung noch Gemeinschaft mit ihnen für alle Zukunft. Mögen sie meine Schriften verdammen und verbrennen, so will ich dafür, wenn sich noch Feuer auftreiben läßt, das ganze päpstliche Recht öffentlich verdammen und verbrennen.“ Es ist die Ankündigung jenes Feuergerichts, dessen Kühnheit die Welt in Erstaunen setzen sollte. Von der Menschenfurcht hatten ihn, wie er schreibt, Sickingen und Schauenburg befreit, aber satanischer Angriffe war er um so mehr gewärtig. In wundersamer Weise

verketten sich ihm höchst persönliche Erlebnisse mit den alten Phantasien vom Weltende und mit dem Bewußtsein von einer ungeheuern Erregung der nationalen Kräfte.

Wir müssen die gewaltige literarische Arbeit, welcher sich Luther und Hutten in diesem Jahr 1520 gleichsam wetteifernd hingaben, näher ins Auge fassen. Noch niemals waren der Nation ihre innersten Gedanken und Empfindungen in so scharfer Beleuchtung bloßgelegt worden; es läßt sich verstehen, daß auch heute noch die unvergeßlichen Worte des Mönchs und des Ritters in den Gemütern hier freudigen und dort zornigen Widerhall erregen können. Denn das Jahr 1520 hat den lange gefürchteten Riß durch die kirchliche Einheit gemacht und den Abfall Deutschlands vom römischen Stuhl besiegelt. Damals durfte man noch glauben, daß bei dem großen Riß, welcher durch die Kirche ging, doch das deutsche Volk unzerrissen bleiben werde. Es war die Jugendzeit der Reformation, reich an Ideen und Hoffnungen und durchbebt von Kampflust.

Hutten ging voran. Zu Anfang des Jahres 1520 vollendete er ein paar Pamphlete in Gesprächsform, von welchen er selbst sich die größte Wirkung versprach. Vadiskus oder die römische Dreifaltigkeit behandelt das Thema der römischen Corruption und der finanziellen Ausbeutung Deutschlands mit größter Ausführlichkeit, wie ja dieses Thema vor deutschen Lesern und Hörern jener Zeit nicht zu oft wiederholt und variirt werden konnte. Von den Dreiheiten, um welche der Dialog sich bewegt, sind manche recht volkstümlich schlagend z. B. daß man drei Dinge von Rom heimzubringen pflegt, schlechtes Gewissen, bösen Magen und leeren Säckel, oder daß die Römer mit dreierlei Waaren handeln, mit Christus, geistlichen Lehen und Weibern. Dagegen hören wir Huttens Pathos aus der Drohung, drei Dinge könnten Rom wieder in rechten Stand bringen, der deutschen Fürsten Ernst, des christlichen Volkes Ungeduld und ein türkisches Heer. Denn das A und O seiner Vorschläge bleibt doch immer die Gewalt; im schlimmsten Fall, wenn Deutschland und die Christenheit nicht die Kraft besitzen, sich selber zu befreien, sollen wenigstens die Türken das längst verdiente Strafgericht an Rom und seinem Klerus (nicht an dem unschuldigen Volk) vollziehen. Denn dort ist „die große Scheuer des Erdkreises, in welche zusammengeschleppt wird, was in allen Landen geraubt und genommen worden; in deren Mitte jener unersättliche Kornwurm sitzt, der ungeheure Haufen Frucht verschlingt, umgeben von seinen zahlreichen Mitfressern, die uns zuerst das Blut ausgesogen, dann das Fleisch abgenagt haben, jetzt aber an das Mark gekommen sind, uns die innersten Gebeine zerbrechen und alles, was noch übrig ist, zermalmen.“ Neben dieser furchtbaren Sprache, die schließlich, um die Römlinge würdig zu charakterisiren, zu dem abstoßenden Bild riesenhafter blutlechzender Würmer greift, erscheint der andere Dialog (die Anschauenden) durchaus spielend und lucianisch heiter; obwohl auch hier der nämliche Groll über den Reichtum und Hochmut der Hierarchie den

Grundton bildet, lassen doch die lebendigen Schilderungen deutscher Art und Unart und die komische Figur des Legaten Cajetan, der wegen des trüben deutschen Wetters den Sonnengott exkommuniziren will, keine allzu ernsthafte Stimmung aufkommen. Aber Scherz und Ernst dienen dem einen Gedanken, der den Ritter überall hin begleitete und jeden eigenen Einfall, jeden literarischen Fund zur Waffe werden ließ. So entdeckte und veröffentlichte er eine alte antigregorianische Streitschrift aus den Tagen Heinrichs IV., dessen Andenken damals durch den patriotischen Eifer der Humanisten wieder zu Ehren gebracht wurde; 1518 hatte Aventin die schöne panegyrische Biographie des unglücklichen Kaisers herausgegeben. Hutten widmete seinen Fund dem Bruder des jungen Königs Karl, dem Erzherzog Ferdinand, der in den Niederlanden weilte; dorthin machte sich im Juni der ritterliche Agitator auf den Weg, um persönlich den fürstlichen Jüngling zu gewinnen und, wie Melanchthon allzu sanguinisch schreibt, „der Freiheit einen Weg zu bahnen durch die größten Fürsten". Noch stand er trotz aller antipäpstlichen Auslassungen im Dienst und in der Gnade des Mainzer Kurfürsten; kurz vor der Reise warf er wieder eine zufällig entdeckte Sammlung von Schriftstücken aus der Zeit des großen Schismas in die Öffentlichkeit. Die „unter dem Reiten" verfaßte Widmung war an alle Freien in Deutschland gerichtet, versprach baldige Vernichtung der geistlichen Tyrannei, welcher schon die Axt an die Wurzel gelegt sei, und schloß mit dem Ruf: Vive libertas! Iacta est alea.

Inzwischen hatte Luther, gehoben durch das Bewußtsein einer großen nationalen Stellung, noch in ganz anderer Weise wie Hutten die in ihm aufsteigende Gedankenwelt gemeistert. Wie ein streitbares und festgefügtes Heer ließ er sie hinausziehen. Unverkennbar ist die Erweiterung seines Gesichtskreises; neben dem Verhältniß des Menschen zu Gott beschäftigen ihn jetzt auch die zeitlichen Anliegen seines Volks oder vielmehr im gesicherten Besitz der schwer erkämpften Heilsgewißheit beginnt er die Welt und was darin ist mit ganz andern Augen zu betrachten, nach einem andern Wertmaß zu schätzen. Nicht als ob er jenes neue Lebensideal, das wir heute als die herrliche freilich unter Not und Mühsal gereifte Frucht der Reformation zu erkennen im Stande sind, völlig zielbewußt ins Auge gefaßt hätte; aber indem ihm das alte mönchische Ideal immer deutlicher als die ungeheuerste Verirrung, als die verhängnißvollste Illusion erschien, mußten ja die vom bisherigen Spiritualismus herabgewürdigten „Kreaturen" wieder zu ihrem Recht gelangen. Freilich nicht mit einem Mal und nicht ohne den Widerspruch so mancher Rückfälle und hartnäckigen Rückstände, denn Gaß hat mit gutem Recht darauf hingewiesen, wie in vielen Äußerungen Luthers und der andern Reformatoren „das Thema von der Weltverachtung noch im alten Stile fortklingt". Trotzdem ist und bleibt es entscheidend, daß in den großen reformatorischen Schriften des Jahres 1520 Luther dem weltlichen Leben und dem Staat ihre Ehre oder in seiner Sprache zu reden

An den Chriſtli-
chen Adel deucſcher Nation
von des Chriſtlichen ſtandes beſſerung.
D. Martinus Luther



Facſimile des Titels von Luthers „An den Chriſtlichen Adel deutſcher Nation“.

ihren „göttlichen" Charakter zurückgegeben hat. Schon vorher war gelegentlich in vertrauten Briefen an Spalatin das unnatürliche Verhältniß zwischen Kirche und Staat, zwischen geistlichem und weltlichem Beruf gestreift worden; jetzt wagte Luther diese Fragen vor allem Volk, vor Geistlichen und Laien zu diskutiren und zu beantworten. An der Befreiung der Welt aus priesterlicher Vormundschaft arbeiteten ja seit langem die Männer des Humanismus. Daß aber der Reformator diese Aufgabe in einem ganz andern Geist erfaßte, darüber hätten sie sich schon durch seine Polemik wider die Vernunft überzeugen können, die er in der Schrift von dem Papsttum zu Rom (Mai und Juni 1520) als eine finstere Laterne der hellen Sonne des Gotteswortes gegenüberstellte. Man kann diese Schrift, hervorgerufen durch ein „Affenbüchle" des Leipziger Franziskaners Alveld, als die rechte Einleitung zu den drei großen folgenden Arbeiten bezeichnen, da bereits hier die natürliche, wesentliche und wahre Christenheit als eine unsichtbare, als „eine Versammlung der Herzen in einem Glauben" definirt und der Satz ausgesprochen wird, „daß keine Hoffnung mehr ist auf Erden denn bei der weltlichen Gewalt". Und zwar sind es hier noch die deutschen Fürsten und der Adel, auf deren „tapfern Ernst" Luther seine besondere Zuversicht setzt, während er in der unmittelbar nachher verfaßten berühmten Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" ganz im Sinn der Ritterpartei und mit absichtlicher Übergehung der Fürsten seine Klagen, Wünsche und Ratschläge nur an den Kaiser und den deutschen Adel richtet. Es ist der kühnste Schritt, den er jemals getan hat, und er war sich dessen bewußt; „die Zeit des Schweigens ist vergangen und die Zeit des Redens ist gekommen", so schreibt er in der kecken fröhlichen Widmung vom 23. Juni an seinen Freund Amsdorf, ein späteres Schreiben an Link aber spricht die Überzeugung aus, der heilige Geist selber müsse ihn dazu getrieben haben. Mit erstaunlicher Offenheit entwickelt er ein Reformationsprogramm, das auf religiöser Grundlage fußend eine kirchlich-politische Umwälzung größten Stils in markigen Strichen hinzeichnet, als könnte es gar nicht anders sein. Wer einen derartigen Eingriff in die bestehenden Besitz- und Rechtsverhältnisse noch nicht als revolutionär ansehen will, der steckt meines Erachtens die Grenzen der eigentlichen Revolution doch allzu eng.

Capito hatte einmal in einem Brief an Luther von einer dreifachen Mauer gesprochen, hinter der die Gegner sich völlig sicher wähnten. Jetzt greift Luther zur Posaune von Jericho, um die drei papierenen und strohernen Mauern der Romanisten umzublasen; gleich zuerst fällt die willkürliche und schriftwidrige Unterscheidung zwischen geistlichem und weltlichem Stand, worauf die beiden übrigen Mauern, das ausschließliche Recht des Papstes die Schrift auszulegen und Concilien zu berufen, natürlich auch nicht mehr zu halten sind. Alle Christen sind Priester; „was aus der Taufe gekrochen ist, das mag sich rühmen, daß es schon zu Priester, Bischof und Papst geweihet sei". Mit

unbarmherziger Consequenz wird dieser Gedanke verfolgt, der bisherige Priesterstand zum Amt herabgesetzt, welches „der Gemeinde Willen und Befehl" verleihen und entziehen kann, die Hierarchie gleich allen übrigen der weltlichen Obrigkeit, dem Staat unterworfen, dem geltenden geistlichen Recht jede verbindliche Kraft abgesprochen. Der einzelne Christ hat kraft seines Priestertums das Recht oder die Pflicht, „daß er sich des Glaubens annehme, ihn zu verstehn und zu verfechten", natürlich aber nur auf Grund der Schrift; von diesem „Geist der Freiheit" darf man sich durch keine erdichteten Worte der größtenteils ungläubigen Päpste abschrecken lassen. Die Neuordnung der Kirche möchte Luther, entgegen einer kurz vorher geäußerten Ansicht, einem Concil anvertrauen, allerdings einem rechten freien Concil; er erinnert an die Berufung der alten Kirchenversammlungen durch den Kaiser. Kein Concil der Welt hätte freilich der Kühnheit seiner Vorschläge zu folgen vermocht. Der Papst wird jeder weltlichen Macht und Hoffahrt entkleidet; was die Lehnsherrlichkeit über Neapel und Sizilien anlangt, soll er „die Hand aus der Suppe ziehen", überhaupt auf seinen zusammengeraubten Kirchenstaat verzichten und sich mit „Biblien und Betbuch befassen", statt die Welt regieren zu wollen. Das unnütze Volk, „das da heißt die Cardinäl", soll man auf ein Dutzend reduziren, die Curie auf den hundertsten Teil ihres jetzigen „Gewürms und Geschwürms". Selbstverständlich fallen die zahllosen mit großer Sorgfalt und Bitterkeit verzeichneten Hülfsmittel der römischen Finanzkunst, die oft vorgebrachten Gravamina der deutschen Nation ohne Ausnahme fort, der Cölibat, eine Forderung „teuflischer Tyrannei", wird aufgehoben, die deutsche Kirche unter einem Primas von der römischen Gerichtshoheit emanzipirt. „Laß dirs nur eine gewisse Regel sein: was du vom Papst kaufen mußt, das ist nicht gut noch von Gott." Aber auch die Regionen des täglichen Lebens und der Volksreligion erfahren die gründlichste Umgestaltung durch Einschränkung der Klöster, der Messen und Feiertage, völlige Beseitigung der Bruderschaften, Wallfahrten, Ablässe und Dispense, fast aller kirchlichen Strafen, die man „zehn Ellen tief in die Erde graben" sollte. Der wirtschaftliche Gesichtspunkt, unter welchen bereits hier die von der Kirche begünstigte Faulenzerei und Verschwendung gebracht wird, tritt vollends in den Vordergrund bei der Forderung, die herrschende Bettelei durch eine geregelte Armenpflege zu bekämpfen, wobei Luther begreiflicher Weise zunächst an städtische Einrichtungen dachte (vgl. S. 97). Das ganze Unterrichtswesen, von den niederen bis hinauf zu den Hochschulen, soll die heilige Schrift, als „vornehmste und gemeinste Lektion", zum rechten Mittelpunkt haben und an den Universitäten, die bisher „große Pforten der Hölle" waren, die Herrschaft des „blinden heidnischen Meisters" Aristoteles völlig gestürzt, die große Masse der theologischen Bücher bei Seite gelassen und auch der übermäßige Zudrang zum Studium beschränkt werden.

Mitten in dieser rücksichtslos durchfahrenden Kritik des Bestehenden gemahnt die Äußerung, daß die geistlichen Stifter nach wie vor als Ver-

sorgungsanstalten für die jüngeren Kinder des Adels fortbestehen sollen, an die von Luther ergriffene Bundesgenossenschaft. Und was er im Übrigen noch von rein weltlichen Anliegen auf dem Herzen hat und vorbringt, mußte seinen ritterlichen Verehrern aus der Seele gesprochen sein. Schon im Sermon von den guten Werken (März 1520) hatte er sein wirtschaftliches Glaubensbekenntniß dahin abgegeben, das Fressen und Saufen, der Kleiderluxus und der Zinskauf (Rentenkauf, vgl. S. 33) seien drei Juden, welche die ganze Welt aussaugten. Diese Kriegserklärung gegen Geldwirtschaft und Luxus wird hier wiederholt; sie entsprach übrigens ebenso der herrschenden öffentlichen Meinung wie der scharfe Ausfall gegen die Fugger und andere Gesellschaften, deren königlicher Besitz keinesfalls auf rechtem Weg erwachsen sein könne, oder jene alte auf ethischem Grund ruhende Anschauung, daß allein die Landwirtschaft von Gott gewollt und von Natur produktiv sei, woraus Luther die Folgerung zieht, „daß viel göttlicher wäre Ackerwerk mehren und Kaufmannschaft mindern". Dieser agrarische Idealismus, der ihn ein ander Mal Adel und Bauern wegen ihrer freien, ehrlichen, göttlichen Nahrung vor andern glücklich preisen läßt, verleitet ihn hier geradezu die Seiden- und Sammethändler als heimliche Räuber zu brandmarken. Das ist nicht etwa ausschließlich ritterliche Denkart, aber der städtefeindliche Adel, voran Hutten, konnte mit einer so entschiedenen Parteinahme gegen die moderne Geldmacht ebenso zufrieden sein wie mit der scharfen Beurteilung des undeutschen Juristenrechts. „Vernünftige Regenten neben der heiligen Schrift wären übrig Recht genug." Luther hat später nach seiner Auseinandersetzung mit dem evangelischen Radikalismus das kaiserliche Recht mit günstigeren Augen betrachtet, während er hier selber noch einer halb nationalen halb theokratischen Richtung zuneigt.

Wahrhaft großartig aber und von der künftigen Starrheit des theologischen Gebieters noch völlig unberührt ist seine Auffassung von Glaubensstreitigkeiten, wie er sie zu Gunsten einer Verständigung mit den Böhmen vorträgt. Daß er die kirchliche Gepflogenheit, die Ketzer mit Feuer zu überwinden, verächtlich zurückweist, kann nicht Wunder nehmen. Viel weiter geht der Vorschlag, die abweichende Lehre vom Abendmahl bei den Pikarden (d. h. den böhmischen Brüdern) und andern Zwiespalt in brüderlicher Demut zu ertragen; „so sollte man dulden beider Seiten Wahn, bis daß sie einig würden, dieweil keine Gefahr darin liegt, ob du glaubst, daß Brot da sei oder nicht". Damals brauchte er die ganze Kraft seines Zorns gegen jene Macht, mit deren unbeugsamem Autoritätsbewußtsein seine eigne felsenfeste Überzeugung so hart zusammenstieß. Mit furchtbarer Heftigkeit wird der Papst, der „arme stinkende Sünder", als der Allersündigste und Antichrist, seine Gewalt als teuflisch, sein geistliches Recht als Ausgeburt des bösen Geists, seine Finanzwirtschaft als Jahrmarkt, Schindanger und Hurenhaus gebrandmarkt. Der christliche Adel soll sich gegen ihn setzen wie wider einen gemeinen Feind und Zerstörer der Christenheit; die Kurtisanen, die er nach Deutschland schickt, sollen entweder abstehen oder sammt ihrem römischen Siegel und Brief

in den Rhein oder das nächste Wasser springen. „Ach Christe, mein Herr! sieh herab, laß herbrechen deinen jüngsten Tag und zerstöre des Teufels Nest zu Rom."

Wohl durfte Luther diese Schrift, deren Veröffentlichung Staupitz noch in letzter Stunde zu hintertreiben gesucht hatte, mit berechtigtem Stolz hinaussenden. Ein „Trompetensignal zum Angriff" nannte sie sein Freund Lang. Die erste Auflage zu 4000 Exemplaren war in wenigen Tagen vergriffen; es folgten neue Ausgaben und Nachdrucke in großer Zahl. Im Schlußwort versprach der Streitbare, der wahrlich nicht zu fürchten brauchte, daß seine Sache unverdammt bleiben möchte, seinem „lieben Rom" noch ein Liedlein in höherem Ton.

Er ging auch sofort daran, während er sich zum ersten Mal brieflich an den jungen Kaiser um Schutz wandte (30. August) und in einem Erbieten seine Bereitwilligkeit erklärte sich aus der Bibel belehren zu lassen. Doch trägt das „Präludium von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" (Sept./Okt. 1520) äußerlich nicht jenes revolutionäre Gepräge wie die vorhergehende Schrift. Darum ist der Angriff, der sich hier ausschließlich gegen die kirchliche Lehre selbst richtet, nicht minder scharf. Von den sieben Sakramenten bleiben nur Taufe, Abendmahl und Buße; Luther, den der Vorwurf wiclifischer und husitischer Ketzerei natürlich jetzt gar nicht mehr berührt, fordert nicht nur den Laienkelch, da das Sakrament nicht den Priestern, sondern allen gehöre, sondern wagt sich auch an das Dogma von der Transsubstantiation, „dieses ungeheuerliche Hirngespinst", von welchem die Kirche in den ersten zwölf Jahrhunderten ihres Bestehens nichts gewußt habe. Noch verwirft er, im Gefühl der neu errungenen Freiheit von seiner eignen späteren Gebundenheit nichts ahnend, alle Spekulation über die Art und Weise der Gegenwart Christi im Sakrament als „Vorwitz" und will, so entschieden er bereits seine Auffassung formulirt, andere Meinungen keineswegs ausschließen. Gleich der Wandlung fällt das Meßopfer und damit der höchste und zugleich augenfälligste tägliche Beweis von der Wunderkraft der Kirche und der Erhabenheit des Priesterstands. Wohl durfte Luther sagen, daß durch diese Veränderung das ganze kirchliche Leben ein neues Gesicht erhalten werde; eine wahre Last von Mysterium war damit abgewälzt, allerdings zugleich ein mächtig entwickelter Trieb religiöser Empfindung an der Wurzel getroffen. Doch welche Aussicht bot sich dem Freiheitsdrang der Zeit, indem der Glaube des Einzelnen jeder Beeinflussung durch menschliche Autorität entrückt wurde; „ich sage, weder der Papst noch der Bischof noch irgend ein Mensch hat das Recht dem Christenmenschen ohne dessen Zustimmung auch nur eine Silbe vorzuschreiben". Und während im Lichte der souveränen christlichen Freiheit das bisherige System geistlicher Bevormundung als schwerste Tyrannei und fortgesetzte Verletzung unveräußerlicher Rechte erschien, verblaßte auch der lang angestaunte Glanz des mönchischen Ideals vor einer neuen Weltanschauung, der man einen ausgesprochen demokratischen Zug nicht

wohl abstreiten kann. Denn jene christliche Freiheit, deren alle in der Taufe teilhaftig werden, setzt nicht allein an die Stelle eines von den Laien streng geschiedenen und über sie herrschenden Klerus die Gleichheit des allgemeinen Priestertums, sondern steht auch dem Streben nach irgend welcher besonderen Heiligkeit höchst mißtrauisch gegenüber. So wenig wie die Hierarchie und ihr monarchischer Ausbau konnte fortan, wenn der Ausdruck gestattet ist, jene Aristokratie der Religion Bestand haben, die sich in strengster Weltflucht über die Masse der Christen zu erheben und kraft ihrer Gelübde und Regeln der Vollkommenheit eines evangelischen Lebens näher zu kommen dachte als es dem gewöhnlichen Gläubigen vergönnt war. Luther, der Mönch, fand sich an die Heuchler und Lügenprediger erinnert, von welchen der Apostel Paulus sagt, daß sie die Ehe und den Genuß der von Gott geschaffenen Speisen verbieten würden. Nach seiner Überzeugung besaßen die heiligsten und höchsten Leistungen eines Mönchs oder Priesters an und für sich in den Augen Gottes keinerlei Vorrang vor der Feldarbeit eines Bauern oder den Geschäften einer Hausfrau. In der Schrift vermochte er weder für die Berechtigung der Gelübde noch für den sakramentalen Charakter der Ehe irgend eine Stütze zu entdecken. Gerade seine Auffassung der Ehe als einer rein „weltlichen Hantierung" (wie er sich später einmal ausdrückt) hat den ärgsten Anstoß erregt und es ist nicht zu läugnen, daß der Reformator, indem er die für den Cölibat geschaffenen Naturen als seltene Ausnahmen ansah, der Sinnlichkeit des normalen Menschen ihr Recht selbst mit bedenklichen Mitteln zu wahren suchte und vor Bigamie oder Polygamie nicht unbedingt zurückscheute. Es war die schroffste Reaktion gegen ein Jahrhunderte hindurch herrschendes Übermaß des Spiritualismus, aber bei aller ihr anhaftenden Roheit auch ein notwendiges Stück des großen Befreiungswerkes. Es sollte in Zukunft nicht mehr für gottgefällig gelten, daß man, wie Luther einmal sagt, dem Leib, „als etliche tolle Heilige, zu wehe tue und erwürge". In der Tat erscheint hier, wie man bemerkt hat, seine durchaus männliche Natur der antiken Unbefangenheit weit näher verwandt als der kirchlichen Askese oder der weiblichen Süßigkeit der Mystik.

Und trotzdem sind eben in jenen Tagen der Aufregung die früheren mystischen Studien in ihm recht lebendig geworden. Davon zeugt jene Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" die von dem immer noch tätigen Unterhändler Miltitz veranlaßt gleichsam ein Ausruhen, eine Kampfespause darstellt. Nicht als ob der tapfere Reformator sich völlig außerhalb seiner gegenwärtigen Aufgabe versetzt hätte, denn mit der größten Klarheit und Entschiedenheit verkündigt er hier seine Lehre vom Glauben, der allein ohne alle andern Werke fromm macht; „gute fromme Werke machen nimmermehr einen guten frommen Mann, sondern ein guter frommer Mann machet gute fromme Werke". Auch das allgemeine Priestertum muß ja ganz besonders dazu dienen, die Freiheit des Christenmenschen, der ein freier Herr über alle Dinge und doch zugleich ein dienstbarer Knecht aller Dinge und

jedermann untertan sein soll, in das hellste Licht zu setzen. Aber abgesehen von dem Zurücktreten jeder schärferen Polemik trägt das Ganze eine mystische Färbung, die schon in einer Reihe von Ausdrücken und Bildern wie z. B. der Brautschaft zwischen Christus und der Seele deutlich genug zum Vorschein kommt. „Der innerliche Mensch ist mit Gott Eines“, durch sein Königreich aller Dinge mächtig, durch sein Priestertum Gottes mächtig, aber neben dieser kaum auszudenkenden Ehre und Höhe soll das ganze leibliche Dasein des Christen darin aufgehen dem Nächsten zu dienen oder seinen Willen zu leiden, nicht um mit seinen guten Werken einer Notwendigkeit zu genügen und sich selber zu nützen, sondern „aus freier Liebe umsonst, Gott zu gefallen“. Luther durfte von dieser Schrift wohl sagen, es sei „ein klein Büchle, so das Papier wird angesehen, aber die ganze Summe eines christlichen Lebens darin begriffen“. In edelster Fassung und mit ergreifender Herzlichkeit bot er dar, was sein Innerstes erfüllte, was ihn tief bewegte und doch zugleich in allen äußeren Stürmen und unter allen Erregungen der eignen leidenschaftlichen Seele so fröhlich und siegesgewiß bleiben ließ.

Miltitz hatte mit Luther verabredet, das Büchlein solle mit einem ausführlichen Widmungsschreiben an den Papst geschickt, aber auf den 6. September zurückdatirt werden, um jeden Anschein zu vermeiden, als hätte die von Eck bereits am 21. Sept. publizirte Bulle einen Druck auf den Schreiber geübt. Aber in welcher Sprache wendet sich Luther, um seine Sache zu rechtfertigen und seine Hochachtung vor der Person Leos X. kundzugeben, an den Papst! Leo, der für dieses Zeitalter und für diesen Gottes Zorn verfallenen römischen Stuhl viel zu gut sei, könne sich nicht darüber täuschen, daß seine Curie schlimmer als je ein Sodom oder Babel, daß die römische Kirche eine Mordgrube über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich der Sünde, des Todes und der Verdammniß und daß ihr einzig würdiger und wahrhafter Regent der Satan sei. Er würde dem armen Papst, der wie ein Schaf unter Wölfen sitze, ein ruhiges Leben auf einer Pfründe oder seinem väterlichen Erbe, fern von seiner jetzigen verbrecherischen Umgebung wünschen. „O Du allerunseligster Leo, der Du sitzest in dem allergefährlichsten Stuhl! Wahrlich, ich sag Dir die Wahrheit, denn ich gönn Dir Gutes.“

In einem solchen Ton mitleidiger Überlegenheit war gewiß noch niemals das Wort an einen Papst gerichtet worden. Melanchthon fand freilich den Brief noch ganz bescheiden. Aber sollte Luther ernstlich auf Leo zu wirken versucht haben mit einer derartigen vernichtenden Kritik des Papsttums und mit der Versicherung, daß er gar nicht daran denke sich einen Widerruf oder eine bestimmte Auslegung der Schrift aufnötigen zu lassen, mit dieser Drohung, daß man ihn nicht ungestraft noch weiter reizen solle? Das sieht doch kaum anders aus wie der Absagebrief eines kampfbereiten Führers, der die frühere Abhängigkeit bis auf die letzte Spur von sich getan hat und nun seinem alten Oberhaupt, ohne dessen Rechtmäßigkeit weiter anzuerkennen,

eine letzte Warnung zukommen läßt. Schon vorher hatte er Spalatin gegenüber die Absicht geäußert, seinen Geist dem Huttens beizugesellen; er sprach


Bulla contra Erro
res Martini Lutheri
et sequatium.

Bannbulle Papst Leos X. gegen Luther.
Facsimile der Vorder- und Rückseite der lateinischen Originalausgabe vom 17. Juli 1520. (Sammlung Klemm.)

davon, daß der Ritter seine Sache gegen den Papst auch mit leiblichen Waffen zu verfechten gedenke.

Man befand sich allerdings im offenen Kriegszustand. Es bleibt immer

Leo Episcopus Ser

uus seruorum Dei/Ad perpetuã rei memoriã. Exurge domine ⁊ iu
dica causam tuã/memor esto improperiorũ tuorꝫ/eorum que ab in
sipientibus fiunt tota die/inclina aurem tuã ad preces nostras/quo
niam surrexerũt vulpes querentes demoliri vineã/ cuius tu Torcu-
lar calcasti solus/et ascensurus ad patrẽ/eius curam/regimen/et ad
ministrationẽ Petro tanqꝫ capiti/et tuo Vicario/eiusqꝫ successori-
bus instar triumphantis ecclesie cõmisisti/ exterminare nititur eam
Aper de silua/et singularis ferus depasci eam. Exurge Petre/et pro
pastorali cura prefata tibi (vt prefertur) diuinitus de mãdata/ intẽ
de in causam sancte Romañ. ecclesie/matris omniũ ecclesiarũ/ ac fi
dei magistre/quã tu/iubente deo/tuo sanguine consecrasti / contra
quam sicut tu promonere dignatus es/insurgunt magistri menda-
ces introducentes sectas perditionis sibi celerẽ interitum superdu-
centes/quorꝫ lingua ignis est/inquietum malũ/plena veneno mor-
tifero/qui zelum amarum habentes/et contentiones in cordibꝰ su-
is/gloriant̃/et mendaces sunt aduersus veritatem. Exurge tu quoqꝫ
quesumus Paule/qui eã tua doctrina/ac pari martyrio illumina-
sti/atqꝫ illustrasti. Jam enĩ surgit nouus Porphirius / qui sicut ille
olim sanctos Apostolos iniuste momordit. Jta hic sanctos Ponti
fices predecessores nostros cõtra tuã doctrinã eos non obsecrãdo/
sed increpando/mordere/lacerare/ac vbi cause sue diffidit/ ad con
uitia accedere nõ veret̃/morẽ hereticorũ quorꝫ (vt inquit Hieroni-
mus) vltimũ presidiũ est/ vt cum conspiciant causas suas damna-
tum iri/incipiant virus serpentis lingua diffundere / et cũ se victos
conspiciant/ad contumelias prosilere. Nam licet hereses esse ad ex
ercitationẽ fideliũ tu dixeris oportere / eas tñ ne incrementũ accipi-
ant/neue vulpecule coalescãt/in ipso ortu/te intercedẽte/⁊ adiuuãte/
extingui necesse est. Exurgat deniqꝫ om̃is sanctorꝫ/ac reliqua vniuer
salis ecclesia/cuius vera sacrarũ litterarũ interpretatione posthabi-
ta/quidã/quorꝫ mentẽ pater mendacij excecauit/ ex veteri hereticorꝫ
instituto/apud semetipsos sapientes / scripturas easdem aliter quã
Spiritussanctus flagitet/ꝓprio dũtaxat sensu/ambitionis/ aureqꝫ
popularis causa/teste Aplo/interpretant̃/imo vero torquẽt/et ad-
ulterant. Jta vt iuxta Hieronimũ/iam nõ sit euangeliũ Christi/sed
hominis/aut quod peius est/Diaboli. Exurgat inquã prefata eccle

A ij

eine auffällige Erscheinung, daß die Curie, nachdem sie Luthers Handel in den Anfängen keineswegs ganz vernachlässigt hatte, das ganze Jahr 1519

und die Hälfte des folgenden verstreichen ließ, ehe sie zu der längst erwarteten Exkommunikation des halsstarrigen Gegners schritt. Bis zur Kaiserwahl läßt sich eine weitgehende Rücksicht auf Kurfürst Friedrich sehr wohl verstehen, aber was verursachte Leo X., auch nachdem diese Wahl, und zwar unter wesentlicher Mitwirkung Kursachsens, ganz gegen seinen Wunsch ausgefallen war, immer noch zu zögern? Jedenfalls bedurften die Cardinäle, Theologen und Kanonisten, welche mit der Untersuchung der neuen Ketzerei betraut waren, geraume Zeit, bis sie einundvierzig häretische Artikel zusammengebracht hatten; noch im März 1520 ging das Gerücht in Rom, man wolle zunächst nur die Irrlehren durch eine Bulle verdammen, ohne den Urheber zu nennen. Damals war bereits der persönliche Todfeind Luthers Johann Eck, dort eingetroffen, der nun seine ganze Energie aufbot, um die Fürsprecher eines möglichst behutsamen Verfahrens vollends zum Schweigen zu bringen. Eck wurde vom Papst in die engere Beratung über die zu erlassende Bulle gezogen und erschien auch im Consistorium, wo der Cardinal Cajetan ganz besonders lebhaft die strengere Ansicht vertrat. Nach mehrfachen Beratungen und Abänderungen wurde am 1. Juni die Fassung der Bulle endgültig gutgeheißen. Sie trägt das Datum des 15. Juni und umgibt die 41 verdammten Sätze Luthers, deren Fassung oft wörtlich mit einer von Eck kurz vorher publizirten Zusammenstellung übereinstimmt, mit jenem Übermaß von feierlichem Pathos, wie es in solchen von alttestamentlichen Kraftausdrücken und effektvollen Apostrophirungen strotzenden Aktenstücken herkömmlich war. Die reichlichen Versicherungen väterlicher Liebe und Nachsicht gegen den verlorenen Sohn, der freilich im Eingang als Fuchs, Eber, wildes Tier bezeichnet wurde, die Phrase, daß man die Milde des allmächtigen Gottes nachahmen wolle: wie mußten sie wirken nach den zahllosen Beweisen richterlicher Unbarmherzigkeit, zu welchen solche gefühlvolle Formeln stets die Einleitung gebildet hatten. Befand sich doch unter den verdammten Artikeln auch der Satz, daß die Ketzerverbrennung wider den heiligen Geist sei. Die Frist für den Widerruf war auf sechzig Tage, nachdem die Bulle in der Brandenburger, Meißner und Merseburger Diöcese angeschlagen sei, festgesetzt, für die Einreichung der Revokationsurkunde in Rom ein weiterer Termin von gleicher Dauer und dem Reuigen, falls er sie selbst überbringen wolle, sicheres Geleite zugesagt. Im andern Fall sollte den Ketzer und seine sämmtlichen Anhänger und Gönner der Bann, alle von ihnen berührten Orte das Interdikt treffen, während alle geistlichen und weltlichen Behörden wie Einzelpersonen gleichfalls bei Strafe des Banns zur Verhaftung und Auslieferung der Ketzer verpflichtet wurden. Das schlagendste Zeugniß seiner unversöhnlichen Stimmung lieferte der römische Stuhl, indem er einem Parteigänger wie Eck die Publikation der Bulle in Deutschland übertrug und außerdem die unerhörte Vollmacht zugestand, eine bestimmte Zahl von Personen nach eignem Ermessen namentlich in die Bulle zu setzen und vor den Papst zu citiren. Den Kurfürsten Friedrich aber erinnerte der Papst in



Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.

Gemälde von Lucas Cranach. (Petersburg, Eremitage.)

einem Breve vom 8. Juli, welches Luther nicht nur als Waldenser und Husiten, sondern auch als Gegner des Türkenkriegs und der Ketzerverbrennung zu einem echten „Glied des Satans" stempelt, nachdrücklich daran, daß man allgemein Luthers Kühnheit auf den kurfürstlichen Schutz zurückführe und daß Friedrich seinerzeit dem Cardinal Cajetan versprochen habe nach einem Verdammungsurteil des römischen Stuhls diesen Schutz nicht weiter gewähren zu wollen.

Ungemein wichtig und eigentümlich bleibt immer die Haltung des bedächtigen alten Fürsten. Weder die goldene Rose, die er im Sept. 1519 endlich erhalten hatte, noch die ernstlich erwogene Möglichkeit, mit seinem Professor zusammen exkommunizirt zu werden, konnten ihn zum Aufgeben seiner bisherigen Politik bestimmen. Nicht minder hartnäckig als sein Schützling wiederholte er unermüdlich, Luther sei noch keineswegs vor unverdächtigen Richtern gehört und ordentlich überführt. Er konnte angesichts seiner fortgesetzten Sorgfalt für die Äußerlichkeiten des Kultus, für Religion und Ceremonien nach wie vor versichern, daß er für seine Person mit Luthers Sache nichts zu schaffen habe. Mit Bedauern notirt sein getreuer Spalatin, wie er im Herbst 1520 während seines Kölner Aufenthalts an einem Tag sogar dreimal die Messe hörte. Aber als ganz unberührt von Luthers Lehre hätte er sich doch nicht bezeichnen dürfen; auch in ihm vertrugen sich Altes und Neues neben einander, wie in jenem Kreis der Nürnberger Reformfreunde, bei den Ebner und Nützel, die ihre Töchter den Schleier nehmen ließen und das Festmahl zu Ehren dieses Tages mit begeisterten Reden über Luther würzten. Friedrich selbst hat einen aus ihnen, Anton Tucher, mit sichtlichem Wohlgefallen „für einen guten Lutherer vermerkt". Und sein eignes religiöses Leben war, obgleich mit den kirchlichen Formen innig verwachsen, doch auf einen Punkt gelangt, von welchem aus ihm des Reformators Streben verständlich und sympathisch sein konnte; er hat einmal Staupitz gegenüber die unendliche Majestät und Gewalt der Schrift über alle menschlichen Spitzfindigkeiten und Traditionen in so beweglichen Worten bekannt, daß Luther allerdings berechtigt war hieraus auf eine ihm verwandte Seite des fürstlichen Gemüts zu schließen. Ohne einen derartigen Berührungspunkt hätte doch alles landesherrliche Bewußtsein und Gerechtigkeitsgefühl kaum genügt, um den ängstlichen Herrn über die wachsende Kühnheit seines Schützlings, sogar über die Schrift an den Adel hinwegsehen zu lassen. Der Erlaß und die Publikation der Bulle mußte dann wieder den Fürsten empfindlich verletzen und in seinem passiven Widerstand bestärken. Als im Nov. 1520 zu Köln die päpstlichen Nuntien in ziemlich herrischem Ton die Exekution des päpstlichen Urteils von ihm forderten, besprach er sich erst mit Erasmus, der hier scherzend herausfuhr, Luther habe eben das zweifache Verbrechen begangen die Krone des Papstes und die Bäuche der Mönche anzutasten, worauf er freilich seine schriftlichen Argumente gegen das römische Verfahren dem Spalatin rasch wieder abverlangte. Am

nächsten Tag wies Friedrich das Ansinnen der Nuntien mit Entschiedenheit zurück, wobei er allerdings mit bestem Fug seine Entrüstung über das Vorgehen Ecks verwerten konnte.

In der Tat hätte man für die Bulle, die bereits am 21. September in Meißen angeschlagen wurde, keinen verdächtigeren Träger finden können als diesen eingebildeten und leidenschaftlichen Gelehrten. Indem der neue apostolische Protonotar und Nuntius jene Vollmacht dazu mißbrauchte, an persönlichen Gegnern, wie an den Nürnbergern Pirkheimer und Spengler und dem Augsburger Kanoniker Adelmann, Rache zu üben, schadete er natürlich der von ihm vertretenen Sache, obwol er die Genugtuung hatte die Getroffenen empfindlich gedemütigt zu sehen. Sie mußten wohl oder übel bei dem Verhaßten selbst um die Absolution nachsuchen und alle Ketzerei abschwören, während freilich in Wittenberg wie überhaupt in Kursachsen der Bannstrahl unwirksam blieb. Die Universität Wittenberg ließ sich durch eine drohende Zuschrift Ecks nicht abhalten, die Publikation aus rechtlichen und politischen Gründen für untunlich zu erklären; schon wurde die Aufregung des Volks als Argument mit hineingezogen. Von dieser Aufregung bekam Eck ein gutes Teil zu spüren, als er die Veröffentlichung der Bulle in Leipzig und Erfurt durchsetzen wollte. Selbst an der Stätte seines vorjährigen Triumphs über Luther verfolgten ihn die Studenten mit Hohn und Drohungen; nicht besser erging es ihm in Erfurt, wo die akademische Jugend die Bulle als rechte bulla (Wasserblase) im Wasser schwimmen ließ, nachdem ein vorgeblich von der theologischen Fakultät herrührendes Plakat zu ihrer Vernichtung und zur Verfolgung der „Teufelsnuntien und Pharisäer" aufgefordert hatte. Eck hat, nachdem er unversehrt wieder in Ingolstadt eingetroffen war, für seine glückliche Rettung eine Votivtafel gestiftet. Aber auch der deutsche Episkopat zeigte sich nichts weniger als gut päpstlich; alle von Eck angegangenen Bischöfe vollzogen die Bulle nur nach längerem oder kürzerem Widerstand, die meisten erst nach Monaten. Das Mißtrauen gegen Eck, den die bambergischen Räte einen losen Buben und Narren schalten, die Überzeugung, daß er der eigentliche Urheber des unbequemen päpstlichen Vorgehens sei, blickt hinter den formellen Bedenken oft deutlich genug hervor. Der Bischof von Freising und Naumburg, Pfalzgraf Philipp, wollte, wie er Eck mitteilte, nach der Weisung des Apostels Paulus die Sache prüfen, ob sie von Gott komme oder nicht, und dann den Rat seines Metropoliten einholen; der letztere, der Cardinalerzbischof Matthäus von Salzburg, gab auf die Anfrage seines Suffragans zuerst gar keine eigentliche Antwort. Sträubte sich doch die Universität Ingolstadt selbst kurze Zeit gegen die Publikation; in Wien setzte sich die Majorität der Hochschule unter Connivenz des Bischofs der glaubenseifrigen theologischen Fakultät entgegen. Die weltlichen Fürsten, anfänglich sogar der entschiedenste Gegner Luthers, Georg von Sachsen, hielten zurück; Wilhelm von Baiern forderte einmal den Eck geradezu auf, die Bulle wieder außer Kraft zu setzen, da sie unter dem Volk Unwillen und Aufruhr veranlasse.

Es traf manches zusammen, um Luther und seine Freunde zeitweilig die Bulle als ein „Nichts" betrachten zu lassen; der Reformator glaubte wohl gelegentlich, als er von evangelischen Regungen in Venedig erfuhr, Gott werde vielleicht das italienische Volk zu Gunsten des Evangeliums erwecken. Aber mit dem Herannahen des jungen Königs mehrten sich die Zeichen, daß die Widersacher doch bereits einen mächtigen und unerschütterlichen Rückhalt besaßen. Konnte man gegen diese Gefahr die Lauheit der Bischöfe, die Haltung einiger Universitäten, die kecken Ausfälle eines Hutten ernstlich ins Treffen führen? Nicht für das ganze Reich, wie die päpstlichen Gesandten verlangten, aber für seine Erblande bewilligte Karl V. sofort die Vollziehung der Bulle; der Verbrennung von Luthers Schriften in Löwen folgten bald ähnliche Feuergerichte in Köln und Mainz, in letzterer Stadt freilich unter Spott und Drohungen des Volks gegen den anwesenden Nuntius. Immerhin war die Exekution des päpstlichen Verdammungsurteils damit eingeleitet, und zwar, was das Niederschlagendste war, durch den König selbst.



Cardinalerzbischof Matthäus von Salzburg.
Nach dem Kupferstiche von Daniel Hopfer.

Luther erhob sich in seiner vollen Größe, um den vereinigten höchsten Gewalten dieser Welt Trotz zu bieten. Noch niemals hatte ein einzelner Mensch der ganzen altgeheiligten Ordnung der Dinge mit solcher Rücksichtslosigkeit den Krieg erklärt. Wie Macht gegen Macht, so trat der Wittenberger Professor gegen Papst und Kaiser auf den Plan; Fluch gegen Fluch, Scheiterhaufen gegen Scheiterhaufen, das war seine Antwort. Es ist, wie seine Gegner sich ausdrückten, in dieser Erscheinung etwas Dämonisches, aber freilich nicht in ihrem Sinn, sondern nach der antiken Anwendung des Wortes auf alles, was gemeines Menschenmaß überragt; er selbst fühlte sich vom Geist getrieben, ein Werkzeug in der Hand des Gottes, vor dem er nicht mehr zurückschrak, mit dem er sich eins wußte.

Seit er gehört hatte, der königliche Hof wimmle von den Kutten der „Betteltyrannen", setzte er auf den jungen Herrscher keine Hoffnung mehr. Es geschah, wie der Psalmist geklagt hatte, daß die Fürsten und Gewaltigen sich auflehnten wider den Herrn und seinen Gesalbten. „Schwer ist es," so schrieb Luther an Spalatin (4. November), „allen Prälaten und Fürsten zu widersprechen, aber es gibt keinen andern Weg mehr, um der Hölle und dem Zorn Gottes zu entrinnen." Er sah im Gefolge der Bulle den unstillbaren Aufruhr kommen, aber er wollte nicht mehr die Fürsten, sondern alle Deutschen groß und klein an seine Seite rufen, an das Gewissen jedes Einzelnen sich wenden, auf daß keiner in der Todesstunde den Gehorsam gegen jene gottlosen Ungeheuer zu bereuen habe. „Denn wer dieser Bulle günstig ist oder nicht widerstreitet, der kann nimmermehr selig werden." Nachdem er in seinen ersten Gegenschriften absichtlich die Bulle als unecht behandelt und hier sowie in der erneuerten Appellation an ein Concil (vgl. S. 273) sich noch an den Kaiser und die Fürsten gewendet hatte, kennzeichnete er in deutscher Sprache die „Bulle des Endchrist" für alle Liebhaber christlicher Wahrheit; auf den Einwurf, er wolle die Laien den Pfaffen auf den Hals laden, entgegnet er, es wäre allerdings kein Wunder, wenn Fürsten, Adel und Laien den Papst, Bischöfe, Pfaffen und Mönche über die Köpfe schlügen und zum Land ausjagten. Ja, alle wahrhaftigen Christen sollten die Bulle, die mehr als tausend Feuer verdient hat, mit Füßen treten und den römischen Antichrist und Doktor Eck seinen Apostel mit Schwefel und Feuer heim senden. Aber Luther begnügte sich nicht damit, den Papst in den zahlreichen Schriften, die ihm in jener erregten Zeit rascher als je von der Hand gingen, für einen verhärteten Ketzer zu erklären und kraft seiner Vollmacht als getaufter und gläubiger Christ zu verdammen. Er plante schon seit einiger Zeit eine Gegendemonstration auf die Verbrennung seiner Bücher; Spalatin berichtet am 3. Dezember ganz bestimmt hierüber an den Kurfürsten. Am 10. Dezember wurde die Wittenberger Studentenschaft zu dem „frommen und religiösen Schauspiel" eines Feuergerichts entboten, das „nach altem und apostolischem Brauch" an den gottlosen antievangelischen Büchern vollzogen werden sollte. Vor der Stadtmauer schichtete ein Magister den Scheiterhaufen und steckte ihn sammt den darauf liegenden päpstlichen Dekretalen in Brand, worauf Luther die Bulle in die Flammen warf mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn (Christus) betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer." Damit ging er weg. Die Studenten ließen sichs nicht nehmen, dieser tiefernsten Szene ein übermütiges Satyrspiel nach ihrem Geschmack folgen zu lassen.

Es war das Feuerzeichen eines Kriegs auf Leben und Tod. Luther erzählte später, er habe bei seinem Schritt zuerst gezittert und gebetet, dann aber sei er fröhlicher geworden als jemals sonst in seinem Leben. Er empfand die ganze Schwere des Augenblicks und seiner eignen Verantwortung und Tags darauf suchte er den Ernst der Sache seinen Zuhörern recht nach-



Verkleinertes Facsimile eines Kupferstichs von Daniel Hopfer aus dem Jahre 1523.

drücklich zum Bewußtsein zu bringen; damit sei's nicht genug, das Papsttum selbst müsse in Rauch aufgehen, jeder müsse wählen zwischen dem Reich des Papstes und dem Himmelreich, zwischen zeitlicher Gefahr und ewigem Tod; er wolle lieber hier in Gefahr sein als durch Stillschweigen die furchtbarste Last auf sein Gewissen nehmen. Ein begeisterter Hörer kann sich nicht enthalten seiner Aufzeichnung beizufügen, daß jedes Wort Luthers wahr sei, könne niemand in Zweifel ziehen, er wäre denn dümmer als ein Klotz, was freilich bei den Papisten sammt und sonders eintreffe; für alle unverdorbenen Kinder in Christo aber sei Luther ganz offenbar ein Engel des lebendigen Gottes.

Solche Stimmungen waren weit über Wittenberg hinaus verbreitet. Noch ganz anders als bisher Erasmus wurde Luther brieflich begrüßt, als heiligster Hohepriester und neuer Evangelist, von dem Basler Prediger Hedio sogar als Gott und Heiland. „In Deinen Schriften", ruft ihm Crotus zu, „haben die Kölner das Evangelium Christi, nein sie haben Christus selbst mit dem Evangelium verbrannt." Das Porträt in einer Ausgabe der babylonischen Gefangenschaft zeigt über dem Haupt des „himmlischen Luther" den heiligen Geist; auf andern Holzschnitten erscheint der Reformator in der Glorie. Und dennoch wird gerade damals dem Helden und Heiligen der Nation nicht selten ein Genosse an die Seite gegeben, aber in der Regel nicht wie kurz vorher noch Erasmus, sondern Hutten. Zwei sonderlich auserwählte kühne und erleuchtete Boten, von Gott geschickt, so sucht sie eine Flugschrift des Jahres 1520 dem jungen Kaiser zu empfehlen. Und auf den Holzschnitten zu Huttens Gesprächbüchlein stehen die beiden Männer der laeta libertas einander gegenüber, Luther mit dem Buch, Hutten im Harnisch: „Wahrheit die red ich", beginnt der Vers unter jenem, während dem Ritter die stolzen Worte gehören:

„Umb Wahrheit ich ficht,
niemant mich abricht,
es brech oder gang,
gots geist mich bezwang."

Seit dem Sommer 1520 war in Huttens Lage eine Veränderung eingetreten, die ihn jeder Rücksicht auf das Bestehende zu entbinden schien. Vom Hof des Erzherzogs Ferdinand hatten ihn die Warnungen der Freunde vor schlimmen Absichten der Kurtisanen vertrieben, aber auch nach der Heimkehr glaubte er vor Dolch und Gift der Römlinge nicht mehr sicher zu sein, und als kurz darauf Erzbischof Albrecht wirklich vom Papst die Weisung erhielt gegen Hutten und dessen Schmähschriften ernstlich vorzugehen und das Gerücht in Umlauf kam, der Ritter solle gefesselt nach Rom geschleppt werden, blieb dem Bedrohten in der Tat, wie Albrecht dem Papst meldete, kaum ein anderes Asyl als die Burgen seines Freundes Sickingen. Denn er hatte nicht wie Luther den Schutz eines mächtigen Reichsfürsten und einer angesehenen Universität hinter sich. Sickingens Stellung aber war damals



Facsimile des Titels von Ulrich von Huttens „Gesprächbüchlin".

eine wirklich großartige, nach der Ansicht des Nuntius Aleander eine mehr als fürstliche. Seit Okt. 1519 Rat, Kämmerer und Hauptmann des jungen

Königs, von Karl bei seinem Eintreffen in Aachen äußerst huldreich aufgenommen, vermochte er diese Gunst noch durch ein unverzinsliches Darlehen von 20000 Gulden zu befestigen; der Ritter besaß nicht etwa nur in Folge seiner Raubzüge, sondern vor allem durch glücklich betriebenen Bergbau die Mittel, um mit der verhaßten städtischen Geldmacht auf ihrem eigenen Gebiet rivalisiren zu können. Aber auch die geistigen Kräfte der Zeit maß Sickingen mit andern Augen als es in einem Stande hergebracht war, über dessen Durchschnittsniveau sein Ehrgeiz sich längst erhoben hatte. Hier wurde nun Hutten recht eigentlich sein Lehrer und der Anfang ihrer engeren Verbindung traf ja eben mit jener wachsenden Aufregung der Gemüter zusammen, die bald jeden Deutschen vor die Wahl stellte entweder lutherisch oder römisch zu sein. Hutten hatte allen Grund die festen Schlösser seines Freundes „Herbergen der Gerechtigkeit" zu nennen, denn seit der gefürchtete Kriegsmann eben durch Huttens Verdienst erst für die Sache des Humanismus und dann für die Reformation gewonnen war, hielt er sein Haus offen für jeden, den kirchliche Unduldsamkeit in Not und Gefahr brachte. Luther und Reuchlin hat er eingeladen, geistliche Vorkämpfer der „Lutherei" wie Butzer, Oekolampadius und andere hinter seine Mauern geborgen. Zu seinen Schützlingen gehörte seit dem Herbst 1520 der heimatlose Hutten und es reizt immer wieder die Einbildungskraft, sich das winterliche Zusammensein der beiden auf der Ebernburg auszumalen. Sickingen, völlig ungebildet, aber von durchdringendem Verstand und rascher Auffassung, empfand bald die packende Kraft von Luthers Sprache und Argumentation; er hätte wie Lazarus Spengler von sich sagen können, daß ihm sein Leben lang keine Lehre oder Predigt so stark in seine Vernunft eingegangen sei. Bekanntlich hat er dann einmal selbst zur Feder gegriffen, um einen lutherfeindlichen Standesgenossen zu bekehren. Hutten glaubte seinen Helden gefunden zu haben, den geborenen Feldherrn im Kampf für Wahrheit und Freiheit. Am 31. Dezember widmete er die deutsche Ausgabe seiner Gespräche dem Freund, an welchem man „ohne Schmeicheln und Liebkosen" sehen könne, daß „deutsch Blut noch nicht versiegt noch das adelige Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt" sei. Er wünscht ihm nicht Ruhe, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäfte.

Was sich Hutten als das Hauptziel einer solchen Heldenarbeit dachte, geht aus der Titelillustration des Gesprächbüchleins deutlich hervor. Wir sehen den Papst mit seinem geistlichen Haufen schreiend und flüchtend den Speeren eindringender Reiter und Landsknechte gegenüber. Es ist der gewaltsame Sturz des hierarchischen Regiments, den Hutten damals heftiger als je zu fordern anfing. Schwerthiebe und Brandfackeln sind seine Schriften aus jener Zeit; niemals ist die Revolution aufreizender, feuriger, erbarmungsloser gepredigt worden.

Schon im September 1520 wagte Hutten in seinem Sendschreiben an den König Karl und den Kurfürsten Friedrich die Notwendigkeit einer gründ-

lichen Umwälzung offen darzulegen. Den Kern seines Programms bildet natürlich eine große Säkularisation der geistlichen Güter und die Beseitigung des päpstlichen Primats; starke Reduktion der Geistlichkeit — unter hundert seien 99 überzählige — sowie ihrer Einkünfte, Aufhebung der Klöster, kirchliche Unabhängigkeit Deutschlands, das seien die Mittel, wodurch zugleich der kirchlichen Corruption und der Schwäche des Staats abgeholfen werden könne. Hutten hat sich die beste staatliche Verwendung des verfügbaren Kirchenguts wenigstens in großen Zügen klar gemacht; neben Bildungszwecken und Armenpflege soll vor allem ein großes Reichsheer aus dem neugebildeten „gemeinen Schatz" bestritten werden; jene zahlreichen und kräftigen Elemente der Nation, die gegenwärtig vom Raub lebten, würden dann im Sold des Reichs ein ehrenhaftes Auskommen finden. Also Geld und Soldaten will Hutten dem Reich bieten, aus den ritterlichen Friedensstörern und herrenlosen Landsknechten ein nationalen Zwecken dienstbares Heer schaffen. Er berührt sich mit den Gedanken der Reichsreformer des XV. Jahrhunderts, aber es ist bemerkenswert, wie auf diesem Gebiet praktischer Vorschläge der Mönch und Professor Luther weit fruchtbarer und weniger verschwommen ist als der humanistische Ritter, der sich fast immer im Allgemeinsten bewegt.

In seinem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen, dem die Aufforderung sich zu ermannen nicht viel Eindruck gemacht haben wird, fragt Hutten, bereits an den Fürsten irre geworden, ob keiner da sei, der um gemeiner Freiheit willen mit ihm zu sterben wage. Diesen Ruf hat er nun kurz darauf an die Gesammtheit des deutschen Volks ergehen lassen. Er begann deutsch zu schreiben und zu dichten. So wenig diese Poesien vom ästhetischen Standpunkt aus zu befriedigen vermögen, ihre gewaltige Wirkung auf die Zeitgenossen vermag doch auch der moderne Leser leicht zu begreifen. Denn unter dem Schwall des Lehrhaften und Prosaischen, wie es jene Zeit am Dichter zu schätzen gewohnt war, machen sich Töne vernehmlich, die wie Trompetengeschmetter das Herz höher schlagen machen, und dann wieder, wie Strauß so schön gesagt hat, rührende Stellen, „wo man so recht spürt, wie der Mensch in Hutten von dem Eifer für die Sache, der er sich ergeben hat, wie die Kerze von der Flamme verzehrt wird". Mit vollem Recht durfte der Dichter, der um nicht schweigen und heucheln zu müssen seine ganze Existenz aufs Spiel setzte, seiner Uneigennützigkeit sich rühmen, durfte er es aussprechen, daß weder die Tränen seiner frommen Mutter noch irgend etwas auf der Welt ihn davon abhalten könne, den begonnenen Kampf für die Wahrheit dem Vaterland zugut auszukämpfen. Und wie erhebt er seine Stimme in der „Klag und Vermahnung gegen dem übermäßigen unchristlichen Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen". Noch wendet er sich vertrauensvoll an den „werten König" Karl als den Hauptmann, Anheber und Vollender, dem allein zu Ehren und Untertänigkeit er ganz Deutschland erwecken will.

„Latein ich vor geschriben hab,
Das was eim yeden nit bekandt.
Yetzt schrei ich an das vatterlandt
Teutsch nation in irer sprach."

Der stolze Adel und die frommen Städte sollen sich unter kaiserlicher Führung vereinigen, um die geistliche Tyrannei zu brechen:

„Yetzt ist die zeit zu heben an
vmb freyheit kryegen, got wils han. — —
Herzu ir frommen Teutschen all,
mit gottes hilff, der warheit schall,
ir landtsknecht, vnd ir reuter gut,
vnd all die haben freyen mut,
den aberglauben tilgen wir,
die warheit bringen wider hir.
Und dweil das nit mag sein in gut,
so muß es kosten aber blut. — —
Vil harnesch han wir, vnd vil pferd,
vil hallenbarten, vnd auch schwerd.
Vnd so hilfft freuntlich manung nit,
so wöllen wir die brauchen mit.
Nit fraget weyter yemants nach,
mit vns ist gottes hilff vnd rach. — —
Wer wolt in solchem bleiben dheim?
Ich habs gewagt, das ist mein reim."

Es ist das Thema des Pfaffenkriegs, seit langer Zeit ein Lieblingsstoff der Prophezeiung, der Astrologie und der volkstümlichen Zukunftsbilder (vgl. S. 145 ff.; 153). Hutten dachte freilich kaum an diesen ihm fern liegenden Ideenkreis, sondern indem er sein Thema mit wahrer Virtuosität in den mannigfaltigsten Tonarten behandelte, standen ihm bestimmte historische Tatsachen vor Augen: einmal das alte Recht des Kaisers auf die Besetzung des römischen Stuhls, das nach seiner Ansicht von Karl dem Großen wieder erneuert, nach dessen Tod aber in dauernden Verfall geraten war, dann das Beispiel der husitischen Revolution, deren deutschfeindliche Tendenz für ihn völlig in den Hintergrund trat. Er feiert nicht nur wie Luther den Hus als einen Märtyrer der Wahrheit, sondern er wagt es geradezu einen Mann, dessen Name Generationen hindurch in Deutschland nur mit Grauen und Abscheu genannt worden war, den furchtbaren „Gotteskrieger" Zizka, als den Befreier seines Vaterlandes, Züchtiger der Pfaffen und Rächer des „heiligen" Hus, von den Anklagen einer parteiischen Überlieferung freizusprechen und seinem Freund Sickingen zum Vorbild aufzustellen. Denn was anders bedeutet die Sickingen in den Mund gelegte Verherrlichung des großen tschechischen Feldherrn in einem jener lateinischen Dialoge, die Hutten im Januar 1521 mit einer Widmung an den Pfalzgrafen Johann von Simmern herausgab? Wie ein roter Faden zieht sich die Hoffnung auf den kommenden Pfaffenkrieg und auf Sickingen als den deutschen Zizka durch mehrere Ge-

spräche, von welchen gleich das erste, den Kampf der päpstlichen Bulle mit der deutschen Freiheit und dem „Bullentöter" Hutten höchst dramatisch schildernd, im entscheidenden Augenblick den „Gastfreund Franz" an der Spitze von hunderttausend Mann anrücken läßt. Mit genügender Deutlichkeit setzt dann Hutten in den späteren Dialogen sein Revolutionsprogramm auseinander, meist unter der Maske Sickingens, den er die Absicht äußern läßt, entweder den Kaiser irgendwie zur Entfernnng seiner pfäffischen Berater zu veranlassen oder im äußersten Notfall etwas auf eigne Gefahr zu wagen. Es ist zu beachten, wie die vormalige Hoffnung auf den jungen Fürsten hier bereits so gut wie ganz geschwunden ist; seine Abhängigkeit von klerikalen Einflüssen erscheint als fast unheilbar und Hutten kann die Warnung nicht unterdrücken, daß ein dem Schlechten so leicht zugänglicher Fürst ebenso leicht und in kurzer Zeit sein eignes Verderben heraufbeschwören könnte. Im letzten Gespräch, worin vier Klassen von „Räubern" charakterisirt und die vielverschrienen Stegreifritter als die harmlosesten, dagegen neben den Kaufleuten und den Juristen die Geistlichen als die allergefährlichsten hingestellt werden, befürwortet Hutten, bei allem Hervortreten seiner Standesvorurteile, die enge Verbindung von Adel und Bürgertum gegen den gemeinsamen Feind; er und Sickingen reichen schließlich einem Commis der Fugger, den Hutten anfangs mit den gröbsten Mißhandlungen bedroht, die Hand zur Versöhnung.

Daß Hutten die ernstliche Absicht hatte seine Worte in Taten umzusetzen, daß er mehr als ein Projekt mit sich herumtrug, die Gegner zu schrecken, dürfen wir ihm gewiß glauben. Einen geplanten Handstreich gegen die päpstlichen Legaten hätte Luther selbst gern gelingen sehen. Im November 1520 kündigte Hutten dem Erasmus ganz zuversichtlich an, er werde demnächst zu den Waffen greifen; durch Luther und Spalatin meinte er sogar die unmittelbare oder mittelbare Unterstützung des Kurfürsten Friedrich erreichen zu können. Aber wie schlecht kannte doch der begeisterte Ritter die innerste Natur seines großen Bundesgenossen in Wittenberg, der allerdings wiederholt dem Gedanken an eine gewaltsame Reinigung und Umgestaltung der verderbten Kirche Raum gegeben hatte und trotzdem vor der herannahenden Wirklichkeit des oft verkündigten Aufruhrs erschrak. Noch immer glaubte Luther, das Gottesgericht über die verstockten Romanisten werde schwerlich unterbleiben können, aber er selbst wollte höchstens der Prophet, nicht der Mitschuldige sein. Es erschien ihm unwürdig, den „wehrlosen Haufen des Klerus" wirklich mit Schwert und Spieß anzufallen, wobei er freilich vergaß, daß die mächtige deutsche Geistlichkeit, wie Sickingen bald darauf erfahren sollte, ganz und gar nicht für wehrlos gelten durfte, sondern nötigenfalls auch ihre Reiter und Landsknechte ins Feld stellen konnte. Aber es widerstrebte ihm eben durchaus, wie er Hutten auf jene Anfrage auseinandersetzte, jede Anwendung von Gewalt zu Gunsten des Evangeliums. „Durch das Wort," schreibt er an Spalatin, „ist die Welt überwunden, durch das Wort die Kirche erhalten worden: so wird sie auch durch das Wort

wiederhergestellt werden; und auch der Antichrist, wie er ohne Gewalt angefangen hat, so wird er ohne Gewalt zermalmt werden durch das Wort." Gewiß stimmt das keineswegs mit manchen ganz anders klingenden Äußerungen des Reformators überein, aber Luther würde bei aller Leidenschaftlichkeit seiner Sprache es sicher niemals übers Herz gebracht haben, die leibliche Mißhandlung oder Vernichtung eines Gegners mit jener salbungsvollen Unbarmherzigkeit anzusehen, in welcher die kirchlichen Ketzerrichter eine so traurige Meisterschaft besaßen. Übrigens hatte der grimmige Hutten selbst kurz vorher einen von diesen Herren und zwar keinen geringeren als den verhaßten Hochstraten, der ihm unterwegs in die Hände geraten war, nicht getötet, sondern wieder laufen lassen. Was aber jedenfalls mehr als Luthers Zurückhaltung den Rachegedanken des Ritters einen Zügel anlegte, war die Politik seines Freundes Sickingen. Der rechnete zunächst auf die kaiserliche Gunst, vor allem auf eine bedeutende Rolle in dem bevorstehenden französischen Feldzug und begnügte sich damit, am Hofe seinen Einfluß zu Gunsten Huttens geltend zu machen, dem er dringend empfahl, vorerst die Gegner durch das Übermaß ihrer Frechheit sich selbst schaden zu lassen.

Wir sehen, wie die auswärtigen Verhältnisse auf die eigentümlich deutsche Bewegung herüberzuwirken beginnen. Der Streit des Geistes, bisher doch fast ausschließlich innerhalb der Nation und in engstem Zusammenhang mit ihren besonderen Interessen geführt, sollte jetzt unlösbar in die großen europäischen Händel verflochten werden und bei seiner Entscheidung sollten Kräfte mitspielen, die mit seiner ursprünglichen Natur und Richtung keinerlei Verwandtschaft hatten. Mochte Luther in felsenfestem Vertrauen auf den unzweifelhaften endlichen Sieg des Worts alle etwaigen Einmischungsversuche des Fürsten dieser Welt noch so sehr verachten, mochten Hutten und seine Gesinnungsgenossen noch so laut den nationalen Gesichtspunkt als den für die Beurteilung deutscher Dinge einzig zulässigen verkündigen: sie waren doch gezwungen, sich mit dem Kaiser auseinanderzusetzen, und zwar mit einem Kaiser, dessen Machtgebiet nicht in der Phantasie, sondern in voller Wirklichkeit einen Vergleich mit der Weltherrschaft seiner altrömischen Vorgänger am Reich zuließ. Da hatte man ja das lang Ersehnte, was der politischen Ohnmacht Deutschlands gefehlt hatte, ein Reichsoberhaupt, mit dessen Größe keiner der Fürsten auch nur von ferne sich messen konnte. Welche Aussichten, wenn „Karolus das edel Blut" der vielbeklagten Zersplitterung ein Ende machte, den „einigen Gewalt", die Monarchie aufrichtete! Wenn er, von der nationalen Bewegung ergriffen, die Pfaffenherrschaft brach und Rom wieder zur Kaiserstadt machte, wenn er sich mit Beratern wie Erasmus, Luther, Hutten, Sickingen umgab! Solche und ähnliche Hoffnungen oder Wünsche regten sich in den gebildeten Kreisen der Nation und fanden ihren Ausdruck in einer ganzen Literatur von Sendschreiben, Dialogen, Gedichten, Prophezeiungen und Flugschriften, von welchen allerdings nicht viele bis zu Karls Person gedrungen sein werden. Man stellte ihn wohl seinem Vor-

gänger Carolus Magnus als Carolus Maximus an die Seite. Von einer nüchternen Beurteilung der Weltlage sind aber die Äußerungen der Humanisten und Theologen ebenso weit entfernt als die einfachen Männer aus dem Volk, die in ihren holprigen Versen den lang erwarteten kaiserlichen Reformator begrüßten. Wenn ein Volkslied den „edeln Stamm von Österreich" mit einer ungeheuren Macht von Spanien übers Meer daher kommen und dem Papst die Anerkennung verweigern läßt, so ist die naive Unwissenheit des Verfassers keineswegs ärger als wenn die Humanisten nicht müde werden, einem Fürsten, der soeben alle Hebel in Bewegung setzte, um im kommenden italienischen Krieg den Herrn des Kirchenstaats auf seiner Seite zu haben, die päpstlichen Einkünfte aus Deutschland und den ganzen Jahrhunderte hindurch gesammelten Raub der Kurie zur Bestreitung der Kriegskosten anzubieten. Diese leidenschaftlich erregte Generation, in welcher die Wiederbelebung des nationalen Gedankens mit dem Kraftgefühl materiellen und geistigen Fortschritts und mit einer tiefgreifenden Neugestaltung des religiösen Lebens zusammentraf, hatte kein Verständniß für die kühle Berechnung eines diplomatischen Schachspiels, in dessen Zügen und Combinationen die ungeheure Gährung Deutschlands bisher so gut wie gar nicht mit veranschlagt worden war. Nichts kann die Kluft zwischen der ganz mit sich beschäftigten Nation und dem übrigen Europa deutlicher aufzeigen als jene Combination, wodurch die Gestalt eines Luther zuerst in den Gesichtskreis der kaiserlichen Politik gerückt wird. Im Mai 1520 schrieb der Gesandte Juan Manuel aus Rom, Karl möge in Deutschland einem gewissen Mönch, der sich Bruder Martin nenne, heimlich einige Gunst angedeihen lassen, falls der Papst die antifranzösische Allianz durchaus nicht abschließen oder wieder verlassen wollte; nur für diesen äußersten Fall lasse sich übrigens ein solches Mittel empfehlen. Der Mann, welcher wie kein anderer die Eigenart, das Wollen und das Gewissen des deutschen Volkes verkörperte, galt den politischen Spielern höchstens als eine nach Bedürfniß vorzuschiebende oder preiszugebende Figur.

Die Staatskunst der Renaissance hatte ihr ausschließliches Ziel, die Macht, so völlig von jeder Fühlung mit den sittlichen Begriffen gelöst und der hochentwickelte Individualismus der modernen italienischen Kultur hatte zugleich so gründlich aller ernsthaften Teilnahme am Wohl und Wehe der Massen entsagt, daß die fremden Beobachter in ihrer großen Mehrzahl die wahre Natur der deutschen Bewegung nur sehr schwer und unvollkommen zu begreifen vermochten. Nichts ist charakteristischer als die Berichte des päpstlichen Bibliothekars und Nuntius Hieronymus Aleander, der mit dem jungen Kaiser den Rhein herauf zog und dem Wormser Reichstag beiwohnte. Ein hervorragender Humanist, an Kenntniß Deutschlands vielen seiner italienischen Landsleute überlegen, kommt doch auch er über das Vorurteil nicht hinweg, daß eigentlich jeder Mensch seinen Preis haben und jede Handlung aus möglichst niedrigen Motiven erklärt werden müsse. Es fehlt ihm eben das Organ, um die ungeheure Macht des unbefriedigten religiösen Be-

dürfnisses zu fühlen; den Spott über den abgebrauchten römischen Apparat des Segnens und Fluchens verwechselt er mit religiöser Indifferenz, woran die Deutschen des XVI. Jahrhunderts wahrlich nicht krankten, und für den Fall, daß sein immer wieder angepriesenes Universalmittel der Bestechung, mit Geld und Gefälligkeiten, „Hüten und Hütchen", nicht anschlagen sollte, weiß er keinen andern Ausweg mehr als die Sache im Blut zu ersticken. Und dennoch hat er wenigstens die Größe der Gefahr erkannt und den Wunsch nicht unterdrückt, seine römischen Freunde möchten nur den hundertsten Teil dieser deutschen Gährung wirklich vor Augen haben. Dem Italiener mußte freilich das Schauspiel einer ganzen in wilde Erregung versetzten Nation eben so neu als unheimlich sein. „Neun Zehntel von Deutschland", schreibt er einmal, „schreien „Luther" und das übrige Zehntel wenigstens „Tod dem römischen Hof" und jedermann verlangt und schreit nach einem Concil." Er findet den größten Teil des Klerus, alle Juristen und vor allem die „verdrießlichen Grammatiker und Poeten", die Reuchlinianer und Erasmisten auf Seiten Luthers; zu ihnen gesellen sich als ein besonders gefährliches Element die herabgekommenen Ritter, der „Schuft" und „Satyr" Hutten mit seinesgleichen. „Ich kenne", urteilt er, „ziemlich genau die Geschichte dieser Nation, ihrer Ketzereien, Concilien und Schismen; noch niemals war die Lage so ernst. Damit verglichen war das Schisma zwischen Heinrich und Papst Gregor VII. nichts als Veilchen und Rosen. Und diese tollen Hunde", fügt er nachher bei, „sind mit Wissenschaften und Waffen wohl gerüstet und wissen viel Rühmens zu machen, daß sie nicht mehr unvernünftige Bestien seien wie ihre Vorfahren, daß Italien das Monopol der Wissenschaften verloren und daß der Tiber sich in den Rhein ergossen habe."

Es gab noch andere lutherische Volksschichten als die humanistische und ritterliche, Regionen, die der gebildete Italiener in der Regel ganz übersah, wenn ihm nicht die plumpen Demonstrationen dieses „Pöbels" gelegentlich Verachtung oder Widerwillen erregten. Deutsche Beobachter sahen hier klarer; seit dem Jahr 1520 begannen Luthers Gegner die politische Gefährlichkeit seiner Lehre, die zum Husitenkrieg und zum Bundschuh führen müsse, in ihrer Polemik zu verwerten, aber auch unter den Freunden, in dem „Regen" von namenlosen oder pseudonymen Flugschriften taucht die Gestalt des „Karsthans" mit dem Dreschflegel auf, „der die heilig gschrift jez auch verstat" und seine Argumente mit der Faust zu bekräftigen liebt. Schon wird unter seiner Maske die „Rechtfertigung" der Obrigkeit durch die Untertanen empfohlen; auch zu unsern Zeiten seien oft König, Kaiser, Bischof, Papst an ihren verderblichen Vornehmen „durch ihre Räte, Regenten, Parlament, Widersprechung der Gemeinen" gehindert worden. Eine Verbindung der kirchlichen mit der sozialen Revolution kündigt sich an; ungefragt wird Luther zum Abgott der revolutionslustigen Bauernschaft gemacht, deren alte Pfaffenfeindschaft und Hoffnung auf die „Gerechtigkeit Gottes" leicht genug der Anziehungskraft der neuen evangelischen Losungsworte folgten.

In eine ihm unbekannte Welt trat der zwanzigjährige Herrscher, von einem Enthusiasmus begrüßt, dessen Sprache er nicht verstehen konnte. Nur eine ganz außergewöhnliche Empfänglichkeit und Frische des Wesens hätte über dieses Hinderniß weghelfen können. Hier war nichts davon zu spüren. Der astrologische Wahnglaube der Zeit stieß sich daran, daß Karl unter dem Unheilsplaneten Saturn geboren sei, aber er sollte in der That sich zum „ganz saturnischen Menschen“ entwickeln, greisenhaft von Jugend auf, selbst nicht glücklich, andern zum Unheil.

IV. Der Wormser Reichstag und die ersten Siege der Reformation.

Während Deutschland auf dem besten Wege war sich einer geistlichen Weltherrschaft zu entziehen, deren Aufrichtung nicht zum kleinsten Teil sein Verdienst gewesen war, vertrat ihm die weltliche Universalmonarchie noch einmal die Bahn. Die oft gerühmte Verbindung der Nation mit diesem internationalen Prinzip hatte bereits die schwersten Opfer gefordert, eine gedeihliche politische Entwicklung für Jahrhunderte unmöglich gemacht; jetzt schuf sie eine geradezu verzweifelte Lage. Nur die politische Unmündigkeit der Deutschen jener Zeit konnte einen Augenblick der Hoffnung leben, daß die gewaltige Macht dieses spanischen Königs ganz besonders ihrem heiligen römischen Reich zu Gute kommen werde, um dessen Krone ja eben erst die vornehmsten Häupter der Christenheit gerungen hatten. Und man darf immerhin zugeben, daß der Gedanke einer kaiserlichen Reformation von Kirche und Reich nichts unerhörtes war, daß Karl V. selbst sich später mit diesem Gedanken ernstlich eingelassen hat, freilich nach eigner Auffassung und im schärfsten Gegensatz zu den nationalen Wünschen. Dieser Gegensatz aber trat gleich bei der ersten Berührung so schneidend hervor, daß ein friedliches und fruchtbringendes Zusammenwirken des Herrschers und der Nation von vornherein ausgeschlossen war.

Wir müssen versuchen uns die außerordentlich schwierige Situation des jungen Kaisers zu vergegenwärtigen. Daß er trotz seiner Jahre die feste Absicht hatte seine Pflicht zu tun, steht außer Zweifel; daß er keine geniale Natur war, kann tief beklagt werden, aber ihm nicht zum persönlichen Vorwurf gereichen. Die Zeit verlangt eben zuweilen umsonst ihren Mann.

Vor allem: wie stand es eigentlich mit den realen Grundlagen einer Weltmacht, deren Ausdehnung gewiß höchst imponirend und deren jüngster Zuwachs im fernen Westen damals noch gar nicht zu übersehen war? Äußerlich betrachtet hätte Frankreich mit dieser Ländermasse, mit dieser Mannigfaltigkeit der Hülfsmittel überhaupt nicht rivalisiren können. Aber dafür besaßen die Kräfte, über welche Franz I. gebot, den Vorzug einer weit größeren Concentration und Schlagfertigkeit; nirgends in der Welt vermochte der Herrscher so leicht wie in Frankreich seinen Ehrgeiz zu „nationalisiren" und durch die Aufregungen der auswärtigen Politik wichtige innere Fragen in Vergessenheit zu bringen. Erst allmählich hat Karl V. in seinem Hauptland Spanien der Monarchie eine ähnliche Stellung gesichert, aber in seinen

Anfängen machten sich doch die räumliche Trennung der zahlreichen Herrschaftsgebiete, die starke Ungleichheit seiner eignen Herrschaftsrechte in den verschiedenen Landschaften, die noch stärkeren Gegensätze der unvereinbaren Sonderinteressen, kurz alle Umstände einer bloßen Personalunion im höchsten Maße fühlbar. „Seine Macht war zugleich seine Schwäche", wie Baumgarten sich völlig zutreffend ausdrückt. Sehen wir zunächst von den transozeanischen Besitzungen ab, so gliedert sich das europäische Machtgebiet des Hauses Habsburg — denn von einem wirklichen Gesammtstaat ist ja nicht zu reden — in die vier Hauptgruppen der spanischen, burgundischen, deutschen und süditalienischen Lande; noch fehlte ja Mailand sowie die Kronen von Böhmen und Ungarn. Unübersehbar ist die Vielheit von fürstlichen Rechten, deren Vereinigung sich nur in einer endlosen und schwerfälligen Folge von Titeln wiedergeben ließ; König sein hieß etwas anderes in Castilien als in dem fast republikanischen Aragon, während der gleiche Fürst in Brabant als Herzog, in Antwerpen als Markgraf, in Holland und Zeeland wie in Flandern als Graf regierte. Überall erscheint die Monarchie durch ständische Institutionen eingeschränkt; sie muß in Spanien mit den Cortes der einzelnen Königreiche, in Sizilien mit dem Parlament, in den Niederlanden mit den Generalstaaten und zuweilen noch mit den einzelnen Provinzen oder Städten, in Deutschland mit dem Reichstag verhandeln, um die reichlich vorhandenen Finanzquellen für ihre Zwecke in Fluß zu bringen. Man hat freilich vor der Kaiserwahl den deutschen Fürsten Verzeichnisse von Karls Herrschaften und Einkünften vorgelegt, deren scheinbare Genauigkeit die übertriebensten Vorstellungen zu erwecken geeignet war; nicht weniger als fünfundzwanzig Königreiche figuriren neben einer Unzahl von kleineren Gebieten, darunter freilich auch die Krone von Jerusalem, das Herzogtum Athen und so manches näherliegende Stück, welches zur Zeit dem rechtmäßigen Besitzer entzogen sei; dafür werden „die Inseln von Indien und Hartland des ozeanischen Meers" mit ihrem Goldreichtum, der wohl „als lange als stehen wird die Welt" nicht zu erschöpfen sein dürfte, nach Gebühr hervorgehoben, aus den spanischen, italienischen und amerikanischen Landen allein dem König ein Jahreseinkommen von fünfthalb Millionen Dukaten zugeschrieben. „Hätte er sie gehabt", meint Baumgarten, „so würde die Welt einen andern Gang genommen haben." Man bedenke, daß in dieser Berechnung die Niederlande nicht mit veranschlagt sind, die ein venezianischer Staatsmann mit vollem Recht als die wahren Goldbergwerke und Indien des Kaisers bezeichnet hat; daß die Einkünfte des Königs von England auf nur 350 000 Dukaten geschätzt wurden. Aber einmal blieb der Gewinn der spanischen Regierung aus den Metallschätzen der andern Welt lange Zeit, bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus, ein sehr mäßiger und dann hören wir fortwährend von der Geldnot Karls V., der weit davon entfernt mit den regelmäßigen Erträgnissen seiner Finanzen auszukommen vielmehr zu allen erdenklichen Hülfsmitteln, auch zu Verpfändungen und Anleihen gegen Wucherzinsen greifen mußte,

um den allerdings hoch gesteigerten Anforderungen seiner auswärtigen Politik gerecht zu werden.

Im Dienste dieser weltumfassenden Politik, deren weiter und weiter greifende Tendenz sich mit Notwendigkeit aus der Natur des ererbten spanisch-habsburgischen Staatsungetüms ergab und dem jugendlichen Erben weder zum Verdienst noch zum Vorwurf gemacht werden darf, sollten nun, das war die große Aufgabe, die zersplitterten und divergirenden Kräfte aller Beherrschten zusammengefaßt werden. Der erste Versuch in Spanien, der gleich den Fortbestand des ganzen Machtbaus in Frage zu stellen drohte, ist für die innere Entwicklung Karls V. ungemein folgenreich, man möchte fast sagen entscheidend gewesen. Denn hier trat ihm die Unvereinbarkeit seiner Monarchie, wie er sie nun einmal überkommen hatte, mit der gewaltigen Entwicklung der nationalen Elemente recht greifbar vor Augen; daß seine Wege und die Wege seiner Völker nicht zusammengingen, daß er die Völker nur mit Gewalt in seine Bahnen zwingen könne, ist ihm dann durch eine Reihe von verwandten Erfahrungen zum unerschütterlichen Grundsatz geworden.

Die Spanier waren rasch bei der Hand, eine Fremdherrschaft unerträglich zu finden, die sie nachmals mit Zinsen heimzahlen sollten. Nach ihrer Ansicht hatten sie in der Gesellschaft der christlichen Nationen jenen Vorrang zu beanspruchen, der bei den einzelnen Völkern dem Geburtsadel zukam; ihr eignes vornehmlich in Castilien entwickeltes Lebensideal war ein durch und durch aristokratisches und eine gewisse Parallele zwischen dem Stolz des Hidalgo und des altattischen Eupatriden, zwischen der griechischen Geringschätzung des zur Kalokagathie untauglichen Banausen und der spanischen Verachtung aller bürgerlichen Arbeit läßt sich kaum von der Hand weisen. Aber wie hätten Italiener und Niederländer, die Söhne einer großartigen städtischen Kultur, in dieser nationalen Abkehr von den materiellen Interessen einen Vorzug sehen sollen? Die Begleiter Karls auf seiner ersten spanischen Reise betrachteten nicht ohne Ironie jene „Edelleute" ohne Schuhe und Strümpfe, die ihnen an der asturischen Küste entgegentraten und bei aller Armseligkeit dem König doch sogleich mit einem Stiergefecht aufwarteten; gleich den größten ihres Standes durften sie sich der Steuerfreiheit rühmen, während die arbeitenden Klassen (pecheros) ihren Namen selbst vom Steuerzahlen führten. Aber auch den Granden gegenüber bemühte sich Karls niederländische Umgebung nicht das Gefühl der Überlegenheit zu verbergen. Gleich nach seiner Ankunft hatte der junge König den Mitbegründer und treuen Wächter der spanischen Monarchie, den greisen Cardinal Jimenez, seine künftige Entbehrlichkeit in einer Weise fühlen lassen, die nicht zu rechtfertigen ist; als der Cardinal starb, ohne seinen neuen Herrn gesehen zu haben, fiel sein Erzbistum Toledo an einen niederländischen Knaben, den Neffen des allmächtigen Chièvres; ein andrer Niederländer, Sauvage, wurde Großkanzler von Castilien. Die wachsende Erbitterung der Spanier trat unbequem genug

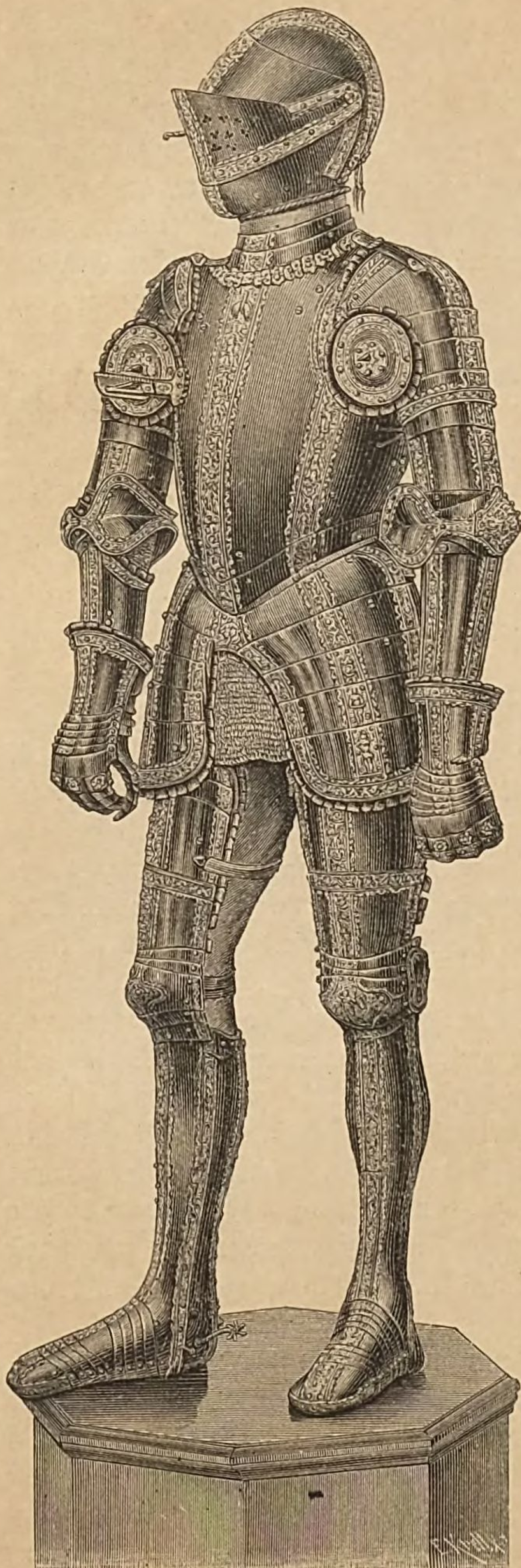
in der widerwilligen Haltung der verschiedenen Cortes hervor, während ein Herr wie der Herzog von Alba die Aufforderung des Königs ihn nach Aragon zu begleiten ganz offen ablehnte, da er nach solcher Behandlung seine Zeit nicht länger verlieren wolle. Und von den castilianischen Procuradoren mußte sich Karl belehren lassen, daß der König, als besoldeter Beamter (mercenario) seiner Untertanen, die ihm ihre Person und Einkünfte zur Verfügung stellten, seinerseits dafür zur Wahrung der Gerechtigkeit verpflichtet sei. In ihren achtundachtzig Bitten entwickelten sie ein Reformprogramm, das die verschiedenartigsten Mißstände, vor allem die Übergriffe der Kurie, das Wachstum der toten Hand, den Druck der Inquisition, aber auch die Entwaldung des Landes, die Geldausfuhr berührte; daß man besonders dringend die Ausschließung der Fremden von spanischen Ämtern, die baldige Vermählung des Königs, die Belassung des Infanten Ferdinand in Castilien wünschte, beruhte auf der wohlbegründeten Ansicht, daß nur ein sorgfältiges und wahrhaft nationales Regiment das Land vor einer drohenden Erschütterung bewahren könne. Denn Spaniens innere Verhältnisse waren damals nicht danach angetan, um eine so gewissenlose Behandlung zu vertragen, wie sie ihnen von Seiten des geldgierigen Chièvres und anderer fremder Eindringlinge zu Teil wurde. Wie diese Herren nur darauf bedacht schienen möglichst viel aus dem unerfreulichen spanischen Aufenthalt herauszuschlagen, so lagen die Interessen des jungen Königs selbst doch ebenfalls zu sehr außerhalb eines Landes, das er zunächst nur zur finanziellen Deckung seiner kaiserlichen Politik auszubeuten wünschte. Man setzte in Castilien eine außerordentliche Bewilligung von 600 000 Dukaten durch, aber ihre Erhebung wurde nicht dem Versprechen gemäß den Städten überlassen, sondern den Wucherern, denen man, um den deutschen Kurfürsten die versprochenen Summen zahlen zu können, die ganze Steuer verkauft hatte. Man bediente sich in Aragon und in Valencia unbekümmert einer beginnenden populären Bewegung, um auf die höheren Stände einen Druck ausüben zu können, und trieb dann zur Abreise nach England und Deutschland, während die Revolution in Castilien selbst bereits ausgebrochen war. Unter dem Läuten der Sturmglocke und mit Anwendung von Gewalt entfloh der König aus Valladolid durch das einzige noch unverschlossene Tor. Die Mönche fingen an den Aufruhr zu predigen; am 21. April 1520 war das Königsschloß zu Toledo in den Händen der revolutionären Commune. Erst einen Monat später verließ die Flotte des Königs, bis dahin durch widrigen Wind aufgehalten, die spanische Küste. Das unglückliche Land glich in der nächsten Zeit wirklich, wie ein spanischer Prälat an den Kaiser schrieb, einem Sterbenden, der bereits die letzte Ölung empfangen hat. Nur in wenigen Zügen dürfen wir uns die Revolution der Comuneros vergegenwärtigen, deren Verlauf, so wichtig auch der Ausgang für Karl V. und die fernere Entwicklung der europäischen Dinge war, doch allzufern von der übrigen Welt sich abspielt.

Kaum daß die Politik des benachbarten Frankreich einige Fühlung mit diesen Ereignissen sucht, welche die inneren Schäden der vielgefeierten Regierung der katholischen Könige unerbittlich aufdecken und zugleich einen letzten verzweifelten Versuch darstellen in Spanien dem Bürgertum eine würdige Stellung im Staatsleben zu erringen. An politischer Einsicht mangelte es nicht in den höheren bürgerlichen Schichten, wie jene Reformvorschläge zeigen, und die Entrüstung über den Hochmut und Eigennutz der herrschenden Aristokratie trieb zu einer gewaltigen Anspannung der Kräfte, während der Adel selbst, vom Königtum soeben schroff zurückgestoßen, anfangs der wachsenden Anarchie frondirend zusah; der zurückgelassene Regent, der Cardinal und Generalinquisitor Adrian, Karls alter Lehrer, dessen Beruf wahrlich nicht auf dem politischen Gebiet lag, wußte sich nicht zu helfen und schrieb dem König geradezu, die Rebellion scheine ihm von den Granden zu kommen. In Wirklichkeit trat der antiaristokratische Charakter der hauptsächlich in Castilien und Valencia vordringenden Bewegung immer deutlicher zu Tage. In den Städten bemächtigte sich die bisher machtlose Gemeinde, die comunidad, des Regiments und Abgeordnete dieser Communen traten zu der „heiligen Junta" zusammen, die sich freilich vergebens bemühte der wahnsinnigen Königin Juana in Tordesillas eine scheinbare Zustimmung zu ihrem Gebahren abzulocken. Denn sie wünschten ihre Umgestaltung der städtischen Verfassungen und der Cortes unter königlicher Ägide zu vollziehen und machten sogar einmal den Versuch sich Karl zu nähern. Aber die erregte Leidenschaft der Massen, welche namentlich durch die bewaffnete Germania (Bruderschaft) der valencianischen Handwerker sich ihrer Kraft bewußt geworden waren, drängte über die Absichten der Junta hinaus; da und dort begannen die Bauern gegen ihre Herren aufzustehen, in Andalusien regten sich die „Bekehrten" (Juden und Mauren) und im Norden erhob sich jener merkwürdige geistliche Revolutionär, Antonio de Acuña, Bischof von Zamora, der mit geraubtem Kirchengut ein Heer zusammenbrachte und vom Papst für einen „zweiten Luther" erklärt wurde. Auf Mallorca mußten Kinder von Adeligen den Armbrustschützen der Comuneros als Zielscheiben dienen; die ganze Grausamkeit der Südländer war wach geworden. Was blieb aber dem Adel übrig als sich auf die Seite der königlichen Regierung zu schlagen? Hatte König Ferdinand die unbotmäßigen Granden durch seine Städte gebändigt, so schaffte jetzt wohl oder übel die Aristokratie dem König Karl, der zur Bewältigung der Revolution einfach nichts tat, den gemeinsamen Feind vom Hals. Den Comuneros fehlte, wie nachmals den deutschen Bauern, ein genialer Führer; weder der charakterlose Bischof von Zamora noch ein Schwärmer wie Juan de Padilla, der auserkorene Held der Castilianer, genügten für eine solche Rolle. Am 23. April 1521 erlag bei Villalar, zwischen Valladolid und Zamora, das Heer der Comuneros dem Condestable Velasco; ihr Führer Padilla endete auf dem Schaffot. Damit war Spaniens Schicksal für Jahrhunderte besiegelt; das Bürgertum, sonst

überall in Westeuropa die wichtigste Quelle und Garantie einer gesunden Kulturentwicklung, hatte hier noch keine rechte Bedeutung erlangt und wurde bei seinem Versuch sich mit Gewalt Stellung zu schaffen derart niedergeworfen, daß es völlig gebrochen fortan ein sieches Organ im Staatskörper blieb. Wohl sprach man von dem goldenen Zeitalter Spaniens unter seinem großen Kaiser, aber es hat mit dem Goldschimmer seine eigne Bewandtniß. Genau betrachtet wirtschaftet dieser Staat nicht mit seinen eignen unzureichenden und absterbenden Kräften, sondern indem die Nation nach Roschers Ausdruck für Europa das zu sein strebt, was Adel, Geistlichkeit und Militär für einzelne Völker, muß sie auch darauf ausgehen, sich von Europa dafür bezahlen zu lassen. Denn die Edelmetalle der neuen Welt, deren Zufluß wie gesagt erst nach Jahrzehnten eine größere Bedeutung für das Mutterland gewann, wirkten auf die ohnedies im Nationalcharakter der Spanier liegende Habgier und Abenteuerlust so übermächtig, daß die nebenhergehende Steigerung der einheimischen Produktion diese tiefgreifende Demoralisation nicht aufzuwiegen vermochte.

Gleichzeitig mit der unglücklichen Revolution der Comuneros vollzieht sich jenseits des atlantischen Meeres die Eroberung von Mexiko. Der edelste und größte unter allen Conquistadoren, Ferdinand Cortés, kämpfte und litt mit fast übermenschlicher Standhaftigkeit, bis am 31. August 1521, wenige Monate nach den entscheidenden Tagen von Worms und Villalar, die Hauptstadt des aztekischen Reiches fiel. Mit einem Trupp von einigen hundert Landsleuten hatte Cortés, als Abenteurer auf eigne Faust und Rebell gegen den königlichen Statthalter von Cuba, das „neue Spanien des Ozeans" gegründet; dieser Mensch von antiker Willensgröße, zum Herrscher und Politiker geboren, begnügte sich nicht damit die mexikanische Religion der Menschenopfer durch das Christentum zu verdrängen und Gold zu suchen, sondern schuf in dem eroberten Lande zugleich eine höhere wirtschaftliche Kultur und hoffte durch Entdeckung einer Meerenge zwischen dem atlantischen Ozean und der Südsee dem spanischen Handel die kürzeste Straße zu den ostasiatischen Gewürzinseln zu weisen. Man könnte versucht sein sich einen der begabtesten Söhne, die Spanien je hervorgebracht hat, in den Wirren seines Vaterlandes auftauchend und bahnbrechend zu denken, aber das würde allzusehr in jenes Reich der Phantasie hinüberführen, in dessen Traumwelt uns selbst die nüchternste Erzählung von den Taten und Leiden eines Cortés zu versetzen scheint.

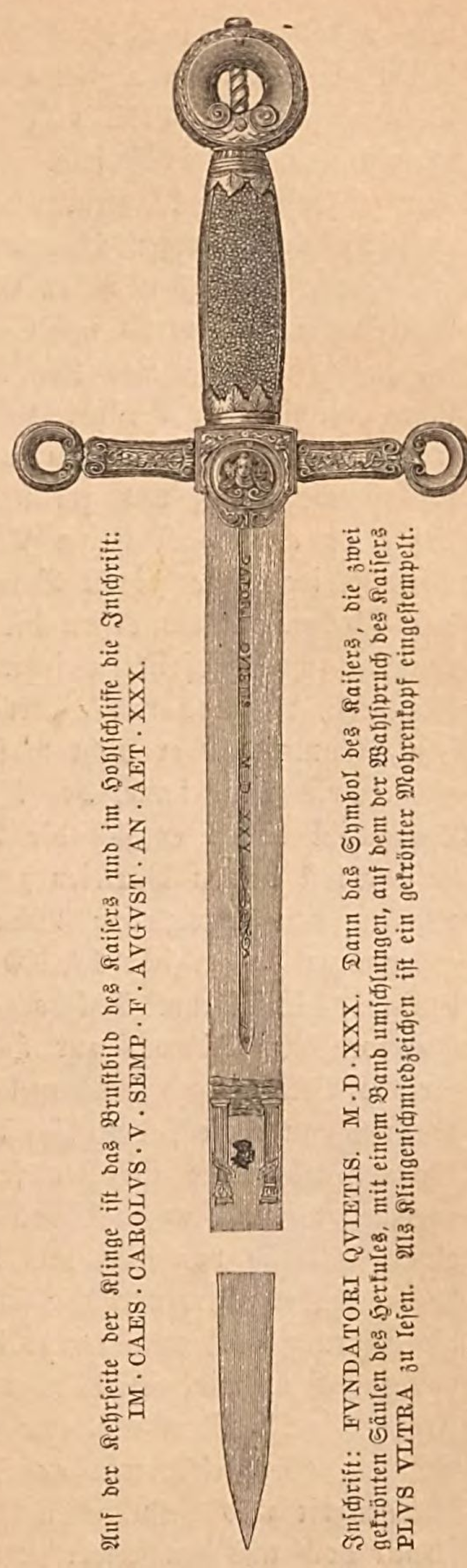
Nicht auf Spanien, geschweige denn auf Indien waren die Gedanken des jungen Kaisers gerichtet, als er im Mai 1520 zu Dover ans Land stieg, von dem allmächtigen Minister Heinrichs VIII. eingeholt, kurz darauf von seinem königlichen „Oheim und guten Vater" begrüßt. Der eigentliche Herrscher Englands war in diesen Jahren Cardinal Wolsey; wie einst Thomas Becket hatte sich dieser geistreiche und ehrgeizige Priester, der nur ungern geistlich geworden war, aus bürgerlichen Verhältnissen emporgearbeitet, bis er nach dem Ausdruck eines venezianischen Gesandten siebenmal mehr



Prunkrüstung Karls V.
(Wien, Artillerie-Arsenal-Museum.)

Ansehen genoß als wenn er Papst gewesen wäre. Und er liebte es nicht seine Bedeutung vor der Welt zu verstecken; es ist sattsam bekannt, mit welchem Luxus er sich umgab, wie man drei oder vier Mal um Audienz nachsuchen mußte und dann durch acht reich behangene Zimmer zum Gemach des Cardinals gelangte. Damals stand der noch nicht Fünfzigjährige im Zenith seiner Macht; von Frankreich und Spanien umworben, dort mit einer Pension, hier mit einem spanischen Bistum bedacht, von der einen und der andern Seite durch die Aussicht auf die dreifache Krone versucht, wußte er eine Zeitlang die beiden Rivalen über Englands wahre Absicht im Unklaren und dadurch seiner Friedenspolitik den ausschlaggebenden Einfluß zu erhalten. Denn man mag über Wolseys Charakter urteilen wie man will, davon, daß er etwa seinem persönlichen Vorteil das Staatsinteresse geopfert hätte, läßt sich doch keine Spur auffinden. Vielmehr erscheint sein Bemühen den jungen König, dem er schon die Bewerbung um die römische Krone nur scheinbar zugestanden hatte, von einer weitaussehenden continentalen Kriegspolitik zurückzuhalten, vom nationalen Standpunkt aus ganz gerechtfertigt, freilich nicht im Sinne der englischen Aristokratie, welcher die Person des Emporkömmlings nicht minder ärgerlich war als seine friedlichen politischen Tendenzen. In den Verhandlungen des Cardinals mit Frankreich und dem Kaiser nimmt, wie neuerdings nachgewiesen worden ist, sein Bestreben dem englischen

Handel in den Niederlanden möglichst günstige Bedingungen zu erkämpfen, einen ganz hervorragenden Platz ein, während dieselbe Rücksicht auf die materiellen Interessen der Nation auch nachmals jene laue und unaufrichtige Haltung Englands im Kampf gegen Franz I. mit verursacht hat. Im Sommer 1520 suchte nun Wolsey, da sein großer Friedensbund von 1518 natürlich seit der Kaiserwahl keine Aussicht mehr hatte, wenigstens zunächst Spanien und Frankreich dadurch auseinander zu halten, daß er abwechselnd mit beiden anband. Ende Mai erschien Karl V. in England, wo bereits eine zweite Zusammenkunft zwischen ihm und Heinrich VIII. verabredet wurde. Vor derselben aber fand jenes Zusammentreffen der Könige von Frankreich und England in der Nähe von Calais statt, das den prunkenden Namen des „Lagers von Goldstoff" trägt und dessen politische Seite hinter den höfischen Äußerlichkeiten fast ganz zurücktrat. Auf dem Gebiet der Turniere, Bankette und Tänze waren die beiden jungen Monarchen völlig zu Hause; ihr Verkehr, der die anfangs beobachteten Vorsichtsmaßregeln bald zur Seite schob, verstieg sich bis zu einer nur allzu stark aufgetragenen Herzlichkeit, aber die Derbheit des athletischen Tudor erhielt doch eine recht empfindliche Lektion, als er seinen Bruder von Frankreich zum Ringkampf nötigte und zu seiner größten Ueberraschung vor dem versammelten Hof zu Fall gebracht wurde. Kurz darauf ängstigte sich Franz über die zweite Zusammenkunft Heinrichs mit dem Kaiser, aber volle Sicherheit über die künftige Haltung Englands erhielt doch auch Karl zu Calais keineswegs. Heinrich VIII. hätte sich nach Bedürfniß dem Kaiser wie Frankreich gegenüber auf seine wiederholt abgegebene Erklärung berufen können, daß er dem Angegriffenen gegen den Angreifer beistehen werde. Denn der eigentliche Kern der englischen Politik lag eben darin, es zwischen den beiden Gegnern weder zum Krieg



Inschrift: FVNDATORI QVIETIS. M·D·XXX. Dann das Symbol des Kaisers, die zwei gekrönten Säulen des Herkules, mit einem Band umschlungen, auf dem der Wahlspruch des Kaisers PLVS VLTRA zu lesen. Als Klingenschmiedzeichen ist ein gekrönter Mohrenkopf eingestempelt.

Auf der Kehrseite der Klinge ist das Brustbild des Kaisers und im Hohlschliffe die Inschrift: IM·CAES·CAROLVS·V·SEMP·F·AVGVST·AN·AET·XXX.

Schwert Karls V.

(Wien, Artillerie-Arsenal-Museum.)

noch auch zu einer Verständigung hinter dem Rücken Englands kommen zu lassen. Deshalb wurde der Gedanke einer Verlobung Karls mit der kleinen Tochter Heinrichs VIII. aufgenommen, obwohl diese bereits dem Dauphin verlobt und Karl selbst feierlich zu einer französischen Vermählung verpflichtet war, deshalb das Mißtrauen des französischen Hofs gegen den Kaiser durch englische Enthüllungen über dessen kriegerische Absichten genährt.

Noch war aber neben England eine andere Macht vorhanden, deren Parteinahme bedeutend ins Gewicht fallen mußte. Papst Leo X., von den italienischen Ansprüchen Frankreichs und Spaniens als Herr des Kirchenstaats unmittelbar berührt, hatte sich im Wahlkampf, wie wir sehen, auf die französische Seite geschlagen; am 20. Januar 1519 schloß er ein Bündniß mit König Franz und im schroffen Gegensatz zur Friedenspolitik Wolseys hoffte er auch nach seiner Niederlage in der Wahlsache auf den Ausbruch eines Kriegs, der seinen Vergrößerungsplänen für das Haus Medici und den Kirchenstaat am ersten die Möglichkeit einer Verwirklichung bot. Dem venezianischen Gesandten setzte er einmal auseinander, wie man Karl in Flandern, Navarra und Österreich zugleich angreifen und in solche Not versetzen könnte, daß er nicht wüßte wohin. Nur wollte er nicht selbst, wie er ein andres Mal sagte, der Katze die Schelle anhängen; bis zum letzten Augenblick dachte er sich die Freiheit des Entschlusses dadurch zu wahren, daß er mit beiden Parteien zugleich verhandelte. Spanien konnte sich wohl rühmen den finanziellen Wünschen des Papstes am Willigsten entgegenzukommen; Leo erhielt 18,000 Dukaten für die Bewilligung, daß die Einkünfte des Erzbistums Toledo geteilt würden, 15,000, als er Karls Schwester Eleonore den Dispens zur Heirat mit dem König von Portugal erteilte; für die Belehnung mit Neapel soll Karl ein Jahreseinkommen von 10,000 Dukaten angeboten, der Papst aber 22,000 verlangt haben. In seinem Doppelspiel fühlte sich Leo freilich dadurch beunruhigt, daß es ihm nicht gelingen wollte dem englischen Staatsmann in die Karten zu schauen; mit einem Gemisch von Haß und Furcht betrachtete er den auch ihm gegenüber hochfahrenden Cardinal, der seinerseits einmal dem kaiserlichen Gesandten die Versicherung gab, man werde den heiligen Vater leicht dem Kaiser zu Willen machen, denn wie ein Blinder oder Schwachsichtiger bedürfe derselbe eines Führers. In Rom widmete sich dieser Aufgabe Karls Gesandter Juan Manuel, aber leicht war es sicherlich nicht einen Fürsten von der Unentschlossenheit und gründlichen Gewissenlosigkeit Leos wirklich zu fassen. Es scheint doch aus den schwer zu verfolgenden Irrgängen der päpstlichen Politik während des Jahres 1520 soviel sich entnehmen zu lassen, daß Leo eine Zeitlang den Kaiser zum Angriff auf Frankreich zu drängen suchte und über die Friedensliebe Chièvres ungehalten dann wieder seine Hoffnung auf Franz I. setzte. Höchst charakteristisch ist sein zögerndes Verfahren gegen den kirchenschänderischen Bischof von Zamora, dessen Erhebung auf den Stuhl von Toledo Frankreich in Rom geradezu vorschlagen durfte, ohne auf eine

prinzipielle Ablehnung zu stoßen. Sollte nicht in dieser vom kirchlichen Standpunkt aus unbegreiflichen Haltung gegen den spanischen „Luther" zugleich eine gewisse Erklärung für die Langsamkeit des Verfahrens gegen den deutschen Reformator zu suchen sein? Zwar fehlen uns zur Zeit für die Vorgeschichte der Bannbulle vom Juni 1520 bestimmte Anhaltspunkte, aber irgend welche politische Motive können wir wohl als entscheidend voraussetzen. Das eigentliche Herzensanliegen des Papstes bildete, seit ihm seine Nepoten, der Bruder Giuliano und der Neffe Lorenzo, weggestorben waren, die Erwerbung Ferraras für den Kirchenstaat; ein gegen Ende 1519 unternommener Handstreich mißlang, aber noch im April 1521 berichtete Manuel aus Rom, der Papst würde um den Preis einer Unterstützung gegen Ferrara sofort wieder auf die Seite Frankreichs treten. Herzog Alfonso glaubte sich sogar von päpstlichem Gift bedroht, wie Luther und Hutten. Daß Leo wenigstens vor der schändlichsten Überlistung eines Gegners nicht zurückschreckte, erfuhr gleich jenem Cardinal Petrucci (S. 263 f.) der Tyrann von Perugia, Baglione, der sich auf einen Geleitsbrief des Papstes vertrauend nach Rom wagte und dort gefoltert und enthauptet wurde. War es zu verwundern, daß einer solchen politischen Praxis gegenüber auch gut katholische Fürsten und Staatsmänner nichts von jener vertrauensvollen Hingebung zeigten, auf welche dieser medicäische Intrigant als Statthalter Christi Anspruch erhob?

Man sollte sich das tiefe Mißtrauen zwischen Kaiser und Papst stets gegenwärtig halten, um die Behandlung der brennenden deutschen Frage auf dem Wormser Reichstag zu verstehen. Selten ist die äußere Abhängigkeit auch rein geistiger Potenzen von der Weltlage und den großen politischen Machtverschiebungen deutlicher zum Vorschein gekommen als hier, selten die souveräne Freiheit der über alle äußere Abhängigkeit erhabenen Persönlichkeit so feierlich bezeugt worden. Aber wir müssen auf den Augenblick zurückgreifen, in welchem der Kaiser zuerst unmittelbar von den Schwierigkeiten seiner deutschen Herrschaft berührt wurde.

Das Reich, in Abwesenheit des Königs von dessen beiden Vikaren Pfalz und Sachsen verwaltet, hatte seit der Niederwerfung des geächteten Würtembergers ziemlich ruhige Tage gesehen und das verspätete Eintreffen seines neuen Oberhauptes ohne ernstlichen Schaden abwarten können, obwohl Mainz und Sachsen im Februar 1520 Karls Ankunft durch die Klage zu beschleunigen suchten, daß sein langes Fernbleiben bereits hier und da Recht, Gesetz und Sitte ins Wanken gebracht habe und ein nie zuvor erhörter Brand ganz Deutschland zu ergreifen drohe. Inzwischen hatte man am spanischen Hof wenigstens Gelegenheit gefunden, den eintreffenden Gesandtschaften den jungen Kaiser und namentlich auch seine Umgebung im günstigsten Licht zu zeigen. Neben den Gesandten des Papstes, der Könige von Frankreich, England,

Portugal, Dänemark und Polen, der Republik Venedig, verschiedener italienischer Fürsten, der Niederländer, die sich im Winter 1519 an dem Hoflager zu Molins del Rey drängten, finden wir auch Botschaften der Kurfürsten, der Herzoge von Baiern, der österreichischen Lande und der Stadt Nürnberg. Ganz besonders wurde offiziell wie vertraulich die körperliche Rüstigkeit des jungen Königs betont, gegenüber den weit verbreiteten Gerüchten von seiner Kränklichkeit; der Großkanzler Gattinara gab wohl zu, daß der König auf Rat der Ärzte lang im Bette liegen müsse, aber er schlafe nicht, erledige vielmehr Staatsgeschäfte. Seine Gesichtsbildung konnte freilich selbst ein so enthusiastischer Bewunderer wie der Nürnberger Scheurl nicht schön finden, aber man konnte sich von seiner guten körperlichen Entwicklung überzeugen, wenn er zu Pferde saß oder seine Fertigkeit im Ballspiel sehen ließ. Die politische Begabung und das gesetzte „ältliche" Wesen des Jünglings wußten seine Räte nicht genug zu rühmen; daneben wurde den Deutschen gegenüber auch Chièvres tüchtig herausgestrichen und namentlich gegen den Verdacht französischer Gesinnung in Schutz genommen. Daß mit dem Fürsten der ganze Hof französisch oder wie sie sagten wallonisch sprach, daß überhaupt die zahlreichen „Burgunder" alles und die wenigen Oberdeutschen nichts vermochten, konnte auch Scheurl nicht übersehen, obwohl ihm der königliche Rat wie eine Versammlung von himmlischen Wesen erschien. Im Widerspruch zu den im Reich gangbaren Vorstellungen vom deutschen Geblüt empfahl der Markgraf Johann von Brandenburg den österreichischen Gesandten ja nicht deutsch zu reden, „denn sein kais. Mt. und alle sein treffenliche Rät sein der Sprach gar nichts bericht". Daß man zwar kein deutsches, aber ein streng katholisches Oberhaupt haben werde, konnte ebenfalls nicht verborgen bleiben; Karl betete während des Gottesdienstes mit solcher Inbrunst und führte die Heiligenbilder so häufig an Mund und Augen, daß sich für Scheurl der König der Könige wenn nicht in einen Engel doch in einen demütig frommen Mann aus dem Volke zu verwandeln schien.

In England weigerte er sich am höfischen Tanz teilzunehmen; beim Einzug in Antwerpen ritt er durch die Triumphbogen, ohne sich zu einem Blick auf ihre eigentümliche Dekoration mit halbnackten Mädchen verleiten zu lassen. Besser als mit der überschäumenden Weltlust der Renaissance harmonirte dieser frühreife und unerschütterliche Ernst mit den altertümlichen Formen der römischen Königskrönung. Sie fand am 23. Oktober zu Aachen statt, obwohl ein Teil der Kurfürsten, durch Gerüchte über eine in der Krönungsstadt herrschende Pest geängstigt, die Verlegung der Feier nach Köln wünschte. Aber Karl bestand darauf die Krone an der nämlichen ehrwürdigen Stätte zu empfangen wie alle römischen Könige vor ihm mit Ausnahme Ruprechts. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er seinen Krönungseid, der ihm die Aufrechthaltung des überlieferten katholischen Glaubens und die schuldige Unterwerfung unter den Papst und die römische Kirche ausdrücklich zur Pflicht machte, mit vollster innerer Überzeugung geschworen hat. Die Erzbischöfe

von Köln und Trier vollzogen die Salbung und Krönung. Tags darauf wurde ein päpstliches Breve publizirt, welches dem König erlaubte wie Maximilian den Titel eines erwählten römischen Kaisers zu führen. Und als römisches Kaisertum im hergebrachten Sinn, als Schirmherrschaft über die Christenheit und Schutzvogtei über die Kirche hat Karl seine Würde stets aufgefaßt. Sein Ideal war im Grunde kein anderes als dasjenige der großen deutschen Kaiser, nur mit dem Unterschied, daß bei ihm das nationale Element völlig wegfiel. Was etwa von besondern Neigungen in ihm lebte, war burgundisch, nicht deutsch, dynastisch, nicht national; so mag er Frankreich gegenüber das Gefühl des burgundischen Prinzen niemals ganz verloren haben. Aber er gewöhnte sich doch rasch an jene hochfliegende Sprach- und Denkweise, die nun einmal mit der Idee der gottgewollten Universalmonarchie untrennbar verbunden war, und schon deshalb läßt sich die Behauptung, es sei in diesem nüchternen Kopf kein Raum für das Phantastische gewesen, nicht aufrecht halten. Denn wohl verträgt sich das besonnenste Abwägen der Mittel, wie es in seiner Natur lag, mit einem höchst phantastischen und unerreichbaren Ziel. Die Worte, mit welchen Karl seine Abreise aus Spanien und die Ernennung eines Regenten ankündigte, mögen den Spaniern damals vielleicht wie Hohn geklungen haben, aber sie wurden ihm selbst später zur politischen Norm; Spanien blieb „das Bollwerk und die Citadelle aller Reiche" für einen Herrscher, dessen absolutistische Tendenz dort immer noch leichteres Spiel hatte als mit der ungebrochenen Kraft des Partikularismus in Deutschland. Noch durfte der Großkammerherr Chièvres für den obersten Leiter seiner Politik gelten; nach wie vor richtete der alternde Staatsmann sein Bestreben darauf, wo möglich mit friedlichen Mitteln die Macht seines jungen Herrn zu befestigen. Neben ihm und zuweilen gegen ihn wußte sich doch bereits der Großkanzler Mercurino Arborio de Gattinara geltend zu machen, ein geborner Piemontese und schon in Diensten Maximilians tätig; mit dem scharfen und nicht leicht zu erschütternden Urteil eines durchgebildeten Juristen wußte er große Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr zu vereinigen. Aber die höchst verschiedenartigen Angelegenheiten der zahlreichen Länder machten von vornherein eine gewisse Arbeitsteilung unvermeidlich. So hatte Karl schon im Juli 1519 für seine österreichischen Erblande ein oberstes Regiment eingesetzt, das zugleich seine Interessen im Reich wahrnehmen sollte; nach seiner Ankunft finden wir dann einen besonderen deutschen Rat, in welchem wie im Regiment der Cardinal Matthäus Lang, seit 1519 Erzbischof von Salzburg, aber meist nach seinem bisherigen Sitz als Bischof von Gurk bezeichnet, seinen alten aus Maximilians Zeiten stammenden Einfluß zu behaupten suchte. Dieser stolze Bürgerssohn, einst von den adeligen Stiftsherren seiner Vaterstadt Augsburg nur mit Widerstreben zugelassen, hätte nicht übel Lust gehabt die hohe Aristokratie des Reichs als ein deutscher Wolsey zu regieren; er zeigte ganz den gleichen wohlberechneten Hochmut, wenn er gelegentlich von achtzig Höflingen begleitet einherschritt, ein echter Repräsentant der kirchlichen Verwelt-

lichung. Die wichtigste Rolle spielte jedoch während der Wahl von 1519 und in der nächsten Zeit ein mit den deutschen und schweizerischen Verhältnissen gründlich vertrauter Niederländer, der früher erwähnte Maximilian von Zevenberghen. Sein Verdienst war es wesentlich, wenn die würtembergische Frage damals ganz im Sinne jener habsburgischen Politik gelöst wurde, deren Traditionen er gegen die finanziellen und politischen Bedenken des kaiserlichen Hofs mit aller Energie zu verteidigen wußte. Sein Blick ist dabei auf das eine große Ziel gerichtet, dem Haus Habsburg den Weg zur deutschen Monarchie zu ebnen, wie es in einer Instruktion ausgedrückt



Medaillenartiger Doppelthaler des Cardinals Matthäus Lang von Wellenburg, Erzbischofs von Salzburg. 1521. Silber. Originalgröße.

Umschrift der Vorderseite, getheilt durch drei Wappen: MATHEVS · CARD (inalis) ARCHIEPS. SALZBVRG AC · EPVS (Episcopus) GVRCEN (sis) (Gurk in Krain); die Wappen sind die des Kardinals, von Salzburg und von Gurk. Zu den Seiten des Brustbildes MDXXI. Im Felde der Rückseite in einer Landschaft die heilige Radiana, angefallen von zwei Wölfen, vor ihr am Boden ein umgestürzter Wassereimer, Quast und Kamm. Umschrift: ORA PRO · NOBIS · DEVM · SANCTA · VIRGO · RADIANA. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

wird, „daß die Fürsten und andere Stände im heiligen Reich J. Mt. gehorsam sein und tun müssen, was sein Mt. wolle, desgleichen möge ein Herr von Österreich allzeit, wenn es ihm gefällt, römischer König oder Kaiser sein, und daß ihm die andern Fürsten zu Hof müssen reiten und dienen". Selbst ohne das Kaisertum würde die Verstärkung durch Würtemberg dem Haus Österreich Macht geben allen andern Ständen „Gesetz und legem zu setzen und zu imperiren". Diese Verwandlung des Reichs in eine habsburgische Monarchie muß aber nach Zevenberghens Überzeugung damit beginnen, die Macht der Eidgenossen zu brechen, welchen namentlich die süddeutschen Städte, durch die Feindseligkeit der Fürsten veranlaßt, leicht zufallen könnten. Er geht soweit, die Alternative aufzustellen, daß Deutschland entweder habsburgisch kaiserlich oder nach dem Beispiel der Schweiz republikanisch werden müsse, „damit zuletzten das ganze Deutschland allein ein Commun sei und alle Oberkeit daraus vertrieben würde".

In den Eidgenossen und in den Fürsten sieht also dieser Diplomat, dessen Blick über die unmittelbaren Forderungen des Tages und über die kleinen persönlichen Motive hinausreicht, die eigentlichen Gegner einer monarchischen Umgestaltung des Reichs. Selbst wenn wir die gleichzeitige religiöse Bewegung hinwegdenken, wäre es für den mächtigsten und begabtesten Kaiser eine schwer zu bewältigende Aufgabe gewesen zugleich mit der bereits mächtig entwickelten fürstlichen „Libertät" und mit der drohenden Revolution fertig zu werden. Zunächst kam doch für Karl V. alles darauf an sich mit den deutschen Ständen, wie sie einmal waren, abzufinden, und was die Schweizer betraf, so hatte Chièvres längst seine Ansicht dahin formulirt, es sei das Geheimniß aller Geheimnisse sie um jeden Preis zu gewinnen. Man hatte den Krieg mit Frankreich vor der Türe, den Papst gefügig zu machen, England festzuhalten, daneben in Spanien die Revolution und in den alten österreichischen Landen die unbotmäßigen Stände zu bekämpfen, endlich über den Wittenberger Mönch eine Entscheidung zu treffen. Wie hätte man auf dem Reichstag, der für den 6. Januar 1521 nach Worms berufen war, die mächtigsten unter den Reichsständen sogleich sich völlig entfremden dürfen!

Nach der Krönung war Karl mit den Kurfürsten in Köln zusammen; weitaus die erste Stelle unter diesen schien Friedrich von Sachsen einzunehmen, dessen Rat der Kaiser über die wichtigsten Fragen einholte, den der englische Gesandte als den Hauptgegner eines kaiserlichen Zugs über die Alpen ansah. Sein Neffe Johann Friedrich, schon damals der eifrigste Anhänger Luthers, war Karls jüngster Schwester, der Infantin Katharina, zum Bräutigam bestimmt. Dem Kurfürsten selbst kam doch namentlich der Ruhm zugute, daß er sich in der Wahlsache „ohne alle Gabe und Pension ehrlich und wohl" gehalten hatte; nachträglich wurden ihm 33 000 Gulden angewiesen, womit freilich nur die Hälfte einer ihm von Maximilian geschuldeten Summe abgetragen war. Auf der Heimreise von Köln gelobte ihm sein früherer Gegner, der junge Landgraf Philipp, ewige Freundschaft. Kursachsens neues Ansehen bedeutete, wie wir später berühren werden, ein Wiederaufleben jener ständischen Tendenzen, die in den letzten Zeiten Maximilians sich nicht mehr zu ihrer alten Kraft hatten erheben können. Hier soll zunächst hervorgehoben werden, wie im Gegensatz zu diesen Tendenzen die Regierung Karls V. dem Haus Habsburg wirklich die von Zevenberghen so verlockend geschilderte Machtstellung in Oberdeutschland schuf. Mit geringen Streitkräften hatte im August 1519 der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg versucht sich wieder in seinem Lande festzusetzen, aber nach einem kurzen Feldzug blieb der schwäbische Bund aufs neue siegreich und Ulrich sah sich genötigt in der Schweiz eine Zuflucht zu suchen. Ohne das unzweifelhafte Recht seines kleinen Sohnes Christoph zu achten, verkaufte der Bund am 6. Febr. 1520 das Herzogtum gegen Bezahlung der Kriegskosten (210 000 Gulden) an den Kaiser, der als Erzherzog von Österreich selbst Bundesmitglied war und, hauptsächlich durch

Zevenberghen bestimmt, diese hochbedeutende Verstärkung seiner vorderösterreichischen Herrschaft um jeden Preis, auch um den eines Rechtsbruches durchzusetzen beschloß. Christoph wurde von seiner Mutter getrennt und nach Innsbruck gebracht, ein Halbbruder des Ächters mit einem Jahrgehalt abgefunden, Zevenberghen als „Gubernator des Fürstentums Würtemberg" an die Spitze einer Regierung gestellt, die vorerst Landschaft und Volk durch schonende Behandlung zu beruhigen suchte. Wirklich erreichten die würtembergischen Stände, begünstigt durch die Finanznot des neuen Herrn, eine ansehnliche Erweiterung ihrer Freiheiten, nachdem ihnen der Tübinger Vertrag von 1514 gleich anfangs bestätigt worden war. Während aber die Landschaft sich ihrer fast unabhängigen Verwaltung des Staatshaushalts freuen durfte, wurden die Anhänger Ulrichs gleich wilden Tieren gehetzt; jeden, der mit Worten oder Werken sich dem verjagten Herzog günstig erwiesen, sollte man von Stund an totschlagen oder anzeigen. Ulrich selbst, der versäumt hatte das sichere Geleite des Königs zur Reise nach den Niederlanden rechtzeitig zu benutzen, wurde, als er sich später erbot auf dem Wormser Reichstag zu erscheinen, abschlägig beschieden. Übrigens hatte Karl bereits lange vorher seinen festen Beschluß kundgegeben, das Fürstentum erblich zu behalten; paßte doch, wie eine würtembergische Gesandtschaft in den Niederlanden sich ausdrückte, kein Land in ganz Europa so gut zu Österreich.

So begann Karls V. Regiment in Deutschland mit einem Akt der Gewalt, mit einer Rechtsverletzung zu Gunsten seiner dynastischen Interessen. Die Kurfürsten, denen er vor der Krönung ihre vorsichtig abgefaßte Wahlkapitulation beschwor, hätten angesichts einer solchen „Verwandlung des freien Reichslehens in eine Kaufwaare" sich fragen können, ob dieser Politik gegenüber die von ihnen aufgerichteten rechtlichen Schranken viel mehr sein würden als eine papierene Mauer. Wie ihre laue Verwendung dem Herzog Ulrich nichts genützt hatte, so wurde der Schiedsspruch, den Mainz, Sachsen und Brandenburg zwischen den streitenden welfischen Fürsten gefällt hatten, vom Kaiser einfach ignorirt. Denn mit den deutschen Parteigängern Frankreichs sollte einmal gründlich aufgeräumt werden. Die Reichsacht wurde über den Würtemberger zum dritten Mal am 5. Juni, über den Bischof von Hildesheim und den Herzog Heinrich von Lüneburg am 24. Juli 1521 verhängt. Es ist ja unverkennbar, daß Karls Verhältniß zu Frankreich auf seine Behandlung der deutschen Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluß übt; auf den Entschluß Würtemberg zu behaupten hat sicherlich auch die berufene Wehrkraft des kleinen Landes eingewirkt, die von den kaiserlichen Berichterstattern mit wachsendem Nachdruck erst auf 12 000, dann auf 20 000 guter streitbarer Männer veranschlagt wird. Aber neben der Rücksicht auf den unvermeidlichen Waffengang mit Franz spielt doch gewiß von Anfang an jenes starke monarchische Bewußtsein des jungen Herrschers mit, der den Ständen zu Worms ganz offen erklärte, sein Gemüt und Willen stehe nicht dahin, „daß man viel Herren, sondern allein einen habe, wie des heiligen Reichs Herkommen ist".

Wie sich diese kaiserliche Auffassung mit den sehr abweichenden Anschauungen und Wünschen der Stände auseinandersetzte, soll später im Zusammenhang mit der Geschichte des Reichsregiments, welches als ein Compromiß zwischen beiden Richtungen gelten kann, betrachtet werden. Jedenfalls hatten schon vor dem Zusammentritt des Reichstags in Bezug auf die wichtigste Frage, die ihn beschäftigen sollte, politische Rücksichten sich geltend gemacht. Das Schicksal Luthers schien von jeder neuen Wendung der unberechenbaren päpstlichen Staatskunst, überhaupt von jeder Verschiebung der Parteigruppirung für und wider Karl V. abzuhängen. Denn der Kaiser selbst durfte nicht daran denken sich irgendwo vor den Umtrieben Frankreichs sicher zu fühlen, dessen „Praktik in deutschen Landen so groß als nie" einherging und auch mit den Kurfürsten wieder anzubinden suchte. Ulrich



Silberthaler von Joachim I., Kurfürsten von Brandenburg. Originalgröße.

Umschrift der Vorderseite: IOACHIM · MARCHIO BRAN · PRIM · ELECTOR; der Kurfürst ist mit dem Hermelinmantel und mit dem Kurscepter dargestellt. Auf der Rückseite das vierfeldige Wappen mit dem Kurscepter im Herzschilde; darüber 1521. Umschrift: MONE(ta) NO(va) ARGEN(tea) PRIN(cipio) ELECT(oris) BRAND(enburgensis). Diese Münze ist in Berlin geprägt und ist der älteste Brandenburgische Thaler. (Berlin, königl. Münz-Cabinet.)

von Würtemberg richtete erklärlicher Weise seine Hoffnungen ganz auf Frankreich, welchem er sich im März 1521 zu Diensten gegen jeden Feind verschrieb; noch vor dem Würtemberger war Herzog Heinrich von Lüneburg am französischen Hof erschienen. Während Robert von der Marck im Sold Franz' I. zum Krieg in den Niederlanden rüstete, sollte ein Sohn des Lüneburgers sich mit einer Schwester des Königs von Navarra vermählen und diesem sein Land von Spanien zurückerobern helfen. Joachim von Brandenburg begegnete gleich bei seinem Einritt in Worms dem französischen Gesandten, der die alte Freundschaft nach seiner Meinung nicht ohne Erfolg herzustellen strebte. Was soll man aber dazu sagen, daß auch Friedrich von Sachsen eben jetzt mit König Franz verhandelte? Im Januar erhielt sein Abgesandter neben einem königlichen Schreiben an den Kurfürsten noch einen mündlichen Auftrag. Die vertraulichen Briefe des weisen Friedrich an seinen Bruder Johann zeigen uns bei aller Vorsicht des Ausdrucks, wie sehr er

davon entfernt war seine Stellung im Reich und zum Kaiser als eine gesicherte zu betrachten; mit dem größten Mißtrauen blickt er auf seinen Vetter Georg, auf Albrecht von Mainz, der gerade in Worms hervorragendes Ansehen genoß und dem französischen Gesandten sogar die Audienz verweigerte. Dazu kam die kaiserliche Abneigung gegen den Lüneburger, der Friedrichs Schwager war. Und nun wartete noch des ängstlichen Herrn die schwerste Probe. Sein Doktor sollte vor Kaiser und Reich zum letzten Mal feierlich erklären, ob er widerrufen wolle oder nicht.

Selten haben sich zwei so ungleiche Gegner persönlich gegenüber gestanden wie damals zu Worms der junge Kaiser und der ketzerische Mönch. Beide waren sie echte Söhne ihrer Zeit, beide betrachteten ohne Frage die religiösen Interessen als die höchsten und wichtigsten des Menschendaseins, und dennoch war zwischen diesen Männern eine Kluft wie von Jahrhunderten, so daß sie einander bei aller scheinbaren Verwandtschaft ihres auf das Beste der Christenheit zielenden Strebens gar nicht mehr verstehen konnten. Man hat wohl den Spaniern des XVI. Jahrhunderts die Rettung des von der Renaissancekultur bedrohten Autoritätsprinzips als ihr eigenstes weltgeschichtliches Werk zugeschrieben. Aber Karl V., so unzweifelhaft er als der gewaltigste Vorkämpfer dieses Prinzips auf politischem und religiösem Gebiet erscheint, ist zugleich von der sittlichen Verwilderung der Renaissance unheilbar angesteckt; er führt den großen Kampf für die Ideale der Vergangenheit, die auch die seinigen sind, mit all den schlechten Mitteln der modernen politischen Technik, wie sie eben überall und mit vollendeter Rücksichtslosigkeit gerade in Rom gehandhabt wurde. Aleander meinte freilich, als er auf dem Reichstag die feindlichen Kurfürsten Mainz und Sachsen öffentlich „wie herzliebe Brüder" verkehren sah, man habe keinen Grund immer nur von der römischen Heuchelei zu reden. Es soll auch keineswegs geläugnet werden, daß bei so manchen deutschen Politikern jener Zeit der Abscheu vor den wälschen Künsten mehr aus einem Gefühl der Unfähigkeit, der Inferiorität als aus sittlichen Motiven sich erklären dürfte, daß ferner die machiavellistischen Gepflogenheiten der Politik im Verlauf des Kampfes mehr als einmal von den Reformatoren selbst ihren Tribut gefordert haben. Aber dadurch wird der erfrischende und erhebende Eindruck nicht verkümmert, welchen die Erscheinung eines Luther in dieser Welt des mehr oder minder klugen Scheins und der gegenseitigen Übervorteilung hervorruft. Und es besagt mehr als jede weitere Erörterung des ungeheuern Gegensatzes, daß eben nur die deutschen Zuschauer diese Erscheinung als etwas Verwandtes zu begreifen vermögen, während die Ausländer entweder an der äußeren Unscheinbarkeit des berühmten Mannes Anstoß nehmen oder ihm allenfalls die brutale Kraft des Barbaren, den furor teutonicus des Landsknechts zugestehen. Die Würdigung religiöser

Motive lag ohnedies einer Anschauungsweise fern, die sich etwa Friedrichs des Weisen Opposition gegen Rom aus dem Ärger über eine angeblich seinem Bastard entgangene Pfründe zu erklären versuchte.

Dem jungen Kaiser läßt sich freilich nicht vorwerfen, daß er diese rein weltliche Beurteilung religiöser Fragen sich angeeignet hätte. In seinem Wesen lag bereits jener schwermütige Zug, der von Generation zu Generation sich vererbend in dem letzten spanischen Habsburger gleichsam fratzenhaft verzerrt erscheint. Karl V. dachte nicht erst in späteren Jahren an seine Leichenfeier; vor seiner Rückreise nach Spanien (1522) machte er sein Testament, nicht ohne eine Auswahl von Begräbnißstätten an der Seite der Vorfahren aufzuführen und sich die Abhaltung von 30000 Messen in verschiedenen Klöstern strenger Observanz zu bestellen. Er war kein geschulter Theologe wie Heinrich VIII.; beherrschte er doch nicht einmal die lateinische Sprache. Aber um so fester haftete in seiner Seele die streng kirchliche Unterweisung, die er als Knabe erhalten hatte. Stets unterschied er zwischen der römischen Curie, die ihn oft betrog und die er wiederholt bekämpfte, und der römischen Kirche, deren Lehren und Institutionen ihm unantastbar waren. Von der Notwendigkeit einer kirchlichen Reformation mußte der Schüler eines Adrian überzeugt sein, wie ja die treuesten Anhänger der Kirche längst in diesem Gedanken lebten. Aber eine Reformation von unten her, eine Reformation, die nicht allein die kirchliche Verfassung, sondern sogar das Dogma selbst ihrer Kritik unterzog, wie hätte sie nicht die Entrüstung des guten Katholiken erregen sollen, der zugleich als weltliches Haupt der Christenheit in jeder selbständigen Regung einen gottlosen Eingriff in seine Souveränetät sah?

Die geistliche Umgebung des Kaisers, an welcher die deutschen Reformfreunde so schweres Ärgerniß nahmen, zeigte doch keineswegs jene unbedingte Ergebenheit gegen Rom, wie sie die beiden Nuntien Caracciolo und Aleander fordern zu dürfen glaubten. Eine Reihe von hohen Kirchenfürsten, die Cardinäle Albrecht von Mainz, Matthäus von Salzburg und Schinner von Sitten, der Lütticher Bischof Eberhard von der Marck, der Bischof von Valencia, der für Chièvres rechte Hand galt, dachten nicht daran sich etwa für Luthers Sache ernstlich zu interessiren, aber gerade ihre weltliche Richtung konnte gelegentlich unbequem werden, da sie bei aller zur Schau getragenen Loyalität gegen das kirchliche Oberhaupt rein politischen oder auch persönlichen Erwägungen zugänglich waren. Man durfte wohl an der salzburgischen Tafel über den Papst losziehen, ohne daß der Cardinal es nötig fand dazwischen zu treten. Mehr theologischen Eifer als diese Herren zeigte der Leibarzt des Kaisers, ein Italiener, der mit dem spanischen Bistum Tuy belohnt worden war; freilich hielt er trotz seiner freundschaftlichen Correspondenz mit Erasmus den großen Niederländer für den wahren Verfasser einiger besonders scharfer lutherischer Schriften. Einflußreicher als alle die genannten war jedenfalls ein Mann, dessen Vertrauensstellung beim Kaiser ihm nament-

lich in religiösen Fragen eine entscheidende Stimme sicherte, der neue Beichtvater Jean Glapion. Freilich verdankte auch er seinen Platz zum Teil der Politik des Herrn von Chièvres, der in dem geborenen Franzosen eine Stütze seiner friedlichen Tendenzen zu finden dachte. Aber der gewandte Franziskaner, dessen unläugbares Ansehen am Kaiserhof die deutschen Patrioten ganz besonders verdroß, scheint doch wirklich ernsthafte Reformgedanken gehegt zu haben. Wenn auch in seinen Unterredungen mit dem kursächsischen Kanzler Brück gewiß nicht alles wörtlich zu nehmen ist, so stimmt immerhin die warme Anerkennung, womit er sich über Luthers erstes Auftreten äußert, vollkommen mit sonstigen Erklärungen gut kirchlicher Persönlichkeiten überein. Selbst für die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft, deren Lektüre ihm allerdings so weh getan habe wie die härteste Geißelung, schien er nicht abgeneigt die gereizte Gemütsverfassung des Schreibenden als eine Art von Entschuldigung gelten zu lassen. Seine Behauptung, Karl selbst habe gleichfalls an Luthers früheren Schriften kein Mißfallen getragen, ist sicher erfunden, um so wahrscheinlicher dagegen die Äußerung, daß er dem Kaiser seine heilige Pflicht die Kirche vor den Mißbräuchen zu reinigen bei Gottes Zorn eingeschärft und Luther als eine Art von Gottesgeißel für diese sündige Welt dargestellt habe. Er vertritt, indem er den Wunsch ausspricht dieses edle Gewächs der längst ersehnten Reformation nicht wieder vor der Frucht ausgerottet zu sehen, die Ansicht der „Gelehrtesten"; eben nur von diesen, mit der äußersten Diskretion und nicht vor dem gemeinen Volk könne die Sache zu einem guten Ende geführt werden. Der Gedanke eines solchen vom Kaiser zu berufenden Schiedsgerichts ist ganz erasmisch, wie denn Erasmus in Köln der Umgebung des Kaisers seine Vermittlungsvorschläge mitgeteilt hatte, dahin zielend, „daß Luther sich seines Gehorsams, der Papst sich seiner Milde rühmen könne". Echt erasmisch ist auch Glapions guter Rat, Luther solle die Autorschaft des „ungeschickten" Buchs von der babylonischen Gefangenschaft abläugnen. So gut des Reformators heiligster Hort, die Bibel, dem kaiserlichen Beichtvater dehnbar und nach Belieben verwendbar schien „wie ein weich Wachs", so wenig vermochte er einzusehen, was denn Luther daran gelegen sein könne eine Schrift zu verläugnen, an deren Stil und Haltung sich „mit gutem Fug und Ehren" jede Verwandtschaft mit seinen übrigen Schriften bestreiten lasse.

Als Glapion diese Anschauungen dem sächsischen Kanzler vortrug, hatte der lutherische Handel am Kaiserhof schon manche Wandlung durchgemacht. Noch in den Niederlanden war auf Betreiben Aleanders ein kaiserliches Mandat gegen die lutherischen Schriften ergangen. Eine Ausdehnung dieses Mandats auf das ganze Reich, mit Beifügung der Acht, zu gewähren erklärte man sich vor der Krönung für unbefugt. Dann folgte in Köln die entschiedene Zurückweisung der beiden päpstlichen Gesandten von Seiten Kursachsens und die Einwirkung des Erasmus auf die maßgebenden Kreise; hier war es auch, wo Sickingen Gläubiger des Kaisers wurde und mit Erasmus verkehrte. Männer wie der Großkanzler Gattinara huldigten seither, wie

Aleander unwillig schreibt, der „Phantasie“, man solle Luther auf den Reichstag kommen lassen. Wirklich forderte Karl V. unter dem 28. November 1520 den Kurfürsten Friedrich auf, Luther mitzubringen. Neben der Rücksicht auf Kursachsen und den Vorschlägen des Erasmus vermögen wir doch auch die Einwirkung der päpstlichen Politik nachzuweisen. Manuels Berichte aus Rom lauteten seit dem Oktober wieder sehr ungünstig; der Papst hatte ihm mitgeteilt, Frankreich suche ihn mit der Hoffnung auf Neapel und andere Dinge zu ködern, und auch das seltsame Anerbieten Leos eine Audienz der französischen Abgesandten durch einen unter seinem Bett versteckten Diener Manuels belauschen zu lassen, beruhigte den Spanier ganz und gar nicht. Dazu kamen die Nachrichten von päpstlichen Truppenwerbungen in der Schweiz und von der Absicht des Königs Franz nach Italien zu gehen. Aleander hatte allen Grund, Chièvres zu beschwören, man möge doch nicht die Sache des Glaubens mit andern zwischen Papst und Kaiser schwebenden Händeln vermischen. Aber kurz darauf war die erasmische Stimmung am Hof wieder verflogen und die wahre Neigung des Kaisers zu Tage getreten, als man von Luthers kühnem Gericht über die Bulle und die Dekretalen erfuhr. Karl V. sprach mit offner Verachtung von dem „Schurken“, dessen Schreiben er nachmals gleich bei der Einhändigung zerriß und auf den Boden warf. Ehe noch die ablehnende Antwort Kurfürst Friedrichs eintraf, hatte der Kaiser (17. Dezember) jene Einladung zurückgenommen und die Weisung erteilt, Luther nur, falls er widerrufe, nach Frankfurt oder sonst in die Nähe von Worms zu bringen, im andern Fall aber bis zur Entscheidung des Kaisers und der Kurfürsten in Wittenberg zu behalten. Ja, am 29. Dezember wurde wirklich ein scharfes Mandat gegen Luther nach dem Herzen Aleanders beschlossen, der seinen Vorstellungen im deutschen Rat und bei Glapion das Hauptverdienst an dieser günstigen Wendung zuschrieb. Jedenfalls wurde sie nicht, wie man meistens angenommen hat, durch eine kurz vorher erfolgte Concession der Curie herbeigeführt; die Zurücknahme der päpstlichen Breven, welche die Inquisition in Aragon einschränkten, wurde erst am 12. Dezember bewilligt und hätte auch kaum die immer noch sehr bedenklichen Mitteilungen Manuels über Leos Kriegs- und Allianzgelüste aufgewogen. Eben so wenig genügt der offizielle Grund des Kaisers, daß Luther nach Ablauf des in der Bulle gesetzten Termins wirklich exkommunizirt und sein Erscheinen in Worms daher unzulässig sei. Man könnte mit Baumgarten an einen Versuch des kaiserlichen Kabinets denken, die Curie durch besonderen Eifer in der lutherischen Sache zu gewinnen, wobei aber auch die streng kirchliche Richtung des jungen Kaisers mitzuveranschlagen wäre. Leichter ist es dagegen zu erkennen, warum jenes Mandat nicht zur Ausführung und die kaiserliche Politik bald wieder auf ihre vorige Haltung zurückkam. Mit dem Herannahen des Reichstags wuchs das Bedürfniß sich die Stände, auf deren finanzielle Hülfe man doch angewiesen war, geneigt zu machen. Dazu konnte aber ein rasches und schroffes Vorgehen gegen

Luther, wie man immer mehr einsah, nicht führen. Die ganze Atmosphäre, in welcher man sich bewegte, ließ das von Aleander verwünschte „Temporisiren" als das Rätlichste erscheinen.

Kurfürst Friedrich rechtfertigte damals in der Tat jenen Ruf der Klugheit, der doch manchmal mit einem hohen Grad von Unentschlossenheit versetzt erscheint. Auch diesmal traf ihn wohl in einem lutherfreundlichen Pamphlet die Anklage, er habe den Reformator verläugnet wie Petrus den Herrn. Aber diese stets wiederholte Versicherung, daß er persönlich mit Luther nichts zu schaffen habe, diese sehr durchsichtigen Ausreden, womit er den bloßen Rechtsstandpunkt zu behaupten suchte, dieser fürstliche Stolz, welcher dem Kaiser die fortgesetzten Exekutionen gegen die lutherischen Bücher als eine starke Rücksichtslosigkeit vorhielt, das alles hat doch sein Ziel nicht verfehlt und Aleander war gewiß dazu berechtigt sich über den verschlossenen Herrn, den er eine Zeitlang nur als eine Puppe seiner ketzerischen Räte betrachten wollte, gründlich zu ärgern. Schon in Köln hatte sein College Caracciolo zornig geäußert, sie würden diesen Herzog Friedrich zu finden wissen. Aleander reibt sich sogar an der äußeren Erscheinung des „sächsischen Basilisken"; er sehe ganz einem fetten Murmeltier gleich und habe auch den nämlichen schiefen Blick. Der echte Kurtisan sieht natürlich überall sächsische Praktiken und sächsische Bestechung, wo sich unter den Ständen oder den kaiserlichen Räten Widerstand gegen die sofortige Vollziehung des päpstlichen Urteilsspruchs zeigt. Aber selbst der streng katholische Georg von Sachsen stimmte in die allgemeinen Klagen und Vorwürfe gegen die Curie ein, wie ja auch Luthers heftigste literarische Gegner, ein Murner und Emser, den Klerus an erster Stelle für die hereinbrechende Katastrophe verantwortlich machen. Bei ihnen wie in den Beschwerdeartikeln Herzog Georgs wird das alte den Römlingen so widerwärtige Heilmittel eines allgemeinen Concils hervorgeholt; mit schneidender Schärfe rügen die herzoglichen Artikel Geldgier und Unsittlichkeit der Geistlichen, die im Grunde auf die Verderbniß der Obern zurückzuführen seien, denn „dieweil der Brunnen also an Schmack worden, so schmecken die Bäche, in die er fleußt". Welchen Blick in die Nachtseite des klerikalen Treibens gewährt der sächsische Artikel, der sich gegen den häufig geübten Kniff wendet, daß geistliche Richter ehrbare Frauen „zu Zeiten um ihrer Schönheit willen" auf falsche Anzeigen hin citiren und dann durch Geld oder Drohungen zu Fall zu bringen suchen. In Klagen dieser Art, schreibt ein Wormser Kanoniker über Georgs Beschwerden, seien in Deutschland alle eines Sinnes, vom Kaiser angefangen durch alle Stände bis auf den letzten Mann. So wurden denn auf dem Reichstag die hundert Gravamina der deutschen Nation zusammengestellt, deren kirchenpolitische Forderungen vielfach ganz mit den Auslassungen Luthers und Huttens übereinstimmen. Freilich war die Mehrheit der Stände gewiß nicht willens damit dem heftig angegriffenen kirchlichen Regiment überhaupt den Gehorsam aufzukündigen. „Ich hoffe zu Gott," so drückt Murner eine sicher weit verbreitete Stimmung aus,

„wir Deutschen kommen aller Beschwerden einmal ab und wollen dennoch fromme Christen und auf unserm väterlichen Gesetz bleiben". Aber welchen Druck zu Gunsten Luthers und seiner Sache mußte trotzdem diese gleichzeitige und in manchen wichtigen Fragen gleichstrebende Erregung selbst der von Herzen konservativen Elemente ausüben! Aleander selbst, der nach seiner Angabe schon vor fünf Jahren den Papst vor einem „germanischen Tumult" gewarnt hatte, konnte nicht umhin, „unsere Deutschen zu Rom, obwohl meine verehrungswürdigen Herren und Freunde" als die Hauptursache dieser „Rebellion" und wenigstens eine vorübergehende Mäßigung ihrer Habgier als dringend notwendig zu bezeichnen. Das gebildete Deutschland aber, das sich vollständig von den humanistischen „Theologopoeten" leiten lasse, könne der Papst nur dadurch ernstlich bekämpfen, daß er einige Talente dazu bringe sich aufs Bibelstudium zu legen und die Gegner mit gleichen geistigen Waffen anzugreifen.

Niemand hatte so unmittelbar unter der von den „theologischen Poeten" geschürten Aufregung zu leiden, niemand so gute Gelegenheit ein lebendiges Bild von der in und um Worms herrschenden Stimmung zu entwerfen, wie der geistreiche italienische Beobachter und Mitspieler. Ein Land, in welchem „selbst die Steine und Bäume Luther schrien", war natürlich für den päpstlichen Gesandten kein sehr behaglicher Aufenthalt; vormals ein angesehener Gast der humanistischen Kreise kam er sich jetzt wie ein Ausgestoßener vor. Hier und dort wollte man ihm nicht einmal für teures Geld Quartier geben. Wenn er über die Straße ging, fuhren die Begegnenden mit der Hand ans Schwert und riefen ihm Flüche nach. Spottverse und Karikaturen verfolgten ihn; er sah sich mit dem Kopf nach unten am Galgen hängend abgebildet, während Luthers Bilder mit dem heiligen Geist und dem Strahlenkranz oder auch mit Hutten zusammen überall, selbst in der Behausung des Kaisers verkauft und gezeigt wurden. Sogar ein paar Rippenstöße von einem „höchst lutherischen" Türhüter nahm Aleander hin, ohne Klage zu führen; mit Geduld und Humor, schreibt er, lasse sich über alle diese kleinen Leiden wegkommen. Aber schlimmer als die Insulten und Drohungen in Worms erschienen die Kundgebungen von der nahen Ebernburg; die Gestalten eines Sickingen und Hutten im Hintergrund ließen das Äußerste befürchten, zumal seit der fränkische Ritter den beiden Nuntien seine elegant stilisirten Absagebriefe zugeschickt hatte; warum sollte sich nicht jemand finden, der ihnen den von Hutten angekündigten Degenstich versetzte? Aleander dachte mit Grauen an die Gepflogenheiten des deutschen Fehderechts. Schon ergriff die herrschende Aufregung selbst fremde Zuschauer; während vornehme Spanier sich darin gefielen lutherische Schriften öffentlich zu zerreißen und in den Kot zu treten, zeigten spanische Kaufleute, die zu Hause wegen ihrer maurischen oder jüdischen Herkunft in steter Todesangst leben mußten, eben so offen ihre Sympathien für den Gegner der kirchlichen Schreckensherrschaft.

Wir dürfen uns aber die Pression der öffentlichen Meinung, so lebhaft

sie sich hören ließ, in den hohen politischen Kreisen, unter den kaiserlichen Diplomaten nicht allzu mächtig denken; hier war man gewohnt nur mit greifbaren Dingen, mit finanziellen und militärischen Kräften zu rechnen. Der einzige Mann der Bewegung, der in einer solchen Rechnung mitzählen konnte, Sickingen, hatte sich ja eben finanziell und militärisch an den Kaiser gebunden. Schwieriger war es vorerst mit den Reichsfürsten über die lutherische Sache zurecht zu kommen. Kurmainz hatte mit der Ausfertigung jenes scharfen Mandats vom 29. Dezember hintangehalten, so eifrig päpstlich er sich sonst zeigte. Von den weltlichen Kurfürsten konnte nur Brandenburg für einen entschiedenen Gegner Luthers gelten. Trier und Pfalz standen politisch in gutem Einvernehmen mit Kurfürst Friedrich; der junge kriegerische Landgraf von Hessen, Sickingens Todfeind, aber von Aleander für „ganz lutherisch“ erklärt, hielt sich zu dieser Gruppe, die jedenfalls auf Berücksichtigung Anspruch erheben durfte. Man begreift, daß von kaiserlicher Seite alles versucht wurde, um den stets ausweichenden Sachsen zu gewinnen oder einzuschüchtern.

Neben jenen oben erwähnten Unterredungen Glapions mit dem Kanzler Brück besitzen wir noch eine höchst merkwürdige Instruktion für eine Gesandtschaft, von der wir aber nicht wissen, ob sie wirklich zum Kurfürsten gelangt ist. Hier wird Friedrich ausdrücklich vor der drohenden Exkommunikation gewarnt und für Luther im Fall des Widerrufs nicht nur die päpstliche Gnade, sondern sogar die Erhaltung seiner Schriften nach Beseitigung ihrer ketzerischen Bestandteile in Aussicht gestellt. Weigere er aber den Widerruf, so solle ihn der Kurfürst auf einer seiner Burgen so lang in Gewahrsam halten, bis der Kaiser zu Worms mit Fürsten und Gelehrten über sein weiteres Schicksal beschlossen habe. Wir sehen, ein Gedanke, der früher in den Wittenberger Kreisen aufgetaucht war, begegnet uns hier von Neuem, freilich mit dem ausgesprochenen Ziel, den Ketzer an weiteren Veröffentlichungen sowie an der Flucht zu hindern. Glapions wiederholter Rat, Luther solle Sachsen ja nicht verlassen und auf gar keinen Fall nach Rom gehen, lautet allerdings freundlicher, geht aber doch ebenfalls darauf hinaus, daß Luthers Erscheinen in Worms zu vermeiden sei. Vom korrekt kirchlichen Standpunkt aus war es auch unmöglich, ein nochmaliges Gehör des in aller Form verurteilten Ketzers für zulässig und den Reichstag für competent zu erklären; Aleander warf daneben mit gutem Recht die Frage auf, ob man denn glaube, daß Luther, der den geistlichen Stand und die gesammte kirchliche Wissenschaft perhorreszire, irgend ein Gericht als unverdächtig anerkennen werde, es sei denn aus unbedingten Anhängern zusammengesetzt. Aber gerade auf diesem Gehör des Gebannten bestand zum größten Unwillen des Kaisers wie der Nuntien die Mehrheit der Fürsten. Aleander schrieb allerdings nach der Rede, die er am 13. Februar vor Kaiser und Reichstag hielt, unverschämt genug, er habe sich so wenig ein Blatt vor den Mund genommen als sollte er ein paar Dutzend Kindern eine Lektion erteilen. Es fehlte natürlich nicht an dem Vergleich

der deutschen mit der böhmischen Bewegung; auch jene Äußerung Luthers, daß man die Hände in der Pfaffen Blut waschen solle, fand ihren Platz. Trotzdem entsprach der Erfolg nicht der Erwartung. Das kaiserliche Mandat, welches erklärte, es sei nicht not noch gebührlich Luther weiter zu hören, die Acht über den Ketzer und seine Anhänger aussprach und Luthers sofortige Verhaftung befahl, wurde von den Ständen unter Hinweis auf die gefährliche Stimmung des gemeinen Mannes als unausführbar abgelehnt. Freilich war es in den vorhergehenden Beratungen zu scharfen Auseinandersetzungen gekommen; im Kurfürstencollegium verfochten Sachsen und Pfalz ihre Meinung gegen die Majorität mit solchem Feuer, daß Aleander mit boshafter Uebertreibung erzählen konnte, Sachsen und Brandenburg seien beinahe handgemein geworden und der Pfalzgraf, sonst ein stiller Herr, habe gebrüllt wie ein Stier. Immerhin erreichten die beiden soviel, daß man dem Kaiser Luthers Berufung empfahl, um von ihm selber zu hören, ob er die unter seinem Namen gehenden Schriften anerkenne und ob er die gegen die alte kirchliche Lehre gerichteten Artikel widerrufen wolle. Weigere er sich dessen, so wollten die Stände mit dem Kaiser den Glauben beschützen helfen. Eine Vermischung der Gravamina mit der Sache Luthers sowie den Vorschlag, über Fragen der kirchlichen Verfassung eventuell eine Disputation mit Luther zu gestatten, wies der Kaiser zurück. Aber die Forderung des Gehörs mußte er doch zugestehen; nach wiederholten Beratungen unter den Kaiserlichen und mit den Ständen ließ man auch den von Gattinara und Glapion vertretenen Gedanken fallen, das Gehör durch eine nach Wittenberg abzuordnende Deputation von Gelehrten vornehmen zu lassen, und entschloß sich zur Vorladung Luthers nach Worms. Seine Bücher sollten laut eines freilich erst später publizirten kaiserlichen Mandats einstweilen nicht verbrannt, sondern sequestrirt werden; am 6. März erging die kaiserliche Citation an Luther, sich unter sicherem Geleite hin und zurück binnen einundzwanzig Tagen in Worms einzufinden. Aleander war empört, daß dem verurteilten Ketzer die Anrede: „Ehrsamer, lieber, andächtiger" zu Teil wurde.

Daß aber Luthers Sache überhaupt dem Reichstag in die Hand gespielt worden sei, dafür macht der Nuntius die Räte des Kaisers und zwar nicht den deutschen Rat, sondern den geheimen Rat verantwortlich, dessen niederländische und italienische Mitglieder offenbar weit mehr die allgemeine politische Lage ins Auge faßten. Eben damals sagte Chièvres dem Nuntius: „Macht nur, daß Euer Papst unsere Sachen nicht in Verwirrung bringt, dann soll er alles haben, was er nur von uns verlangen kann; sonst wird man ihn derart einwickeln, daß er viel Mühe haben soll, sich herauszuwickeln." Diese Herren fanden doch jedenfalls, selbst wenn sie sich von einer Verzögerung des lutherischen Handels keine allzu große Wirkung im Rom versprechen mochten, daß Leo X eigentlich wenig Ursache habe, den Kaiser als Papst zu drängen und als italienischer Fürst hinzuhalten. Die ganze Unnatur dieses Doppelverhältnisses liegt in der Gegenforderung Aleanders, man

solle den Glauben nicht mit privaten und zeitlichen Interessen vermengen; eine Zumutung, besonders heuchlerisch klingend aus dem Mund eines Mannes, dessen diplomatischer Ruhm hauptsächlich darin bestand, einem großen kirchlichen Zweck persönliche Interessen und bedenkliche Neigungen, Bestechlichkeit und Eitelkeit dienstbar zu machen, der sich später selbst rühmte, das Concilsgeschrei der Kaiserlichen und der Fürsten zu Worms durch eine Lüge über das Eintreffen gewisser päpstlicher Breven zum Schweigen gebracht zu haben. Daß die kaiserlichen Politiker einer derartigen Praxis gegenüber sich zuweilen eine Drohung gestatteten, die vielleicht nicht ganz ernst gemeint war: wer wollte ihnen das verdenken? So hatten sie gelegentlich den Beichtvater des vorigen Kaisers, den angesehenen Dominikaner Johannes Faber, vor den Nuntien predigen lassen, Kaiser und Kurfürsten müßten die lutherische Sache in die Hand nehmen und die Rechte des Reichs in Italien zurückerobern. So ließen sie durchblicken, die Nachricht von dem Anrücken Roberts von der Marck gegen kaiserliches Gebiet habe sofort eine Abänderung des Geleitsbriefs für Luther veranlaßt, an welchen statt des einfachen Kuriers nunmehr ein Herold abgehen sollte.

Vielleicht war es ebenfalls nicht ohne Rücksicht auf die auswärtigen Verhältnisse, daß die kaiserliche Regierung in diesen kritischen Wochen einen erfolgreichen Versuch machte, die lästige Opposition auf der Ebernburg zu beschwichtigen. Wir erfahren durch Aleander, daß Frankreichs Vorkämpfer Robert von der Marck damals mit Sickingen verhandeln ließ; man wußte außerdem, daß Lüneburg ganz französisch sei und der Kurfürst von Brandenburg einen Gesandten bei Franz I habe. Der unmittelbar drohende Ausbruch des Kriegs erleichterte sicherlich den beiden Unterhändlern, die nach der Ebernburg gingen, dem Kämmerer Paul von Armstorf und dem kaiserlichen Beichtvater, ihr Geschäft. Hutten hatte nicht nur die päpstlichen Gesandten und den ganzen lutherfeindlichen Klerus bedroht, sondern auch an den Kaiser selbst ein scharfes Schreiben gerichtet, des Inhalts, daß es noch Männer in Deutschland gebe, die im Notfall auch gegen den Willen des ganz von pfäffischen „Weichlingen" geleiteten Herrschers die frechen päpstlichen Gesandten zur Rechenschaft ziehen würden. Und in jenem Schreiben an Aleander hieß es, das Wort Gottes sei mächtiger als jedes kaiserliche Edikt. Wie ernsthaft man doch Huttens Drohungen nahm, geht aus den furchterfüllten Briefen Aleanders deutlich genug hervor; während der Humanist in ihm nicht umhin konnte die sorgfältige Stilisirung der ritterlichen Pamphlete zu bewundern, hätte er nicht gewagt, die zweite päpstliche Bannbulle, in welcher neben Luther auch Hutten namentlich aufgeführt war, zu veröffentlichen. Armstorf selbst, der sich von der Curie in Sachen einer Pfründe benachteiligt glaubte und auf Betreiben des Nuntius vom Papst zufrieden gestellt wurde, erklärte ganz offen, er würde sonst an Huttens Seite den ihm vorgezogenen Kurtisanen mit Raub und Brand heimgesucht haben. Jetzt hatten er und Glapion auf der Ebernburg über Erwarten leichtes Spiel.

Sie trafen neben Sickingen und Hutten den ausgetretenen Dominikaner Martin Butzer, den Aleander als besonders begabt und gefährlich bezeichnet. Er war natürlich in Sachen der Lehre dem Beichtvater eher gewachsen als die beiden Ritter. Hutten zumal war weder zum Theologen noch auch zum Diplomaten geschaffen; er glaubte an den guten Willen der kaiserlichen Sendlinge; „des hätt ich mich je nit versehen", schreibt er an Spalatin, „sie betrügen mich denn". Spalatin freilich, minder optimistisch, fürchtete, „der Beichtvater sei ein socius". Man hat es Hutten zum schwersten Vorwurf gemacht, daß er sich wirklich bestimmen ließ gegen ein Jahrgehalt von 400 Goldgulden in kaiserlichen Dienst zu treten und demgemäß seine literarischen Angriffe einzustellen, wie er denn sogleich in einem neuen Schreiben an den Kaiser wegen des vorigen um Verzeihung bat. So wenig er übrigens in diesem Entschuldigungsbrief seine frühere Ansicht über das verderbliche Treiben der Nuntien und die schlimmen Ratgeber Karls zurücknimmt, so wenig sind wir berechtigt, den Ritter einer feilen Gesinnung zu zeihen. Er handelte offenbar in gutem Glauben, jedenfalls bestärkt durch seinen mächtigen Freund; noch später, nach der Ächtung Luthers, drückte eine aus Sickingens Kreis stammende Flugschrift die Hoffnung aus, der Kaiser „werd nit lang päpstisch sein". Hutten aber kündigte, sobald er von der Entscheidung des Kaisers gegen Luther unterrichtet war, jenes Dienstverhältniß. Damals freilich ließ auch er mit Sickingen sich für Glapions Projekt gewinnen, wonach der bereits unterwegs befindliche Luther zunächst nicht nach Worms, sondern auf die Ebernburg kommen und dort mit dem kaiserlichen Beichtvater verhandeln sollte; ein Plan, der wohl eigentlich dazu bestimmt war das Erscheinen des Ketzers vor dem Reichstag zu vereiteln. Aber er scheiterte an der Festigkeit des Reformators.

Luther hatte schon auf die Kunde von jener ersten kaiserlichen Ladung (S. 335) Spalatin seine Bereitwilligkeit ausgesprochen; selbst krank wolle er kommen, denn der Ruf des Kaisers sei ohne Zweifel ein Ruf des Herrn. Die Gefahr verhehlte er sich keineswegs; er wünschte, Karl möge den Fluch nicht auf sich laden, der einst den wortbrüchigen Sigmund verfolgt und noch dessen Enkel getroffen habe. Gegen den Kurfürsten wiederholte er sein früheres Erbieten; freilich hatte er dabei nur eine Verantwortung, ein wirkliches Gehör im Sinn, denn widerrufen, so schrieb er einem Freund, werde er höchstens in der Form, daß er den Papst früher den Statthalter Christi genannt habe, jetzt aber den Widersacher Christi und den Apostel des Teufels nenne. Nun traf am 26. März der Herold mit dem kaiserlichen Schreiben und Geleite ein. Luther machte sich auf den Weg; außer einem Ordensbruder, wie es die Regel verlangte, begleiteten ihn sein Kollege und vertrauter Freund Amsdorf und ein junger Adeliger aus Pommern, Peter Swaven; der kürzlich ganz zur Theologie übergegangene Humanist Justus Jonas schloß sich in Erfurt an, zum großen Leidwesen seines Gönners Erasmus, von Hutten und Eobanus aber dafür gepriesen und besungen.

Feierlich empfing die Universität Erfurt, ihren Rektor Crotus an der Spitze, den Reformator, den Mann, so lautet eine Notiz in der Matrikel, „welcher nach langen Jahrhunderten zuerst gewagt hat, römischen Übermut mit dem Schwert der heiligen Schrift zu erwürgen". Gewaltig drang Luthers Predigt den Erfurtern in die Ohren; „es sind wohl dreitausend Pfaffen", rief er, „unter denen man vier rechte nicht findet; Gott erbarm den Jammer!" Kaum war er abgereist, so entlud sich die durch seinen Besuch gesteigerte Aufregung der Studenten und des Volks gegen den Klerus in einer wüsten Pfaffenhetze. Wohlgemut zog indessen Luther dahin, nur vorübergehend erschreckt durch den Anschlag jenes kaiserlichen Mandats, welches die Einlieferung seiner Schriften zu Handen der Obrigkeit befahl; weder die Einladung nach der Ebernburg, durch Butzer überbracht, noch eine sehr ernsthafte Warnung Spalatins vermochten ihn von seinem Reiseziel abzulenken. Die Warnung dürfte wohl vom Kurfürsten selbst veranlaßt worden sein, denn Spalatin allein hätte doch kaum gewagt in einer so entscheidenden Frage noch zuletzt einzugreifen. Luther antwortete, „er wollte gen Worms, wenngleich so viel Teufel drinnen wären, als immer Ziegel da wären". Am 16. April um die Mittagszeit erfolgte der Einzug in Worms, unter ungeheurem Zulauf des Volks; Aleander, der den Lärm in seiner Wohnung vernahm, ließ sich erzählen, Luther habe vom Wagen steigend mit seinen „dämonischen" Augen um sich geblickt und gesagt: Gott wird für mich sein. Nicht in der Abgeschiedenheit eines Gemachs der kaiserlichen Wohnung, wie der Nuntius und Glapion mit Karl verabredet hatten, sondern in der Nähe seines Kurfürsten, in einem Haus des Johanniterordens nahm er Herberge, sogleich von vornehmen Herren aufgesucht und von aller Welt umlagert. Am folgenden Nachmittag um vier Uhr erschien er vor Kaiser und Reich. Aleander hatte den Gang der Verhandlung vorgezeichnet, die von dem trierischen Offizial Johann von Eck geführt wurde. Luther war nach Aleanders Beobachtung frohen Muts eingetreten. Die erste an ihn gerichtete Frage, ob er die vorliegenden Bücher (deren Titel ihm auf Verlangen des Wittenberger Juristen Schurf vorgelesen wurden) als die seinigen anerkenne, bejahte er. Aber bei der zweiten entscheidenden Frage, ob er diese Schriften und ihren Inhalt widerrufen wolle oder nicht, übermannte ihn doch die Größe der Verantwortung; er bat um Bedenkzeit, da es sich um so hohe Dinge wie das Heil der Seelen und das Wort Gottes handle. Sein Gesuch wurde wenngleich ungern, nachdem der Kaiser und die Stände sich erst beraten hatten, bewilligt. Mit einer hochfahrenden Ermahnung des Offizials schloß diese Szene, deren Ausgang sicher viel Enttäuschung hervorrief. Luther hatte mit leiser Stimme, fast unverständlich gesprochen; er erschien eingeschüchtert, trotz der Ermahnungen zur Unerschrockenheit, die ihm beim Eintritt von mehr als einer Seite zugeraunt worden waren. Der Kaiser sagte, sobald er des Mönchs ansichtig wurde: „der würde mich nie zum Ketzer machen"; er blieb auf dem Glauben, dieser Luther könne unmöglich die ihm zugeschriebenen Bücher verfaßt haben. Kein Wunder, daß ein echter

Italiener wie Aleander über den „Narren" triumphirte, der die Illusionen über seine Persönlichkeit selbst zerstört habe.

Am Abend des nächsten Tages — es wurde 6 Uhr, bis man zum neuen Gehör schritt — war die ungewohnte Anwandlung von Menschenfurcht vorüber, Luther wieder ganz er selbst. Noch am vorigen Abend hatte er an Cuspinian geschrieben, nicht ein Jota werde er widerrufen. Peutinger, mit dem er sich unmittelbar vor dem zweiten Gehör unterhielt, fand ihn fröhlich und guter Dinge. Er mußte diesmal lange warten, bis der Kaiser und die Stände mit andern Anliegen fertig waren und der trierische Offizial, nach



Medaille von 1521 mit dem Bildniß Luthers.
Originalgröße. Berlin, kgl. Münz-Cabinet.

einer wiederholten Rüge der durch Luther verursachten Verzögerung, zum zweiten Mal die entscheidende Frage an ihn richtete, ob er für seine Schriften insgesammt einstehen oder etwas zurücknehmen wolle. Mit lauter und unerschrockener Stimme gab Luther seine Antwort, nicht ohne sich wegen etwaiger Verstöße gegen die höfischen Formen mit klösterlicher Unerfahrenheit zu entschuldigen. Er blieb dabei, seine Bücher, gegnerische Fälschungen ausgenommen, anzuerkennen, und teilte sie in drei Gruppen, deren eine, von Sachen des Glaubens und der Sitte handelnd, von den Gegnern selbst vollkommen gebilligt werde. Die zweite, gegen das Papsttum und die Papisten gerichtet, könne er nicht widerrufen, ohne die Tyrannei zu bestärken und der Ruchlosigkeit Fenster und Türen zu öffnen. In den polemischen Schriften endlich gegen einzelne Verteidiger jenes Unwesens sei er allerdings zu heftig gewesen, wie er sich auch keineswegs zu einem Heiligen machen wolle, aber sie widerrufen, hieße gleichfalls die Tyrannei ermutigen. Man möge ihn aber des Irrtums aus der Schrift überführen und er werde der erste sein, die Bücher ins Feuer

zu werfen. Immer mächtiger erwachte in dem Sprechenden das Bewußtsein einer göttlichen Mission, das ihn über jede Scheu vor der glänzenden Versammlung hinaushob. Gerade die ihm vorgeworfene Gefährlichkeit seiner Lehre erklärte er für das sicherste Zeichen ihres Ursprungs, denn das Wort Gottes sei nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und den jungen Kaiser selbst wagte er zur Furcht des Herrn zu ermahnen, auf daß er nicht sein Regiment unglücklich beginne und zu Schanden werde wie Pharao und die Könige von Babylon und Israel; nicht als ob so hohe Häupter seine Belehrung nötig hätten, aber er habe seinem Deutschland diesen Dienst nicht versagen dürfen. Im feierlichsten Augenblick seines Lebens trat neben der Pflicht gegen Gott auch die Pflicht gegen das Vaterland vor die Seele des Reformators; wie ein Prophet des alten Bundes sprach er zu dem Fürsten seines Volks.

Nichts lag dem Kaiser und der Mehrheit der Stände ferner als dem gebannten Mönch eine derartige Stellung einzuräumen. Der trierische Offizial gab ihrer Unzufriedenheit über Luther, der die Milde des Kaisers mißbraucht und nach echter Ketzerart eine unzweideutige Antwort vermieden habe, lebhaften Ausdruck. Von einer Disputation könne nicht mehr die Rede sein, nachdem über die von Luther erneuerten Irrlehren der Waldenser, des Wiclif und Hus die Concilien längst ihr entscheidendes Urteil gefällt hätten; es handle sich nur um eine aufrichtige, „nichtgehörnte" (d. h. nicht trügerische) Antwort auf die Frage, ob er seine Bücher und die darin enthaltenen Irrtümer widerrufen wolle oder nicht. Luther gab die verlangte Antwort „ohne Hörner und Zähne" dahin ab: sowohl der Papst als die Concilien seien dem Irrtum unterworfen; wenn er also nicht durch Zeugnisse der Schrift oder Vernunftgründe überführt werde, sei er durch die von ihm angeführten Schriften überwunden und sein Gewissen gefangen in Gottes Wort; widerrufen könne und wolle er nicht, da wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich sei. „Gott helf mir, Amen." Als nach diesen entscheidenden Worten Eck sich anschickte, für die Unfehlbarkeit der Concilien einzutreten, und Luther „als ein harter Fels" dabei blieb, sie hätten geirrt und er könne es beweisen: da brach der junge Kaiser, aufs Tiefste entrüstet, die Verhandlung ab. Unter dem Zischen und Höhnen der Spanier verließ Luther den Saal; Aleander erzählt, er habe, wie die deutschen Soldaten nach einem wohl gelungenen Streich, die Hand emporgereckt. „Ich bin hindurch, ich bin hindurch!" So begrüßte er die Freunde beim Eintritt in seine Herberge; das Gefühl der Befreiung, der glücklich überstandenen Gefahr erfüllte den tapfern Mann, dessen einfache Größe auch über diese denkwürdigen Stunden hinwegkam, ohne in die Schwäche des Pathos zu verfallen.

Für die deutschen Augenzeugen bedurfte es nicht jenes theatralischen Auftretens, dessen Mangel die Romanen selbst einer bedeutenden Persönlichkeit nur ungern nachsehen. Kurfürst Friedrich, der Tags zuvor doch offenbar auch etwas betroffen war, sprach gegen Spalatin seine Zufriedenheit mit dem

Doktor Martinus aus, nicht ohne den bezeichnenden Zusatz: „er ist mir viel zu kühn". Und die Achtung, die man einem wackeren Kämpfer schuldet, muß doch auch ein Gegner wie Erich von Braunschweig dem Ketzer gezollt haben, da er ihm nach der Hitze des Streits eine Kanne mit Eimbecker Bier reichen ließ. Der junge Landgraf von Hessen besuchte ihn in seiner Herberge, gleich andern Fürsten und Herren, während der eigene Landesherr jede persönliche Berührung vermied. Wenn Aleander fest überzeugt war, daß Luthers persönliches Auftreten seinem bisherigen Ansehen den größten Eintrag getan habe, so täuschte er sich gründlich. „Ich bin besser lutherisch denn all mein Tag nie," schreibt ein Zeuge von Luthers Gehör; daß sich, wie Aleander behauptet, das Volk an Verwerfung des Kostnitzer Concils oder an der offenkundigen Vorliebe des Reformators für einen guten Trunk gestoßen haben sollte, ist vollends unwahrscheinlich.

Es kennzeichnet die wachsende Aufregung, daß man einen Anschlag am Wormser Rathaus fand, laut dessen vierhundert vom Adel sich wider Mainz und alle Romanisten verschworen hätten; am Schluß des Zettels stand dreimal „Bundschuh", das alte Losungswort der revolutionären Bauernschaften. Der junge Kaiser meinte freilich spöttisch, es werde sich mit den vierhundert Edeln verhalten wie mit den dreihundert Verschworenen, mit welchen Mutius Scaevola gedroht habe. Mainz war minder zuversichtlich, wie denn immer noch Gerüchte über die Stimmung der Ebernburg eines gewissen Eindrucks nicht verfehlten, wenigstens soweit sie sich auf Sickingen bezogen. Denn Huttens Unthätigkeit begann bereits den Hohn der Gegner herauszufordern; das Schmähwort, er könne nur bellen, nicht beißen, trug ihm der Humanist Hermann von dem Busche zu, der dem Ritter die Unzufriedenheit auch seiner besten Freunde offen zu erkennen gab. Es gewährt in der Tat einen peinlichen Anblick, Hutten nach jenen leidenschaftlichen Ergüssen zur Rolle eines Zuschauers verurteilt zu sehen, während, wie er an Luther schreibt, die Raserei der Widersacher zum Kampf mit Schwertern und Bogen, Pfeilen und Büchsen herausforderte. In dem nämlichen Brief gesteht er aber, daß die Klugheit der Freunde ihn zwinge, von allen gewaltsamen Vorsätzen für jetzt abzustehen. Schon vor jenem Besuch der kaiserlichen Abgesandten auf der Ebernburg hatte Butzer geäußert, Sickingen würde für die Sache des Evangeliums das Schwert ziehen, wenn er nicht vom Podagra gequält wäre; eine Entschuldigung, die von Butzer auch später wiederholt wird, ohne doch den uns bekannten wahren Grund von Sickingens Zurückhaltung zu treffen. Niemand litt unter diesen Verhältnissen schwerer als Hutten, der, durch seinen Beschützer zugleich unschädlich gemacht, die Grenzen seines Einflusses deutlich genug erkennen mußte. Auch nachdem er (22. Mai) wenigstens für seine Person die kaiserliche Pension aufgesagt hatte, vermochte er den mächtigen Freund nicht mit sich fortzureißen; „man muß ihn," klagt er gegen Butzer, „auf unserer Seite festhalten und ohne Unterlaß an ihm arbeiten, damit er nicht doch einmal den Ratschlägen der Gegner Gehör gibt." Wohl lief

dazwischen in Worms eine angebliche Aeußerung Sickingens ein, Kaiser und Stände würden beraten und er werde den Schluß machen. Aber am Kaiserhof selbst scheint man sich gerade vor dieser Gefahr ziemlich sicher gefühlt zu haben.

Man hat neuerdings mit Recht darauf hingewiesen, daß Karl V. in der lutherischen Sache doch bereits eine gewisse Selbständigkeit des Handelns zeigt, sich nicht unbedingt von seinen Ratgebern bestimmen läßt. Mit wahrer Begeisterung spricht Aleander von der Festigkeit des jungen Herrschers, der allein ohne Wanken seinen gut kirchlichen Standpunkt behauptet habe; er versteigt sich einmal fast bis zur Weissagung, wenn er seine Überzeugung ausspricht, Karl werde durch seine Güte, Klugheit und Tapferkeit das Glück an sich zu fesseln wissen und aus allen Kämpfen als Sieger hervorgehen. Aber er unterläßt nicht, seiner Charakteristik dieses größten und besten unter allen Menschen auch die Warnung beizufügen, Karl sei zugleich der gefährlichste Gegner und vergesse nicht leicht eine Beleidigung. Letztere Eigenschaft werde ihm von dem Beichtvater Glapion als der einzige unerfreuliche Zug im Wesen des Kaisers bezeichnet. Jedenfalls mochten die deutschen Fürsten von der Schärfe überrascht sein, womit der junge Herr am 19. April ihnen seine endgültige Ansicht über den ketzerischen Mönch kundgab. Als Nachkomme und Erbe der deutschen Kaiser, der spanischen Könige, österreichischen Erzherzoge und burgundischen Herzoge sei er entschlossen, die Schande dieser Ketzerei mit Aufgebot aller seiner Kräfte zu tilgen und seinen eigenen Leib, Blut, Leben und Seele daran zu setzen. Er bedaure nur das Einschreiten gegen Luther so lange verschoben zu haben und wolle ihm zwar das Geleit halten, aber sonst gegen ihn als einen überführten Ketzer verfahren. Die Stände sollten ihn ihrem Versprechen gemäß dabei unterstützen.

Karl hatte diese Erklärung eigenhändig zu Papier gebracht. Obwohl aber bei der Verlesung, wie Aleander berichtet, viele der fürstlichen Zuhörer „leichenblaß“ wurden, erreichte der Kaiser mit all seiner Energie doch nicht soviel, daß man wirklich von jeder weiteren Verhandlung mit Luther abgesehen hätte. Neben dem Einfluß Kursachsens scheinen immerhin jene drohenden Demonstrationen nicht unwirksam geblieben zu sein; nicht nur der ängstliche Mainzer, selbst Joachim von Brandenburg stimmte mit den übrigen Kurfürsten dafür, nochmals einen allerletzten Bekehrungsversuch zu unternehmen. Der Kaiser äußerte zwar wiederholt, er werde nicht ein Jota an seiner Erklärung ändern; trotzdem mußte er sich dem Willen des Reichstags bequemen. An der Spitze der aus Vertretern aller Stände gebildeten Commission standen die Kurfürsten von Trier und von Brandenburg; der erstere, mit Kursachsen eng verbunden, war schon im Jahre 1519 von Luther selbst zum Schiedsrichter vorgeschlagen worden. Außerdem nahmen Teil die Bischöfe von Augsburg und Brandenburg, Georg von Sachsen, der Deutschmeister, Graf Georg von Wertheim, der Straßburger Ritter Hans Bock, der Augsburger Peutinger und der badische Kanzler Dr. Hieronymus Vehus, der sich als Wortführer seiner Auf-

gabe in der geschicktesten Weise entledigte. Luther selbst mußte zugestehen, so bescheidener gütiger Maße sei noch nie mit ihm gehandelt worden. Es war kaum möglich ihm weiter entgegenzukommen, als es am 24. April die Commission durch ihren Sprecher Vehus, am nächsten Tag Vehus und Peutinger und endlich noch der Erzbischof von Trier versuchten. Aber nachdem einmal die Entscheidung vor Kaiser und Reich gefallen war, besaß Luther, mit sich selber völlig im Reinen, die nötige Ruhe, um sich durch keine wenn auch noch so freundliche und aufrichtige Friedensvermittlung aus der Fassung bringen zu lassen. Mit feiner Berechnung verwertete Vehus in seiner Argumentation das Zeugniß des von Luther hochverehrten heiligen Bernhard; wie früher Glapion in seinen Besprechungen mit dem sächsischen Kanzler, betonte auch dieser Vermittler, und zwar im Namen des Reichstags, daß Luther das viele Gute in seinen eignen Schriften bedenken und nicht aus bloßer Hartnäckigkeit die von ihm herrührende blühende Pflanzung vor der Frucht zerstören möge. Es ist sehr charakteristisch, daß Vehus Schriften wie die Sermone von der dreifachen Gerechtigkeit und von den guten Werken rühmend hervorzuheben wagte, trotz ihrer scharfen Opposition gegen die kirchliche Satisfaktionslehre und die Verstocktheit der geistlichen Gewalt. Daß man ihm vorschlug, die Entscheidung über seine Sache entweder dem Kaiser und den Ständen oder einem künftigen Concil anheimzustellen, zeigt nicht minder deutlich, wie sehr die Reichsstände jede Rücksicht auf den Papst hintanzusetzen bereit waren, wenn Luther seinerseits durch eine Concession die friedliche Verständigung ermöglichte. Aber dazu brachte man ihn nicht, seine vor Kaiser und Reich gestellten Bedingungen fallen zu lassen oder auch nur seine Verurteilung des Kostnitzer Concils, welches Gottes Wort verdammt habe, zurückzunehmen. Vergebens kämpfte der trierische Offizial nochmals für die Autorität der Concilien; auch Johannes Cochlaeus, der humanistische Domdechant zu Frankfurt, mischte sich unberufen in die Verhandlung, erst wie er erzählt mit Bitten und Tränen, dann mit dem naiven Vorschlag, Luther solle unter Aufgabe seines freien Geleites mit ihm disputiren. „Kurz,“ so drückt sich Aleander aus, „weder mit Beweisführung noch mit Ermahnung, noch mit List war etwas auszurichten; denn er blieb immer hartnäckig und wiederholte nur, er wolle nicht gegen sein Gewissen handeln.“ Damit trifft der Nuntius, der übrigens nicht als Augenzeuge berichtet, den eigentlichen Kern der Sache. So scheiterte auch der letzte Versuch des Erzbischofs von Trier, der in einer vertraulichen Unterredung dem Unerschütterlichen erst für den Fall des Widerrufs „ein schönes Priorat“ und eine sichere Stellung an seinem Hofe versprach und dann der Reihe nach eine Entscheidung durch Kaiser und Papst, durch den Kaiser allein, durch Kaiser und Reich, durch ein künftiges Concil anbot. Luther erklärte diese sämmtlichen Bedingungen für unannehmbar, zur großen Beruhigung des Nuntius. Gleich nachdem Trier dem Kaiser den Ausgang der Verhandlungen mitgeteilt hatte, erging der kaiserliche Befehl an Luther, binnen einundzwanzig Tagen heimzukehren, ohne unterwegs zu

predigen oder zu schreiben. Luther antwortete ehrfurchtsvoll, er wolle für Kaiser und Reich auf alles verzichten, auch auf Leben und Ehre, nur das Bekenntniß des göttlichen Wortes ausgenommen. Am 26. April verließ er Worms. Die beiden Gegner, die sich hier gemessen hatten, der Mönch wie der Kaiser, bereuten nachher ihr Verhalten. Luther sah in dem unmittelbar folgenden Auftreten eines evangelischen Radikalismus die göttliche Strafe dafür, daß er zu Worms seinen Geist gedämpft und sein Bekenntniß „vor den Tyrannen" nicht härter und strenger getan habe. Dagegen meinte Karl V. kurz vor seinem Ende, er hätte damals den Erzketzer ohne Rücksicht auf das zugesagte Geleite den Flammen überliefern sollen. Hätte das aber wirklich in seiner Macht gestanden? Schon die große Vorsicht, womit der Kaiser in Sachen des Edikts gegen Luther verfuhr, spricht keineswegs dafür. Und selbst die Curie hatte noch vor der Berufung des Ketzers sich einmal gegen die Nuntien dahin geäußert, falls Luther unter kaiserlichem Geleite kommen sollte, müßte man ihn auch der Zusage gemäß heimkehren lassen; ganz ebenso hatten sich dann nach dem Gehör die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg erklärt. Nun setzten freilich die Stände dem Wunsch des Kaisers gegen Luther vorzugehen keinen Widerstand mehr entgegen, so daß der Entwurf eines Mandats durch Aleander rasch genug fertig wurde; Friedrich von Sachsen beschränkte sich auf die Bitte, Kaiser und Stände möchten ihm gestatten sich der Sache zu entäußern. Aber obwohl das Mandat bereits am 8. Mai in seiner endgültigen Fassung vom Kaiser genehmigt wurde, verzögerte sich doch die Unterschrift und Publikation von Woche zu Woche. Der entscheidende Grund hiefür ist nicht, wie Aleander gelegentlich meinte, in der auswärtigen Politik, sondern in den noch schwebenden Verhandlungen über den Romzug, über die Kriegshülfe des Reichs zu suchen. Sobald die Stände am 24. Mai, 20 000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter, gegen jedermann, insbesondere gegen Frankreich und die Schweizer bewilligt hatten, erfolgte der längst vorbereitete Schlag. Tags darauf, nach der feierlichen Schlußsitzung des Reichstags, überraschte Karl die Fürsten, welche ihn in seine Wohnung zurückbegleitet hatten, mit der Verlesung jenes Mandats, worauf Joachim von Brandenburg im Namen aller Reichsstände eine zustimmende Erklärung abgab. Am nächsten Morgen hatte endlich Aleander die Freude, den Kaiser nach der Messe noch in der Kirche die lateinische und deutsche Ausfertigung unterzeichnen zu sehen.

Das Wormser Edikt, welches den Absagebrief Karls V. an die deutsche Nation darstellt, trägt das Datum des 8. Mai, wie auch z. B. an einer Stelle Luthers Geleite als noch nicht abgelaufen erwähnt wird. Ein Betrug ist hierin wohl nicht zu sehen, viel eher eine Übereilung. Dagegen muß die Wendung, das Mandat ergehe mit einhelligem Rat und Willen der jetzt zu Worms versammelten Stände, als eine Unwahrheit bezeichnet werden, denn es war eben dem Reichstag gar nicht vorgelegt, sondern nur in ganz formloser Weise einigen gerade anwesenden Fürsten mitgeteilt und von diesen gutgeheißen worden. Jedenfalls nahm die ungemilderte Härte dieses Verdammungs-

urteils auf die herrschende Stimmung der Nation keinerlei Rücksicht mehr. Nicht als ein Mensch wird Luther charakterisirt, sondern als der böse Feind in Gestalt eines Menschen, mit angenommener Mönchskutten, der viele alte und lang verborgene Ketzereien in eine stinkende Pfütze versammelt und noch eigene Erfindungen dazu getan habe. Ganz besonders wird neben der Auflehnung gegen die Kirche die Staatsgefährlichkeit seiner Lehren hervorgehoben; die „heidnische" Läugnung des freien Willens und die Verachtung jeder Autorität führten notwendig zu einem freien, eigenwilligen, „ganz viehischen" Leben; alle seine Schriften predigten die Revolution und nur die Furcht vor dem weltlichen Schwert habe ihn abgehalten das weltliche Recht noch schlimmer zu behandeln als das geistliche. Daher wird er mit allen seinen Anhängern in die Acht getan; ihn selbst soll man verhaften und dem Kaiser überliefern, die Güter seiner Anhänger einziehen, seine Schriften verbrennen; damit aber die hochberühmte Kunst der Druckerei nicht mehr für solche „vergiftete" Bücher, sondern allein in guten und löblichen Sachen gebraucht werde, dürfen in Zukunft Druckschriften jeder Art nur noch mit Bewilligung der geistlichen Obrigkeit erscheinen.

Mit einem Schlag sollte der Held der Nation vernichtet und die öffentliche Meinung mundtot gemacht werden. Scheiterhaufen und Censur waren die einzigen Mittel, womit nach gut römischer Anschauung auch die hartnäckigste Ketzerei beseitigt werden konnte; die geistliche Überwachung der Presse hatte noch während des Lateranconcils (1515) Leo X. nach dem Beispiel verschiedener Vorgänger neu geregelt. Wir begreifen, daß Rom über diese Gelehrigkeit des jungen Kaisers entzückt war; „Deine Vortrefflichkeit," schrieb ihm der Papst, „hat unsere Erwartungen weit übertroffen." Auch an die Kurfürsten ergingen begeisterte Dankesbreven; zu fernerem Eifer wurde ganz besonders nachdrücklich Friedrich der Weise ermahnt, in dessen Landen das Unheil seinen Anfang genommen habe, freilich, fügt Leo artig hinzu, „gegen Deinen Willen, wie wir sehen". Aber auch von anderer Seite wurden die Kurfürsten zur Vernichtung der Ketzerei gedrängt; wir haben Briefe des Königs von Portugal an Trier, des Königs von England an Mainz. Heinrich VIII., der Luthers Bücher verbrennen ließ und zugleich als literarischer Kämpe der bedrohten Kirche auftrat, riet den „Rebellen gegen Christus", falls er nicht zur Besinnung komme, sammt seinen Schriften „dem Feuer zur Bewahrung anzuvertrauen". Daß von Spanien aus trotz der dortigen Kriegswirren der Kaiser beschworen wurde mit dem „Verführer" ein Ende zu machen, kann nicht Wunder nehmen. Velasco, der Sieger von Villalar, erklärte sich die glückliche Bewältigung der spanischen Revolution geradezu aus dem gottgefälligen Vorgehen Karls gegen „diesen ketzerischen Mönch". Wie hatten sich doch jene Hoffnungen des Erasmus auf eine friedliche Reform der Kirche durch das humanistische Papsttum und die weltlichen Mächte so schlecht bewährt! Der junge Kaiser, der aufgeklärte Papst, der geistreiche Heinrich von England, die er als die Schirmherrn seiner Philosophie Christi betrachtet

und verherrlicht hatte, sie reichten sich jetzt die Hand, um eine geistige Bewegung mit brutaler Gewalt aus der Welt zu schaffen, nach dem Rat und unter dem Jubel seiner alten Todfeinde, der mönchischen Finsterlinge. Ihr Kriegsgeschrei galt nicht allein dem Evangelium, auch dem Humanismus als der rechten Brutstätte geistiger Insubordination; ein Prediger am französischen Hof soll neben Luther auch Lefèvre und Erasmus als Vorläufer des Antichrist bezeichnet haben. Erasmus bot alles auf, um sich vom Verdacht lutherischer Gesinnung zu reinigen, ohne doch die päpstliche Bulle oder das kaiserliche Edikt gutzuheißen. Tief empfand er seine jetzige Machtlosigkeit; es werde ihm, meint er bitter, nicht viel mehr übrig bleiben als dem nie mehr auferstehenden Christus die Grabschrift zu verfassen. Aber dabei fand er es doch geraten, sich mit seinem Gegner Aleander, der ihm in Rom gefährlich zu werden drohte, auf guten Fuß zu stellen; er bat ihn um die Erlaubniß Luthers Schriften lesen zu dürfen und ließ sich abschlägig bescheiden.

Kurfürst Friedrich schrieb einmal seinem Bruder aus Worms, nicht allein Annas und Kaiphas, sondern auch Pilatus und Herodes seien wider Martinus. Dieser Vergleich Luthers mit Christus war damals nicht ungewöhnlich; eine solche „Passion" Dr. Martin Luthers verwendet aber die Gestalt des weisen Kurfürsten in der Rolle des Petrus, der den Herrn dreimal verläugnet, nur mit dem Unterschied, daß Friedrich dann hinausgeht, nicht um zu weinen, sondern um Luther wider alle Menschen zu beschirmen. Das hat er nun wirklich getan, mit der ihm eigentümlichen Umsicht und Vorsicht, die ihn selbst im vertraulichsten Umgang nicht verließ. Luther wurde am Abend vor seiner Abreise davon in Kenntniß gesetzt, daß man ihn auf seiner Heimreise „eintun und verbergen" werde. So wenig dies seinem Wunsch entsprach, fügte er sich doch der Anordnung seines Landesherrn; nachdem er unterwegs zu Hersfeld im Benediktinerkloster mit allen Ehren aufgenommen und hier sowie in Eisenach trotz des kaiserlichen Verbots zum Predigen genötigt worden war, überfielen am Abend des 4. Mai unweit Altenstein fünf Reiter seinen Wagen und führten ihn unter wildem Fluchen davon, ganz wie es bei solchem „Niederwerfen" üblich war. Alle Welt erging sich in Vermutungen; man riet auf einen Streich der Papisten, aber auch auf Sickingen und vor allem auf den wahren Urheber, der freilich selbst den Überraschten spielte. Als vollends die Nachricht in Worms einlief, Luther sei ermordet, da bekam Aleander die Drohung zu hören, selbst im Schoße des Kaisers solle er nicht mehr sicher sein. Wir besitzen noch die rührende Klage, zu welcher jene Gerüchte einen begeisterten Verehrer Luthers, Albrecht Dürer, damals auf seiner niederländischen Reise veranlaßt haben. Auch er vergleicht das Schicksal dieses „gottgeistigen Menschen, den der Papst mit seinem Gold verräterlich um sein Leben bringt," mit dem von den Priestern veranlaßten Tod des Erlösers. Wir spüren aus den bewegten Worten des Meisters, daß ihm, wie er einmal an Spalatin schrieb, Luther „aus großen Ängsten geholfen" hatte; um so tiefer arbeitet in ihm die Erbitterung gegen den römischen Stuhl, diese Pforte der Hölle, gegen

die blinde erdichtete Lehre der sogenannten Väter, gegen die Habsucht der Päpste und ihren „heiligen falschen Schein". Seine letzte Hoffnung setzt er nunmehr auf Erasmus; „höre, du Ritter Christi, reite hervor neben den Herrn Christum; beschütze die Wahrheit, erlange der Märtyrer Krone; du bist doch sonst ein altes Männchen."

Dürers Aufzeichnungen waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt; was er aber allein für sich dachte und niederschrieb, das war der vorherrschende Gedanke der Nation, das riefen und trugen andere hinaus in die Welt. Es ist etwas Wunderbares um die Entstehung und Macht der öffentlichen Meinung; wir vermögen wohl zu erkennen, wie sie in einzelnen Äußerungen zu Tage tritt, sich zu fixiren scheint, aber so wenig hier oder dort ein bestimmter Ausgangspunkt für solche um sich greifende Stimmungen der Geister aufgezeigt werden kann, so wenig läßt sich ihre Fortpflanzung und ihr Wirken mit voller Deutlichkeit verfolgen. Auch darf man nicht vergessen, daß wohl niemals eine Stimmung ganz unbestritten zu Worte und zur Herrschaft kommt. Immerhin ist in den ersten Jahren der Reformation die Macht der antirömischen Grundströmung in der deutschen Literatur eine fast erdrückende; die jährliche Zahl der deutschen Drucke steigert sich zwischen 1518 und 1523 auf das Dreifache, Fünffache, Siebenfache. Für das letzte Jahr will Ranke, freilich auf unvollständigen Verzeichnissen fußend, über vier Fünftel der gesammten Produktion den Anhängern der kirchlichen Neuerung zuweisen, unter welchen an Fruchtbarkeit Luther selbst weitaus den ersten Platz behauptet. Als ein Schlag ins Wasser erwies sich jenes Unterfangen des Kaisers, die Stimme der öffentlichen Meinung zum Schweigen zu bringen. Der große Verleger Grüninger in Straßburg entschuldigte sich vor dem Publikum wegen des Drucks nicht etwa lutherischer, sondern anti-lutherischer Schriften mit Geschäftsrücksichten; Cochlaeus behauptet, die Drucker hätten damals katholische Bücher nur um schweres Geld und ganz nachlässig, alle lutherischen dagegen auf eigne Kosten und mit größter Sorgfalt gedruckt. Die Überwachung des Buchhandels wurde vielfach von den Behörden selbst nichts weniger als scharf gehandhabt und von den Buchführern durch heimlichen Vertrieb der verbotenen Schriften illusorisch gemacht.

Luther, dessen Streit- und Erbauungsschriften, Predigten, Sendschreiben 1523 bereits das erste Hundert überschritten und in einer weit größeren Zahl von Ausgaben umliefen, beherrscht diese Literatur als Muster und Vorbild, aber in seinen mächtigen Weckruf stimmt allmählich ein ganzer Chor von Wortführern des Evangeliums ein. Noch immer finden wir in ihren Reihen so manchen Humanisten; noch wird zuweilen Erasmus neben Luther gestellt, etwa als Ritter Christi, wie bei Dürer, oder als „der heiligen gschrift müllerknecht", während Luther sich des Backens annimmt. Dieser Vergleich entstammt freilich keiner humanistischen Feder; Schulter an Schulter mit den Poeten, die sich nach Aleanders Ausdruck selbst in „Theologopoeten" verwandelt haben, kämpfen jetzt die Ungelehrten und an die Stelle der Gelehrten-

republik und ihres Publikums tritt die Nation. Zum ganzen Volk will man reden und niemals im Lauf unserer Geschichte ist das in so vollendeter Weise geschehen. Denn gerade das, woran wir Heutigen uns oft stoßen, der furchtbare Cynismus dieser Sprache verbürgte ihre durchschlagende Wirkung. Es ist, um eine Bezeichnung Wilhelm Scherers zu gebrauchen, eine männische Epoche der deutschen Literatur; die Form wird unbedingt dem Inhalt dienstbar gemacht, wobei der Schönheitssinn abstirbt und die Pflege der Wahrhaftigkeit bis zur Grobheit, der volksmäßige Ton bis zur Roheit getrieben wird. Dieser alte Zug der bürgerlichen Kultur feiert nun während und nach der Reformation recht eigentlich seine Triumphe; ihm huldigen auch Erzeugnisse der humanistischen Polemik wie Pirkheimers „gehobelter Eck" (S. 280) oder der „Murnarus Leviathan", während andererseits durch den Vorgang der Humanisten, eines Erasmus und Hutten, die Gesprächsform auch in der deutschen Literatur sich einbürgerte. Natürlich trug bei dieser Wechselwirkung die nationale und volksmäßige Richtung den Sieg davon; es galt ja eben auf die weitesten Kreise zu wirken und im Lichte der neuen christlichen Freiheit verblaßte rasch genug der Nimbus der neuklassischen Kultur, denn in Sachen des geängstigten und verführten Gewissens durfte der Ungebildete, der Einfältige seine Stimme so gut erheben wie der Gebildete. Noch mehr, Luther selbst hat die Ansicht vertreten, die den größten Widerhall erweckte, daß wie einst Jeremias bei den Obersten weniger Verstand und Recht gefunden habe als bei den Laien und gemeinem Volk, so auch jetzt „arme Bauern und Kinder baß Christum verstehn, denn Papst, Bischöfe und Doktores, und ist alles umkehrt".

Klang das nicht wie eine volle Bestätigung des längst verbreiteten Glaubens an die reformatorische Mission des kleinen Mannes? (S. 144.) Wir finden auch wirklich die nämlichen Kräfte, welchen das Entstehen und Wachstum dieses Glaubens ganz besonders zu danken war, die apokalyptischen und astrologischen Vorstellungen noch in voller Tätigkeit; wir werden gelegentlich des Bauernkriegs auf ihren nicht zu unterschätzenden Einfluß zurückkommen müssen. Auch an die Person des deutschen „Propheten" suchten sie sich wohl zu heften. Luther wurde als der verheißene Elias begrüßt, mit dessen Ankunft ein begeisterter Anhänger geradezu eine neue Zeitrechnung beginnen läßt, als der Vorläufer des Menschensohnes, der kommen wird mit den Wolken des Himmels, oder als mystischer Adler, dessen Gesang Freiheit verkündigt. Ein enthusiastischer Augustiner, der Schwabe Michael Styfel, führte in einem „überaus schönen künstlichen Lied" den Beweis, daß Luther jener Engel der Offenbarung sei, der mit dem neuen Evangelium mitten durch den Himmel fliegt. Aber solche Überschwenglichkeiten entsprachen doch weder der Sinnesart des Reformators noch der schlichten Größe seines Auftretens. So verläßt auch jener mönchische Sänger seine mystischen Spielereien, wenn er auf den Wormser Reichstag zu sprechen kommt:

„Zu Worms er sich erzeyget, er tratt keck vff den plan,
Seyn feynd hat er geschweyget, keiner dorfft jn wenden an.

Er lassʒt sich nit erschrecken die schühen fledermeyß,
Sein leer thut er vollstrecken zu gottes lob vnd preyß.
Die worheit thut jn stercken, sye macht vil menschen wyß;
Der baur die sach wil mercken, das mügt Cölln vnd Paryß."

Daß der Bauer den Pfaffentrug durchschaut hat und nötigenfalls mit Karst und Flegel das Evangelium beschützen will, das zieht sich wie ein roter Faden durch diese merkwürdige Literatur der Flugschriften, welche meist in dialogischer Form den Sieg des göttlichen Worts über Menschenwitz, des einfältigen Laien über die Hierarchie veranschaulichen, nicht selten unterstützt durch derb verständliche Holzschnitte. Die Sache Gottes, von den Großen und Gelehrten verraten, wird zur Sache der Kleinen und Ungelehrten, zur Sache des Volks. Schon die Einkleidung deutet oft genug darauf hin; der Verfasser gibt sich etwa selbst für einen Schweizer Bauern oder Landsknecht aus, oder, was häufiger der Fall ist, die Vertretung der göttlichen Wahrheit und des gesunden Menschenverstandes wird Leuten aus dem Volk zugeteilt. Manchmal sprechen sie nur untereinander, beim Wein, von Luther und seinem Schreiben und von dem antichristlichen Vieh, Pfaffen und Mönchen; die schelten ihn einen Ketzer, „aber die arm rot hat ihn lieb". Da liest einer seinem Herzgesellen im Wirtshaus das zweite Kapitel des zweiten paulinischen Briefs an die Thessalonicher vor, von dem Menschen der Sünde und Sohn der Verdammniß; „Klaus", fragt er, „wie gefelt dir der? kenst in?" Und Klaus antwortet: „Nun müst dich all teufel holen! es ist kein anders tier denn der bapst und sein reich." Ganz besonders beliebt ist jedoch die Disputation zwischen einem oder mehreren Laien und dem Priester oder Mönch, der natürlich immer den Kürzeren zieht, mag nun der Gegner ein Bauer oder Bürger, ein Weber, Bäcker, Schuster oder Schneider sein; sogar die allerverachtetsten, ein Hurenwirt und sein Knecht, citiren Bibel und Kirchengeschichte und bringen damit einen Bischof zum Schweigen. „Hosen machen ist keine Schande," sagt der Schneider zum Pfarrer, der ihn mahnt seiner Arbeit zu warten, „schämt euch, daß ihr die Welt betrogen habt und den christlichen Glauben geschmäht". Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Ton dieser Polemik und Kritik vielfach ein äußerst unflätiger ist; „du bist ein grober Filz," sagt einmal mit Recht einer der Pfaffenfeinde selbst zu seinem Genossen, „ich mein, es hab dich ein Hutmacher gemacht". Man vergegenwärtige sich allein die unerschöpflichen Variationen über das alte Thema des gefräßigen und sittenlosen Bettelmönchs; Käsjäger, Käshabichte, Käskörbe und Käsbäuche, Wurstbuben, Kuttelsäcke, heilige Väter im Sauermilchhafen, des Teufels Mastschweine, diese und andere Titulaturen regnen förmlich auf die ehemaligen Freunde und Vertrauten des Volks. Der eigentliche Held der Flugschriften war und blieb der „grobe Bauer", zu dessen grotesker Roheit die eingestreuten Bibelstellen oder lateinischen, sogar hebräischen Citate den seltsamsten Gegensatz bilden. Eine ganz besondere Popularität erlangte die Figur des Karsthans, der schon in einem Dialog von 1520 Luthers Gegner

Murner mit seinen Argumenten schlägt und zuletzt auch nach seinem Dreschflegel ruft. Es war die rechte Verkörperung des unverdorbenen, unbefangenen und deshalb überlegenen kleinen Mannes, der „als vil als dry pfaffen und noch mer" von der Lehre Christi weiß. Wie es in der Aufschrift eines „schönen Dialogus" von 1521 kurz und bündig heißt:

„Cuntz vnd der Fritz
die brauchent wenig witz;
es gildt vmb sy ain klains,
so seinds der sach schon ains;
sy redent gar on trauren
vnd sind gut Luthrisch bauren."

Luthers Person wird selbstverständlich mehr als einmal in den Mittelpunkt gerückt, so z. B. in der oben (S. 350) angeführten „Passion" oder in dem originellen Gespräch zwischen den Wurzeln und Salben einer Apotheke, welches sich um die zu Worms bevorstehende Entscheidung dreht. Auch die Gestalten seiner literarischen Hauptgegner, eines Eck, Murner, Cochlaeus, gewinnen eine Art von Berühmtheit, freilich als Doktor Geck, Murrnarr, Kochlöffel oder Schnecke, wie sich überhaupt, anknüpfend an die lutherische Bezeichnung Emsers als Bock, die Verwandlung dieser Lutherfeinde in Kater, Esel und andere Tiere rasch einbürgerte. So schleppt dieselben mitsammt dem Papst und den Cardinälen Hutten am Schweif seines Rosses hinter sich her, auf einem Holzschnitt, der den „Triumph der Wahrheit" versinnlicht und bezeichnend genug neben dem Siegeswagen Christi Luther und Karlstadt einherschreiten läßt. Denn seit 1521 trifft man hier und da auf eine Zusammenstellung Luthers mit diesem Wittenberger Kollegen, in ähnlicher Weise, wie wir zuweilen Erasmus oder Hutten ihm beigesellt sahen. Daneben gibt es wieder eine ganze Reihe von literarischen Erscheinungen, in welchen unläugbar das Hauptinteresse sich dem Papst als dem leibhaftigen Antichrist zuwendet. So in einem Holzschnittcyklus, der unter dem Titel „Passional Christi und Antichristi" den Kontrast zwischen dem Erlöser und seinem Statthalter recht augenfällig schildert, der Dornenkrone die Tiara, der Fußwaschung den Fußkuß der Monarchen, dem Kindlein in der Krippe den geharnischten Papst, eine Hellebarde in der Faust, gegenüberstellt. In Bild und Wort wurde dieses überaus dankbare Thema immer und immer wieder ausgebeutet; das Büchlein vom alten und neuen Gott, die Vergleichung des allerheiligsten Herrn und Vaters des Papstes gegen dem seltsamen fremden Gast in der Christenheit, genannt Jesus, der Briefwechsel zwischen Lucifer und Leo X., sie alle verfolgten das gleiche Ziel. Man ließ wohl den Papst mit den Cardinälen Kriegsrat halten und seine Schweizer mit dem Losungswort „Pfründ" und dem Feldgeschrei „schöne Weiber" zum Sturm gegen den Himmel selbst führen. Nirgends aber haben diese Gedankenreihen einen so packenden Ausdruck gefunden wie in den beiden Fastnachtspielen, welche, von dem geistreichen Maler Niklaus Manuel verfaßt, im Jahr 1522



Rückseite des Titelblattes in: „Triumphus veritatis. Sick der warheyt. Mitt dem schwert des geysts durch die Wittenbergüsche Nachtgall erobert.“ (1524?)

Den vom Jubel des Volks begrüßten Siegeszug der Wahrheit eröffnet das von den Patriarchen, Propheten und Aposteln getragene Grab der heiligen Schrift, das vom „römischen Türken“ gestohlen und lang gehütet durch Luther wieder gewonnen ist; Ulrich von Hutten mit dem Palmzweig schleppt am Schweif seines Rosses die gefesselte Schaar des Antichrist, den Papst mit seinem Klerus (darunter Murner mit dem Katzenkopf, Emser mit dem Kopf des Steinbocks). Den Beschluß bildet der von den Evangelisten gezogene und von den Märtyrern gefolgte Triumphwagen Christi, neben dem zur Rechten Karlstadt, zur Linken Luther mit dem Palmzweig schreitet. Vgl. den Triumphus Capnionis von 1518 in Geiger, Renaissance u. Humanismus, p. 522.

zu Bern „mit großer Frucht" öffentlich aufgeführt wurden, worauf man am Aschermittwoch den römischen Ablaß mit dem Bohnenlied durch alle Gassen trug. Das erste Spiel berührt sich mit einem fast gleichzeitigen Gedicht des Basler Druckers Gengenbach und zeichnet den Papst Entchristelo mit seiner Umgebung, dem Cardinal Anshelm von Hochmut, dem Bischof Chrysostomus Wolfsmagen, dem Dechan Sebastian Schindbdenburen und andern würdigen Vertretern der Klerisei, als „Totenfresser", wie sie aus der Furcht der Laien vor Hölle und Fegfeuer Kapital schlagen; der Quästionirer und Rollbruder, die Begine Elsli Tribzuo und der Landfahrer Hans Schölmenbein wollen auch ihr Teil haben. Aber immer lauter erhebt sich die Klage über die ganz veränderte Gesinnung der Bauern, die bei jeder geistlichen Forderung erst den Schriftbeweis haben wollen und selbst ihr neues Testament aus dem Busen ziehen, um sich mit starken Sprüchen zur Wehr zu setzen; „das gott die verfluecht truckery müeß schenden", ruft der Abt Adam Niemergnuog, der mit zwölf Pferden reitet und sieben hübsche Kinder standesgemäß zu versorgen hat. Inzwischen kann sich einer von den Zuschauern, der Apostel Petrus, nicht genug über die Erscheinung und Umgebung seines Nachfolgers wundern, den er mit „Augenspiegeln" betrachtet; „das ist ein gesell, den ich nit ken", meint er; der müsse wohl keine Füße haben, daß er sich auf den Achseln tragen lasse. Neben Petrus und Paulus vertreten schon hier einige Bauern, Ruosli Pflegel, Heini Filzhuot, Batt Süwschmer u. a. die Sache des Evangeliums; ihre Genossen Cläiwe Pfluog und Rüede Vogelnest sehen dann im zweiten Spiel den beiden Aufzügen Christi und des Papstes zu, von welchen jener als „ein trut biderman" auf dem Esel einreitet, gefolgt von Armen und Krüppeln, während der Papst von seiner ganzen Kriegsmacht, seiner Schweizergarde mit Trompeten, Posaunen, Trommeln und Pfeifen geleitet wird, „richlich, hochprachtlich, als ob er der türkisch keiser wär". Noch glänzender spielt Manuels sarkastischer Witz in dem späteren Dialog: „ein klägliche Botschaft an den Papst die Seelmeß betreffend, welche krank liegt und will sterben". Vergebens bemühen sich zahlreich Doktoren um die Sterbende, die „dem Tode näher ist denn Schaffhausen dem Rhein"; sie wollen sie zum Fegfeuer tragen, um sie zu erwärmen, aber „die Bauern haben das Weihwasser darein geschütt und das Fegfeuer gar ausgelöscht". Nun wissen sie sich nicht mehr zu helfen, „denn vom Fegfeuer hat sie gelebet wie der Fisch vom Wasser". Einer von den Doktoren verlangt, der Frühmesser solle unsern Herrgott bringen, um die Messe zu versehen; der Frühmesser erwidert: „Herr Doktor, ich kann ihn nicht erlangen; der Himmel ist sein Stuhl und die Erde sein Fußschemel. Wie möchte ich ihn erwischen? er sitzt zu der rechten Hand Gottes. — Greifet hinauf und nehmt ihn herab; ich bin ihm viel zu kurz." Schließlich laufen die Doktoren weg; „ob sie dann in unserer Abwesenheit stirbt, so wollen wir sprechen: die Bauern haben sie erschlagen".

Es ist eine beachtenswerte Tatsache, daß an dieser literarischen Arbeit

der Sturm- und Drangperiode unserer Reformation die Schweiz so kräftig mitgeholfen hat, daß überhaupt die Masse der Flugschriften dem Süden Deutschlands, dem sozusagen vulkanischen Boden der Bauernunruhen entstammt. Gerade darin liegt aber die Bedeutung einer Volksliteratur, daß sie uns zeigt, wovon das Volk am liebsten hört. So erfahren wir hier am vollständigsten, was die niederen Klassen, vorab die süddeutschen Bauern von der kirchlichen Bewegung annahmen und verwerteten; gewiß sind sie durch Predigt und Presse bearbeitet worden, aber eben in einer Richtung, die ihnen selbst zusagte und keineswegs fremdartig war. Die längst vorhandene und vollberechtigte Erbitterung gegen einen tief verkommenen Stand von Privilegirten fand jetzt genügende Nahrung, um sich bis zu husitischer Wildheit auszuwachsen. Schon erregten die vormals ehrwürdigen Formen des Kultus, das Übermaß des kirchlichen Schmuckes, die ganze künstlerische Seite und Symbolik der alten Kirche, die Reliquien und das Weihwasser Unmut oder Gelächter; „machen große Kreuz," heißt es einmal von den celebrirenden Priestern „„zerdehnen ihre Arm und reißen die seltsamsten Possen über Altar, als wollten sie den Moriskentanz springen". Schon äußert sich eine der interessantesten Flugschriften, der „Neukarsthans" (Sommer 1521), worin Sickingen der Ritter den Bauern belehrt, unverholen in taboritischem Sinn über die Kirche und ihre Reinigung. „Wir sind alle die Kirche und keiner mehr denn der andere; und sollen auch wir, die sie Laien nennen, die Bischöfe und Pfarrer helfen wählen und uns selbst versehen." So formulirt Sickingen das Gemeindeprinzip, während er zugleich eine gütliche Reform der Hierarchie für unmöglich und die Ausrottung der bösen Hirten für notwendig und unmittelbar bevorstehend erklärt; man müsse aber nach dem Beispiel Zizka's, der kein Narr gewesen sei, auch ihre Nester, die Kirchen und Klöster zerstören; Gott wolle nur im Geist und in der Wahrheit angebetet sein, nicht in steinernen und hölzernen Kirchen.

Der Ton dieser Flugschrift ist immer noch ein maßvoller zu nennen, wenn wir die Auslassungen des Franziskaners Johann Eberlin von Günzburg dagegen halten. An dem Beispiel dieses originellen und grundehrlichen Schwaben, der als volkstümlicher Prediger mit Feuereifer „Francisci Tandmähr" verkündigt und Tertiarier angeworben hatte, tritt uns der ungeheure Eindruck der kirchlichen Bewegung recht greifbar vor Augen. Mit Grauen betrachtet der ernüchterte Blick die Gestalt der Mutter Kirche, die ihm fortan als babylonische Hure erscheint; alles was heilig und ehrwürdig war, verkehrt sich ins Gegenteil und dabei haftet doch noch die alte kirchliche Gewöhnung der Unduldsamkeit, die sich nun gegen ihre eigne Urheberin richtet. Noch im Jahr 1521 veröffentlichte Eberlin, aus dem Ulmer Franziskanerkloster vertrieben, seine „fünfzehn Bundesgenossen", eine Folge von geharnischten Schriften, deren erste, „ein klägliche Klag", sich an Karl V. wendet, um ihm die beiden Gottesboten Luther und Hutten als des Kaisers und der Wahrheit größte Freunde zu empfehlen (vgl. S. 306; 312) und das römische Raub-

system zu schildern; nach seiner Berechnung verlor Deutschland jährlich durch den römischen Stuhl 300 000 Gulden, durch die vier Bettelorden aber mehr als eine Million. Es soll hier nur vorläufig angedeutet werden, wie bei Eberlin sich kirchlicher und sozialpolitischer Radikalismus verbinden; den leidenschaftlichsten Ton schlägt er jedenfalls sowohl in den Bundesgenossen als in den folgenden Schriften gegen die Kirche und besonders gegen seine ehemaligen Standesgenossen, die „Klosterschweine“ an, deren Zahl er, ein entschiedener Freund statistischer Angaben, in Deutschland auf 24 000, in ganz Europa auf 400 000 schätzt. Es sind privilegirte Faulenzer und „Teufelskriegsknechte“, die man zur Arbeit zwingen oder verjagen soll; „so das arme Volk kommt, begierig zu hören Gottes Wort, deren Schweiß und Arbeit ihr freßt in eurem Mutwillen, so speit ihr nichts denn Gift und Teufelskot in sie; hinaus, hinaus mit euch!“ Franziskus war entweder ein Narr oder ein Bube, die sogenannten Heiligen oft genug Lockmeisen des Teufels; der Heiligenschwindel der Bettelmönche wird nicht aufhören, „bis daß die Bauern einmal erhängen und ertränken Böse und Gute miteinander“. Wie denn überhaupt der gemeine Mann ganz erhitzt ist wider die Pfaffen; „wenn man einen Pfaffen nennt, versteht man einen seellosen, gottlosen Menschen, voll, faul, geizig, haderisch, zänkisch, schirmisch, hurerisch, ehebrecherisch. Ich darf schier meine Platte nicht mehr sehen lassen“. So jammert einer von den sieben frommen trostlosen Pfaffen, deren Klage Eberlin neben den Bundesgenossen herausgab. Wenn er selbst den Ulmern zuruft, sie sollten die Kinder lieber in der Wiege erwürgen als ins Kloster tun und alle ihre marmelsteinernen Kirchen abbrechen, um ein luftiges Spital oder Häuser für arme Leute aus den Steinen zu bauen, oder wenn er das Lehren anderer Gebete neben dem Vaterunser bei Strafe des Kopfabhauens verbieten möchte, so konnte das die Erregung des gemeinen Mannes allerdings nicht verringern, so energisch auch Eberlin nachmals die Exzesse auf evangelischer Seite bekämpft hat. Einen förmlichen Katechismus der Pfaffenhetze lieferten aber die dem Neukarsthans beigedruckten dreißig Artikel, zu welchen sich Junker Helfreich, Ritter Heinz und Karsthans verbinden. Sie wollen den Papst für den Antichrist, seine Cardinäle und Curialen für des Teufels Apostel, alle Mönche für Gleißner, die Pfaffen, wie sie jetzt leben, nicht für geistliche Väter, sondern für fleischliche Buben halten, keinen Pfennig mehr für kirchliche Zwecke geben, alle Kurtisanen totschlagen wie tolle Hunde, Pfaffen, die ihnen Ursache geben, unbedenklich schlagen oder treten, jedem Bettelmönch, der ihnen einen Käs abfordert, einen vierpfündigen Stein nachwerfen, jeden Offizial mit Hunden aushetzen und mit Kot werfen lassen, jedem Pedell, der mit Citation oder Bannbrief kommt, die Ohren abschneiden und im Wiederholungsfall die Augen ausstechen. Einem geizigen Pfaffen etwas zu nehmen, wollen sie so wenig für Sünde achten, „als hätten sie auf einen Würfel getreten“.

Dieses furchtbare Manifest, nach dessen Worten man allerdings eine getreue Wiederholung der hussitischen Revolution in Deutschland hätte er-

warten können, schließt mit einer Erklärung für Luther und mit der Versicherung, die Verschworenen handelten nur der göttlichen Wahrheit, dem Christenglauben und dem Vaterland zugute, „und was sie tun, geschieht in einer christlichen ehrbaren guten Meinung". Als tatsächliche nicht nur literarische Wetterzeichen ließen sich die Erfurter Pfaffenstürme im April, Juni und Juli 1521 wohl auffassen, wüste Krawalle der Studentenschaft und des Pöbels, die sich gegen die Wohnungen und Habseligkeiten der Geistlichen richteten. Hier und dort begannen schon die Bauern jede weitere Leistung an die Pfaffen zu verweigern; ein Mann wie Mutian, der alternde Führer der Erfurter Humanistenschaar, geriet in die bitterste Armut. Es ist begreiflich, daß wer noch aus Überzeugung oder durch materielle Interessen fest mit der Kirche zusammenhing, den Warnungsruf erhob. Vertraulich, nicht öffentlich tat es Erasmus, der seine Person in den revolutionären Flugschriften gefeiert sehen mußte, aus dessen Lob der Narrheit Eberlins fünfzehn Bundesgenossen die schärfsten Ausfälle in Übersetzung brachten; er glaubte bereits die Gier nach dem Überfluß der Geistlichen zu einem Angriff auf alle Herrschenden und Besitzenden sich erweitern zu sehen. Unter den offenen Kämpfern, die gegen Luther und seinen Anhang auftraten, nimmt weitaus die erste Stelle der geistreiche Elsässer Franziskaner Thomas Murner ein, der „von jeder Kunst etwas wußte", die Aeneis und die Institutionen verdeutscht, Handbücher der Jurisprudenz und Logik in Form von Kartenspielen verfaßt und manchen literarischen Strauß bestanden hatte. Dieser mönchische poeta laureatus, seinerzeit der schärfste Richter und Spötter über geistliche Corruption, trat mit einer Übersetzung von Luthers babylonischer Gefängniß in den Kampf gegen die kirchliche Umwälzung ein, für deren Menschlichkeiten niemand ein geübteres Auge besaß, als der erprobte Satiriker, der Verfasser der Narrenbeschwörung, Schelmenzunft und Gäuchmatt. So unbarmherzig auch gerade Murners Persönlichkeit von den Gegnern heruntergerissen worden ist, so steht er immerhin über dem zweideutigen Cochlaeus (Johannes Dobeneck aus Wendelstein), der durch seine Freundschaft mit Pirkheimer und Hutten nicht abgehalten wurde, sich in Rom der Pfründenjagd zu widmen, wohl auch über einem andern Pseudohumanisten, dem hinterlistigen Sekretär Georgs von Sachsen, Hieronymus Emser. Unter all diesen hervorragenden Verteidigern der alten Kirche und „Luthergeißeln" findet sich überhaupt kein völlig reiner Charakter, kein Mann, wie Geiler von Kaisersberg, Heynlin von Stein oder Alexander Hegius. Doch sprachen sie gewiß die Überzeugung vieler aus, wenn sie Luthers Werk als ein Zerstörungswerk, ihn selbst als „sächsischen Catilina" brandmarkten und für eine verfassungsmäßige Reform der Kirche eintraten. Denn wenigstens Murner und Emser schließen sich keineswegs blindlings der römischen Auffassung an; sie wünschen die Reform durch den Kaiser oder durch ein Concil verwirklicht zu sehen und geben die schwere Verschuldung der Hierarchie bereitwilligst zu, wie Murner einmal gesteht:

Von dem grossen Lutherischen Narren wie in doctor Murner beschworen hat, ꝛc.



Facsimile des Titels von Murners „Großem Lutherischen Narren". 1522.

„ich muß die warheyt sagen,
wir haben schuld daran;
der aplaß lert sie klagen,
verfieret manchen man."

Aber dadurch wird in ihren Augen Luthers Bruch mit der Kirche nicht gerechtfertigt und mit besonderem Nachdruck kommen sie immer wieder auf

die Befürchtung zurück, daß eine so schwere Erschütterung der geistlichen Autorität überhaupt alle bestehenden Ordnungen in Mitleidenschaft ziehen werde. „Der Grund ist bodenlos", so faßt einmal Murner diese Stimmungen zusammen; nichts als Zwietracht, Aufruhr, Mord, mit einem Wort den Bundschuh scheint die nächste Zukunft bringen zu sollen. Noch hat der witzige Mönch das Lachen nicht verlernt, das ihm zur zweiten Natur geworden war, aber es klingt doch ganz anders als früher, vermischt mit gellendem Hohn und mit dem Schrei der Leidenschaft, aus seiner bedeutendsten Schöpfung, dem Buch von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doktor Murner beschworen hat (1522). Der furchtbare Schmutz, womit hier des Satirikers Gegner überschüttet werden, die Hochzeit des Mönchs mit Luthers Tochter und der Tod des großen Narren, dessen Kappe der Dichter zuletzt sich selber zuspricht, das alles erinnert manchmal fast an Rabelais. Den eigentlichen Kern des Ganzen bildet aber Luthers Bündniß mit der Revolution; wir sehen ihn, im vollen Harnisch, als Hauptmann seine Kriegsgesellen in Pflicht nehmen und den Bundschuh schmieren, daß er einen süßen Geschmack bekommt wie Muskatellerwein, Honig und Zucker und dem gemeinen Mann der Mund danach wässert: wir sehen die drei Fähnlein des Evangeliums, der Freiheit und der Wahrheit fliegen und hören die Losung der Gleichheit ausgeben:

„Dan Cristus hat vnß al gefreit,
Das niemans gült dem andern geit;
wir sein al pfaffen, edelman,
vnd sehen niemand weiter an; —
wir sein doch al eins vatters kind,
des wir auch gleich al erben sind;
wir wöln eins mit einander teilen."

Es ist durchaus notwendig, sich die Erregung einer ganzen Nation durch solche unmittelbare Zeugnisse zur Vorstellung zu bringen; nicht nur der Gehalt herrschender und wirkender Ideen, auch die Form, in welche sie sich hüllen, darf keineswegs als gleichgültig betrachtet werden. Diese für den Tag geschaffene und höchst volkstümliche Literatur trägt unverkennbar die Signatur einer Revolutionsperiode, deren Wesen uns hier mit ganz anderer Deutlichkeit erkennbar wird, als selbst in den vertraulichsten Äußerungen der kirchlichen und politischen Führer. Nur eine Stimme gab es noch, mächtig genug, um sich mitten durch das Brausen des kommenden Sturmes vernehmlich zu machen. Luther war in beiden Lagern, von den Freunden wie von den Feinden zum Helden der Revolution ausgerufen worden. Er mußte antworten auf den Ruf, der ihm durch die Seele ging.

Seit dem 4. Mai 1521 weilte Luther, in einen Junker Georg umgewandelt, auf der Wartburg bei Eisenach. Sein Versteck war längere Zeit sogar dem Kurfürsten und dem Herzog Johann unbekannt und das Geheimniß, um welches zunächst nur die Teilnehmer jenes Scheinüberfalls, der

Den buntschuch schmieren.

Wie der luther den buntschůch schmiert/ das er den einfaltigen menschen angenem bleib.



Ich wolt mein heer gern wol versehen
Das vnß kein mangel möcht beschehen

Facsimile einer Seite aus Murners „Großem lutherischen Narren".
„Wie der Luther den Bundschuh schmiert."

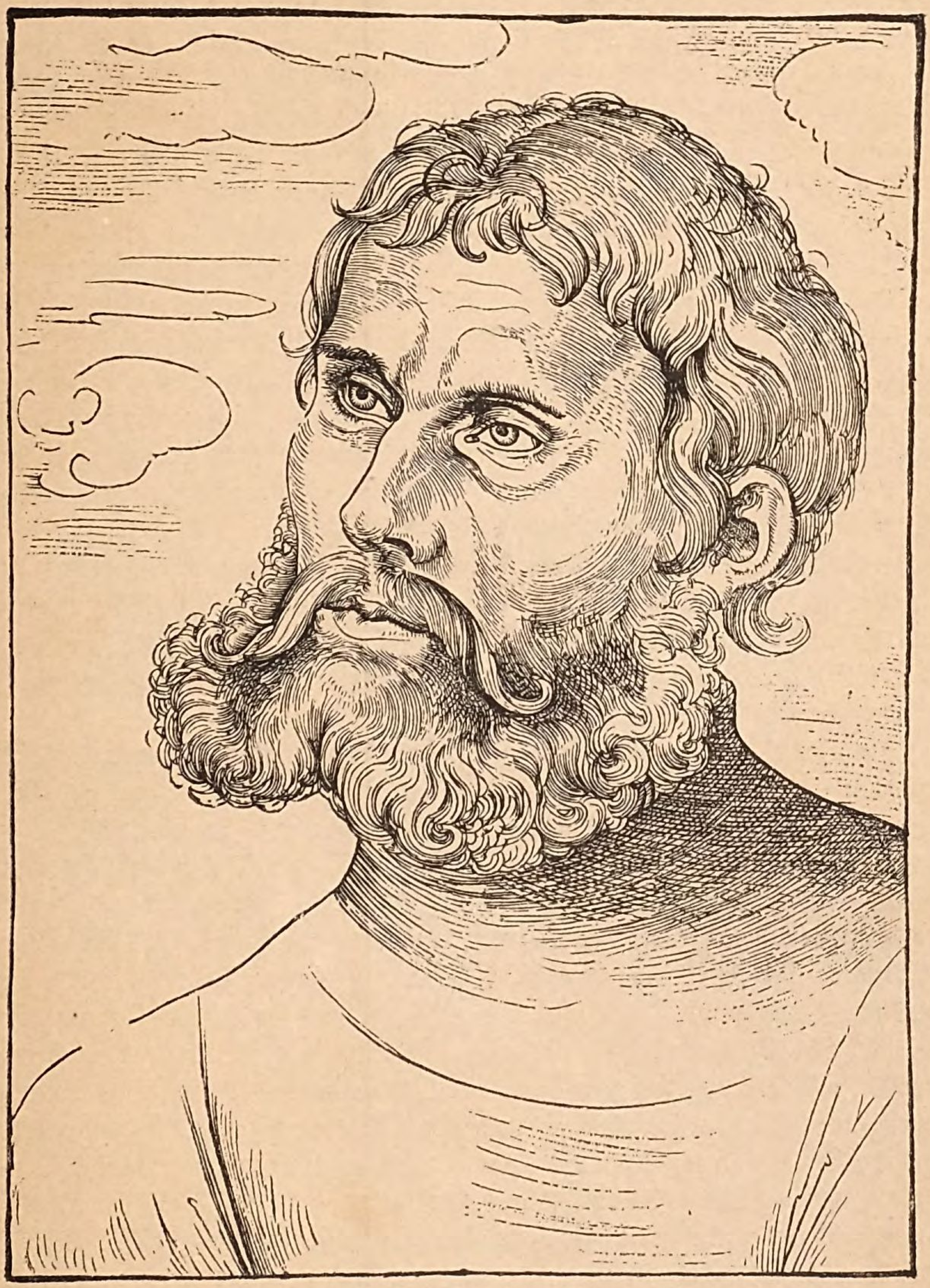
Schloßhauptmann, Spalatin und ein paar Wittenberger Kollegen wußten, wurde so trefflich gewahrt, daß noch im Jahr 1549 Cochlaeus das Schloß zu Alstedt für das ehemalige Asyl des Reformators ansah. Friedrich der Weise wollte sich die Möglichkeit offen halten, seine Unkenntniß nötigenfalls

eidlich zu versichern. Denn ein großes Wagniß blieb diese Rettung des Geächteten immer und wenn auch Karls Entfernung aus Deutschland den Ernst der Lage wenigstens etwas milderte, so vermochte doch andrerseits der Kurfürst selbst seinen Schützling nicht auf die Dauer in den Schranken der ihm aufgezwungenen Vorsicht festzuhalten.

„Ein wunderlicher Gefangener, halb willig halb widerwillig" ergab sich Luther in sein neues Leben, dessen Einförmigkeit und Tatenlosigkeit für ihn freilich eine harte Prüfung war; selbst unter der ungewohnten reichlichen Kost hatte er anfangs schwer zu leiden. „Müßig und trunken" sitze er da, schreibt er einmal an Spalatin; aber es war doch eher ein Uebermaß literarischer Arbeit, das, nur zuweilen durch einen Ritt oder eine Jagd unterbrochen, dem Vereinsamten körperliche und seelische Beschwerden schuf. Wohl suchte er sich auch diese „Gefangenschaft" als göttliche Schickung zurechtzulegen, wie er ja sogar einen Brief an Spalatin sandte, der absichtlich den Gegnern in die Hände gespielt werden sollte, um ihren Verdacht von der Wartburg abzulenken und auf Böhmen zu richten. Selbst mit dem Gedanken, nicht mehr nach Wittenberg zurückzukehren, konnte er sich vorübergehend vertraut machen. Und doch lebte und webte er in dem angefangenen Werk, das nun seiner Hand entrückt war; hoch oben in seiner „Wüstenei", „in der Region der Vögel", deren Gesang ihm das Herz erquickte, sah er die Gestalt der erniedrigten Kirche und das Gespenst des römischen Antichrist vor sich und auf der Hasenjagd mußte er des Teufels gedenken, der mit seinen Hunden, den gottlosen Bischöfen und Theologen, die armen Seelen hetzt. In seiner Kammer glaubte er den bösen Feind poltern zu hören; der vielberufene Tintenfleck rührt freilich nicht von Luther her, aber wir wissen zur Genüge, mit welchen Kraftworten er sich in solchen Anfechtungen zu helfen pflegte. Denn obwohl er gewohnt war, auch die kleinen Wechselfälle des Lebens, zumal seine körperlichen Zustände auf ein besonderes Eingreifen des Himmels oder der Hölle zurückzuführen, so verhinderte ihn doch die unverwüstliche Gesundheit seiner Natur, sich in solchen Gedanken einzuspinnen oder gar eine überirdische Weihe der eignen Persönlichkeit daraus abzuleiten. Welche Verführung lag in dieser Abgeschiedenheit und Stille für eine mystisch gerichtete Persönlichkeit! Luther hörte nicht auf sich als Werkzeug Gottes und als persönlichen Feind des Teufels zu fühlen, aber gegen das „Lebendigverfaulen" des Alleinseins kämpfte er mit tapferer Arbeit. Wenn er mit Schreiben einhielt, nahm er das alte und neue Testament im Urtext zur Hand. So ist er eben auf der Wartburg nicht zum Schwärmer, sondern zum Bibelübersetzer geworden.

Eine Last über seine Kräfte nennt er das gewaltige Werk, dessen Anfänge noch ins Jahr 1521 fallen; „wir alle sollten daran arbeiten," schreibt er an Amsdorf, „denn es ist ein gemeines Werk und gehört der gemeinen Wohlfahrt." Ueber das Bedürfniß konnte in der Tat kein Zweifel bestehen; die früher (S. 112 f.) erwähnten deutschen Uebersetzungen gaben nur die

lateinische Bibel wieder und zwar mit einer Buchstäblichkeit und Unbeholfenheit, wie sie dem nach Schriftverständniß dürstenden Geist des XVI. Jahr-



Luther als Junker Georg. Holzschnitt von Lukas Cranach.

hunderts nicht genügen konnte. Denn was früher ohne Aussicht auf Verwirklichung empfohlen worden war, daß jeder Christ die Schrift selber lesen möchte, das erhob sich jetzt zu der allervornehmsten, gar nicht mehr abzu-

weisenden Forderung für jeden Anhänger der kirchlichen Neuerung. Luther selbst hatte schon seit 1517 begonnen, „allen lieben Gliedmaßen Christi", zunächst, wie er in einem Brief sagt, seinen rohen Sachsen einzelne Stücke der Schrift durch seine Auslegungen zugänglich zu machen; in einer kurz vor der Wormser Reise verfaßten Verteidigung seiner Lehre spricht er es aus, die Bibel erkläre allein sich selber am Sichersten und Leichtesten und gebe auch den Einfältigen Verständniß; man müsse alle andern Bücher bei Seite lassen und Tag und Nacht sinnen über dem Gesetz des Herrn. Jede Stadt sollte ihren Bibelübersetzer haben, schreibt er im Beginn seiner Arbeit an den Freund Lang, der schon im Sommer 1521 das Matthäusevangelium deutsch herausgab. Auch andere legten damals Hand an die Uebertragung einzelner biblischer Stücke, aber keiner von den deutschen Zeitgenossen hätte seiner Nation das schaffen können, was Luthers Tatkraft und Sprachgenie in jahrelangem mühevollstem Ringen geschaffen hat, ein Volksbuch größten Stils, welches trotz seiner höchst verschiedenartigen Bestandteile wie aus einem Guß und trotz seines orientalischen Ursprungs doch wie auf deutschem Boden gewachsen erscheint. „Ein vornehmes unvergängliches Gesetzbuch der Sprache" nennt Wilhelm Scherer die Bibelübersetzung Luthers, dessen ausdrücklicher Wunsch, für „beide, Ober- und Niederländer" verständlich zu sein in Erfüllung gehen, dessen liebevolle Arbeit die sprachliche Einigung Deutschlands und damit einen unverlierbaren Hort für kommende Zeiten der religiösen und politischen Zerrissenheit stiften sollte. Mit gutem Recht hat Jakob Grimm das Neuhochdeutsche als „den protestantischen Dialekt" bezeichnet.

Im Jahr 1534 war die erste Ausgabe der ganzen Bibel fertiggestellt; bis dahin lassen sich aber vom neuen Testament und von den einzeln erschienenen Teilen des alten etwa anderthalbhundert Drucke zählen, teils Wittenberger Originalausgaben, zum weitaus größeren Teil jedoch Erzeugnisse des mit voller Unbefangenheit geübten Nachdrucks. Luther, der bekanntlich jedes Honorar verschmähte, durfte mit Fug vom Diebstahl und Straßenraub der Drucker sprechen; der raschen Verbreitung seiner Arbeit brachte dieser mangelnde Rechtsschutz jedenfalls keinen Schaden. Das neue Testament, in etwa drei Monaten übersetzt und dann in Wittenberg mit Hülfe der Freunde vollends „gefeilt", erschien zuerst am 21. September 1522, noch ohne Luthers Namen; trotz der starken Auflage und eines Basler Nachdrucks mußte bereits im Dezember eine neue Ausgabe folgen. Damals sah sich der Basler Drucker noch veranlaßt, Luthers „ausländische Wörter" in „unser Hochdeutsch" zu übertragen; im Jahr 1533 erschien die Lutherbibel plattdeutsch. Aber der Sieg der neuen Schriftsprache war nur noch eine Frage der Zeit. Luther erklärte allerdings die sächsische Kanzleisprache für seine Norm und wirklich hatten seit dem XIV. Jahrhundert erst die kaiserliche und dann auch die fürstlichen und städtischen Kanzleien eine Art von Gemeinsprache für den offiziellen Verkehr aufgebracht, deren Mischung von ober- und mitteldeutschen Elementen zur Vermittlung zwischen dem Norden und Süden des Reichs

Elenchus Totius Biblie
Genesis
Exodus Legem
Leviticus Ceremonias

Biblia cū pleno apparatu summariorum/cōcordantiarū et quadruplici repertorij siue indicij numeriqꝫ foliorum distinctiōe Basilee nuper impressa.

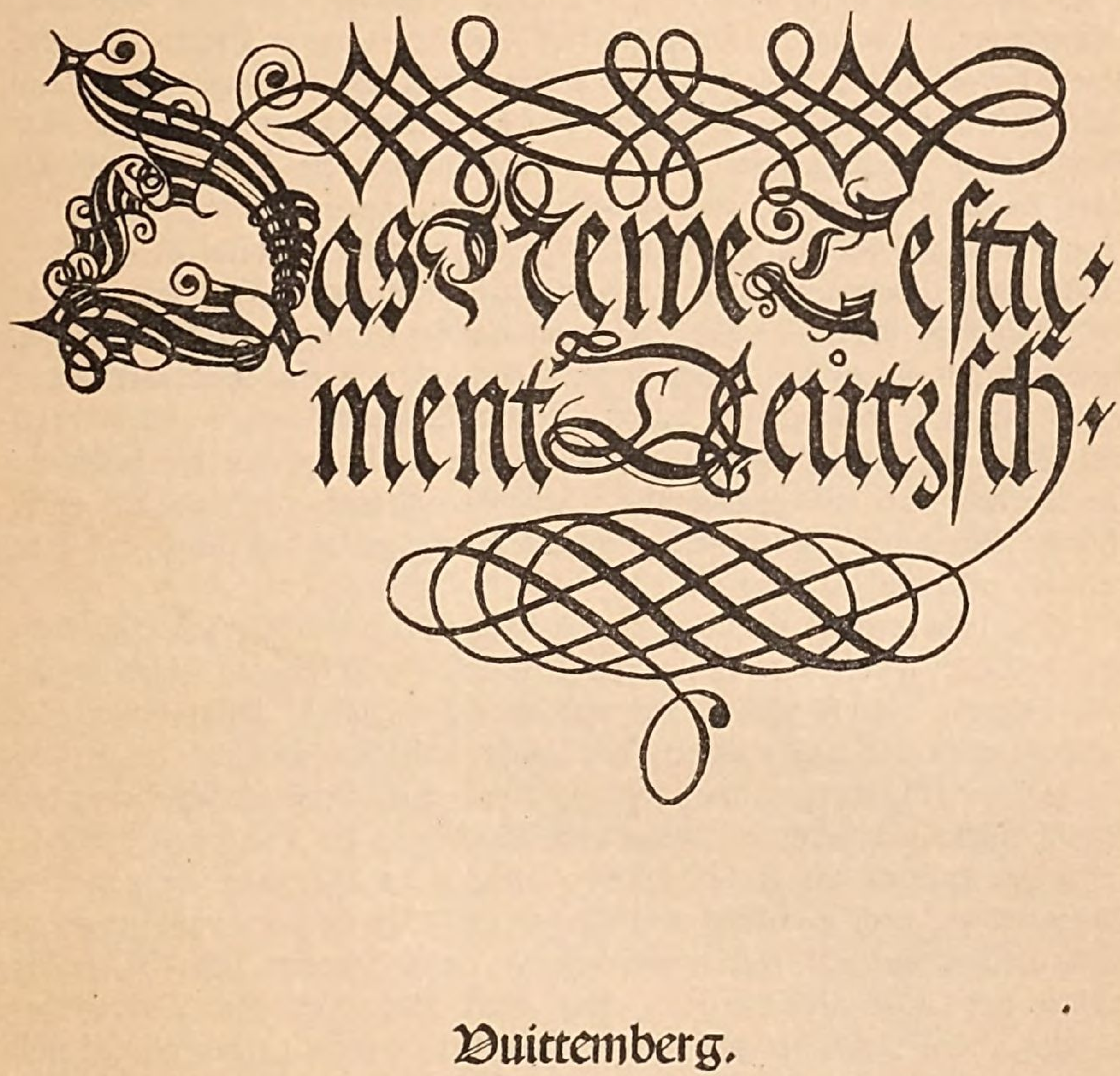


Matthie Sambucelli pro libri cōmendatione hexastichon.

Emendata magis scaturit nunc biblia tota:
Que fuit in nullo tempore visa prius.
Qua loca canonici concordant singula iuris:
In summa casus que tenet et capitum.
Qua legum veterisqꝫ noui argumenta videnť:
Omine felici quam Basilea premit.

1542 Mart Luther D

geeignet erschien. Indessen band sich Luther weder an dieses in vielen Beziehungen recht unerfreuliche Kanzleideutsch, noch ließ er sich durch jene älteren Bibelübersetzungen, die er namentlich für sein neues Testament mitheranzog, allzuviel beeinflussen. Luther selbst hat aber hervorgehoben, wie allein die Beobachtung des alltäglichen Verkehrs, der Mutter im Haus, der Kinder auf der Gasse, des gemeinen Mannes auf dem Markt, seiner Sprache warmes



Facsimile des Titels der ersten Ausgabe von Luthers Übersetzung des neuen Testaments; 1522; sogen. Septemberbibel.

Leben verleihen konnte. Denn er durfte nicht „Schloß- und Hofworte" gebrauchen in einem Buch, welches nach seinen eignen Worten in die Oeffentlichkeit trat, „damit der einfältige Mann aus seinem alten Wahn auf die rechte Bahn geführet und unterrichtet werde".

Indem er so das Gotteswort in die Hände des Volks legte, erhob er weder für seine Übersetzung noch auch für seine Auslegung der Schrift den Anspruch auf Unfehlbarkeit. Zu der alten kirchlichen Gebundenheit stand der Wunsch im schroffsten Gegensatz, daß die eigne Schriftforschung jedes einzelnen

Christen seine und aller Lehrer Auslegung ganz überflüssig machen möchte. Wie er aber keine menschliche Interpretation der Schrift als abschließend und für alle Zukunft bindend betrachtet wissen wollte, so gab er andrerseits das Beispiel einer kühnen subjektiven Kritik einzelner biblischer Bücher. Den Prüfstein für ihre „Rechtschaffenheit", ihren evangelischen und apostolischen Charakter gab ihm die Frage, „ob sie Christum treiben oder nicht", d. h. die Frage nach ihrer Übereinstimmung mit seiner Heilslehre. Wo ihm diese Übereinstimmung zu mangeln schien, da trat der Grundsatz in Kraft, „Christus gegen die Schrift zu behaupten". Daher ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß Luther, mitten im Kampf für das göttliche Wort und gegen allen Menschenwitz, doch zugleich mit souveräner Freiheit die Epistel Jakobi als eine „ströherne" verwirft, im Hebräerbrief einen „harten Knoten" findet und rügt, der Apokalypse seinem Gefühl nach jede göttliche Inspiration abspricht. „Halt davon jedermann, was ihm sein Geist giebt; mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken". Die Fülle von Gesichten, woran er Anstoß nahm, hatten freilich gerade dieser Schrift seit Jahrhunderten eine ungeheure Popularität verschafft und auch in Luthers neuem Testament war sie allein durch eine Reihe von Holzschnitten ausgezeichnet, die aufs Neue von der herrschenden Vorliebe für alles Phantastische Zeugniß ablegten, während der reiche bildliche Schmuck mit jener geringschätzigen Charakteristik des Übersetzers ganz und gar nicht im Einklang stand.

Die selbstherrliche Kühnheit, womit Luther bei der Wiedergabe und Deutung des Schriftworts verfuhr, mußte natürlich die Entrüstung seiner Gegner noch steigern, obwohl Emser, Eck und andere katholische Bibelübersetzer es nachmals nicht verschmäht haben, das „süße und gute Deutsch" des Ketzers mit geringen Änderungen abzuschreiben; konnte doch sogar Herzog Georg den Wunsch nicht unterdrücken: „wenn doch der Mönch die Bibel voll deutschte, und ginge darnach, wo er hin sollte!" Aber wir müssen, um jene gewaltige und manchmal auch gewalttätige Sicherheit des Reformators nicht ungerecht zu beurteilen, uns stets daran erinnern, in welch' schweren Kämpfen sie errungen und behauptet wurde. „Wie oft," schrieb er den Wittenberger Augustinern im November 1521, „hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir vorgeworfen ihr (der Gegner) einig stärkest Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie, wenn du irrst und so viele Leute in Irrtum verführest, welche alle ewiglich verdammt würden? Bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen gewissen Wort befestiget und bestätiget hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich wider diese Argumente der Papisten als ein steinern Ufer wider die Wellen auflehnt und ihr Dräuen und Stürmen verachtet." Nun haben freilich die Qualen des Zweifels und der Druck der furchtbarsten Verantwortung noch mehr als einmal schwer auf seiner Seele gelastet, aber der Luther, den die Feinde zu Gesicht bekamen, trug nicht die Züge eines Ringenden und oft Gedemütigten, sondern erschien stets in der vollen Siegesgewißheit

zuversicht und Unerbittlichkeit eines Gotteskriegers. Auch von der Wartburg konnte er sich nicht enthalten, seine Geschosse zu schleudern, zum Schrecken der vorsichtigen „Pharisäer und Heuchler“, wie er sie nennt, am kurfürstlichen Hof. Und der Ton einiger Schriften, die der Gebannte und Geächtete damals ausgehen ließ, nahm allerdings weder auf die schwierige Situation des Kurfürsten noch auf die ohnedies vorhandene Erregung der Gemüter irgendwelche Rücksicht. Luther hielt selbst einen Ausbruch des Volkshasses, der deutschen „Karsthansen“ gegen den Klerus für wahrscheinlich und dennoch rief er lauter als je in die Welt hinaus, daß der Papst „des Teufels Sau“, die Bischöfe Affen, Larven und Ungeheuer, die Priester Baalspfaffen, ihre Weihe das Zeichen des apokalyptischen Tiers, ihre Lehren und Werke Lügen des Teufels, ihre Universitäten Molochtempel und Mördergruben seien. Und als Antwort darauf, daß sein Name dem Ketzerverzeichniß der sogenannten Abendmahlsbulle eingefügt worden war, widmete er „dem allerheiligsten Stuhl zu Rom und seinem ganzen Parlament“ als Neujahrsgruß die Übersetzung und Glossirung der „Bulla vom Abendfressen des allerheiligsten Herrn des Papstes“. Es ist der Mühe wert sich gleich am Eingang dieses Pamphlets den wilden Humor zu vergegenwärtigen, dessen der Reformator fähig war. „Mein Gnad und Gruß zuvor,“ so beginnt er, „allerheiligster Stuhl! Knack und brich nicht vor diesem neuen Gruß, darin ich meinen Namen zuvor obenan setze und des Fußküssens vergesse. Es ist jetzt ein neu Jahr, das du zuvor nie erfahren hast. — Ich danke dir, du holdseliger, zarter, wohlgelehrter Stuhl, anstatt gemeiner Christenheit, zuvor deutscher Nation, daß du auch einmal die Augen deiner Gnad und Schrein deiner Barmherzigkeit auftust und uns sehen lässest die hochberühmte und tief befürchtete und weit verborgene Bulla vom Abendfressen deines Herrn. — Ich sage dir,“ fügt er weiter unten hinzu, „ob sie wohl mitten im lateinischen Land gemacht ist, so ist sie doch so gar unlateinisch, als hätte sie ein Küchenbub gemacht. — Es hat sich ziemt auf einen trunkenen Abend solch Latein zu reden, zu der Zeit wenn die Zung auf Stelzen geht und die Vernunft mit halbem Segel fähret. — Wie die Deutschen singen: Abend war ich trunken, da redt ich nach Gedunken.“ Aber das Lachen vergeht ihm, wie er gesteht, über dem furchtbaren Schauspiel einer Priesterschaft, die den Namen Gottes mißbraucht, um jede Beeinträchtigung ihrer Macht und ihrer Einkünfte mit dem Fluch zu belegen. Wenn Luther bei der Aufzählung der verschiedenen geistlichen Blutsauger ausruft, der Rhein wäre kaum genug die Buben alle zu ertränken, wenn er in seiner Vermahnung vor Aufruhr und Empörung sich doch darüber freut, daß die drohende Stimmung des gemeinen Mannes den Papisten Angst einjagt, so vergesse man nicht, mit welchen Mitteln das päpstliche Regiment sich bis dahin erhalten hatte und später noch erhielt. Und wenn gelegentlich auch von protestantischer Seite an Luther die maßlose Heftigkeit der Polemik, zumal sein Mangel jeder Achtung vor dem Gegner und seine unbedingte Voraussetzung böswilliger Verstocktheit gerügt worden ist, so läßt es sich aller-

dings nicht bestreiten, daß mit ihm, wie Vorreiter sagt, „jede Verständigung auf wissenschaftlichem Gebiet unmöglich" war. Aber man lege sich auch die Frage vor, ob denn eine solche Verständigung mit der römischen Priesterherrschaft möglich war und ob die Vertreter der Kirche gewohnt waren ihre Gegner zu achten und bei ihnen redlichen Willen vorauszusetzen, so lange sie die blinde Unterwerfung verweigerten. Ohne Gewalt, ohne Leidenschaft, ohne Revolution hätte sich Deutschland niemals von Rom losreißen können.

Die wunderbarste Stellung von der Welt nahm doch dieser gebannte und geächtete Mönch auf der Wartburg ein, der aus der Reihe der Existenzberechtigten gestrichen immer noch fortfuhr, die geistlichen und weltlichen Gewalten in Atem zu halten. Nichts ist bezeichnender hiefür, als sein Verfahren gegen den Cardinal Albrecht von Mainz, der seinerseits trotz des Wormser Edikts das Predigen gegen Luther verbot, auf das dringende Zureden seines Dompredigers Wolfgang Capito sich die Bibel ansah und sogar daran dachte zu predigen. Freilich veranlaßten ihn finanzielle Rücksichten wieder einen Ablaß in Halle anzukündigen, wo er seine großartige Reliquiensammlung (vgl. S. 100) nicht ungenutzt liegen lassen wollte. Auf die Nachricht, daß Luther, hiedurch aufs Äußerste gereizt, gegen den Cardinal schreiben wolle, erwirkte Capito, ein Reformfreund im erasmischen Sinn, das Einschreiten des Kurfürsten Friedrich, der seinem Schützling durch Spalatin jede derartige Schriftstellerei verbieten ließ. Luther antwortete, das lasse er sich nicht gefallen; eher werde er Spalatin, den Kurfürsten, die ganze Welt zu Grunde richten. Als er sich doch dazu verstand mit der Herausgabe der Schrift noch zu warten, setzte er dem Mainzer einen Termin von vierzehn Tagen; werde bis dahin der Ablaß und das Verfahren gegen die verheirateten Geistlichen nicht eingestellt, so müsse er „aller Welt anzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und Wolf". Ihm sei nicht Lust in des Kurfürsten Schande, aber Gottes Ehre solle erhalten bleiben, „ob gleich alle Welt, ich schweig ein armer Mensch ein Cardinal darob müßte zu Schanden werden". Als Antwort kam ein demütiges Schreiben, worin Kurfürst Albrecht bekannte, er sei ohne die Gnade Gottes sowohl, wo nicht mehr als andere ein stinkender Kot, könne brüderliche und christliche Strafe wohl leiden und wolle Luther Gnade und Gutes erzeigen. Der aber beschränkte sich darauf, den Capito, der gleichfalls brieflich die Sache seines Herrn geführt und echt erasmisch seine eigne Förderung des Evangeliums „auf geheimen Wegen" hervorgehoben hatte, derb zurückzuweisen.

Während aber der erste Reichsfürst sich vor dem Ächter demütigte und der Landesherr und Beschützer seinen Befehl mißachtet sehen mußte, waren Gefahren ganz anderer Art erwachsen, welche dem Reformator nicht so gleichgültig waren wie die Gnade oder Ungnade der Fürsten und die Sicherheit seiner eigenen Person. Bis dahin hatte sein Werk ihm gehört; jetzt waren fremde und nach seiner festen Überzeugung unberufene Hände geschäftig es weiterzuführen und umzuformen, so daß er zum ersten Mal das tragische

Geschick erfuhr, den eignen Ideen in verzerrter Gestalt entgegentreten zu müssen. Denn in einem andern Geist, als er sie faßte, hatten seine Grundsätze der freien Schriftforschung und des allgemeinen Priestertums sich fortgepflanzt in den erregten Köpfen; Wittenberg selbst schien die Pflanzstätte eines evangelischen Radikalismus werden zu sollen, dessen erste Äußerungen genügten, um den Reformator ein für allemal von den revolutionären Elementen der Bewegung zu scheiden.

Luthers Entfernung hatte vorerst die Zugkraft der Universität Wittenberg keineswegs verringert; die Zahl der Studenten ging in die Tausende und der Unterschied dieser Hochschule von den übrigen mußte schon äußerlich auffallen, wenn man die jungen Leute ohne Waffen und dafür fast alle mit der Bibel einhergehen sah, als einträchtige „Brüder in Christo", wie ein Augenzeuge berichtet. Und der jugendliche Melanchthon, der über der neuen evangelischen Theologie seine Liebe zu den Klassikern fast zu vergessen schien, war nach Luthers Ansicht der rechte Mann, um für ihn einzutreten. Noch stand ihre Freundschaft in der ersten schönen Blütezeit; Luther dachte sich wohl gar als den Vorläufer seines „kleinen Griechen", der zur Vollendung des Werks berufen sei. Melanchthon fand die Beschäftigung mit der Bibel süß, „wie himmlisches Ambrosia"; ganz in die paulinischen Briefe versenkt, gab er die Wolken des Aristophanes heraus, um der Jugend das Unzulängliche und Schädliche aller philosophischen Studien recht kräftig zu Gemüt zu führen. Indem er den Gedankengang seines großen Freundes zu begleiten strebte, schien dieser sogar manchmal hinter der Kühnheit des theologischen Neulings zurückzubleiben, der bereits 1521 in seinen loci communes eine ganze Reihe von Grundgedanken, man könnte sagen von Bausteinen des künftigen evangelischen Lehrgebäudes zurecht zu legen unternahm Schon die hier vorgetragene schroffe Prädestinationslehre legte davon Zeugniß ab, welche tiefe Kluft selbst den ersten Humanisten unter den Wittenbergern von Erasmus und den Seinigen trennte; wir hören auch anderwärts, daß Erasmus damals in Wittenberg sehr geringschätzig beurteilt und wegen seiner platonischen und pelagianischen Neigungen als halber Ketzer betrachtet wurde. Aber neben und über Melanchthon erhob sich aus dem Kreise der Universitätslehrer ein Mann, der mit aller Entschiedenheit an Luthers Stelle zu treten gewillt war. Der begabte und ehrgeizige Franke Karlstadt hatte sich aus dem eifrigsten Scholastiker in einen Adepten der Mystik verwandelt, wobei, teils in Folge tiefgehender Meinungsverschiedenheit teils aus gekränkter Eitelkeit, sein Verhältniß zu Luther ein immer kühleres wurde. Sein Bruch mit der Kirche ging sicherlich aus voller Überzeugung hervor, aber der Aufruf, den er in seiner Schrift von päpstlicher Heiligkeit (Oktober 1520) an den fränkischen Adel richtet, macht doch fast den Eindruck einer Copie nach größerem Muster. Karlstadt besaß gerade genug Eigenart, um sich von der überwältigenden Persönlichkeit eines Luther gedrückt zu fühlen, und hinlängliche Einbildung, um allen Ernstes zu rivalisiren; als im Frühjahr 1521 König Christian II.

den Versuch machte, den einen wie den andern nach Dänemark zu ziehen, mußte diese Einbildung noch wachsen. Zu einer Reise Karlstadts nach Kopenhagen, die man früher irrtümlich annahm, ist es allerdings nicht gekommen; er blieb vielmehr in Wittenberg, wo es ihm in der Tat gelang, die religiöse Bewegung in ein rascheres Tempo zu bringen. Eine etwas später verfaßte Flugschrift legt ihm ganz treffend die Absicht bei, was Luther vom Reich des Papstes übrig gelassen habe, gar zu vertreiben.

Nicht von der Laienschaft, sondern von geistlicher Seite sind die ersten Schritte zur Verwirklichung der neuen Ideen getan worden. Nachdem ein paar Kleriker in der Nachbarschaft sich eigenmächtig verheiratet hatten, forderte Karlstadt die obligatorische Ehe für Priester, die fakultative für Klosterleute. Am Michaelistag 1521 empfing Melanchthon mit seinen Schülern das Abendmahl unter beiderlei Gestalt in der Wittenberger Pfarrkirche; kurz darauf erklärte der Augustiner Gabriel Zwilling von der Kanzel seiner Klosterkirche aus die kirchliche Meßfeier für Abgötterei und die Brüder fielen ihm bei, dem Prior trotzend, der mit seiner Einsprache gegen die Neuerung nur soviel erreichte, daß zunächst gar keine Messe mehr im Kloster gehalten wurde. Schon erklärten manche den kleinen böhmischen Mönch, dem Luther selbst „eine sondere Gnade zu predigen" zuschrieb, für den rechten Nachfolger des Reformators; Melanchthon versäumte keine seiner Predigten. Vom Kurfürsten stand ein schärferes Einschreiten nicht zu erwarten; die auf seine Veranlassung aus den Stiftsherren und Universitätslehrern niedergesetzte Commission empfahl ihm geradezu, den Mißbrauch der Messe sobald als möglich im ganzen Land abzustellen und den Vorwurf husitischer Ketzerei, der nicht ausbleiben konnte, ruhig hinzunehmen.

In der Tat gewannen die Dinge zu Wittenberg mehr und mehr ein husitisches Ansehen. Bürger und Studenten begannen an der Bewegung Teil zu nehmen, die Mönche zu verhöhnen, die altkirchlichen Gottesdienste zu stören; dreizehn Augustiner warfen zu Anfang November die Kutte von sich und schieden aus dem Kloster, um, wie der Prior klagte, „zu Schande des Ordens und Ärgerniß des Volks in der Stadt das Pflaster zu treten". Karlstadt, der jenes Vorgehen der Augustiner gegen die Messe zuerst als eine Übereilung gerügt hatte, bestieg die Kanzel; „alle Menschen sagten, es sei nimmer der Karlstadt, also köstliche Dinge predigt er". Er war es, der am Weihnachtsfest in der Stiftskirche die neue evangelische Messe hielt und der Gemeinde ohne vorhergegangene Beichte Brod und Wein reichte; Tags darauf verlobte er sich mit einem armen Edelfräulein und traute einen Pfarrer mit seiner Köchin. Am Neujahrstag drängten sich zu Wittenberg mehr als tausend Menschen zu der utraquistischen Communion; manche von den Nachbarorten schlossen sich an und Zwilling predigte draußen im Studentenrock und Pelzbarett. Er erklärte die Wegzehrung und letzte Ölung für eine Geldspekulation der Pfaffen und seine Wittenberger Brüder beeilten sich, nachdem ein Kapitel der Kongregation den Bettel und die Votivmessen untersagt und

das Verlassen des Klosters freigestellt hatte, die Altäre bis auf einen wegzuschaffen, die Bilder aber und das geweihte Öl zu verbrennen. Schon fielen Äußerungen, die an die wilde Sprache des husitischen Radikalismus gemahnten: es sei besser Galgen und Rabensteine zu bauen als Altäre und das Amt des Henkers sei nützlicher als das eines abgöttischen Pfaffen.

Unsere Quellen geben uns freilich keinen genügenden Aufschluß darüber, ob und wie Einwirkungen des Husitentums auch in den sächsischen Landen stattgefunden und sich fortgepflanzt haben, aber die nachweisbare Ansteckung anderer an Böhmen grenzender Gebiete wie z. B. Frankens spricht doch sehr zu Gunsten der Vermutung, daß die merkwürdigen und folgenreichen Erscheinungen, welche die religiöse Bewegung in Zwickau charakterisiren, zum Teil wenigstens auf böhmische Einflüsse zurückzuführen seien. Wie einst in Böhmen so pflegten jetzt in Zwickau die Handwerkerkreise ein höchst intensives und bis zur Schwärmerei gesteigertes religiöses Leben; was wir übrigens von den Phantasien dieser grübelnden Tuchweber erfahren, erinnert nicht nur an taboritisches Wesen, sondern auch an die längst in Deutschland heimische radikale Mystik und Apokalyptik. Gleich so manchen älteren Vertretern eines beghardischen, geißlerischen oder joachimitischen Chiliasmus (vgl. S. 121; 129 f.; 148) scheint auch der Zwickauer Tuchmacher Nikolaus Storch sich für den gottgesandten Führer der zu erneuernden Welt gehalten zu haben; aus dem Munde des Engels Gabriel sei ihm die Verkündigung geworden: Du sollst auf meinem Trone sitzen. Daß Storch, der Laie, die Bibel besser verstehe als irgend ein Priester, hatte der Zwickauer Gemeinde ihr Prediger Thomas Münzer bezeugt, vor dessen demagogischer Begabung der vormals beliebte Geistliche Egranus, ein Mann erasmischer Richtung, die Stadt räumen mußte. Aber auch Münzer, der eine Zeitlang in Luther „das Vorbild und die Leuchte der Freunde Gottes" verehrte, erhielt seinen Abschied, während eine von den Zwickauer „Tuchknappen" angezettelte Meuterei durch die Energie des Rats unterdrückt wurde. Münzer, schon damals in apokalyptischen Erwartungen lebend, ging nach Böhmen, wo eben der alte gewaltsame Husitengeist sich wieder zu regen begann; das Fest des Johannes Hus (7. Juli) brachte in Prag einen Bildersturm gegen einige Klöster. Am 1. November las man dort einen Anschlag Münzers, voll von Ausfällen wider die „Pfaffen und Affen" und mit der bestimmten Vorhersagung, daß hier die neue Kirche angehen und das böhmische Volk ein Spiegel der ganzen Welt sein werde. Der kecke Prophet, der sein zeitliches und ewiges Heil für die Untrüglichkeit seiner „Kunst" zum Pfand setzte, wurde sofort unter Aufsicht gestellt. Er versicherte übrigens, die böhmische Reise nur in der Hoffnung auf den Märtyrertod unternommen zu haben. Einige Zeit nach diesem mißlungenen Versuch in Böhmen Revolution zu machen finden wir Münzers Zwickauer Freunde in Wittenberg, gleichfalls mit der offenkundigen Absicht, die religiöse Erregung zum Sturm anzufachen. Es war der Meister selbst, der hagere und einschmeichelnde Nikolaus Storch, der sich einer in Zwickau schwebenden

Untersuchung entzogen hatte; den Verkehr mit den Wittenberger Gelehrten führte hauptsächlich ein ehemaliger Student und Bekannter Melanchthons, Markus Thomä Stübner. Melanchthon aber fühlte sich tief bewegt bei dieser ersten Begegnung mit einem Element, dessen unverkennbare Kraft seinem an scharfe und reinliche Gedankenarbeit gewohnten Geist völlig fremd und unfaßbar erschien. Hier waren Geister, die er nicht ganz begreifen konnte und doch nicht zu verachten wagte, wie er in seiner Verlegenheit dem Kurfürsten schrieb. Namentlich ihre Argumente gegen die Kindertaufe fanden in seinen eignen Skrupeln eine gewisse Unterstützung; er zog den Markus in sein Haus, während Freund Amsdorf sich nicht einmal getraute die gefährlichen Männer zu sehen oder gar zu sprechen. Ganz anders als auf die Theologen mußten aber ihre wundersamen Reden auf die Menge wirken, wenn sie von ihren Gesprächen mit Gott erzählten, wenn sie ihre Offenbarungen vom baldigen Einbruch des Türken, vom Untergang aller Sünder, vom Totschlagen aller Pfaffen, auch der verheirateten, laut werden ließen. Vor diesem unmittelbaren Verkehr des Einzelnen mit dem Urquell aller Wahrheit schien das eben erst verkündigte Recht der freien Schriftforschung allen Wert zu verlieren; der Mensch, lehrten sie, müsse allein durch den Geist gelehrt werden, denn hätte Gott den Menschen mit Schrift lehren wollen, so hätte er uns eine Bibel vom Himmel herab gesandt. Daß solche Tendenzen vor den bestehenden weltlichen Ordnungen nicht Halt machen würden, verstand sich von selbst und war außerdem in Zwickau bereits zu Tage getreten. Trotzdem konnte sich Kurfürst Friedrich nicht entschließen Gewalt zu gebrauchen; mit seiner Abneigung irgend einen unwiderruflichen Schritt zu tun verband sich eine weitgetriebene Scheu vor dem Anrühren religiöser Fragen. Er erklärte, ehe er mit Wissen wider Gott handeln würde, wollte er lieber einen Stab in die Hand nehmen und davon gehen; selbst die Gefahr Land und Leute zu verlieren verschwand für ihn vor der Gewissensfrage, ob nicht doch vielleicht die Wahrheit auf Seiten der Zwickauer sein könnte, eine Auffassung, welcher die Bedenken seiner Wittenberger Theologen noch zu Hülfe kamen.

Inzwischen nützte Karlstadt die eingerissene Verwirrung, um mit Hülfe der Gemeinde sein Ideal einer neuen kirchlichen und bürgerlichen Ordnung zu verwirklichen. Neben Annahme der neuen Messe und Abschaffung aller Bilder wurde in der von Rat und Universität gutgeheißenen „Reformation" vom 24. Januar 1522 auch eine geregelte Armenpflege, die Bildung eines gemeinen Kastens aus kirchlichen Mitteln, Unterstützung der bedürftigen Handwerker mit unverzinslichen Darlehen und Reduktion des Zinsfußes vorgesehen. Die ursprünglichen Vorschläge der Gemeinde hatten die Forderung vorangestellt, daß man jeden Gottes Wort frei predigen lasse, und wie einstmals die Taboriten eine strenge Sittenzucht, namentlich Beseitigung der Bordelle, verlangt. Zunächst trat aber alles zurück hinter dem Kampf gegen die Heiligenbilder, diese „Ölgötzen und Ölfratzen", gegen welche Karlstadt in Wort und Schrift seine ganze Beredsamkeit kehrte, nicht ohne das offene Geständniß, daß er

selbst noch Mühe habe, die anerzogene „schädliche Furcht“ vor den steinernen und hölzernen „Teufelsköpfen“ zu überwinden. Der Bildersturm ließ natürlich nicht lange auf sich warten. Im Abtun aller äußeren Zeichen, die an das alte Wesen erinnerten, suchten viele die neue Freiheit; man setzte etwas darein, beim Abendmahl Brod und Kelch selbst in die Hand zu nehmen oder an Fasttagen Fleisch zu essen. Nichts charakterisirt den vorhergegangenen Zwang und Druck besser als diese Art der Vergeltung, wie sie bei der Schwäche der Regierung sich leicht genug üben ließ. Aber man war sich dabei bewußt, daß nur ein Anfang gemacht und weit Größeres zu erwarten sei; wie ein Augenzeuge sich äußert: „der Fürst kann es nicht länger halten, andre Fürsten tun dazu, was sie wollen, sie werdens nicht dämpfen noch unterdrücken; ist von oder aus Gott, so wird man noch Wunder sehen.“ Schon kehrte sich die schwärmerische Selbstüberhebung gegen die Universität, überhaupt gegen alle Schulen und alles Lernen als etwas in Zukunft überflüssiges. Der Knabenschulmeister More veranlaßte selbst die Eltern ihre Kinder aus der Schule zu nehmen. Und wie verwunderten sich die Bürger, als der hochgelehrte Doktor Karlstadt sie in ihren Häusern aufsuchte und sich über die Deutung schwieriger Bibelstellen bei ihnen Rats erholte, da Gott seine Geheimnisse den Weisen verborgen und den Unmündigen geoffenbart habe. Die Erhöhung der Kleinen und Ungelehrten, wovon so viele Weissagungen umliefen, schien wirklich vor der Türe zu sein.

Es war der entscheidende Moment. Weder die Tatlosigkeit Friedrichs des Weisen noch die Unklarheit eines Führers wie Karlstadt hätten der Gefahr zu steuern vermocht, die in dem Anschwellen und vorübergehenden Sieg eines evangelischen Radikalismus lag. Denn daran ist doch nicht zu denken, daß die Bewegung in solcher Gestalt als neue Auflage des Taboritentums sich hätte behaupten können; es würde vielmehr, wie Ranke sagt, „Gewalt die Gewalt aufgerufen haben, und Gutes und Böses wäre mit einander zerstört worden“.

Da raffte sich Luther empor; wie ein reinigender Sturmwind die zusammengeballten Nebel zerfetzt und davon jagt, so verscheuchte sein gewaltiges Wort mit einem Mal das spukhafte Treiben der Visionäre und Fanatiker. Aber es war und blieb dennoch für ihn ein schmerzlicher Sieg. „Alle meine Feinde,“ ruft er, „sammt allen Teufeln, wie nahe sie mir kommen sind vielmal, haben sie mich doch nicht troffen, wie ich jetzt troffen bin von den Unsern, und muß bekennen, daß mich der Rauch übel in die Augen beißet und kitzlet mich fast im Herzen; hie will ich, dachte der Teufel, dem Luther das Herz nehmen und den steifen Geist matt machen; den Griff wird er nicht verstehen noch überwinden.“

Lange hatte er von fern zugesehen, dazwischen einmal, im Dezember 1521, seine Wittenberger Freunde mit einem kurzen Besuch überrascht. Im Grunde war er mit dem Kampf gegen Cölibat, Privatmesse und Mönchsgelübde einverstanden; auch die Zwickauer Propheten machten ihm wenig Sorge.

Was ihn dagegen mehr und mehr mit Besorgniß erfüllte, war einmal die tumultuarische Art des Vorgehens und dann die Intoleranz gegen Andersdenkende, gegen die Schwachen, wie er sich ausdrückt. Trotz der maßlosen Heftigkeit seiner Sprache ging ihm doch jede tatsächliche Äußerung von Unbotmäßigkeit und Fanatismus wider die Natur. Auf der andern Seite erweckte in ihm die ängstliche Haltung seines Kurfürsten, der die Neuerungen weder zulassen noch unterdrücken wollte, ein an Geringschätzung streifendes Gefühl. Noch im Februar kündigte er dem Landesherrn seinen festen Entschluß an, nach Wittenberg zu gehen, in einem kurzen Brief, der mit spöttischer Beziehung auf Friedrichs Reliquienleidenschaft ihm zu dem neuen Heiltum, nämlich zu dem Kreuz der Wittenberger Unruhen Glück wünschte. Eine dringende Abmahnung des Kurfürsten, dessen Antwort auf die ihm erteilte Lektion den bescheidensten Ton anschlägt, vermochte natürlich den Reisefertigen nicht zurückzuhalten. Junker Georg ritt seinen Weg dahin; die Hand auf dem Schwertknopf, einen hebräischen Psalter vor sich auf dem Tisch, so trafen ein paar Schweizer Studenten den seltsamen Reitersmann im Bären zu Jena. Wie er da unerkannt mit den Gästen ernste und scherzhafte Reden führt, wie er die jungen Leute freihält und ihnen freundlich zutrinkt, mitten unter Sorgen und Gefahren: dieses zugleich anmutende und erhebende Bild darf nicht übersehen werden, wenn wir uns dem Menschen Luther recht nah bringen wollen. Unmittelbar darauf schrieb er noch unterwegs jenen gewaltigen Brief an seinen Landesherrn und Beschützer, worin die Rollen völlig vertauscht erscheinen und das furchtlose Gottvertrauen des Geächteten sich dem zagenden Fürsten als Halt und Stütze darbietet. Luther weigerte nach wie vor jede Rücksicht auf die schwierige Lage Friedrichs, geschweige denn auf den Herzog Georg, aber er spricht seinen Herrn auch von der Verpflichtung los, weiter etwas für ihn zu tun; sollte man übrigens vom Kurfürsten verlangen selbst Hand an ihn zu legen, so werde er sagen, was alsdann zu tun sei: „E. kf. Gn. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich habs auch nicht im Sinne von E. kf. Gn. Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wollte E. kf. Gn. mehr schützen denn sie mich schützen könnte. — Wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß E. kf. Gn. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwegen E. kf. Gn. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte. — Es ist ein ander Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle; der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn E. kf. Gn. glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen."

Luther stand damals in der Vollkraft seiner Entwicklung. So wenig die von ihm erhaltenen Bildnisse genügen, uns den Eindruck seiner äußeren Erscheinung zu vergegenwärtigen, so lebendig schildert dieselbe ein Augenzeuge, Johannes Keßler, einer von jenen Schweizer Studenten. Der Reformator von 1522 stellte sich ganz anders dar als der abgemagerte Mönch von ehe-

dem; „einer natürlichen ziemlichen Feiste, eines aufrechten Gangs, da er sich denn mehr hinter sich als fürder sich neiget, mit aufgehebtem Angesicht gegen den Himmel, mit tiefen schwarzen Augen und Brauen blinzend und zwitzerlend wie ein Stern, daß die nit wohl mögen angesehen werden." Es waren die Augen eines geborenen Herrschers, und wie ein solcher trat Luther seiner Gemeinde gegenüber, in einer achttägigen Folge von Predigten, deren Verbindung von scharfer Kritik und großartiger Milde es begreiflich macht, daß die Gegner kein Wort der Erwiderung wagten. Jener „lieblosen Freiheit", die keine Rücksicht auf das Gewissen des schwächeren Bruders kennt und sich eben dadurch in den ärgsten Zwang verwandelt, setzt er die Forderung unbedingter und unantastbarer Gewissensfreiheit für alle entgegen. „Summa Summarum! Predigen will ichs, sagen will ichs, schreiben will ichs; aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand, denn der Glaube will willig, ungenötigt angezogen werden. Nehmet ein Exempel von mir. Ich bin dem Ablaß und allen Papisten entgegen gewesen, aber mit keiner Gewalt. Ich hab allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben, sonst hab ich nichts getan. Das hat, wenn ich geschlafen hab, wenn ich wittenbergisch Bier mit meinem Philippo und Amsdorf getrunken hab, also viel getan, daß das Papsttum also schwach geworden ist, daß ihm noch nie kein Fürst und Kaiser so viel abgebrochen hat." Mit gutem Recht durfte er sich beklagen, daß man bei so wichtigen Änderungen ihn nicht gefragt habe; „ich hab es ja nie verderbt; ich bin auch der erste gewesen, den Gott auf diesen Plan gesetzt hat."

Man kann sagen, daß für den konservativen Charakter der lutherischen Reformation diese Vorgänge entscheidend gewesen sind. Von einem Bündniß mit der politisch-sozialen Revolution in irgend einer Gestalt konnte, was Luthers Person betrifft, ohnedies nicht mehr die Rede sein. Die Zwickauer, die er in seinen Predigten überhaupt keiner Erwähnung gewürdigt hatte, machten noch ein paar Versuche sich ihm zu nähern, aber weder ihre Schmeichelreden noch ihre hochtrabende mystische Gebahrung taten die gewünschte Wirkung und der Kunstgriff des Markus Stübner, der in Luthers geheimsten Gedanken eine Hinneigung zu ihrer Lehre entdeckt haben wollte, wurde mit einer derben Antwort abgefertigt. So frei und groß aber auch Luther diesen gebundenen Geistern gegenübertritt, so unzweifelhaft ihm die Verwerfung jedes Zwangs und jeder Gewaltsamkeit in Glaubenssachen zur Ehre gereicht, so kann er allerdings von dem Fehler nicht freigesprochen werden, seinerseits den Ausbau des von ihm selbst begonnenen Werks einfach der Zukunft, wie er sich ausdrückt, dem Wort allein anheimgestellt zu haben. Mit vollem Recht hat sein Biograph Köstlin hervorgehoben, in welcher Unklarheit das künftige Verhältniß zwischen den Starken und Schwachen, zwischen den evangelisch Gesinnten und den Altgläubigen nun doch gelassen wurde, wie in Luthers Sermonen „für diese Fragen und Problemen keine Lösung, keine Antwort, ja keine Beachtung" zu finden ist. Hier kennzeichnet sich bereits die schwächste Seite des deutschen Reformators, der von der politischen Begabung und dem Organisationstalent

eines Calvin oder Loyola auch nicht die Spur besaß. Wenn zunächst in Wittenberg wirklich eine doppelte Abendmahlsfeier, unter einer und in beiderlei Gestalt, eingerichtet wurde und neben den gottesdienstlichen Neuerungen an der Pfarrkirche die Kanoniker der Schloßkirche nach wie vor beim alten Kultus blieben, so war das ein Zustand, dessen Unhaltbarkeit sich bald genug herausstellen mußte. Und daß jene mystisch-apokalyptischen Regungen, so geringschätzig Luther sie damals behandelte, ihren Ursprung nicht der Willkür Einzelner, sondern einem tief eingewurzelten Bedürfniß der Masse verdankten, sollte ebenfalls nicht lange zweifelhaft bleiben.

Noch traten aber diese inneren Schwierigkeiten und Gefahren zurück vor dem Hochgefühl, welches beim ersten siegreichen Vordringen der Reformation ihren Führern und Anhängern sich mitteilte. Fast konnte es scheinen, als sollte nach Luthers zuversichtlicher Voraussage das Wort ohne alles menschliche Zutun sich die Herzen erobern und vor seinem Wehen der morsche Bau der Priesterherrschaft wie von selbst in Stücken fallen. Unübertrefflich schön hat Ranke diese jungen, hoffnungsfrohen Tage der kirchlichen Umwälzung geschildert. „Es war keine Anstalt zu treffen, kein Plan zu verabreden; einer Mission bedurfte es nicht; wie über das beackerte Gefilde hin bei der ersten Gunst der Frühlingssonne die Saat allenthalben emporschießt, so drangen die neuen Überzeugungen, durch alles, was man erlebt und gehört hatte, vorbereitet, in dem gesammten Gebiete, wo man deutsch redete, jetzt ganz von selbst oder auf den leisesten Anlaß zu Tage." In der Tat wurde zum ersten Mal seit Jahrhunderten der alte Gegensatz zwischen Oberdeutschen und Niederdeutschen erschüttert und das Gefühl einer neuen Gemeinschaft drang bis zu den fernsten Enden des Reichs und zu manchen halbvergessenen Vorposten deutscher Nationalität; Friesen und Tiroler, Schweizer und Livländer arbeiten mit an der größten Tat der deutschen Geschichte.

In der vordersten Reihe der Arbeiter und Kämpfer stehen die Mönche, vor allem, wie zu erwarten, Luthers Ordensbrüder. Staupitz freilich war nicht mehr an der Seite seines ehemaligen Schützlings, vor dessen wachsender Kühnheit er sich schon 1519, zu Luthers bitterem Schmerz, zurückgezogen hatte; wohl nannte sich der alte Mann in dem letzten Brief, den er, als Abt des Salzburger Benediktinerklosters, an Luther schrieb, dessen Schüler und einen Vorläufer des Evangeliums, aber für den Fortgang der Reformation hatte er selbst kein volles Verständniß und seine unverkennbare Hinneigung zur lutherischen Rechtfertigungslehre kaum irgend welche Bedeutung. Um so williger folgte die jüngere Generation dem großen Ketzer. Selbst über seine Wünsche hinaus ging die Raschheit, womit die Wittenberger und bald auch die Erfurter Augustiner ihre Klosterpforten sprengten; Luthers Freund Lang motivirte seinen Austritt u. a. mit der Behauptung, daß die Prioren im allgemeinen Esel seien. Ein Kapitel der deutschen Kongregation zu Grimma (Pfingsten 1522) machte noch die wunderlichsten Anstrengungen, das Unvereinbare zu vereinigen, ein freies evangelisches Mönchtum zu schaffen,

aber schon zu Anfang 1523 legte auch der Vikar Wenzeslaus Link seine Würde nieder und trat in die Ehe. Reihenweise lösten sich die deutschen Konvente auf, in Erfurt, Eisleben, Magdeburg, Gotha, Nürnberg. Zu Wittenberg hielten Luther und der ehemalige Prior allein noch im Kloster aus, wie ja Luther, ohne sich an das Beispiel seiner Freunde und Anhänger zu kehren, noch längere Zeit die Fasten beobachtete und erst im Oktober 1524 von seiner völlig abgetragenen Kutte Abschied nahm. Keiner hat auch schärfer als er die sehr weltlichen Beweggründe kritisirt, die nicht selten zum Verlassen des Klosters führten; „viele treten aus dem gleichen Grunde aus, der sie zum Eintritt verleitet hat, nämlich des Bauchs und der fleischlichen Freiheit wegen". Doch war er weit davon entfernt über dem Mißbrauch an der Sache selbst irre zu werden; seine geringen Mittel standen jederzeit solchen „Ausgelaufenen" zur Verfügung und er scheute sich nicht die Entführung einiger Nonnen aus dem Kloster Nimtzsch, wo man sie gegen ihren Willen festhielt, zu veranlassen. Und gerade an seinen Augustinern durfte er neben mancher Beschwerde viel Freude erleben. Gewaltige Prediger der neuen Lehre gingen aus ihnen hervor, wie der bald von seiner Schwärmerei geheilte Gabriel Zwilling, der Erfurter Johannes Lang, dessen Übereifer Luther immer wieder zu dämpfen suchte, vor allem der Baier Kaspar Güttel, dessen volkstümlich frische und doch nicht unedle Beredsamkeit einst auf offenem Marktplatz zu Arnstadt Tage lang die Schaaren der Hörer fesselte. Von ihm stammt das schöne Wort: „Unser Abt ist Christus, wir alle Brüder, eine geistliche Sammlung." Auch die niederländischen Augustiner verkündigten das Evangelium, erst in ihren Klosterkirchen, dann auf den Straßen. Hier war alter Ketzerboden; taboritisch-waldensische Lehren, wie die Leugnung der Transsubstantiation, scheinen sich noch aus dem XV. Jahrhundert herüber gerettet zu haben. Niederländische Mönche hatten in Wittenberg jene ersten tumultuarischen Bestrebungen Zwillings hauptsächlich gestützt. Aus den Reihen der Niederländer gingen aber auch die ersten Märtyrer der Reformation hervor. In Dordrecht, Rotterdam, Gent, Ypern, Antwerpen erscholl die lutherische Predigt dieser Klosterleute, obwohl manche von ihnen vor der Strenge der kaiserlichen Edikte sich beugten. Der Prior von Antwerpen, Jakob von Ypern, genannt Praepositus (Probst), dem ein öffentlicher Widerruf abgeängstigt worden war, wurde bald wieder rückfällig und entging nur durch eine glücklich bewerkstelligte Flucht der Hinrichtung; er hat nachmals in Norddeutschland als evangelischer Prediger gewirkt. Sein Nachfolger in Antwerpen, Heinrich von Zütphen, wurde ebenfalls verhaftet, aber durch eine von bewaffneten Frauen geführte Revolte aus dem Gefängniß befreit. Dagegen bestiegen zwei junge Augustiner, Heinrich Voes und Johannes von Essen, am 1. Juli 1523 zu Brüssel den Scheiterhaufen, als Blutzeugen der neuen Lehre. Heinrich von Zütphen folgte ihnen bald nach; aus Antwerpen entkommen, wurde er in Ditmarschen von einem fanatisirten Bauernhaufen zu Tode gemartert. Jenen „zween jungen Knaben" aber, die zu Brüssel als Glaubens-

helden geendet hatten, sang Luther sein unsterbliches „neues Lied", dessen letzte Strophen in einen wahren Siegesjubel ausklingen:

„Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen. —
Der Sommer ist hart vor der Tür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden."

Was hätte einer solchen Begeisterung die alte Kirche in ihrer damaligen Gestalt entgegensetzen können? Es waren nicht die schlechtesten ihrer Söhne, die sich mit Beschämung und Grauen von ihr abwandten. Wenn die Augustiner schaarenweise ihrem größten Genossen zufielen, so regte es sich auch in den übrigen Orden sehr vernehmlich. Unter den Franziskanern erhoben sich der schon erwähnte Johann Eberlin, der leidenschaftliche Heinrich von Kettenbach, beide in Ulm, Johannes Briesmann in Kottbus, Konrad Pellicanus in Basel, Friedrich Myconius (Mecum) in Weimar, Stephan Kempe, der Reformator Hamburgs, Heinrich Never in Wismar u. a. Aus dem Dominikanerorden ging Martin Butzer hervor, der schon im Jahre 1518, von Luthers Persönlichkeit mächtig angezogen (vgl. S. 270), nachmals sein Kloster mit einem Asyl auf der Ebernburg vertauschte, aber sich doch noch 1521 durch päpstlichen Dispens und geistliches Gerichtsverfahren von seinem Mönchsgelübde entbinden und zum Übertritt in den Stand eines Weltpriesters legitimiren ließ; im nächsten Jahr finden wir ihn wieder bei Sickingen als Prediger zu Landstuhl und mit einer ausgetretenen Nonne verheiratet. In Nürnberg trat ein Dominikanerprediger Gallus Korn gegen die Mönchsgelübde auf. Den jungen Karthäuser Otto Brunfels nahm Hutten in Schutz, als er aus seinem Kloster flüchtig ward; bei den Benediktinern zu Alpirsbach mußte der Lektor Ambrosius Blarer das Feld räumen, obwohl er sich zur Verteidigung seiner lutherischen Meinungen vor einer höheren Instanz erbot. Auch Johannes Oekolampadius (Hußgen oder Heußgen aus Weinsberg), der sprachkundige Handlanger des Erasmus, welcher trotz dieses Verhältnisses und trotz seiner aufrichtigen Bewunderung für Luther noch 1520 im Brigittenkloster Altenmünster die Kutte genommen hatte, fand dort keineswegs das ihm vorschwebende Ideal eines mönchisch abgeschiedenen und doch evangelisch freien Daseins; auch ihm begegnen wir kurz nach seinem Austritt (1522) auf der Ebernburg, wo er als Kaplan zuerst die Anwendung der deutschen Sprache bei der Meßfeier

wagte. In Augsburg war das Karmeliterkloster, dessen Prior Johannes Frosch zu Luthers Freunden zählte, ein Sammelpunkt für die reformatorisch Gesinnten; auch der Domprediger Urbanus Rhegius, vormals Schüler und Verehrer eines Eck, hielt sich zu den Brüdern. So hat auch der Pommer Johannes Bugenhagen nicht eben als Mönch, aber doch in innigster Verbindung mit einem Kloster, als Schulrektor bei den Prämonstratensern zu Treptow, die große Wandlung an sich erfahren; selbst ein scharfer Kritiker der kirchlichen Mißbräuche, äußerte er beim ersten Blick in das Buch von der babylonischen Gefangenschaft seinen lebhaften Abscheu gegen den verderblichsten Ketzer, der seit Christi Leiden erschienen sei; als er es durchgelesen hatte, sprach er sich ohne Rückhalt dahin aus, daß die ganze Welt in Finsterniß stecke und Luther unter lauter Blinden der einzige Sehende sei.

Größtenteils sind es junge Männer, in den Zwanzigen und Dreißigen, die sich der Bewegung anschließen, aber neben ihnen doch auch mancher Ältere, wie Johann Eberlin oder Kaspar Güttel; der letztere war nicht etwa als Unmündiger, durch drückende Verhältnisse oder den Wunsch der Familie veranlaßt, ins Kloster gegangen, sondern erst als Mann von dreiundvierzig Jahren, mit der ausgesprochenen Absicht, seinem ruhelosen Gewissen durch den „Stand der Vollkommenheit" Frieden zu schaffen. Besonders zart geartete Gemüter hatten schon in früheren Jahren Ähnliches durchlebt wie Luther; Ekel an der friedlosen Welt und Sehnsucht nach Gott trieben den jugendlichen Friedrich Myconius unter die Mönche, wo er sich redlich, aber vergebens abkämpfte und mit seinen Beängstigungen über die Prädestination den Brüdern unheimlich wurde. Aber nach Luthers Auftreten glaubte er auf die wahre Deutung eines wundersamen Traumes zu kommen, der ihm gleich in der ersten Nacht seines Klosterlebens Erlösung aus einer trostlosen Wüste und beseligendes Versenken in die Quelle des Heils verkündigt hatte. Von ganz hervorragendem Einfluß war übrigens ohne Zweifel die enge Berührung mit dem Humanismus, in welcher fast die gesammte neue Generation von geistig regsamen Klerikern sich begegnete; Männer wie Capito, Urbanus Rhegius, Butzer, Oekolampadius, Zwingli, Eberlin waren Freunde oder Verehrer des Erasmus, den selbst der Augustiner Güttel noch 1522 als den eigentlichen Urheber der Reformation preist. Und wie die große Mehrzahl dieser Vorkämpfer der kirchlichen Bewegung bürgerlichen Kreisen entstammt, so findet die neue Lehre gleich dem Humanismus ihre erste eigentliche Heimat in den Städten. Denn von einem irgendwie namhaften Anhang unter dem Fürstentum war für den Anfang keine Rede. Wir sahen, wie jene Veränderungen des Kultus in Kursachsen gegen den ausgesprochenen, aber freilich nicht behaupteten Willen des Landesherrn zu Stande kamen. Friedrichs Bruder Herzog Johann und dessen Sohn Johann Friedrich hielten allerdings von Anfang an mit Entschiedenheit Luthers Partei; ein kleiner schlesischer Fürst, Herzog Karl von Münsterberg, trat gleichfalls schon 1522 in Briefwechsel mit dem Reformator, dessen Abendmahlslehre ihm als einem Enkel des

bis in die vierte Generation verfluchten Hussitenkönigs Podiebrad ganz besondere Genugtuung bereitete. Aber er fügte die Bitte hinzu, Luther möge von seinem Namen keinen weiteren Gebrauch machen. Und die geistlichen Fürsten waren vollends die natürlichen Gegner einer Bewegung, die als notwendige Folge eine Schwächung ihrer Herrschaft mit sich brachte; den einzigen Ausweg aus dieser Verlegenheit hätte ihnen, falls sie sich anschließen wollten, die Säkularisation ihrer Stifter geboten, d. h. ein offener Bruch nicht nur mit der Kirche, sondern auch mit dem Reichsrecht, und zu einem solchen Entschluß kam doch vorerst noch keiner von ihnen, obwohl der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, schon 1523 mit Luther anknüpfte und sich die Verwandlung des Ordensstaats in ein erbliches Fürstentum empfehlen ließ, ohne etwas dagegen zu sagen. Die gleiche Absicht



Medaille (vergoldetes Silber) vom Hochmeister Albrecht von Brandenburg.
Umschrift: ALBER·D·G·MAR·BRAN·DVX·PRVSSIAE. Ohne Kehrseite. Originalgröße.
Berlin, königl. Münz-Cabinet.

traute man Jahre lang seinem Verwandten, dem Mainzer Kurfürsten zu; Güttel wagte 1523 dem Primas von Deutschland seine Fastenpredigten zu widmen und noch 1524 versicherte der zweideutige Kirchenfürst dem Herzog Johann von Sachsen, er gönne Martin Luther, der die Wahrheit predige und schreibe, Gutes in seinem Herzen. Eine solche innere Hinneigung zum Evangelium glaubte man wohl mit größerem Recht dem Augsburger Bischof Christoph von Stadion zuschreiben zu dürfen, aber dieser mildgesinnte Erasmiker, der einmal die Lutherischen für sittlich besser erklärt haben sollte, konnte doch auch andere Saiten aufziehen; den ersten lutherischen Prediger im Stift, Kaspar Aquila, der überdies ein Weib genommen hatte, hielt er in harter Gefangenschaft und gab ihn nur ungern auf die Fürbitte der Königin von Dänemark heraus. Ein Erasmiker war auch jener Bischof Johann (Thurzo) von Breslau, auf welchen Luther große Hoffnungen setzte; er starb, als eben einer seiner Domherrn unterwegs war, ihm Briefe Luthers und Melanchthons zu überbringen. Ueber einen sehr bescheidenen Grad von Teilnahme ging von allen Bischöfen doch nur einer hinaus, Georg Polenz, der schon 1523 seine Diöcese Samland durch Berufung reformatorischer Prediger zu evange-

lisiren begann. Dagegen machten sich allerdings in manchen Domkapiteln, wie z. B. in Würzburg und Bamberg, lutherische Sympathien bemerklich. Von der eigentümlichen Stellung des süddeutschen Adels zur Reformation wird überhaupt später mehr die Rede sein.

Ganz anders als die höchsten Kreise der Nation bemächtigt sich doch gleich anfangs das deutsche Bürgertum der lutherischen Sache; noch steht die Zeit unter dem Zeichen der städtischen Kultur und noch sind es vor allem die Reichsstädte, hinter deren Mauern das höhere geistige Leben der Nation den sichersten Spielraum findet. Und wenn diese städtische Kultur auf der einen Seite eine unentbehrliche Grundlage für das entartete und glanzvolle Kirchentum des späteren Mittelalters geliefert hatte, so fand doch andrerseits die große Bewegung gegen die Hierarchie und ihr System gerade hier einen wohl vorbereiteten Boden. Ohne Unterlaß spielten in den Städten die Konflikte zwischen dem geistlichen und weltlichen Recht, zwischen der bürgerlichen Finanzpolitik und den klerikalen Ansprüchen auf Exemtion, Kämpfe, die sich noch wesentlich verschärften, wenn Rat und Gemeinde unter der Landeshoheit eines geistlichen Fürsten standen oder wenigstens Bischof und Kapitel in ihrem Weichbild sitzen hatten. Nirgends lernte man die kirchliche Corruption gründlicher kennen als hier und es kann nicht Wunder nehmen, daß uns manchmal Beispiele eines unüberwindlichen Pfaffenhasses aus guten bürgerlichen Kreisen berichtet werden; so z. B. von Capito's Vater, dem Hagenauer Schmiedemeister Köpfel, oder von dem Vater des Myconius, der seinem Sohn vergebens den Ablaß als eine Spekulation der Pfaffen auf das Geld der einfältigen Laien zu verleiden suchte. Auf die scharfe und rückhaltlose Besprechung der kirchlichen Mißwirtschaft im Lied der bürgerlichen Sänger, im Fastnachtspiel, in den Kanzelreden der volkstümlichen Prediger ist schon wiederholt verwiesen worden. Daneben ist wenigstens für einzelne Gegenden das Fortwuchern waldensisch-husitischer Anschauungen nachweisbar; so erzählt eben Capito, er habe in seinen Kinderjahren manchen husitisch reden hören, ohne es damals zu verstehen. Auch Wimpheling und Pirkheimer sprechen vom Wachstum der böhmischen Ketzerei; im Nachlaß eines Rostocker Geistlichen, Nikolaus Rutze, der mit den böhmischen Brüdern Verkehr hatte, fand man husitische Schriften. Und nun erschien Luther, selbst aus dem Bürgerstand herausgewachsen; was er redete und schrieb, war dem gebildeten Städter vertraut, indem es an frühere Eindrücke und wohlbekannte Stimmungen erinnerte, und dennoch neu durch eine Sprache, die mit zwingender Kraft und Klarheit jedem Hörer oder Leser seine eignen Gedanken aus dem tiefsten Herzen zu nehmen und in feste Formen zu gießen schien. Hier brauchte man sich nicht erst mühselig einzuleben wie in der fremdartigen Gedankenwelt des Altertums, für welche die Humanisten so eifrig Propaganda machten; wir sehen den Unterschied recht deutlich, wenn wir mit der pedantischen Behandlung antiker Stoffe bei Hans Sachs seine im Jahr 1523 verfaßte „Wittenbergische Nachtigall" vergleichen. Da fühlt sich der treffliche Schuhmacher und Meistersänger weit mehr zu Haus als unter den Gestalten

des „griechischen Weisen Herodot“ oder des Ovid. Das einfach liebliche Bild des Eingangs, wie die wonnigliche Nachtigall den nahenden Tag verkündet, wie die Sonne durch die trüben Wolken blickt und den Mond erbleichen macht, dessen falscher Glanz die Schafe in die Wildniß verlockt hat, dieses Bild erklärt er dann mit einer Deutlichkeit, die nichts zu erraten übrig läßt, aber auch mit einem heiligen Eifer, der ihn, den einfachen Handwerker, zum Mitarbeiter des von ihm verherrlichten Doktor Martin stempelt. Mit großer Sorgfalt wird die richtige Auffassung von Luthers Rechtfertigungslehre, man könnte fast sagen, gepredigt; es geht ihm von Herzen, wenn er die überzeugende schriftmäßige Beweisführung des Reformators rühmt,

„Das es ein Bauer merken möcht,
Daß Luthers Lehre gut und recht.“

Eben in Nürnberg vollzieht sich die Aufnahme der Reformation so zu sagen in musterhafter Ordnung, Schritt für Schritt; erst nachdem die neue Lehre wirklich fast die ganze Bevölkerung gewonnen hat, folgt die öffentliche Anerkennung und Festlegung der veränderten Verhältnisse durch den Rat. Wir kennen die Anfänge der Nürnberger „Martinianer“ (S. 278 ff.) und finden bereits im Jahr 1521 die kirchliche Leitung der Stadt wesentlich in ihren Händen, im Augustinerkloster den Prior Volprecht, bei den Benediktinern den Abt Pistorius, beide Anhänger Luthers, als Pröpste bei S. Lorenz und S. Sebald zwei ehemalige Wittenberger Studenten, Hektor Pömer und Georg Besler, daneben als Lehrer des Hebräischen bei den Augustinern einen begabten jungen Priester aus Gunzenhausen, Andreas Osiander, dessen theologischer Scharfsinn und Eigenwille sich bald im Kampf gegen den römischen „Antichrist“ hervortun sollten. Noch galt auch Pirkheimer, der seine Demütigung durch Eck nicht vergessen hatte, für einen entschiedenen Gesinnungsgenossen. Daneben wagten sich aber mehr und mehr die kleinen Leute aus der Laienwelt mit ihrer Überzeugung heraus; es ist ein Zeichen der Zeit, daß neben der „Nachtigall“ des Hans Sachs förmliche Streitschriften aus der Feder ungelehrter Bürger hervorgehen, daß ein Maler Greiffenberger, ein Tuchmacher, ein Deckenmacher sich auf den literarischen Kampfplatz wagen; auch Hans Sachs, der bis zum Jahr 1522 nicht weniger als 40 Büchlein von Luther in seinen Besitz brachte, hat prosaische Dialoge verfaßt und die Einmischung der Laien mit der mangelnden Schriftkenntniß der Geistlichen gerechtfertigt. Gerade von Nürnberg und einigen andern süddeutschen Städten durfte Kettenbach nicht ganz ohne Grund behaupten, dort wüßten Weiber, Knechte, Handwerker, Ritter mehr von der Bibel als anderswo die hohen Schulen. Auch Albrecht Dürer begann in diesen bewegten Jahren auf seine Weise auszudrücken, was in ihm arbeitete; die mächtigen Gestalten seiner freilich erst 1526 vollendeten Apostel, unter welchen der bisherige Herrscher Petrus hinter Johannes zurücktritt und Paulus als der Schirmherr des Evangeliums und „wahre Ritter Christi“ mit seinem zürnenden

**Die Wittembergisch nachtigall
Die man yetz hört uberall.**



Ich sage ewch/wo dise sweygen/so werdē die stein schreyen.luce.xix.

Facsimile des Titels von Hans Sachs' „Wittenbergischer Nachtigall".

Blick das Auge des Beschauers festbannt, verkörpern recht eigentlich eine neue Welt religiöser Empfindung. Stürmischer als in Nürnberg gingen die Wogen der kirchlichen Umwälzung in Schwaben, wo Eberlin von Günzburg, eine

zeitlang Parteigänger Karlstadts, den größten Einfluß übte; in dieser Zeit, wo der Himmel stählern und die Erde eisern sei, müsse man sich, ohne Rücksicht auf Luther, Karlstadt oder Melanchthon, an das neue Testament als das einzige tüchtige Schwert halten, so ruft er den Augsburgern zu; „leidet lieber Mangel an Nahrung und Kleidung denn am neuen Testament; verlaßt euch nicht auf Tempel, Schulen oder Klöster, seid selbst Hauspriester mit der Bibel in der Hand und scheut die Verachtung nicht!" So erhoben sich auch in Augsburg schriftstellernde Laien mit Sendbriefen zu Gunsten des Evangeliums, gegen das teuflische und jüdische Klosterleben; die Gegenbestrebungen von altkirchlicher Seite führten nur zu neuen Anstrengungen der Evangelischen, welchen der Rat nicht ernstlich zu steuern wagte. Peutinger selbst, ein Mann der Ordnung und Vermittlung, stand hinter der Reformation der Armenpflege vom Jahr 1522, die nach paulinischen Weisungen eine fast an Kommunismus streifende offizielle Fürsorge für die Dürftigen schuf; Oekolampadius schrieb damals, wir seien verpflichtet, verschuldeter wie unverschuldeter Armut abzuhelfen, und zwar nicht allein mit unserem Überfluß, sondern mit allem, was wir haben. Auch gegen die Prostitution kehrte sich dieser neue Geist; die öffentlichen Dirnen wurden zur Bekehrung in die Predigt geführt und gaben selbst ihr schmähliches Gewerbe auf. Weniger erbaulich waren die Skandale, die durch gegenseitige Herausforderungen der Alt- und Neugläubigen in den Kirchen spielten; da wagte es wohl ein Bäckerknecht einen mönchischen Prediger zur Rede zu setzen oder ein Bischöflicher, der über das evangelische Gebet lachte, bekam die schmählichsten Dinge über seinen Herrn zu hören. „Es ist ein grob Volk hie," heißt es schon in einem Bericht von 1519, „redet frei und läßt sich nichts ausreden"; die „schweizerischen" Neigungen, die man ihnen nachsagte, übertrugen sich auf das religiöse Gebiet und führten schon 1523 zu bedrohlichen Zusammenrottungen. So vermochte auch der Ulmer Rat, der in seiner neutralen Haltung 1522 seinen Geistlichen gebot, keine Anzüglichkeiten, sondern die heilige Schrift zu predigen, trotz einzelner Repressivmaßregeln der von Eberlin, Kettenbach, Jost Höflich geschürten Bewegung nicht Herr zu werden; Höflich richtete, da man ihm die Kirchen verschloß, seine Kanzel unter freiem Himmel auf, wie das auch anderwärts geschah, in Goslar, Worms, Arnstadt, Danzig, Hall im Inntal. Wenn im Würtembergischen die zahlreichen evangelischen Prediger, wie Mantel, Schnepf, Sam, sich gegen die österreichische Regierung nicht zu behaupten vermochten, so fand dagegen in den kleinen schwäbischen Reichsstädten fast überall die Reformation günstigen Boden. In Hall wirkte der edle Johannes Brenz, in Nördlingen sein Freund Theobald Billicanus (Gerlach aus Billigheim), beide wie Martin Butzer schon seit dem Heidelberger Generalkapitel von 1518 (vgl. S. 269 f.) für Luther gewonnen, in Reutlingen Matthäus Alber, in Eßlingen eine zeitlang der schwärmerische Michael Styfel (vgl. S. 352), in Wimpfen Erhard Schnepf, vormals ein Mitglied des Erfurter Humanistenkreises, in Heilbronn Johannes Lachmann. Nach Ober-

schwaben wirkt dann bereits der Einfluß des von Wittenberg unabhängigen großen Schweizers Zwingli herüber; so auf den begeisterten Erasmiker Hummelberg, der in seiner Vaterstadt Ravensburg predigte und zugleich seine alten humanistischen Neigungen pflegte. Ein Freund Zwinglis, Christoph Schap-



Bildniß von Hans Sachs.
Holzschnitt, 1545, von Hans Brosamer (1506—1552).

peler von S. Gallen, begann 1523 seine energische und erfolgreiche Tätigkeit in Memmingen. In Konstanz verhinderte die Bürgerschaft schon 1521 die Publikation des Wormser Edikts und zwang den kaiserlichen Kommissar mit Drohungen zum Abzug; hier übernahm erst Johannes Wanner, dann der Exmönch Blarer die geistliche Führung. Ungemein wichtig wurde aber

die entschiedene Hinneigung zur Reformation, die in der Straßburger Bevölkerung sich zeigte. Schon im Jahr 1518 schlug man Luthers Thesen an die Türen der Kirchen und Pfarrhäuser; der Neffe und Nachfolger des großen Predigers Geiler, Peter Wickgram, geriet trotz aller Vorsicht in den Verdacht des Luthertums und ein andrer Kaisersberger, Matthäus Zell, ließ sich, da ihm als einem Ketzer die Kanzel Geilers verweigert wurde, von den Schreinern eine tragbare Kanzel ins Münster schaffen, so oft er predigte. Selbst das Zerspringen der großen Münsterglocke beim Weihnachtsläuten, das von den Altkirchlichen als ein himmlisches Zeichen gegen die Neuerer ausgeschrien wurde, wollte nichts fruchten; der Rat übte die Censur so mild als möglich, verurteilte die Schmähschriften des erbitterten Murner zum Feuer und ermahnte den vom Bischof verfolgten Zell, das Wort Gottes und die heilige Geschrift tapfer und ohne Furcht zu predigen, dabei man ihn schützen und schirmen wolle (1523). Kurz darauf zogen die beiden Männer in Straßburg ein, unter deren Namen die Reformation zum vollen Sieg gelangen sollte, der seines Mainzer Hofdienstes überdrüssige Capito als Propst zu S. Thomas und der Exmönch Butzer als jung verheirateter, eben aus Weißenburg vertriebener Prädikant. Erinnern wir uns hier einstweilen, daß im Jahr 1523 die Züricher Reformation bereits eine vollendete Tatsache war.

Einer so raschen und zusammenhängenden Eroberung wie in den schwäbisch-alemannischen Gebieten durfte sich die neue Lehre nirgends sonst erfreuen. Die Stätten, an welchen wir sie im mittleren und nördlichen Deutschland auftauchen sehen, liegen keineswegs dicht beisammen; oft scheint sie vielmehr weite Strecken zu überspringen. Um so energischer äußert sich z. B. hier und dort der alte niedersächsische Geist; von bewaffneten Zuhörern ward der päpstliche Vikar Hermann Tast zu seinen Predigten unter der großen Kirchhofslinde von Husum abgeholt und wieder heimgeleitet und die Bremer, die trotz aller Zumutungen ihres Erzbischofs den ketzerischen Mönch Heinrich von Zütphen als Prediger behielten, verstärkten ihre Mauern durch den Bau zweier Kastelle, der „Braut“ und des „Bräutigams“ und zerstörten, angeblich aus rein militärischen Gründen, das vor der Stadt gelegene Benediktinerkloster; eine Kommission, aus der Bürgerschaft gewählt, ging an die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse im evangelischen Sinn und einige besonders widerspenstige Bettelmönche mußten den Platz räumen. Heinrich von Zütphen fand freilich, als er sich zu den Ditmarschen begab, unter den Händen dieser „Mönkesmökers“, wie sie nachher genannt wurden, ein grauenvolles Ende. Nachts aus seinem Bett gerissen, im bloßen Hemd an den Schweif eines Pferdes gebunden und über den gefrorenen Boden fortgeschleppt, bis er mit blutenden Füßen kaum mehr vorwärts konnte, verspottet, geschlagen und angespien wahrte er seinen Glaubensmut und seine Feindesliebe selbst dann noch, als er Stunden lang, aus zwanzig Wunden blutend, zusehen mußte, wie seine Peiniger vergebens den Scheiterhaufen in Schnee und Regen anzuzünden suchten; als es endlich brennen wollte, war die bestialische Mordlust der Elenden so ungeduldig ge-

worden, daß sie die Wirkung des Feuers nicht mehr abwarten mochten und so lange auf ihr Opfer losschlugen, bis es kein Lebenszeichen mehr gab. „Frisch zu, lieben Brüder," hatte einer von ihnen während der Mißhandlungen geschrien, „hier wohnet Gott bei!" (Dezember 1524). Es wäre ungerecht zu verschweigen, daß ähnliche Ausbrüche eines wilden Fanatismus auch auf evangelischer Seite sich geregt haben. Ein altgläubiger Mönch, der im Oktober 1524 zu Stralsund von der Kanzel gegen die Evangelischen als die „Rotte Korah" donnerte, wurde mit Stangen heruntergerissen und mit Bänken, Stühlen und Messern derart bearbeitet, daß er „blutete wie ein geschlachtet Schwein"; man schleppte ihn hinaus auf den Markt und nur mit Mühe entrissen ihn einige Bürger noch rechtzeitig der auf ihn einschlagenden Menge. Schon vorher waren ein paar Dominikaner von der Kanzel gerissen und mißhandelt worden; einem von ihnen schleuderten die Zuhörerinnen während der Predigt ihre Pantoffeln und Stühle an den Kopf und die Führerin dieser Megären, die Bandelvitz'sche, von den katholischen Gegnern als „des düvels achterledder" verspottet, griff selbst außerhalb der Kirche einen Kaplan, „der die Wahrheit nicht hören konnte", nicht nur mit Schimpfreden, sondern auch mit Kot und Steinwürfen an. Wir besitzen noch eine Reihe von jenen Gassenhauern, womit sich damals Evangelische und Katholische in diesem auch politisch gährenden Gemeinwesen verfolgten; es fehlte nicht an symbolischen Prozessionen, in welchen die Neuerer den Gegensatz zwischen Christus und dem Papst, die Mönche den bevorstehenden Untergang der gottlosen Stadt zur Darstellung brachten. Weit schwächer waren die ersten Regungen zu Gunsten der neuen Lehre in Hamburg, wo nach einigen geringfügigen Vorspielen der Rostocker Franziskaner Kempe seit 1523 das Evangelium verkündigte; der Guardian ließ ihn im Kloster, da eine Anzahl von Bürgern drohte, andernfalls sollten künftig die Säcke der Mönche leer zurückkommen; denn „wir sind diejenigen, die euch füttern". Auch in Danzig finden wir einen Bettelmönch, den Dominikaner Jakob Finckenblock als ersten Vorkämpfer der Reformation; er konnte einige Zeit nur vor der Stadt, dann auf einem Kirchhof predigen.

Frühzeitig und folgenreich waren die Anknüpfungen zwischen Wittenberg und Breslau, wo der Rat mit dem Domkapitel zusammen sich der Ablaßwirtschaft zu erwehren gesucht und auf seine Beschwerden über die Bernhardiner von deren eigenem General die Antwort erhalten hatte, man solle, falls in Breslau zu viel Mönche seien, ihnen nur nichts mehr zu essen geben. Auch der Nachfolger des Bischofs Thurzo Jakob von Salza huldigte humanistischen Reformideen, so daß der Rat ihm 1523 einen ausgesprochenen Anhänger Luthers, den Nürnberger Johannes Heß, als Pfarrer präsentiren konnte, mit dem offenen Geständniß, sie hätten sich diesen Hirten erwählt kraft ihrer Vollmacht als Christen und allein nach den göttlichen Rechten der apostolischen Lehre und Exempel. Der Bischof war zur Investitur des „Ketzers" bereit; da aber sein Kapitel die Zustimmung verweigerte, vollzog der Rat die Ein-

setzung ohne geistliche Beihülfe. Mit ebenso viel Ruhe als Festigkeit nimmt hier von Anfang an die städtische Regierung die Befugniß in Anspruch, „dieweil wir die Pfarrkirchen und Schulen selbst bauen“, auch Pfarrer und Lehrer selbst zu wählen, und zwar nach der alleinigen Richtschnur des Evangeliums. Aber der Breslauer Rat scheute sich auch nicht gegen die Wünsche des von ihm gesetzten Vertreters der Reformation nach eigenem Gutdünken mit den Kirchengütern zu verfahren. Wir haben hier vielleicht das früheste Beispiel einer konsequenten neugläubigen Kirchenpolitik. Das Prinzip war schon mehrfach ausgesprochen worden, wie ja z. B. selbst Karlstadt der Obrigkeit die Macht zuschreibt, kirchliche Schäden zu beseitigen; Heinrich von Zütphen soll nach dem Bericht seiner Gegner in Bremen gepredigt haben, alle Geistlichen müßten dem Rat untertan sein.

Fast überall sahen die geistlichen Gewalten, wie sich solche Bestrebungen, man kann sagen unwillkürlich mit dem Eindringen der neuen Lehre verbanden. So mußte z. B. in Erfurt das alte Bestreben, sich der von den Mainzer Erzbischöfen beanspruchten Landeshoheit zu erwehren, der Sache des Evangeliums mächtigen Vorschub leisten; seit 1516 stand die Stadt in einem Schutzverhältniß zu Kursachsen und der Rat arbeitete mit der aufgeregten Gemeinde zusammen am Sturz des „papistischen“ Wesens. Zu Anfang 1523 waren unter obrigkeitlichem Schutz acht Kirchen dem evangelischen Gottesdienst eingeräumt; die Altkirchlichen mußten aus Furcht vor dem Pöbel bei verschlossenen Türen Messe halten und dem Rat stattliche Schutzgelder zahlen, um nur noch geduldet zu werden. In Magdeburg, wo seit 1522 Melchior Miritz, ein aus den Niederlanden entkommener Augustiner, seinen Sitz aufschlug, in Halberstadt, wo sein Ordensbruder Weidersee tätig war, finden wir die Bewegung von den Bürgermeistern begünstigt; der von Halberstadt wäre dadurch beinahe um seinen Kopf gekommen, während ein dort lebender evangelisch gesinnter Karmeliterprovinzial Mustaeus auf Veranstalten des Weihbischofs überfallen und entmannt wurde. Noch hatte sich aber die Verfolgung nicht fest und einheitlich organisirt; selbst in den bairischen und österreichischen Landen, wo die Regierungen der Neuerung am Schärfsten entgegentraten, erhob sie, bald hier bald dort, immer wieder ihr Haupt. Als der junge Magister Arsacius Seehofer von der Universität Ingolstadt zum Widerruf der lutherischen Rechtfertigungslehre und zur Einsperrung im Kloster Ettal verurteilt wurde, trat eine evangelische Dame für ihn in die Schranken. Argula von Staufen, Gemahlin des herzoglichen Pflegers Friedrich von Grumbach, die schon als zehnjähriges Mädchen, lange vor Luthers Auftreten, die deutsche Bibel gelesen hatte, suchte kraft ihrer Schriftkenntniß die Ingolstädter Professoren eines Besseren zu belehren und richtete außerdem eine Reihe von Sendschreiben an die Räte von Ingolstadt und Regensburg, an Herzog Wilhelm von Baiern, an den Kurfürsten von Sachsen. In ihrer unzweifelhaften Bibelfestigkeit hielt sie sich für berechtigt, alle Einwürfe einer nichtsnutzigen Philosophie, einer nicht hierher gehörigen Juristerei und einer un-

göttlichen Theologie von vornherein zurückzuweisen. Übrigens ließ sie auch an Luther eine Mahnung wegen seines Beharrens im Cölibat ergehen. Argula's Beispiel steht nicht allein; ein Jahr später (1524) ließ Ursula Weydin, Schösserin zu Eisenberg, eine evangelische Streitschrift gegen ein Buch des Abts Simon von Pegau erscheinen und die Gattin des Straßburger Predigers Zell verfaßte eine Trostschrift für ihre aus Kenzingen vertriebenen „Mitschwestern". Der fanatische Ingolstädter Professor Hauer klagt auf das Bitterste über die in vielen Städten hervortretende Sympathien der „ketzerischen Hündinnen" und „verzweifelten Schälkinnen" für Luthers Lehre. Auch in der husitischen Bewegung hatten ja Frauen die Kanzel bestiegen, zur Feder gegriffen, sogar Brod und Wein zum Abendmahl selbst konsekrirt; es kann ein solches Eingreifen und Übergreifen des andern Geschlechts gerade in religiös erregten Zeiten nicht Wunder nehmen, wie denn z. B. jener Prediger Zell in Straßburg ausdrücklich verkündigte: „alle Menschen seind Pfaffen, selbst die Weiber". Im Übrigen erweckte die Repression in Baiern wie in Österreich auch den ernsthaften Todesmut einzelner Bekenner; so bei einem ungenannten Mönch zu Rattenberg, der unter den furchtbarsten Martern seiner lutherischen Gesinnung treu blieb. Hier erkennen wir ganz besonders die durchschlagende Wirkung, welche durch ein nur flüchtiges Auftreten begabter Prediger erzielt werden konnte. So begeisterte der Basler Jakob Strauß 1522 zu Hall im Inntal die Menge, die ihm bei schönem Wetter seinen Predigtstuhl ins Freie trug, durch seine scharfen Ausfälle gegen die Geistlichen. Als er weichen mußte, trat Urbanus Rhegius an seine Stelle. Nicht nur in Nordtirol regte es sich damals — in allen Zellen des Cisterzienserklosters Stams fand man lutherische Bücher — sondern auch im Süden begegnen wir einem Chorherrn von Innichen, der lutherische Artikel verbreitet, einem Schneider, der auf offenem Platz in Brixen predigt. Wenige aber haben in kurzer Frist in so vielen räumlich weit getrennten Orten gewirkt wie Paulus Speratus (Spretter aus Rottweil?). Wir finden ihn als Aufsehen erregenden Prediger in Würzburg, Salzburg, Wien; hier durfte er im Januar 1522 mit Zustimmung des Bischofs Slatkonia (vgl. S. 302) die Kanzel bei S. Stephan besteigen und den Klostergelübden in aller Form den Krieg erklären. Durch die theologische Fakultät aus Wien vertrieben und in Ungarn, wo man ihn berief, als Ketzer denunzirt, wurde er von einem ahnungslosen Dominikanerabt zu Iglau als Prediger angenommen; freilich hielt bei den Mönchen die Täuschung und bei der rasch für ihn schwärmenden Gemeinde der Aufschwung nicht vor und nach hartem Gefängniß verließ er 1523 die von den Gegnern eingeschüchterte Stadt, um eine Zeitlang in Wittenberg literarisch tätig zu sein und dann 1524, aber nur mit eingeholter Bewilligung seiner mährischen Gemeinde, einem Ruf nach Königsberg zu folgen. Auch in das ferne Livland hatte damals ein Flüchtling den Keim einer evangelischen Bewegung getragen, Andreas Knöpken, der 1521 aus Pommern verjagt, bei der Rigaer Bürgerschaft gute Aufnahme und beim

Ordensmeister Walter von Plettenberg günstige Stimmung fand; schon 1523 richtete Luther eine Zuschrift an die „auserwählten lieben Freunde Gottes, alle Christen zu Riga, Reval und Dorpat", aber bald wußten der Prediger Tegetmeier in Riga und der fanatische Kürschner Melchior Hoffmann in Dorpat den Bildersturm heraufzubeschwören. Ein kaiserliches Gebot, alles im alten kirchlichen Stand zu belassen, half nichts; der Schloßhauptmann von Riga schickte vielmehr den Bürgern eine Peitsche zu, die sollten sie gegen die Pfaffen gebrauchen, wenn sie Frieden haben wollten.

In dieser tumultuarischen Außenseite, wie sie jeder großen Umwälzung unvermeidlich anhaftet, pflegen die letzten Konsequenzen der eingeschlagenen Richtung nicht selten zum Erstaunen und Schrecken der Führer selbst zu Tage zu treten. Die interessanteste Erscheinung ist indessen dabei das Fortwirken der alten Gewöhnung, die man sich eben abgetan zu haben rühmt. Wie sollten aber die Menschen gleichsam mit einem Zauberschlag sich von Grund aus zu ändern vermögen? Wir sehen die Wildheit der germanischen Vorzeit trotz der scharfen und systematischen Zucht der römischen Kirche noch Jahrhunderte lang lebendig bleiben; wir sehen auch einen großen Teil der mittelalterlichen Weltanschauung und des mönchischen Fanatismus die Reformation überdauern und dürfen uns nicht wundern, wenn ihre eignen Vertreter unvertilgbare Spuren der von ihnen bekämpften geistlichen Herrschaft an sich und in sich tragen. Mit roher Gewalt suchte die herrschende Kirche jede abweichende Meinung aus der Welt zu schaffen; es war natürlich und verzeihlich, daß jetzt die im Vordringen begriffene Bewegung hartnäckige Verteidiger des alten Zustands nicht immer mit Handschuhen anfaßte. Wenn in Nürnberg die Nonnen zu S. Klara von Rats wegen in die lutherischen Predigten gezwungen, vom Pöbel beschimpft und bedroht, wenn drei unter ihnen wider ihren Willen von den Ihrigen aus dem Kloster genommen oder vielmehr buchstäblich herausgeschleift wurden, so sind das gewiß bedauerliche Roheiten. Ultramontane Geschichtschreiber aber, die sich in der Wiedergabe dieser ärgerlichen Szenen und im Bemitleiden der armen Opfer nicht genug tun können, sollten sich doch die sehr naheliegende Frage beantworten, ob derartige „Gewalttaten der Neugläubigen gegen die Katholiken" neben den Gräueln der Ketzerprozesse überhaupt der Rede wert sind. Einige den Nürnberger Klarissinnen beigebrachte Stöße und Ohrfeigen dürften doch mit der Verstümmelung des Mustaeus, mit den an Heinrich von Zütphen verübten Scheußlichkeiten keinen Vergleich aushalten. Es berührt vielmehr beinahe erheiternd, wenn die Äbtissin Charitas Pirkheimer sich höchlich darüber entrüstet, „daß sie uns mit Gewalt zu einem andern Glauben wollen nöten, der uns nicht im Herzen ist". Das war ja eben die alte kirchliche Gepflogenheit, die natürlich auch den Neugläubigen noch tief genug im Blut steckte. Gerade an den wilden Schmähungen und Cynismen vieler Prädikanten, an ihrer auf die Fassungskraft und die Leidenschaften des gemeinen Mannes berechneten Polemik lassen sich die früheren Bettelmönche im modernen Ge-

wand erkennen. Nichts ist charakteristischer als die Geschichte von jenem Mönch zu Erfurt, der seinen evangelischen Zuhörern riet, schon vor dem bloßen Namen der katholischen Kirche das Kreuz zu machen (wie bei der Nennung des bösen Feinds). Man kann übrigens nicht sagen, daß es unter den Prädikanten durchweg an Selbsterkenntniß und Selbstkritik gefehlt hätte; „Esel in der Löwenhaut“ nennt der aufrichtige Eberlin solche unwürdige und eingebildete Kanzelredner, die nach dem Ausdruck eines Erfurter Amtsgenossen „viel schwatzen und waschen, ohn allen Ernst und Zittern, von Gottes Wort“. Die Ueberladung der Rede und Schrift mit biblischen Wendungen und Citaten, die rücksichtslose Verwertung des Schriftbeweises, mochte er passen oder nicht, mag zuweilen das Urteil eines katholischen Erfurter Humanisten gerechtfertigt haben, der seinen Gegnern vorwarf, mit S. Paulus, den sie stets im Munde führten, stimmten sie überein wie „ein großer Brummochse mit einer jungen Nachtigall“. Daß solche Beispiele auf die zu eignem Urteil aufgerufene und an allem Bestehenden irre gewordene Laienwelt nicht vorteilhaft einwirkten, läßt sich denken. Als Eberlin zu den überall, auf dem Markt und im Wirtshaus theologisirenden Erfurtern kam, wunderten sich viele, daß er lehrte, zu einem Christen gehöre mehr als Pfaffen schelten, Fleisch essen, nicht opfern, nicht beichten. Ganz ebenso hält Hans Sachs als evangelischer Christ etlichen, die sich lutherisch nennen, „ihr Fleischessen Rumoren, Pfaffenschänden, Hadern, Spotten, Verachten und allen unzüchtigen Wandel“ nachdrücklich vor.

Neue Freiheit wird wohl niemals gleich mit voller Selbstbeherrschung und Selbstzucht ins Leben treten, zumal so lange sie noch um ihr Dasein zu kämpfen hat. Es handelte sich darum die drückende Herrschaft eines unerhört privilegirten Standes zu beseitigen; solche Bewegungen ergreifen, wenn sie überhaupt nicht totgeboren sind, die Massen und nehmen damit einen mehr oder weniger demokratischen Charakter an. Wie hatte sich der Humanismus in dem Traum gewiegt, er werde die Kirche fein säuberlich, erasmisch reformiren und mit Hülfe eines modernisirten Papsttums und Episkopats seine christlich-antike Kultur der Zukunft zur Wirklichkeit machen können! Statt dessen hatte er einer Massenerschütterung vorgearbeitet, deren wilde Zuckungen, so schien es, einen Zusammensturz nicht nur der hierarchischen Ordnungen, sondern auch des eben aus dem Schutt erstandenen Wunderbaus antiker Weisheit und Schönheit herbeiführen mußten. Das Volk, welches die Humanisten über den auf ihm lastenden Pfaffendruck aufzuklären versucht hatten, verwertete die ihm zugetragene Belehrung mit einer solchen Buchstäblichkeit, daß es manchen der gelehrten und schöngeistigen Agitatoren zu grausen begann. Der Humanismus hatte sich selbst mit aristokratischer Eleganz und Oberflächlichkeit der religiösen Frage bemächtigen wollen; dem Herzen des Volks war er immer fremd geblieben. „Die lutherischen Prediger,“ sagt Strauß, „waren keine Erasmuse, aber sie lösten eine Aufgabe, die kein Erasmus lösen konnte.“ In den Augen manches Humanisten waren es die alten fast totgeglaubten Feinde, die „stinkenden Kutten“, die nun auf einmal als Apostel des Evan-

geliums ihren früheren Sturmlauf gegen alles höhere Geistesleben erneuerten; Eobanus Hessus, der den Verfall der Erfurter Universität mit blutendem Herzen erlebte, sah schon alle Wissenschaft unter den rohen Angriffen der Prädikanten erliegen. Melanchthon selber fand die Klagen des Freundes nur allzu wahr; in einer seiner Schriften vom Jahre 1524 heißt es, Predigern, welche die Jugend von den Studien abmahnen, sollte man die Zungen abschneiden. Übrigens wurde Eobanus wegen seiner Unzufriedenheit mit den neuen Zuständen durch den ihm nahestehenden Prediger Lang als Verräter am Evangelium und heimlicher Bundesgenosse der „Sophisten" in Wittenberg denunzirt. Wahrhaft typisch für das traurige Schicksal des deutschen Humanismus ist aber der Ausgang des Mutianus; der greise Kanoniker, dem bereits im Anfang der kirchlichen Bewegung seine Einkünfte geschmälert worden waren (vgl. S. 358), geriet nach dem Gothaer Pfaffensturm von 1524 und während des Bauernkriegs vollends in das äußerste Elend, bis dem vereinsamten, verarmten und kranken Mann im Jahr 1526 der Tod zum Tröster wurde. Trauernde Schüler und Verehrer stimmten ihre poetischen Klagen an, in welchen der Verstorbene neben dem Hinweis auf seinen unsterblichen Nachruhm auch deshalb glücklich gepriesen wurde, weil ihm die Götter den Anblick des kommenden Jammers erspart hätten.

Wie hatte sich das Jahrhundert, in welchem die Geister erwachten, in dem es eine Lust war zu leben, so rasch verändert! Die meisten deutschen Hochschulen, im Süden wie im Norden, fielen einer erschreckenden Verödung anheim; in Erfurt sank die Zahl der Immatrikulationen zwischen den Jahren 1520 und 1526 von 312 auf 14 und in Heidelberg klagte ebenfalls 1526 der Senat, es seien zur Zeit mehr Professoren als Studenten vorhanden. Aus Rostock, Frankfurt, Leipzig, Köln, Basel, Freiburg, Wien, überallher vernahm man die bittersten Klagen über Rückgang; in Freiburg hatte der berühmte Jurist Zasius, eine Leuchte seiner Wissenschaft, nur noch sechs Zuhörer, und zwar lauter Franzosen. Der ursprünglich gegen die scholastische Dialektik unternommene Kampf war nicht bei der Verwerfung des „blinden schalkhaften Heiden" Aristoteles stehen geblieben, sondern hatte sich bei vielen der neuen Prediger in eine Verketzerung alles menschlichen Wissens verwandelt; ja, sie donnerten jetzt gegen die Vernunft, die nicht der Geist Gottes, vielmehr dessen eifrigste Widersacherin sei, während Luther in seinen früheren Schriften und in seiner berühmten Wormser Schlußerklärung Vernunftgründe neben dem Beweis aus der Bibel hatte gelten lassen. Aber freilich bringt bereits Luthers Schrift wider die himmlischen Propheten (1525) jene leidenschaftlichen Ausfälle gegen „Frau Hulda die natürliche Vernunft", die von Träumern wie Karlstadt und vom Pöbel zur Entscheidung von Glaubensfragen angerufen wird, „gerade als wüßten wir nicht, daß die Vernunft des Teufels Hure ist und nichts kann als lästern und schänden alles was Gott redet und tut." Es ist schon früher (S. 255) hervorgehoben worden, daß Luther bei all seiner lauten Entrüstung über die scholastischen Aristoteliker keineswegs die

ganze Scholastik über Bord geworfen hat; so begegnet uns in dieser schroffen Ausweisung der Vernunft aus dem Gebiet der Religion die alte occamistische Scheidung von Glauben und Wissen (S. 202; 203), nur daß der Reformator, wie Ritschl mit Recht betont, von der Indifferenz des kühl abwägenden Nominalismus weit entfernt die Vernunft wie einen frechen Eindringling und persönlichen Feind mit dem ganzen Feuer seines Temperaments bekämpft. Immerhin ist der Zusammenhang dieser echt lutherischen Kritik der Vernunft mit der Scholastik unverkennbar; nichts konnte dem Humanismus und seiner platonisirenden Religionsphilosophie, nach deren Anschauung die menschliche Seele sich mit ihren beiden Flügeln, der Erkenntniß und der Liebe, zu Gott emporschwingt, fremdartiger und feindseliger sein. Die Vernunft des Teufels Braut, alles menschliche Wissen Torheit, die Tugenden der Alten glänzende Laster: einem solchen Bekenntniß sollten sich jene bildungsstolzen Geister beugen, die von der göttlichen Inspiration eines Homer und Platon, von einem Christentum vor Christus sprachen? Denn daß Luther bei seinem Verdammungsurteil immer nur die altkirchliche Wissenschaft im Auge hatte, konnte doch seine kleineren Nachstreber nicht hindern, dieses Urteil, zum Entsetzen eines Melanchthon, auf alle nicht rein biblischen Studien auszudehnen. Solche Menschen brüllten, wie der Schweizer Humanist Glareanus schreibt, Latein und Griechisch seien überflüssig, man brauche nur noch Deutsch und Hebräisch.

So vollzieht sich schon vor der Mitte der zwanziger Jahre eine Abkehr der streng humanistischen Elemente von der anfangs mit Jubel begrüßten Reformation. Es war, wie man sich ausdrückte, der Verfall der Studien und der Sitten, die Wiederkehr der alten Barbarei, oder um in unserer Sprache zu reden, es war der zu Tage tretende revolutionäre Charakter der kirchlichen Bewegung, der nicht allein einen Winpheling und Zasius, sondern auch Männer wie Mutian, Crotus Rubianus, endlich selbst Pirkheimer ins gegnerische Lager trieb. Mutian vergaß seine pantheistischen Geheimlehren, Crotus seine antikirchlichen Spöttereien, beide ihre Schwärmerei für den „Wittenberger Morgenstern" und „neuen Paulus", um an der vormals verlachten Kirche im Sturm der Zeiten einen letzten Halt zu suchen. Pirkheimer, eine weit selbständigere Natur, ist niemals innerlich zum alten Glauben zurückgekehrt, wie er übrigens auch die neue Lehre als Waffe nicht gegen eigne Gewissensnot, sondern gegen die Feinde des Humanismus gebraucht hatte. Das religiöse Bedürfniß war bei ihm ebenso schwach entwickelt wie bei Erasmus, den er noch im Jahr 1524 von einer Polemik gegen Luther zurückzuhalten suchte. Selbst damals ist ihm Luthers Werk nach wie vor ein notwendiges, so unumwunden er die Schattenseiten der Bewegung zugibt; „um so heftigen Zerrüttungen zu steuern, bedurfte es eben so starker Gegenmittel". Für die Sache der Wissenschaft und der Wahrheit konnte nach seiner Ansicht aus einer literarischen Fehde zwischen Erasmus und Luther nur der schwerste Schade erwachsen.

Pirkheimer kam mit seiner Warnung zu spät; Erasmus hatte eben die Feindseligkeiten eröffnet, zu welchen er seit Jahren gedrängt worden war. Auf die tiefer liegenden Gründe, die ihm Luthers Persönlichkeit und Werk von vornherein unheimlich erscheinen ließen, brauche ich hier nicht zurückzugreifen; der Gegensatz zwischen den beiden Naturen war ein fundamentaler und durch die stets vorsichtig abgemessenen und kühlen Beziehungen, in welche sie eine Zeitlang getreten waren, kaum berührt worden. Trotzdem wußte Erasmus den ihm längst zugemuteten offenen Bruch mit Luther einige Jahre hinauszuschieben; so widerwärtig ihm der im Namen des Evangeliums erregte „Tumult" auch war, so scheute er sich doch andrerseits, förmlich die Partei seiner alten Todfeinde, der Mönche und Scholastiker, zu ergreifen und die Macht seines Wortes einer Hierarchie zur Verfügung zu stellen, deren „gangbare Heilmittel, Widerruf, Kerker und Scheiterhaufen" ihm kaum geringeren Abscheu einflößten, als das beunruhigende Treiben der evangelischen Prädikanten und ihrer „teuflischen" Anhänger. Er selbst vermochte nicht zu begreifen, warum denn eine Verständigung unmöglich sein sollte; man brauchte doch nur auf beiden Seiten die Leidenschaften zu mäßigen und das allen Guten gemeinsame Ziel, die Wohlfahrt der Christenheit, ohne Gewalt und Ueberstürzung zu verfolgen, da man ohnedies in allen Hauptartikeln einig und Gegenstand des Streits nur gewisse, teils unverständliche, teils unwesentliche Paradoxen waren. Seine Lieblingsidee ging auf friedlichen Austrag durch eine Verständigung der Gelehrten, deren Ergebnisse den obersten Autoritäten, Papst und Kaiser, und zwar in geheimen Briefen mitgeteilt werden sollten. Aber diese Idee, die Strauß nicht mit Unrecht als kindisch bezeichnet, war ebenso undurchführbar wie der Wunsch des Erasmus, seine neutrale Stellung zu behaupten. So sehr die Neutralität seiner wahren Gesinnung entsprach und so berechtigt an sich bei diesem unabhängigen Geist die Abneigung erscheinen mag, zwischen zwei Parteien zu wählen, von welchen keine dem scharfen Auge des Skeptikers Genüge tat, so konnte es doch nicht anders kommen, als daß Erasmus bald von beiden Seiten mit dem äußersten Mißtrauen angesehen und mit der Forderung Farbe zu bekennen bestürmt wurde, zumal seine mißliche Lage ihn wirklich zu argen Zweideutigkeiten verführte. Schon im Mai 1520 klagt er seinem getreuen Rhenanus: „Die lutherische Tragödie ist zu solchem Streit entbrannt, daß es weder sicher ist zu reden noch zu schweigen." Und noch während des Wormser Reichstags gesteht er in einem Brief an Justus Jonas, er würde, hätte er diese Zeiten voraussehen können, manches entweder gar nicht oder anders geschrieben haben. Ernsthafter als das Drängen oder Schelten der Lutheraner, als das gewohnte Zetergeschrei der mönchischen Fanatiker, das ihn damals aus Löwen vertrieb, mußte ihn die Tatsache beunruhigen, daß man am päpstlichen Hof allmählich doch auch Verdacht schöpfte. Aleander erhielt Auftrag, ihn mit aller Vorsicht und Schonung zu sondiren und zur offenen Unterstützung der kirchlichen Sache zu veranlassen; freilich meinte der Nuntius, man könnte dem „ver-

dächtigen Freund" ebenso gut zumuten, gegen sich selbst zu schreiben. Aber Erasmus kam doch, während die gleiche Aufforderung von Heinrich VIII. und Wolsey, von kaiserlicher Seite, von dem katholischen Reformer Georg von Sachsen an ihn erging, immer mehr zu der Ueberzeugung, daß eine fortgesetzte Weigerung seine vornehmsten Gönner und Beschützer vor den Kopf stoßen und den unermüdlichen Anklagen seiner zahlreichen Feinde den willkommensten Stützpunkt darbieten müsse. Auf der andern Seite hielten die Evangelischen auch nicht mit ihrem Unmut zurück; wenn Luther seine Verachtung über des Erasmus falsches Spiel äußerte und dem Philologen jede Kompetenz in theologischen Sachen absprach, wagte ein junger französischer Eiferer, Wilhelm Farel, in Basel selbst dem großen Humanisten den Spottnamen Bileam aufzubringen, worin die Andeutung lag, daß Erasmus sich durch päpstliches Gold habe gewinnen lassen, das Volk des Herrn zu verfluchen. Das häßliche Zerwürfniß und die literarische Fehde mit Hutten, auf die wir unten noch zurückkommen werden, stellte vollends den Charakter des „Fürsten der Wissenschaft" und sein Verhalten gegen die Reformation in das übelste Licht. In seinem Brief an den Niederländer Laurinus (1. Februar 1523) hatte Erasmus mit der witzigen Bosheit, deren er fähig war, auseinandergesetzt, daß er sich aus purer Bescheidenheit von dem lutherischen Handel losgesagt habe; da er bei vielen vornehmen Häuptern als der Urheber von Luthers Lehre und Verfasser verschiedener lutherischer Schriften gegolten, habe er eine so hohe Ehre unmöglich annehmen können, vielmehr mit Johannes dem Täufer rufen müssen: ich bin es nicht. Er sei ja nach dem Urteil der Lutheraner in geistlichen Dingen verständnißlos und überlasse es ihnen gern unter den Propheten zu tanzen, wenn der Geist des Herrn sie anwehe; ihn habe dieser Geist zur Zeit noch nicht ergriffen. Es fehlte nicht an der höflichen Drohung, daß er vielleicht auch wie alle Welt seine Stimme über Luther abgeben werde, dem Befehl solcher sich fügend, denen zu widerstreben gefährlich sei.

Der viel besprochene Zweikampf zwischen Odysseus und Aias, wie sich Zwingli einmal ausdrückt, wurde auch durch jenen Brief nicht aufgehalten, den Luther im Frühjahr 1524 an den Gegner richtete. Der Reformator entwickelte hier vielmehr mit einer so beleidigenden Offenheit seine Ansicht über Erasmus, daß der letztere in seiner Arbeit, die bereits im vollen Gang war, nur bestärkt werden konnte. Luther bedauert von Herzen, das könne Christus ihm bezeugen, die vielfachen Angriffe auf den geistreichen Gelehrten, der sich nur innerhalb der Grenzen der schönen ihm von Gott verliehenen Begabung halten sollte. Seine bisherigen Ausfälle gegen die Evangelischen habe ihm Luther gar nicht übel genommen, einen offenen Anschluß des Erasmus an ihre Sache sogar niemals gewünscht; „wir sehen ja, daß der Herr Dir weder Mut noch Verständniß genug gegeben hat, um mit uns den Kampf gegen jene Ungeheuer aufzunehmen, und möchten gewiß nichts von Dir verlangen, was Deine Kraft und Dein Maß übersteigt." Nichts konnte den verwöhnten Mann empfindlicher treffen, als dieser Ton der Ueberlegen-

heit; im September 1524 erschien seine Abhandlung über den freien Willen. Die Wahl des Gegenstands war eine sehr geschickte, indem sie den Humanisten nicht zur Verteidigung eines ihm gleichgültigen oder widerstrebenden Dogmas nötigte, sondern ihm vielmehr Gelegenheit bot, zugleich für die kirchliche Lehre und für eine Grundanschauung der platonisirenden Renaissancephilosophie in die Schranken zu treten. Denn wie hätten begeisterte Apostel der Menschheit, deren natürlicher Adel nach ihrer Ueberzeugung den Keim zu allem Großen und Schönen in sich trug, der pessimistischen Stimmung des Determinismus huldigen sollen? So verschiedengeartete Vertreter des Humanismus wie Lorenzo Valla, Pico di Mirandola, Pontano haben die Feder zum Ruhm und zur Verteidigung der menschlichen Willensfreiheit ergriffen. Erasmus führte nun die gleiche Sache, freilich auf seine Weise und ohne das hinreißende Feuer eines Pico; es tritt im Gegenteil sein Hang zur Skepsis und seine Abneigung gegen bindende Definitionen gerade hier mit voller Deutlichkeit hervor (vgl. S. 237), und indem er auch die Abhängigkeit des menschlichen Willens von der göttlichen Gnade nicht ganz in Abrede stellen möchte, hilft er sich aus der Verlegenheit zwischen verschiedenen „probabeln" Ansichten wählen zu sollen mit der Erklärung, daß eine allzuweit getriebene Untersuchung derartiger Geheimnisse irreligiös, neugierig und überflüssig sei. Man merkt dem Ganzen doch an, daß Erasmus, wie er selber sagt, nicht aus freien Stücken sich aus einem Musenpriester in einen „Gladiator" verwandelt hatte, daß er von andern in die Arena gedrängt worden war. „Jacta est alea," seufzt er in einem Schreiben an den Bischof Tunstall von London, der einer der eifrigsten Treiber gewesen war; im Mund eines Erasmus, der seinen großen Wittenberger Gegner immer noch für ein notwendiges Uebel erklärte klingt jenes Losungswort des zum Äußersten entschlossenen Hutten doch nur wie ein Seufzer, nicht wie ein Kriegsruf.

Luther fühlte sich nicht ernstlich getroffen, obwohl er dem Erasmus zugestand, er allein von seinen Widersachern habe den eigentlichen Cardinalpunkt des Streites angefaßt und ihm „nach der Kehle gezielt". Aber er ging nur ungern und zögernd an seine erst im Dezember 1525 vollendete Gegenschrift, nicht, wie er im Eingang versichert, aus Verehrung oder Furcht vor Erasmus, sondern „einfach aus Ekel, Entrüstung und Verachtung" über das widerspruchsvolle und unentschiedene Gebahren dieser Proteusnatur. Erasmus selbst spricht sich einmal in seinen Briefen dahin aus, es sei allerdings eine große Gottlosigkeit zwischen Christus und Belial die Mitte halten zu wollen, dagegen Klugheit zwischen Skylla und Charybdis durchzusteuern. Dieses weltkluge Laviren auf die höchsten Fragen der Religion angewendet, mußte Luthers Innerstes empören; er erkannte instinktiv in dem großen Humanisten den Bahnbrecher einer Geistesrichtung, die zum religiösen Indifferentismus führen mußte; schon damals sieht er in dem Gegner einen Lucian, einen Epikureer und heimlichen Atheisten, kurz eine Verkörperung des in der Renaissance wiedererstandenen Paganismus, der Vernunft, wie er einmal geradezu sagt,

die sich herausnimmt, alles an ihrem Maß zu messen und alles Unbegreifliche zu verlachen. Denn eben dieses Gefühl der Überlegenheit, dieses Lachen des Spötters, welches aus den vorsichtigen und christlich ausstaffirten Reden des unverbesserlichen Rationalisten herauszuhören ist, reizte Luther aufs Äußerste; wir dürfen wohl seiner Erzählung glauben, daß er von allen gegen ihn gerichteten Streitschriften nur jene des Erasmus ganz durchgelesen, aber beim Lesen oft Lust verspürt habe sie unter die Bank zu schleudern. Mit der ganzen Schroffheit und Unerbittlichkeit, deren er fähig war, schrieb er dann sein Buch de servo arbitrio (vom geknechteten Willen), sicherlich eine seiner gewaltigsten literarischen Leistungen. Während Erasmus nur ungern etwas sagte, was er nicht hätte zurücknehmen oder einschränken können, erhob sich hier gegen den Skeptizismus der Renaissance eine Weltanschauung, welche zwar nicht die Kirche, wohl aber die Massen seit vielen Jahrhunderten beherrscht hatte. „Trotz des vorsichtigen Semipelagianismus des herrschenden theologischen Systems," so urteilt Ritschl, „ist die Stimmung des Volks seit dem frühen Mittelalter deterministisch und prädestinatianisch gewesen;" wir hatten bereits früher (S. 130 f.) Gelegenheit verschiedene Erscheinungsformen dieser Stimmung kennen zu lernen, deren Konsequenzen allerdings sehr mannigfaltige, sogar entgegengesetzte sein konnten. Luther, weit entfernt davon die göttliche Weltregierung kritisiren oder die Allmacht Gottes zu Gunsten seiner Geschöpfe einschränken zu wollen, stellt vielmehr einer schrankenlosen Souveränetät Gottes die ebenso unbedingte Abhängigkeit und Unkraft des Menschen gegenüber, ohne dieses Verhältniß zu beklagen. Es ist der nominalistische Gott in seiner ganzen starren Majestät, wie er vormals auf die Seelenkämpfe des jungen Mönchs herniederblickte (S. 250); wenn Luther diese Starrheit in etwas durch seine Unterscheidung eines doppelten göttlichen Willens, eines geoffenbarten und eines verborgenen Gottes zu mildern sucht, so verwickelt er sich, wie Ritschl nachgewiesen hat, in die Widersprüche eines Doppelbegriffs, dessen Mischung aus einem scholastischen und einem reformatorischen Element keine wirkliche Einheit darstellt. Durchschlagend ist jedenfalls die Verneinung jeder Willensfreiheit außer bei Gott. Er allein wirkt alles in allen, auch in dem Gottlosen, im Teufel selbst; er verstockt das Herz des Pharao und will den Tod des Sünders. Der menschliche Wille aber steht gleich einem Lasttier zwischen Gott und dem Teufel, unfähig sich den einen oder andern Reiter zu wählen; mag Gott oder der Teufel sich auf ihn setzen, er geht immer nur dahin, wohin der Reiter will. Dieses Bild des von einer höheren Macht „gerittenen" Menschen hat für Luther nichts Trostloses, so wenig die gleiche Überzeugung einen Zwingli oder Calvin niederzudrücken vermochte; im Gegenteil, er möchte gar keinen freien Willen besitzen und fühlt sich weit sicherer in Gottes Hand, deren grenzenlose Gewalt allein ihn über die Unzulänglichkeit der eigenen Schwäche hinwegzuheben vermag. Die Lösung aber des grauenhaften Rätsels, warum Gott den bösen Willen bei dem einen aufhebt und bei dem andern, der doch nichts dafür kann,

zu seiner Verdammniß fortwirken läßt, muß einer künftigen Welt vorbehalten bleiben.

Man könnte das Buch vom knechtischen Willen vielleicht als einen Absagebrief der Reformation an den Humanismus bezeichnen. Luther beruft sich wohl gelegentlich auch auf Homer und Vergil, auf die Anschauungen der Alten vom Fatum und den unerbittlichen Parzen, aber er verwahrt sich zugleich ausdrücklich gegen die angebliche antike Tugend, die nur aus Ruhmesliebe entsprungen und vor Gott die ärgste Sünde sei. Ja, er stellt die Behauptung auf, aus einer Betrachtung des äußeren Weltlaufs und seiner zahllosen Dissonanzen müsse die menschliche Vernunft unvermeidlich den Schluß ziehen, daß entweder keine göttliche Gerechtigkeit oder überhaupt kein Gott existire. Pico della Mirandola hatte von einer menschlichen Erkenntniß der zugleich notwendigen und schönen göttlichen Weltordnung geschwärmt, den Menschen glücklich gepriesen als den freien Bildner und Bearbeiter seiner selbst, der ganz nach eignem Ermessen zum gottähnlichen Wesen emporsteigen oder zum Tier herabsinken könne. Mit dieser Weltanschauung einer selbstbewußten und schönheitstrunkenen Geistesaristokratie mußte von Grund aus gebrochen werden, wenn die Armen und Kleinen, die bedrängten Gewissen und die im Diesseits Verkürzten zu ihrem Recht kommen sollten.

Aber hinter jedem geistigen Kampf bergen sich materielle Interessen, sobald er die Massen ergreift und sichtbare Gestalt anzunehmen beginnt. Und es gab außer der kirchlichen Bewegung auch noch andere Dinge, über welche das deutsche Blut damals in Wallung geriet. Friedliche und gewaltsame Versuche zu einer Neugestaltung des Reichs, ständische und dynastische Bestrebungen, auswärtige Kriege und ungeheure soziale Erschütterungen begleiteten und beeinflußten den Gang der Reformation. Wieder verbanden und durchdrangen sich, allen Protesten zum Trotz, Geistliches und Weltliches; „dies Evangelium," klagt Luther, „fällt in den gemeinen Mann trefflich und sie nehmens fleischlich auf." Aber nicht nur unter dem gemeinen Mann, auch in höheren Schichten mußte die kirchliche Umwälzung neben den religiösen Gedanken und Leidenschaften noch andere Fragen entfesseln, bei deren Austrag freilich manchmal die modische religiöse Färbung recht brauchbar erscheinen mochte. Ihr ehrwürdiger Schimmer umgab die im Gefolge der neuen Lehre einherschreitenden Säkularisationsgelüste und agrarischen Revolutionspläne so gut wie den Kampf der bedrohten Hierarchie um ihre Privilegien und ihren Besitz. Der Name Gottes und die Worte der Schrift galten hüben und drüben als unerläßliche Legitimation für alles menschliche Tun und Streben, wodurch doch vielfach schreiende Widersprüche und demoralisirendes neues Scheinwesen hervorgerufen wurden. Die bösen Früchte solcher Krisen pflegen unendlich viel schneller zu reifen als die heilsamen.

In dem bewegten Schauspiel, welches das Ringen der politischen und sozialen Kräfte darbietet, tritt die religiöse Heroengestalt eines Luther allmählich zurück. So notwendig sie diese letzten Abschnitte unserer Darstellung

beherrscht hat, so wenig dürfen wir uns der Tatsache verschließen, daß dieser Große, ganz in dem Kampf für sein und aller Menschen ewiges Heil aufgehend, die Dinge dieser Welt und die Zukunft seines Vaterlands mit kindlicher Naivetät, aber nicht mit dem durchdringenden Blick des Staatsmanns anzuschauen vermochte. Lebte er doch der festen Überzeugung, daß die mannigfaltigen Wirren der Gegenwart nur Vorspiele des in nächster Zeit bevorstehenden jüngsten Tags, daß „alle Stunde der Welt Verstörung zu erwarten“ sei. Aber selbst ein politischer Luther, ein Mann, der an die weltliche Not des Reichs mit der gleichen Genialität und Furchtlosigkeit herangetreten wäre wie der Reformator an die große religiöse Frage, auch er hätte vielleicht an der Lösung seiner Aufgabe verzweifeln müssen.

V. Reichsregiment und Reichsritterschaft.

Auf dem Wormser Tag war der junge Kaiser den Ständen des heiligen römischen Reichs im Vollgefühl seiner Würde, mit der ausgesprochenen Absicht entgegengetreten, die deutsche Vielherrschaft zu beseitigen (S. 331). Seine Annahme der römischen Krone erklärte er für einen höchst uneigennützigen Entschluß; nicht sein Machtgebiet habe er damit erweitern wollen, vielmehr hoffe er eben mit Hülfe seiner übrigen Kronen dem Reich, dem an Glorie, Zierde, Macht und Gewalt keine Monarchie der ganzen Welt zu vergleichen gewesen, das aber in Vergleich zu früher gegenwärtig weniger als der Schatten gehalten und geachtet werde, die alte Hoheit wieder zu verschaffen.

Es war die altbekannte Sprache, wie sie Maximilian stets geführt hatte; aber sie gewann doch eine andere Bedeutung im Mund eines Herrschers, dessen Machtgebiet eine seit Jahrhunderten unerhörte Ausdehnung besaß und zum größten Teil jedem rechtlichen oder tatsächlichen Einfluß der Reichsstände entrückt war. Und zugleich trat es bald genug zu Tage, daß die große Jugend des Kaisers keineswegs mit Unselbständigkeit gleichbedeutend sei; wie im lutherischen Handel seine persönliche Haltung eigentlich den Ausschlag gab, so lernten die Stände auch in rein politischen Fragen ihren jugendlichen Herrn als einen Vertreter streng monarchischer Grundsätze kennen, in dessen Augen das Kaisertum eine göttliche Ordnung und jedes Zugeständniß an die Reichsglieder nur ein Gnadenakt war. Noch während des Reichstags starb jener bejahrte Politiker, den man bisher als den allmächtigen Mann und wahren Regenten betrachtet hatte (S. 186), aber Chièvres' Tod schien nach einer Äußerung Aleanders den Kaiser nur von seinem „Pädagogen" befreit zu haben, um seine eigne den Jahren voraneilende Reife in ein desto helleres Licht zu setzen. In den schwierigen Gängen der inneren Reichspolitik konnten freilich weder Karl noch seine ausländische Umgebung ohne den Beistand der einheimischen Räte, eines Matthäus Lang und anderer Werkzeuge der maximilianischen Politik, sich zurechtfinden. Denn es wiederholte sich vielfach ganz der nämliche Kampf, wie er zwischen Karls Vorgänger und den Ständen gespielt hatte; das Reichsregiment von 1500, welches dem Reichsoberhaupt die höchste Gewalt so gut wie ganz aus den Händen gewunden hätte, wenn es nicht sofort wieder zu Fall gekommen wäre (S. 62), diese förmliche Ablösung des deutschen Königtums durch einen ständischen Ausschuß hatte sich Karl in seiner Wahlkapitulation verpflichtet wieder ins

Leben zu rufen. Wenn aber die Stände in ihrem Entwurf sich nicht durchaus an die alte Regimentsordnung banden, vielmehr in manchen Punkten, z. B. betreffs der Verleihung der Reichslehen, den Kaiser noch stärker in den Hintergrund zu schieben suchten als es damals geschehen war, so entfernten sich die kaiserlichen Gegenvorschläge noch weiter von der zugesagten Erneuerung jenes früheren Regiments; mit Entrüstung verwahrte sich Karl dagegen, daß man ihn wie einen Unmündigen unter Kuratel stellen wolle. An eine unbedingte Verweigerung des Regiments konnte man natürlich, nachdem Karl die Wahlkapitulation beschworen hatte, nicht denken; zudem war er trotz aller hochfahrenden Worte, daß er seinen Säckel nicht aus dem Reich speisen wolle, am Vorabend des Kriegs mit Frankreich und bei dem augenblicklichen Zustand Spaniens zweifellos auf deutsche Hülfe angewiesen, und da ihm der Boden unter den Füßen brannte, in seine Erblande heimzukehren, mußte für eine geregelte Vertretung der höchsten Gewalt im Reich gesorgt werden. Immerhin setzte Karl seine wichtigste Forderung durch; die neue Institution sollte nur während seiner Abwesenheit als „Kais. Mt. Regiment im Reich" fungiren, bei Anwesenheit des Kaisers dagegen den Namen eines Rates führen, bis ein Reichstag über die Art ihres ferneren Bestehens beschlossen haben werde. Es war also dem Kaiser gelungen, der Einrichtung zunächst einen provisorischen Charakter zu verleihen; außerdem hatte er sich das Bündnißrecht sowie die endgültige Entscheidung über verfallene Reichslehen (wie z. B. in der württembergischen Sache) vorbehalten und die nichtfürstlichen Mitglieder des Regiments sollten nur auf seinen Namen, ohne Nennung des Reichs, vereidigt werden.

Trotzdem war von einem Sieg des monarchischen über das ständische Prinzip zunächst noch keine Rede. Denn der Grundcharakter der neuen Ordnung blieb doch ein föderativer. Das Verhältniß zwischen dem Oberhaupt und den Ständen des Reichs, für deren volle Landeshoheit das Regiment ganz besonders eine genügende Garantie bieten soll, wird ausdrücklich als „Vertrag, Kontrakt und Verpflichtung" bezeichnet. Der Kaiser ernannte allerdings den Statthalter und vier von den zweiundzwanzig Mitgliedern, aber das Übergewicht lag bei den achtzehn andern Stimmen, von welchen ein Drittel den Kurfürsten, ein zweites den Kreisen, das letzte den Fürsten, Prälaten, Städten und Rittern zustehen sollte; doch durften nur die Kurfürsten ihre Vertreter selbst ergänzen, während dies bei den andern Ständen vom Regiment besorgt wurde, und zwar mit der Beschränkung, daß man eine kleine Zahl von repräsentationsfähigen Ständen ein für allemal ausschied. In besonders wichtigen Fragen konnte das Regiment die Kurfürsten und die zwölf repräsentirenden Fürsten, äußersten Falls alle Stände, also den Reichstag einberufen. Unter die Kompetenz des Regiments aber fielen alle inneren Angelegenheiten des Reichs; es hatte vor allem die Aufsicht über das Kammergericht und die höchste Exekutivgewalt, dann die sehr wertvolle Befugniß „des christlichen Glaubens Anfechtung halber im Reich und mit andern christlichen

Gewalten zu handeln". Das Regiment sollte zusammen mit dem Reichskammergericht seinen Sitz vorläufig in Nürnberg aufschlagen. Ziehen wir noch die Tatsache in Betracht, daß auch dieses oberste Reichsgericht (vgl. S. 73), welches fortan vier kaiserliche und vierzehn ständische Beisitzer erhielt, sowohl nach seiner Zusammensetzung wie durch das Aufsichtsrecht des Regiments eine alte Forderung der Stände verwirklichte, so gewinnen wir allerdings mit Wyneken den Eindruck, „daß, mochte auch der Kaiser im Prinzip und in der Form manches gewahrt haben, doch die eigentliche Regierung im Reiche auf dies Regiment übergegangen war".

Ob die Stände freilich sich regierungsfähig erweisen, ob sie ihre traditionelle Eigensucht, ihre Gleichgültigkeit gegen das Ganze diesmal überwinden würden, daran hing die Zukunft ihrer Errungenschaften weit mehr als an den mühsam erkämpften Paragraphen der Regimentsordnung. Die Unsicherheit der neuen Schöpfung trieb die Kurfürsten, welchen doch die leitende Rolle im Regiment zugefallen war, ihren alten Kurverein (vgl. S. 23; 63) zu erneuern. Zugleich begann der schwäbische Bund, der zuletzt bis 1523 „erstreckt" worden war, auf eine weitere Verlängerung bedacht zu sein, nicht ohne lebhafte Anteilnahme des Kaisers, der um keinen Preis diese bewährte Stütze der habsburgischen Politik missen wollte. Als beste Garantie gegen die kurfürstlichen Herrschaftsgelüste bezeichnete damals Herzog Wilhelm von Baiern den schwäbischen Bund. Die Reichsstädte vollends hatten allen Grund mit ihrer Behandlung von Seiten der höheren Stände unzufrieden zu sein, wie wir sogleich des Näheren sehen werden; schon damals sprach der Frankfurter Vertreter die Vermutung aus, Regiment und Kammergericht würden wohl nicht lange bestehen. Man weiß ja, wie unendlich schwer es von jeher hielt, Geld für Reichszwecke aufzubringen; auch diesmal ließen sich die Schwierigkeiten voraussehen, auf die eine genügende finanzielle Fundirung der neuen Institutionen stoßen mußte. Denn es war immer noch, wie zu Kurfürst Bertholds Zeiten, „wenig Ernst und Fleiß in den Ständen des Reichs vom obern bis zum untern". So durften die Reformprojekte, so zahlreich sie auftauchten, von vornherein für gescheitert gelten; in Worms bereits stieß der Gedanke eines Reichszolls auf den heftigsten Widerstand der Städte, von denen sich manche wie Nürnberg oder Worms auf schwere durch die Fehden verursachten Ausgaben berufen konnten. Aber, wie jener Frankfurter ganz richtig urteilt, „will man wieder Frieden und Recht haben, so muß Geld da sein"; trotz dieser Einsicht wollte sich Niemand selbst auf recht bescheidene Opfer einlassen, wie denn die Grafen und Herren rund erklärten, sie würden überhaupt nichts zahlen, und manche Fürsten gleichfalls äußerten, sie hätten ja nichts vom Reich. Daß auch dem Vorschlag die nach Rom fließenden Gelder zurückzuhalten keine Folge gegeben wurde, obwohl die auf dem Reichstag zusammengestellten hundert Gravamina der deutschen Nation ganz die Sprache Luthers redeten (S. 337), erklärt sich vielleicht aus Rücksicht auf den Kaiser. Wenn man bedenkt, daß es sich bei alle dem darum handelte etwas über 50 000 Gulden

Jahreseinnahme für Regiment und Gericht zu schaffen, so ist der wahrhaft klägliche Ansatz ebenso bezeichnend wie das heftige Sträuben selbst gegen diese Zumutung. Neben gemeiner Eigensucht und Knickerei dürfte zuweilen die pessimistische Überzeugung mitgewirkt haben, daß bei allen Reformversuchen doch nichts herauskommen könne und die Unverbesserlichkeit der staatlichen Zustände eben ertragen werden müsse.

Sicher war es verhängnißvoll für die eben angebahnte Reform, daß sie trotz einer gewissen Berücksichtigung der niedern Reichsstände den Charakter einer fürstlichen Schöpfung nicht verläugneten und das alte Mißverhältniß zwischen Fürsten und Städten von den ersteren gerade jetzt recht schroff hervorgekehrt wurde. Wie einst Macchiavelli so urteilt auch ein englischer Gesandter zu Worms, die eigentliche Kraft Deutschlands liege in den Reichsstädten. Dies trifft unzweifelhaft für die finanzielle Seite zu, aber alle internationale Bedeutung vornehmlich des süddeutschen Kapitals vermochte doch den empfindlichen Mangel einer festen politischen Stellung innerhalb des Reichs nicht aufzuwiegen. Auf diesem Gebiet war das Übergewicht des Fürstentums bereits eine vollendete Thatsache, die Rolle der städtischen Einungen sogut wie ausgespielt; es hätte eine ernsthafte Mahnung für die Reichsstädte sein sollen, daß seit dem XV. Jahrhundert der territoriale Staat allmählich sich anschickte, seinen Landstädten die führende Rolle in der Handelspolitik abzunehmen, daß auch in wirtschaftlichen Dingen der Sieg der größeren über die kleineren Organismen sich ankündigte. Freilich konnten weder das Reich noch die Fürsten und Herren das Geld der vielgeschmähten Kaufleute und Spekulanten entbehren; während man zu den Beratungen über den Romzug des Kaisers die städtischen Vertreter anfangs gar nicht beizog, verteilten über ihren Kopf hinweg die höheren Stände den Anschlag von 20 000 Knechten und 4000 Reitern, der schließlich bewilligt wurde, dergestalt auf die einzelnen Glieder des Reichs, daß die Städte wenigstens in Bezug auf die Lasten sich als bevorzugt ansehen durften; Nürnberg z. B. war für die Unterhaltung von Regiment und Gericht eben so hoch, in der Matrikel für den Romzug sogar noch etwas höher veranlagt als die Kurfürsten.

Zu dem beinahe feindseligen Gegensatz zwischen Fürsten und Städten kam die unter dem niederen Adel des Reichs herrschende Mißstimmung, die den einen wie den andern galt, und die nimmer endende Reihe von Streitigkeiten zwischen den einzelnen Ständen; ein englischer Berichterstatter notirte sich unter den für den Wormser Reichstag bestimmten Angelegenheiten Forderungen von Kurpfalz und den fränkischen Markgrafen gegen Nürnberg, den Streit der Braunschweiger Herzoge, den Handel der Baiernherzoge wegen der jungen Pfalz, die Zerwürfnisse des Erzbischofs von Köln, der Bischöfe von Würzburg, Konstanz, Bamberg mit ihren Städten, Streithändel von mehr als dreißig Bischöfen mit weltlichen Herren. Und im nächsten Jahr konnte der päpstliche Legat Chieregati bereits nicht ohne Grund behaupten, ganz Deutschland stehe in Flammen. Wie zielbewußt erscheint gegenüber diesem

ständischen Chaos die Politik des Kaisers! Er hatte zu Worms noch Anstalten getroffen, um während seiner Abwesenheit nicht allein durch die Organe der Reichsverfassung vertreten zu sein. Seinem jüngeren Bruder Ferdinand übergab er die fünf unteren österreichischen Herzogtümer (28. April), zunächst nur provisorisch; ihn, der kurz darauf seine Vermählung mit Anna von Ungarn vollzog, hatte Karl außerdem als Statthalter beim Reichsregiment eingesetzt, welches Amt freilich vorerst an Ferdinands Stelle der Pfalzgraf Friedrich führen sollte, da der jugendliche Infant des Deutschen noch nicht mächtig war. Karl stellte damals seinem Bruder die Erhebung Österreichs zu einem Königreich in Aussicht, wodurch diese Erblande vollends zu einer Sonderstellung nicht neben, sondern über dem Reich gelangt wären. Rein dynastisch war auch das schon oben berührte kaiserliche Verfahren mit Würtemberg (vgl. S. 329 ff.); die unerbittliche Ächtung Herzog Ulrichs, Heinrichs von Lüneburg und des Bischofs von Hildesheim, die schroffe Art, womit Karl Vorstellungen des Regiments über die Hildesheimer Sache als einen Eingriff in „sein Geschäft" zurückwies, das alles konnte den Fürsten keinen Zweifel darüber lassen, wessen sich die Gegner des „edlen Stamms von Österreich" künftig zu versehen hatten. Auch der franzosenfreundliche Kurfürst von Brandenburg bekam trotz seines Eifers in der lutherischen Sache einen Denkzettel, indem der Kaiser dem Herzog von Pommern, der sich verpflichtet hatte nur von Brandenburg Lehen zu nehmen, seine Besitzungen als Reichslehen übertrug. Nur mit Mühe ließ sich Joachim abhalten, gegen Pommern loszuschlagen, während die Exekution der Reichsacht gegen Lüneburg und Hildesheim ohnedies Niedersachsen noch einmal in die Wirren einer verwüstenden Fehde stürzte. Was aber jene kaiserlichen Phrasen von der herzustellenden Macht und Ehre des Reichs besagen wollten, das zeigte sich gleichfalls schon 1521 mit genügender Deutlichkeit, als Karl dem Bischof von Lübeck die Lehnshoheit über Holstein entzog, um sie an seinen Schwager den König von Dänemark zu geben, als er zwischen Polen und dem deutschen Orden einen Waffenstillstand vermittelte, dessen Bestimmungen die Unterwerfung des Hochmeisters unter Polen für die nächste Zukunft voraussehen ließen. Es waren zum Teil noch die Traditionen der maximilianischen Politik, welche dem jungen Habsburger hier zur Richtschnur dienten, soweit ihm überhaupt sein großer Kampf um die europäische Hegemonie damals Zeit ließ nach Osten und Norden zu blicken. Man muß dabei in Betracht ziehen, daß die Schwerfälligkeit und Unsicherheit des Verkehrs einem in Spanien residirenden Monarchen die deutschen und nordischen Verhältnisse noch mehr in die Ferne rückte, daß seine Vertreter im Reich manchmal Monate hindurch nichts von ihm zu hören bekamen. Der natürliche Mittelpunkt seines Weltreichs lag nun einmal nicht in Deutschland.

Wenn man aber dem Kaiser die Absicht hat zuschreiben wollen, das Reichsregiment überhaupt am Zustandekommen zu hindern und seine Wirksamkeit zu lähmen, so widerspricht das doch den Tatsachen; seiner Tante

Margaretha, die sich weigerte, für Burgund einen Vertreter nach Nürnberg zu schicken und die Zahlungen zum Unterhalt des Regiments und Kammergerichts zu leisten, hielt er ernstlich vor, daß eine Auflösung dieser Institutionen eine schwere Einbuße an Ehre und Reputation für ihn bedeuten würde. Es sind vielmehr dem Regiment recht eigentlich durch die Opposition der Städte von vornherein die Lebensadern unterbunden worden. Wir müssen, um den heftigen Zusammenstoß der fürstlichen Reichsreform mit der städtischen Kapitalmacht zu würdigen, uns wieder in die ungeheure soziale Gährung jener Tage versetzen.

Im Haß gegen die Kaufleute und ihren „Wucher" stimmten wohl fast alle nicht kaufmännischen Elemente der Nation längst überein (vgl. S. 34; 294); Theologen und Juristen fällten ihr Verdammungsurteil vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, während der Zorn der kleinen Leute wie der edlen Herren in der volkstümlichen Literatur den kräftigsten Widerhall fand. Im Grunde ist es der alte asketische Idealismus des Mittelalters, welcher in den Äußerungen selbst der ersten Geister, eines Luther, Zwingli, Hutten fortklingt; nennt doch sogar Erasmus die Kaufleute die schmutzigste aller Menschenklassen. Ganz besonders richtete sich diese Stimmung, und gewiß nicht ohne wirkliche Berechtigung, gegen die „Fuggerei" der großen Handelsgesellschaften, deren monopolistisches und höchst gewissenloses Treiben keineswegs allein die öffentliche Meinung und ihre Wortführer, sondern auch die Gesetzgebung des Reichs wie der Territorien beschäftigte. Schon der Kölner Reichstag von 1512 hatte den großen Handelshäusern und Gesellschaften bei Strafe der Konfiskation untersagt, einzelne Waaren aufzukaufen und dann in monopolistischer Weise den Preis „ihres Gefallens" zu setzen. Auch auf dem Ausschußlandtag der österreichischen Erblande zu Innsbruck 1518 wurden allerlei Maßregeln zum Schutz des „gemeinen Kauf- und Gewerbsmannes" gegen die erdrückende Übermacht der ausländischen (süddeutschen) Gesellschaften vorgeschlagen, welche alle notwendigen Lebensbedürfnisse, Silber, Kupfer, Stahl, Eisen, Leinen, Zucker, Spezerei, Getreide, Ochsen, Wein, Fleisch, Schmalz, Unschlitt, Leder in ihre alleinige Hand gebracht hätten. Schließlich mußte Karl V. in seiner Wahlkapitulation die Beseitigung der großen Gesellschaften versprechen (S. 197). Daß dieses Steigen der Preise doch nur zum kleinsten Teil ein künstlich hervorgerufenes und vielmehr hauptsächlich durch den vielgepriesenen Segen des deutschen Bergbaus verursacht war, ahnte man nicht; die Grundanschauung der Zeit hätte sich dagegen gesträubt, die Gnade Gottes, welche man allein in der Urproduktion zu finden glaubte, welche nach Luthers Wort „das Silber und Gold in die Berge legt, damit man es findet", als Urheberin von Mißständen zu betrachten, für die sich eine so naheliegende Erklärung in dem unverkennbaren „Eigennutz", in der unmoralischen Gewinnsucht einzelner Menschen und ganzer Klassen darbot. Schmoller weist übrigens darauf hin, daß wirklich „in der Reformationszeit die widerwärtigsten und gehässigsten Beispiele von Monopolherrschaft vorkommen, die den Ruin ganzer Gegenden

zur Folge hatten". Konnte auch bei den deutschen Gesellschaften von einem juristischen Monopol nur ausnahmsweise die Rede sein, so machte sich doch die Überlegenheit des großen Kapitals auch ohne Beihülfe eines ernstlich gesicherten Privilegs in der empfindlichsten Weise geltend. Was aber immer das Leben gegen früher erschwerte, der sinkende Geldwert, die Preissteigerung nicht nur der Luxuswaaren, sondern auch der notwendigsten Lebensmittel, der Rückgang oder die Stabilität der Löhne, das Wachstum der Zinsgeschäfte, schließlich der ganze Luxus und die Entsittlichung der Zeit, das alles wurde in Bausch und Bogen den großen Handelsgesellschaften, dem Handel überhaupt, den Städten zur Last gelegt. Freilich dämmert hie und da die Erkenntniß auf, daß man von einer Bewegung erfaßt sei, die sich mit staatlichem Eingreifen nicht werde eindämmen lassen, daß, wie Hans Sachs sich ausdrückt, dem Eigennutz, dem „gräulichen Tier", niemand widerstehen könne;

„Durch gsetz, statut und policey
Haut er der löcher mancherlei."

Nichts ist bezeichnender für die Höhe der Erbitterung als daß man sogar das Raubrittertum ganz offen für eine Gottesgeißel, für eine gerechte Strafe der wucherischen Kaufleute erklärte. Es kann ja nicht Wunder nehmen, wenn Hutten für seine Standesgenossen eine Lanze bricht und ihre Räubereien für weit geringfügiger hält als jene der Kaufleute, Juristen und Geistlichen (S. 311). Aber auch Luther, der immerhin einen Zinsfuß von 5 bis 6 Prozent recht und billig findet, spricht über die Räubereien das scharfe Wort, Gott „stäupe einen Buben mit dem andern", und der Humanist Bebel meint spottend, die Kaufleute seien den Räubern auch noch zu Dank verpflichtet, daß letztere ihnen durch Abnahme ihres unrechtmäßig erworbenen Guts den Weg zum Himmel erleichterten.

Den politischen Plänen der fürstlichen Reformer kam eine solche moralisirende Betrachtungsweise ebenso zustatten wie der allgemein herrschende Irrtum, daß Geld mit Reichtum identisch und daher seine Ausfuhr auf jede Weise einzuschränken sei; neben dem agrarischen Idealismus, der die Zustände einer vergangenen Zeit festhalten möchte, kündigt sich das kommende Merkantilsystem an. Das Geld soll im Lande bleiben, so urteilten damals die Regierungen wie der gedrückte und unzufriedene kleine Mann. Überall sah man den eignen Reichtum in fremde Hände fließen; in Italien, Dänemark, Ungarn, Polen, England waren es neben andern die Deutschen, welche das einheimische Geld forttrugen, und in Deutschland beschwerte man sich über den Import aus Italien, England und Portugal. „England," sagt Luther in seiner Schrift von Kaufshandlung und Wucher (1524), „sollte wohl weniger Golds haben, wenn Deutschland ihm sein Tuch ließe. Und der König von Portugal sollte auch weniger haben, wenn wir ihm seine Würze ließen." Er wundert sich, wie nach einer einzigen Frankfurter Messe überhaupt noch ein Heller in Deutschland vorhanden sein könne. „Frankfurt ist das Silber- und Goldloch,

dadurch aus deutschen Landen fleußt, was nur quillet und wächst, gemünzt oder geschlagen wird bei uns." Wenn er bedauert, daß man dieses Loch noch nicht zugestopft habe, so war das allerdings nicht die Schuld der deutschen Fürsten und Herren, die nach dem Zusammentritt des Reichsregiments sofort daran gingen dem deutschen Handel einmal recht gründlich zur Ader zu lassen. Schon der schwachbesuchte Nürnberger Reichstag vom Frühjahr 1522, der wegen der furchtbaren Türkennot berufen ganze 3000 Landsknechte dem Erzherzog Ferdinand wirklich zur Verfügung stellte, brachte verschiedene Besteuerungsprojekte, um endlich eine zureichende finanzielle Ausstattung für das Regiment zu schaffen. Der gemeine Pfennig hatte nach früheren Erfahrungen keinen Beifall zu gewärtigen (vgl. S. 73). Gegen eine Judensteuer verwahrte sich der Kaiser, während er die Zurückhaltung der Annaten und sonstigen Gefälle der Curie beim Papst befürwortete. Aber die wichtigste Rolle unter den Projekten spielte der Entwurf eines Reichszolls, dem eine großartige Anlage nicht abgesprochen werden kann. Schon ein Jahrhundert früher hatte Nikolaus von Cues in seiner patriotischen Phantasie von einer künftigen Reichsverfassung auch die Notwendigkeit solcher Zolleinkünfte betont (S. 52). Bei der allgemeinen Abneigung gegen direkte Steuern und bei der fast allgemeinen Überzeugung von dem unmäßigen Profit der deutschen Kaufleute schien dieser Gedanke die allerbeste Lösung zu bieten. Zu dem ursprünglich vom Regiment vorgesehenen Ausfuhrzoll hatte der Kaiser als Ergänzung einen Einfuhrzoll vorgeschlagen; beide sollten die notwendigen Lebensbedürfnisse wie Getreide, Wein und Bier, Salz, Leder, Kupfer, „alle Tiere und Viecher" u. s. w., gänzlich freilassen, dagegen von allen übrigen Waaren vier Prozent des Einkaufspreises erheben. Die projektirte Zolllinie umfaßte die Niederlande, so daß Antwerpen und Utrecht gleich Wien, Trient, Straßburg, Hamburg, Königsberg als Reichszollstätten figuriren. Die Schweiz blieb ausgeschlossen, da sie keinenfalls in den Anschluß willigen würde, ebenso Preußen, Livland, Böhmen. Man bedurfte jener nordwestlichen Gebiete schon wegen des englischen und portugiesischen Handels; gerade der letztere, mit seinen binnen wenigen Jahren verdoppelten und vervierfachten, ja versiebenfachten Gewürzpreisen, hatte die besondere Aufmerksamkeit der höheren Stände erregt, um so mehr als man von Abmachungen einer deutschen Gesellschaft mit dem König von Portugal erfuhr, wonach dieser versprochen hatte die betreffenden Waaren allen übrigen Deutschen teurer zu verkaufen. Nun sollten aber derartige monopolistische Geschäfte, die bereits durch den Reichszoll getroffen worden wären, durch weitere Maßregeln vollends den Todesstoß erhalten. Am Liebsten hätten manche die großen Gesellschaften ganz abgeschafft und speziell den Handel nach Portugal einfach verboten. Man begnügte sich aber doch damit, vorläufig bei dem Kölner Abschied von 1512 stehen zu bleiben und die weitere Regelung der Monopoliensache einem Ausschuß der Reichsstände zu überlassen, dessen Gutachten den Handelsgesellschaften ein Kapitalmaximum von 50 000 Gulden zugestehen wollte.

Diese Fragen beschäftigten den neuen Reichstag, der seit November 1522 wieder zu Nürnberg tagte. Es ist bezeichnend genug, daß in der nämlichen Versammlung, die sich anschickte dem Großhandel und Großkapital so entscheidende Schläge beizubringen, anfangs die Rede davon war einen Teil der Türkenhülfe einstweilen durch Anleihe bei den besagten großen Gesellschaften aufzubringen. Mitten im Kampf bezeugte man so die Unentbehrlichkeit dessen, was man bekämpfte, denn, wie Sohm einmal sagt, „ein Krieg gegen die Stadt war gewissermaßen mit einem Krieg gegen das Geld selber gleichbedeutend, und schon begann das Geld als die mächtigste aller Großmächte am politischen Horizont emporzusteigen." Und ein unverhüllter Krieg wurde damals von den höheren Reichsständen gegen die Städte insgesammt eröffnet, die doch gerechter Weise keineswegs mit den Augsburger und Nürnberger Bankhäusern und Großhändlern identifizirt werden durften, vielmehr in der Beurteilung der Gesellschaften und ihrer Mißbräuche fast ausnahmslos mit den Fürsten übereinstimmten. Aber der Bogen wurde von den letzteren allzu straff gespannt; nicht allein die Übermacht des Handels und Kapitals sollte gebrochen, den Städten sollte auch ihre Reichsstandschaft und damit jedes Mitbestimmungsrecht in den Angelegenheiten der Gesammtheit abgesprochen werden. Wie man in Worms begonnen hatte, so wurde jetzt in Nürnberg fortgefahren; gelegentlich der Beratungen über die Türkenhülfe erhielten die städtischen Vertreter die überraschende Eröffnung, sie hätten einfach die Beschlüsse der andern Reichsstände gut zu heißen, und als sie sich beschwerten, erwiderte man ihnen, eine Stimme im Rate des Reichs hätten sie überhaupt nie gehabt; seien sie manchmal in die Ausschüsse erfordert worden, so sei das von Seiten der höheren Stände nur aus Gnade geschehen und von einem rechtlichen Anspruch der Städte gar keine Rede. Der kursächsische Rat von Planitz schrieb damals, es wäre besser gewesen, ihnen „eine sittigere und gnädigere Antwort zu geben". In unglaublicher Kurzsichtigkeit beraubten sich die hochfahrenden Herren des einzigen festen Rückhalts, den ihre Reformen in Deutschland finden konnten; sie zwangen geradezu die Städte, obwohl die meisten derselben nicht gewillt waren mit den Monopolisten gemeinsame Sache zu machen, sich fester zusammenzuschließen und alles, was von fürstlicher Seite kam, abzulehnen. Hatte ihr altes und nicht unbegründetes Mißtrauen gegen Fürsten und Adel des Reichs sie von jeher auf den Reichstagen die traurige Rolle eines Hindernisses für den Geschäftsgang und für alle kühneren Entwürfe spielen lassen, so fühlten sie sich jetzt vollends im Stand der Notwehr. Wir können auf die nicht uninteressanten Argumentationen für und wider den Reichszoll nicht näher eingehen; die Anhänger des Projekts hatten sicherlich Recht mit ihrer Behauptung, der Zoll würde gar nicht die Kaufleute, sondern die Konsumenten treffen, aber ganz unwiderleglich war doch die Berufung der Städte auf das ohnedies vorhandene Übermaß von Zöllen innerhalb des Reichs. Durch den Hinzutritt eines Reichszolls mußte in der Tat, wie sie besorgten, der deutsche Handel fast vernichtet werden, denn wie hätten sich die großen

und kleinen Herren jemals dazu herbeigelassen auf ihre zahllosen oft mühsam erworbenen und hochgeschätzten Zollgerechtsame zu verzichten? Nur unter dieser Bedingung, nur nach Wegfall oder starker Einschränkung der Binnenzölle hätte die neue Organisation wirklich segensreich werden können. Übrigens waren nicht allein die Städte, sondern auch manche andre Stände „schwermütig zu dem Zoll", wie sich Planitz ausdrückt. Leonhard von Eck, der bairische Vertreter, sah in dem Zustandekommen des Projekts, das einzig und allein dem Haus Österreich zu Statten kommen werde, eine schwere Gefahr für die Selbständigkeit der Reichsfürsten und den ersten Schritt zur Einführung eines „welschen und französischen Gehorsams"; er hoffte aber, die Städte würden die Sache beim Kaiser rückgängig zu machen suchen, während andere sogar besorgten, sie könnten äußersten Falls zum Anschluß an die Schweiz oder an Frankreich getrieben werden.

Eck hatte richtig gesehen; während der Reichsabschied mit einer dringenden Bitte der Majorität um Genehmigung an den Kaiser ging, verabredeten die Städte auf einem Tag zu Speier die Abordnung einer Gesamtschaft, die freilich erst im August 1523 zu Valladolid eintraf, aber ihren Zweck vollkommen erreichte. Die städtischen Vertreter, deren Hauptbeschwerden die Beanstandung der Reichsstandschaft und den Zoll betrafen, gingen weit genug mit der Sprache heraus; sie erklärten nur das Kammergericht für notwendig, das Reichsregiment für überflüssig; weit besser wäre es, einen römischen König zu wählen, und zwar nach ihrer Meinung den Bruder des Kaisers. Aber auch die kaiserlichen Räte scheuten sich nicht, zu erklären, der Kaiser sei sowohl dem „hässigen" Zollprojekt als auch dem Regiment abgeneigt und setze sein vornehmstes Vertrauen auf die Städte, von welchen er natürlich kräftige finanzielle Unterstützung erwarte. Schließlich erfolgte eine förmliche Zusicherung des Kaisers, der Zoll solle abgeschafft werden und bezüglich der Gesellschaften und Monopole nichts ohne seine Zustimmung geschehen; er sei nicht gemeint den Handel zu schmälern. Für die Monopole zu wirken war die Gesandtschaft durchaus nicht beauftragt worden, aber den betreffenden Artikel der Speirer Beschlüsse hatte Augsburg einfach fälschen und ins Gegenteil verkehren lassen. Man dürfte trotzdem nicht sagen, daß diese bedeutsame Wendung der kaiserlichen Politik durch solche oder ähnliche schlechte Mittel, etwa durch Bestechung der kaiserlichen Räte herbeigeführt worden wäre. Der Kaiser, in ewiger Kriegs- und Geldnot, beging ja geradezu einen Selbstmord, wenn er die süddeutschen Geldfürsten, seine alten Nothelfer von sich stieß, und zwar um für Bestrebungen und Institutionen einzutreten, die sich gegen seinen Willen erhoben und behauptet hatten. Wir wissen, mit welcher Unverschämtheit, aber auch mit welchem Recht Jakob Fugger eben jetzt an seine Verdienste um die Kaiserwahl erinnern durfte (S. 197). Und die Finanzen des Hauses Österreich hatten sich natürlich seit 1519 nicht gebessert. Erzherzog Ferdinand vermochte nicht einmal die 1500 Gulden aufzubringen, die er für seine Erblande und Würtemberg zum Unterhalt von Regiment und Gericht zahlen

sollte; fast alle Renten und Einkünfte in diesen Ländern waren verpfändet und von den 60000 Dukaten, die ihm sein Bruder auf Neapel angewiesen, nicht mehr als 4000 mit Mühe und Not eingebracht worden. Der Kaiser vollends kam seit Beginn des französischen Kriegs aus der furchtbarsten Geldverlegenheit nicht mehr heraus; schon zu Ende 1521 war alles, was man an Leistungen der niederländischen Provinzen, durch Plünderung von Chièvres' Nachlaß, durch Anleihen zusammengerafft hatte, ausgegeben, die Steuer für zwei Jahre im voraus verbraucht. An Sickingen allein schuldete Karl über 100 000, an den Herzog Georg von Sachsen mit seinem Bruder zusammen 200 000 Gulden; von allen Seiten liefen Mahnungen und Drohungen ein, wie sogar der kaiserliche Statthalter Friedrich trotz aller Sympathien für Habsburg drohte, äußersten Falls das Regiment zu verlassen und sich ganz von Karl loszusagen. Und diese Regierung hätte mit den Augsburger Fuggern und ihresgleichen einen Krieg auf Leben und Tod anfangen sollen! Selbst die wohlbegründeten Klagen, die von päpstlicher Seite über die kirchliche Haltung der vornehmsten Städte, Nürnberg, Augsburg, Straßburg, an den Kaiser gelangt waren, vermochten das erzielte Einvernehmen nicht zu stören. Allerdings hatten die Gesandten die Stirn, sich äußerst erstaunt und entrüstet zu gebärden; den Eifer des gemeinen Mannes für Bibel und Evangelium gaben sie zu, läugneten jedoch, daß seit Jahren auch nur ein Buchstabe lutherischen Inhalts bei ihnen gedruckt worden sei; nicht die Städte seien die Anhänger und Verteidiger Luthers.

Damit berühren wir eine zweite hochwichtige Seite der Nürnberger Verhandlungen, die Stellung des Reichsregiments und der Stände zur religiösen Frage. Hier wenigstens ist die fürstliche Reichsreform trotz ihrer Kurzlebigkeit von entscheidender Bedeutung gewesen.

Dem Wormser Edikt war es ergangen wie so vielen von Kaiser und Reich publizirten Beschlüssen vor- und nachher; die Veröffentlichung und noch mehr die Ausführung hing doch schließlich vom guten Willen der einzelnen Stände ab. In den Landen des Kurfürsten Joachim, des Herzogs Georg, des Erzherzogs Ferdinand, der bairischen Herzoge wurde das Edikt zeitig verkündigt, während sogar manche geistliche Fürsten die Sache so lässig betrieben, daß z. B. die Stadt Bremen noch im Dezember 1522 erklären konnte, die Erlasse gegen Luther bisher nicht gesehen zu haben. In Städten wie Nürnberg, Augsburg, Ulm entschloß sich der Rat im Herbst 1521 das Edikt anzuschlagen, aber ohne daß es ernstlich befolgt worden wäre, während in Konstanz, wie wir sahen, die Publikation gewaltsam verhindert wurde. Der Straßburger Rat ließ sich nur mit einiger Mühe dazu bringen, wenigstens den Druckern und Buchführern das kaiserliche Verbot gegen die lutherischen Bücher mitzuteilen. Man hat ein ganz besonderes Gewicht auf das Religionsmandat der bairischen Herzoge vom 5. März 1522 gelegt, welches allerdings

dem bereits veröffentlichten Edikt noch eine völlig übereinstimmende landesherrliche Kundgebung beifügte. Doch wäre es nicht richtig, die beiden Wittelsbacher deshalb etwa mit so glaubenseifrigen Fürsten wie Georg von Sachsen oder Erzherzog Ferdinand auf eine Stufe zu stellen. Gerade an diesem Beispiel tritt uns vielmehr das Mitspielen höchst weltlicher Motive bei der Behandlung kirchlicher Fragen recht lebhaft vor Augen; die Herzoge rechneten damals auf die Gunst des Kaisers sowohl als auf die Geneigtheit der Curie, um ihre Stellung im Reich zu heben, Pensionen und für ihren jüngern Bruder Ernst das Stift Eichstätt zu erlangen, die bairischen Klöster mehr in ihre Hand zu bekommen. So wenig Eberlin berechtigt war, die „frommen bairischen Herren“ als Gönner der evangelischen Bewegung in Anspruch zu nehmen, so wenig ist bei ihnen von einem besondern religiösen Interesse im strengkirchlichen Sinn etwas zu merken. Weit mehr als Luthers Irrlehren scheinen seine Ausfälle gegen die Regierenden, überhaupt der revolutionäre Zug der Neuerung auf die Herzoge gewirkt zu haben. Man beachte daneben die überaus zweideutige Haltung des ersten deutschen Prälaten, des Kurfürsten von Mainz, der immer noch Beziehungen zu Luther unterhielt und von manchen Beobachtern als säkularisationslustig angesehen wurde. Von einem großen zielbewußten Verteidigungskampf war auf Seiten der altkirchlich gesinnten Stände noch nicht die Rede, während andererseits doch auch keine von den anerkannten Gewalten sich offen als Verächterin des letzten Reichsbeschlusses und als evangelisch zu bekennen wagte.

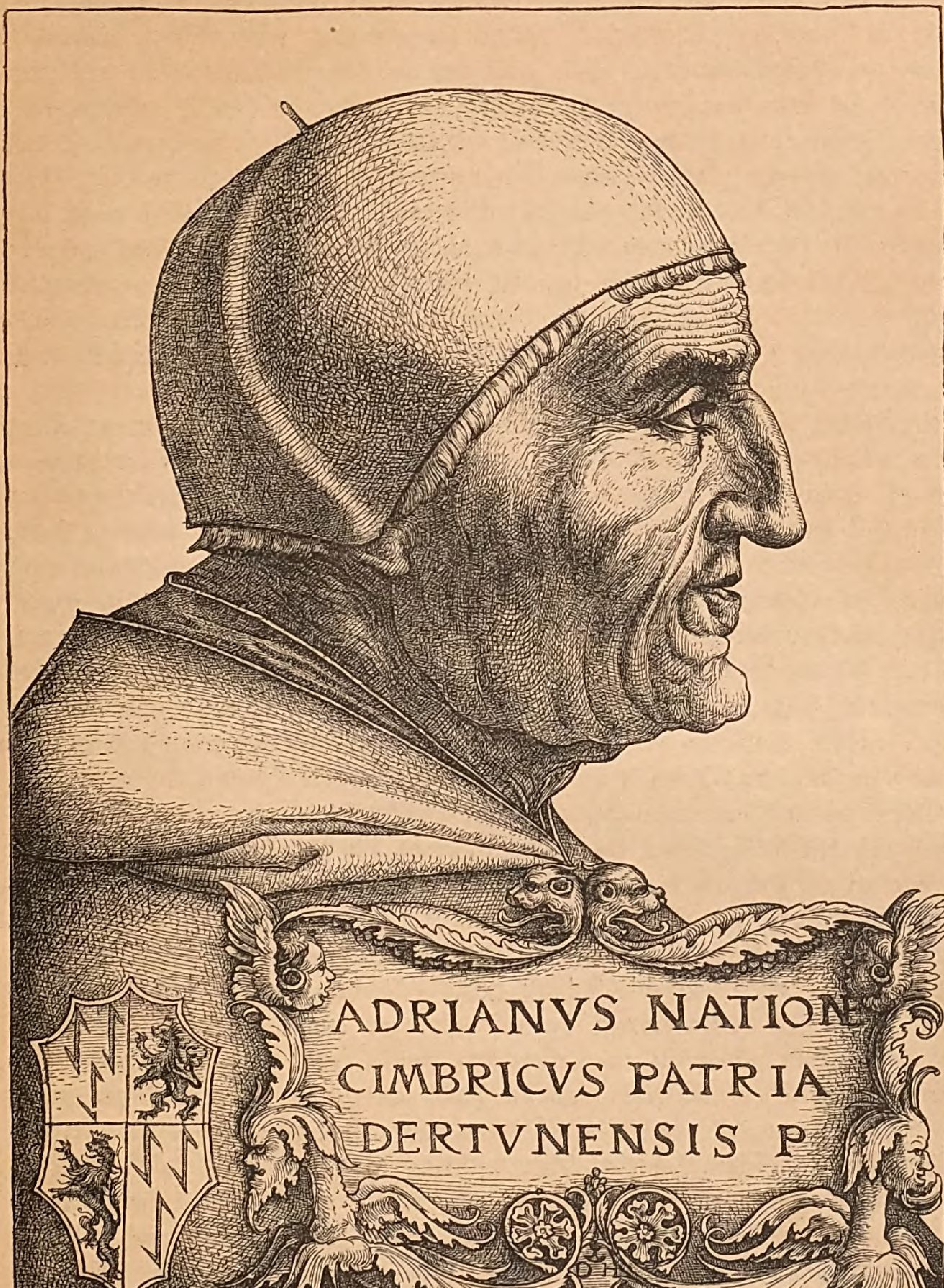
So war von vornherein die Haltung des Regiments und Reichstags durchaus nicht zu berechnen. Es machte natürlich einen gewissen Unterschied, ob etwa Herzog Georg oder Kurfürst Friedrich persönlich in Nürnberg anwesend war; der erstere setzte wenigstens im Januar 1522 einen Regimentserlaß durch, worin die Bischöfe von Naumburg, Meißen und Merseburg zu entschiedenem Einschreiten gegen die Wittenberger Neuerungen ermahnt wurden. Einer der geschäftstüchtigsten und gewissenhaftesten deutschen Fürsten war dieser „allemal gut kaiserliche“ Albertiner, zugleich ein gebildeter und religiöser Mann, der mit Erasmus korrespondirte und ihn für den rechten David hielt, um den Goliath Luther niederzustrecken und dann mit seiner überlegenen Klugheit den Sturm zu beschwichtigen; als Erasmus endlich gegen Luther polemisirte, schenkte ihm Georg, als echter Sachse, wie er sagte, einen Ehrenbecher. Anfangs hatte der reformeifrige Herzog, dem es niemals in den Sinn kam, die schreienden Mißbräuche und namentlich die schwere Verschuldung der kirchlichen Obern zu beschönigen, an den Thesen des Wittenberger Mönchs großes Wohlgefallen gezeigt, aber sobald ihm die Bewegung revolutionär, „husitisch“ zu werden schien, ward er ihr heftigster Gegner. Noch im Jahr 1521 suchte er seinen ernestinischen Vettern die augenfällige Verwandtschaft zwischen der böhmischen Revolution und dem Treiben der neuen Evangelischen klar zu machen; einige seien bereits bis zur Läugnung der Unsterblichkeit fortgeschritten. Während seiner Anwesenheit beim Regiment

kam es dann zu scharfen Auseinandersetzungen mit dem kursächsischen Vertreter, dem gewandten und unerschrockenen Ritter Hans von der Planitz, bis, wie dieser meldet, „der Rhein gar entbrannt" war und der zornige Herzog ihm ins Gesicht bedauerte, einen solchen Landsmann zu haben. Sogar den Rückgang seiner Bergwerke wollte Georg der neuen Lehre aufrechnen, obwohl ihn Planitz auf die mangelhafte Organisation des Bergwesens aufmerksam machte; er blieb dabei, Gegner der Kirche seien stets in Verderb und Armut geraten. Die Erinnerungen an die Hussitenzeit gingen ihm nicht mehr aus dem Kopf; Kurfürst Friedrich selbst mußte sich gegen einen Vergleich mit dem Ketzerkönig Podiebrad verwahren, während der „lose leichtfertige Mann" Karlstadt und „das junge Männlein" Melanchthon in Georgs Augen noch schlimmer waren als alle Böhmen; Luther vollends singe zwar verlockend, steche aber mit giftigem Schwanz wie der Skorpion.

Georg mußte seinen Sitz im Regiment wieder verlassen, ohne daß es ihm gelungen wäre, die über Luthers Rückkehr nach Wittenberg entstandene Erregung in energische Maßregeln zu verwandeln. Auch als er eine neue Schrift des Ketzers nach Nürnberg schickte, worin das Regiment selber gröblich angetastet war, erfolgte nichts. Der unermüdliche Herzog konnte denn bald darauf, im Sommer 1522, wieder einen neuen Beleg von Luthers zügelloser Redefreiheit beibringen, das Buch gegen Heinrich von England, worin in der Tat nicht nur dieser königliche Theologe, sondern auch der Kaiser „merklich geschmäht" war. Und nun erfolgte jene wunderbare Antwort des Regiments, der man es anmerkt, daß sie in Anwesenheit des Kurfürsten Friedrich abgefaßt wurde. Man habe, hieß es in dem lakonischen Schreiben vom 16. August, verstanden, daß dem Herzog päpstlicher Heiligkeit und kaiserl. Mt. Schmach mißfällig sei, und wolle „kais. Mt. Schmach und Schaden, wo wir die erfahren oder sehen, nicht gerne gedulden, wie wir denn das nicht minder denn Euer Lieb und Gnad zu warnen und zu wenden schuldig und geneigt sind".

Mit derartigen nicht eben rühmlichen Kunstgriffen konnte man aber doch kaum rechnen durchzukommen, nachdem Luthers Name mit jenem des Landfriedensbrechers Sickingen zusammengebracht und von der Curie selbst allen deutschen Freunden einer verfassungsmäßigen Kirchenreform die Hand mit einer Aufrichtigkeit geboten worden war, wie nie zuvor. Der letzte nicht-italienische Papst, Adrian VI., nahm es auf sich, eine aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurichten, nicht etwa aus Überschätzung seiner Kraft, sondern einfach, weil er dies für die unabweisbare Aufgabe des ihm aufgedrungenen erhabenen Amtes hielt.

Einen Deutschen kann man freilich den niederländischen Theologen nicht nennen, nicht einmal in dem Sinn, in welchem der Groninger Agrikola oder der Rotterdamer Erasmus von Germania nostra sprechen durften. Denn Zeitlebens ist Meister Adrian, der Sohn eines Utrechter Bürgers, dem eigentlichen Deutschland fremd geblieben; Professor und Kanzler der Universität Löwen, Prinzenerzieher am Brüsseler Hof und habsburgischer Diplomat in



Papst Adrian VI.

Kupferstich von Daniel Hopfer.

Spanien, wo er als Großinquisitor von Aragon, als Generalinquisitor des gesammten Reichs die Opfer seiner richterlichen Unerbittlichkeit nach Tausenden zählen konnte, hatte er seine beste Kraft erst der scholastischen Theologie, dann der burgundischen Dynastie gewidmet und schließlich, wie Maurenbrecher sagt, „sich mit der ganzen Energie der spanischen Kirchlichkeit identifizirt". Sein Ideal einer Kirchenreform war nicht das erasmische, sondern trug viel eher die Spuren jenes feurigen Glaubenseifers, wie ihn Adrian im Kreis des gewaltigen Cardinals Jimenez kennen lernte. Curialistischer Gesinnung aber konnte sicherlich niemand einen Mann bezichtigen, der noch als Cardinal wie einst als Professor die neue Lehre von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes ausdrücklich zu bekämpfen wagte. Als er zu seiner und aller Welt Überraschung am 9. Januar 1522 zum Nachfolger Leos gewählt worden war, unternahm er es seiner innersten Überzeugung gemäß zu regieren. Schon seiner Reise nach Rom ging der Widerruf aller ohne päpstliche Genehmigung erteilten Reservationen und Exspektanzen vorher; unmittelbar vor dem Einzug in die ewige Stadt entzog er den Mitgliedern des heiligen Kollegiums ihr Asylrecht und auf die Bitte um Begnadigung eines Mörders antwortete er: es geschehe was recht ist, und ginge die Welt zu Grunde. Nichts vermag uns den Gegensatz der im damaligen Rom kämpfenden Kulturelemente schlagender zu vergegenwärtigen als ein Blick auf die phantastischen Szenen, welche die eben herrschende Pest hervorrief. Vor der Ankunft des Papstes hatte ein griechischer Zauberer einen Stier durch die Straßen geführt und nach antiker Weise im Kolosseum geopfert, um die Dämonen zu besänftigen; dem einziehenden Adrian trug man ein Gnadenbild der Madonna entgegen, welches fünfhundert nackte sich geißelnde Kinder begleiteten.

Die kleinbürgerlichen Gewohnheiten eines Papstes, der jeden Abend selbst den einzigen Dukaten für den nächsten Tag herausgab, die Pedanterien des alten Professors, sein Abscheu vor den im Vatikan aufgestellten „Götzenbildern der Heiden", seine Unkenntniß des Italienischen, seine niederländische Umgebung, das alles stieß die Römer zurück, nachdem sie ihn erst mit Jubel und Verehrung aufgenommen hatten. Er, der am liebsten statt im Palast zu schalten in einem stillen Privathaus studirt und geschrieben hätte, sah sich bald in einen täglichen und aussichtslosen Kampf mit dem Rom seiner Vorgänger verwickelt; Gebildete und Ungebildete spotteten über den unliebenswürdigen „Barbaren", dessen streng sittliche Haltung ihnen nichts anderes übrig ließ als ihm ein geheimes Lasterleben anzudichten, ihm, der in seinem ersten Konsistorium den Cardinälen ihre Duldung der römischen Laster vorgeworfen hatte. Er behandelte diese stolzen Herren der Kirche „wie ein Abt seine Mönche"; 6000 Dukaten Einkünfte erschienen ihm, der „wie ein armer Dorfpfarrer" speiste, für ihren Unterhalt genügend, wobei er freilich nicht bedachte, daß z. B. den Cardinal Grimani bei einem Festmahl ein einziger Fisch schon 18 Dukaten kostete. War er doch gegen seine eigenen Verwandten, wie Jovius sagt, „bis zur Unnatur bäurisch, hart und illiberal"; was konnten

da die Musiker und Dichter, die Stallknechte und anderen zahllosen Schmarotzer des vatikanischen Hofhalts, die er haufenweise wegjagte, was konnten die aus der ganzen Christenheit zusammenströmenden Pfründenjäger in Zukunft erwarten? Kein Wunder, daß gelegentlich einer von diesen Getäuschten den Dolch gegen ihn erheben wollte.

Man kann gewiß nicht sagen, daß Adrian mit seinen Reformplänen unter der römischen Hierarchie ganz allein stand; selbst Leute wie Aleander huldigten der Überzeugung, daß etwas geschehen müsse, um wenigstens die ärgsten Anstößigkeiten zu beseitigen (vgl. S. 314). Bei der Begrüßung des Papstes hatte der Dekan des heiligen Kollegiums, der Spanier Carvajal, eine Reform der Kirche gefordert, damit sie nicht länger das Äußere einer sündigen Genossenschaft zeige; der Cardinal und Augustinergeneral Egidio von Viterbo übergab dem Papst einen ausführlichen Entwurf, welcher die Mißbräuche bei der Pfründenvergebung, die Blutsaugerei der Dataria, das Übermaß der Ablässe mit einer an die Beschwerden der deutschen Nation erinnernden Schärfe brandmarkte. Die ungemessene Vollmacht der Vergebung, meint Egidio, erzeuge maßlose Lust zu sündigen. Als aber Adrian wirklich daran ging, das Ablaßwesen von seinen Auswüchsen zu reinigen, als er die einträglichen Eheverbote einschränken, die finanzielle und gerichtliche Organisation der Curie vereinfachen wollte, als er sämmtliche unter Leo X. erteilten Exspektanzen kassirte, da traten ihm die praktischen Politiker des Cardinalkollegiums mit dem Hinweis auf seine leeren Kassen und auf die Unentbehrlichkeit jener viel verschrienen Hülfsquellen entgegen. Und wie die Reform der Curie so sollten alle übrigen Projekte dieses vom besten Willen beseelten Fürsten der Kirche sich als undurchführbar erweisen. Es war sicher ein verlockender Gedanke, Rom, wie Höfler sagt, in ein großes geistiges Heerlager umzuwandeln, zum Mittelpunkt der kirchlichen Reformbewegung zu machen; dahin ging der Rat des Erasmus, der wie immer den Austrag des kirchlichen Streits einer Versammlung von würdigen und leidenschaftslosen Gelehrten anvertraut sehen wollte. Aber Erasmus selbst lehnte nicht nur die Einladung nach Rom zu kommen ab, sondern weigerte sich auch gegen Luther zu schreiben. Überhaupt zeigte sich doch eine tiefe Kluft zwischen den Anschauungen des ehemaligen Großinquisitors und seiner humanistischen Berater, eines Erasmus oder Vives, deren Vorschläge, mochten sie einen Gelehrtenconvent oder ein allgemeines Concil in Aussicht nehmen, immer von dogmatischen Auseinandersetzungen so wenig etwas wissen wollten wie von gewaltsamen Maßregeln. Vives klagt in seinem Schreiben an den Papst, man wolle auf beiden Seiten nicht Besserung, sondern Vernichtung der Gegner; Erasmus sagt geradezu, wenn es sich ums Totschlagen handle, dann bedürfe man seines Rates nicht. Adrian dagegen hatte in sein Programm die Ausrottung der Ketzer ebenso gut aufgenommen wie die Reform der kirchlichen Mißbräuche, den Frieden zwischen den christlichen Mächten und den großen Türkenkrieg. Luther sollte fallen, damit der Papst seine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern un=

gehindert verwirklichen könne. Das war der wesentliche Inhalt der päpstlichen Werbung, mit welcher sein Nuntius, der ihm gleich gesinnte Bischof von Teramo, Francesco Chieregati (Chiericati), vor den Nürnberger Reichstag trat. Der Cardinal Soderini, ein geriebener Florentiner, hatte nicht so Unrecht, wenn er wirklich, wie Sarpi erzählt, dem Papst jedes Reformanerbieten als nutzlos auszureden suchte; das Mittel, welches er empfohlen haben soll, der Kreuzzug gegen die Ketzer, war freilich damals ebenso aussichtslos.

Mit der äußersten Schroffheit zeichnete Adrian seinen Standpunkt gegenüber dem modernen Muhammed in dem Breve an die Stände des Reichs, indem er sie aufforderte, Luther nach dem „heiligen und ruhmvollen" Beispiel ihrer Vorfahren das Schicksal des Hus und Hieronymus von Prag zu bereiten. Weit stärker war noch die Sprache eines an den Kurfürsten Friedrich gerichteten Mahnschreibens; hier ergoß der fromme Papst die ganze Schale seines Zornes über Luther, diesen „elenden Wicht, der immerfort seinen Trunk und Rausch von sich gibt" und ein Leben voll tierischer Zügellosigkeit predigt, aber auch über den Kurfürsten, dem er vorwarf, die Kirche Gottes ärger als Saulus verfolgt zu haben, und nicht nur mit der göttlichen Rache, sondern auch mit dem Schwert der Apostel und des Kaisers drohte. Allerdings hütete sich Chieregati, nachdem er dem in Nürnberg anwesenden Erzherzog Ferdinand in geheimer Audienz die Absichten seines Herrn eröffnet hatte, bei seinem ersten Auftreten vor der Reichsversammlung Luther auch nur zu erwähnen, und Planitz gegenüber war er voll Lobes, sowohl über den Kurfürsten Friedrich als auch über die Anfänge Luthers, den man, wäre er dabei stehen geblieben, wie einen Gott verehrt haben würde. Planitz erwiderte diese Rücksicht, indem er jede Gemeinschaft seines Kurfürsten mit Luther seit dem Wormser Tag in Abrede stellte und die erasmische Idee einer Verständigung der gelehrtesten Männer als beste Lösung des kirchlichen Streits empfahl. Unmittelbar darauf forderte Chieregati vom Reichstag die Ausrottung der lutherischen Ketzerei; erst allmählich jedoch brachte er den vollen Wortlaut seiner Instruktion zur Kenntniß der Stände. Diese Instruktion enthielt ein offenes Sündenbekenntniß des Papsttums, welches der rücksichtslosen Wahrheitsliebe Adrians VI. alle Ehre macht. Die deutsche Ketzerei wird als göttliches Strafgericht über die Sünden der Menschen, vor allem der Priester und Prälaten bezeichnet. „Wir wissen wohl, daß an diesem heiligen Sitz schon seit manchem Jahr vieles Verabscheuungswürdige getrieben worden ist, Mißbrauch in geistlichen Dingen, Übertretung der Gebote, und daß alles sich ins Gegenteil verkehrt hat. Kein Wunder also, wenn die Krankheit vom Haupt in die Glieder, von den Päpsten in andere niedere Prälaten gefahren ist. Wir alle, das heißt Prälaten und Geistliche, sind abgewichen vom rechten Weg und es ist schon lange keiner gewesen, der Gutes getan, auch nicht ein einziger." Für die von Adrian versprochene Reformation und für die Zusage einer genauen Beobachtung der früher mit den

Fürsten abgeschlossenen Konkordate verlangte nun der Nuntius als Gegenleistung die bisher verschobene Ausführung des Wormser Edikts.

Die römische Unkenntniß deutscher Verhältnisse hatte sich wieder einmal gründlich verrechnet. Auf eine Versammlung, deren Mehrheit von den kirchlichen Reformideen durchdrungen war, mußte das offene Eingeständniß der herrschenden Korruption aus dem Munde eines eben so ehrwürdigen als glaubensstrengen Papstes den tiefsten Eindruck machen. In Nürnberg fand dagegen der Nuntius allerdings eine geistliche Majorität, aber diese Herren gaben sich mit einer erstaunlichen Unbefangenheit allen weltlichen Vergnügungen hin; „sie sagen," berichtet er, „sie seien Fürsten und wenn sie zum Tanz gingen, ruhe das geistliche Amt." Aleander hat kurz nachher das Eingeständniß der eignen Schuld als eine höchst verfehlte Politik gerügt, womit man nur die Lutheraner noch trotziger und die übrigen Deutschen verstimmt mache. Während die Geistlichen sich über die päpstlichen Indiskretionen ärgerten, reizte der Nuntius die lutherisch Gesinnten durch seine gegen die Nürnberger Prädikanten vorgebrachten unbegründeten Beschuldigungen; er verlangte ihre sofortige Verhaftung und erzielte nur einen Sturm der Entrüstung in der Stadt, der beinahe zum Aufruhr geführt hätte. Über die herrschende Volksstimmung konnte der Gesandte nicht länger im Unklaren bleiben; Luthers Sache, schrieb er der Markgräfin von Mantua, habe so tiefe Wurzeln geschlagen, daß tausend Menschen sie nicht entwurzeln könnten. Erzherzog Ferdinand aber berichtete seinem Bruder, fast mit den gleichen Worten, die Lehre Luthers sei im ganzen Reich so eingewurzelt, daß unter tausend Personen nicht eine ganz frei davon sei. Oder, wie sich einer von den deutschen Prälaten ausdrückt: es würde nichts helfen, wenn auch Luther und sein Kurfürst mit ihm verbrannt würden, denn wo ihrer drei bei einander ständen, wären aufs wenigste ihrer zwei lutherisch.

Es konnte diese offenkundige Gährung nicht ohne Einfluß auf die Beschlüsse der Reichsstände bleiben, deren Aufmerksamkeit gleichzeitig durch den von Sickingen entzündeten Krieg und auch durch jene Streitigkeiten zwischen Fürsten und Städten abgezogen wurde. Im Regiment hatten sich freilich die Verhältnisse zu Ungunsten Luthers verschoben; neben dem jungen Statthalter Erzherzog Ferdinand und dem Cardinal Matthäus von Salzburg vertrat vor allem der hitzige Kurfürst von Brandenburg in Person die Sache der Kirche; er wußte alles Erdenkliche über Luthers Herabwürdigung des Abendmahls zu einer bloßen „figura", über seine Läugnung von Marias Jungfrauschaft zu erzählen. Trotzdem kam es weder im Regiment noch im Reichstag zu der von ihm betriebenen Entscheidung für die Exekution des Wormser Edikts. Es wurde vielmehr ein Ausschuß niedergesetzt, um die Beantwortung des päpstlichen Anbringens zu beraten, vier Geistliche, an ihrer Spitze der Erzbischof von Salzburg, und vier Weltliche, unter ihnen ein ritterlicher Jurist, der Franke Hans von Schwarzenberg, dessen überlegene Persönlichkeit sich auch gegen einen Matthäus Lang und Christoph Stadion

zu behaupten wußte. Das war ein Ritter, der nicht allein durch kolossale Gestalt und Körperkraft seine meisten Standesgenossen überragte; nach einer durchstürmten Jugend warf sich der vormalige Virtuos der Stechbahn und des Banketts als bambergischer Hofmeister ebenso unermüdlich auf das Feld geistiger Arbeit. Wie er als Reformator der bambergischen Strafjustiz der berühmten peinlichen Gerichtsordnung, die 1532 unter dem Namen Karls V. erschien, die Wege gebahnt hat, so glänzt sein Name auch in der Volksliteratur seiner Zeit, die er als „deutscher ungelehrter Phantast" dem praktischen Zug seiner Natur folgend mit lehrhaften Gedichten und mit Bearbeitungen einiger moralisirender Schriften Ciceros bereicherte. Dieser wahrhaft edle Mann, der das „Mordlaster des Raubens" mit Tat und Wort bekämpfte, fühlte sich getrieben sein bestes Fühlen und Denken mitzuteilen, seine klassischen wie seine lange vor Luther begonnenen biblischen Studien, seine Zweifel über die Dreieinigkeit und über die alle Welt bewegende Frage von der Freiheit und Vorherbestimmung, die er freilich in einem ganz andern Sinn zu lösen sucht als Luther. Mit diesem finden wir ihn 1522 in Korrespondenz; es handelt sich um die Kernpunkte der neuen Lehre, um die Bilderfrage, auch um das Verhältniß des Evangeliums zum weltlichen Schwert, das sich der Jurist und Politiker doch anders dachte als der Reformator. Wie es nun der Begabung und Willenskraft Schwarzenbergs gelang im Ausschuß die päpstliche Hauptforderung zu Fall zu bringen, darüber wissen wir leider nichts Näheres. Das Gutachten begrüßte die päpstlichen Zusagen mit dem Ausdruck höchster Anerkennung, lehnte aber jede Vollstreckung der Wormser Beschlüsse, überhaupt alle Gewaltmaßregeln ab, da solche den Schein einer Unterdrückung der evangelischen Wahrheit und in Folge dessen die täglich drohende Revolution hervorrufen würden. Als einzige Abhülfe erschien dem Ausschuß die Einberufung eines freien christlichen Concils, welches in einer deutschen Stadt, und zwar mit voller Gleichberechtigung der Geistlichen und Laien, tagen sollte. Als Gegenleistung war nur in Aussicht gestellt, daß Luther und seine Anhänger nichts Aufrühreriches oder Ärgerliches mehr veröffentlichen und die Prediger nichts als das rechte Evangelium nach rechtem christlichem Verstand lehren sollten; die Überwachung der Presse und Predigt sowie die Bestrafung verheirateter Priester und austretender Mönche überließ man den geistlichen Behörden (14. Januar 1523). Die Beschwerden der weltlichen Stände wurden dem Nuntius eingehändigt.

Im großen Ausschuß der Reichsstände gab es allerdings noch manchen Anstoß; die Geistlichen, die wie Planitz schreibt „fromm, gerecht und unvermakelt gehalten werden wollen, als hätten sie gar kein Wasser getrübt," setzten vor allem die Streichung eines Satzes durch, der jenes Schuldbekenntniß der päpstlichen Instruktion wiederholte, ferner die Forderung unbedingten Stillschweigens für Luther und seine Anhänger. Auch hatte ihnen ja bereits das Gutachten ihre ordentliche Jurisdiktion gewahrt. Dagegen vermochten sie nicht, die Verkündigung des Evangeliums nach der Auslegung der vier Kirchen-

väter durchzubringen; man vereinigte sich schließlich zu der zweideutigen Klausel: nach der Lehre und Auslegung bewährter und von der christlichen Kirche angenommener Schrift. Das Entscheidende war und blieb doch immer die Ablehnung des Wormser Edikts und die Forderung, Luthers Handel trotz des längst ergangenen Urteils einem Concil vorzulegen. Es ist ein Kompromiß, bei welchem der Löwenanteil den Evangelischen zufiel, und Ranke durfte wohl in gewissem Sinn diese Nürnberger Beschlüsse als „das gerade Gegenteil der wormsischen" bezeichnen, wenngleich seine Auffassung, als hätte sich das Regiment an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt, nicht das Richtige trifft. Denn bei der Mehrheit des Regiments wie der Stände gingen jene Konzessionen an die evangelische Richtung wahrscheinlich zum großen Teil aus der Angst vor einem furchtbaren Ausbruch der Volksleidenschaften hervor. Aber welchen Vorteil gewährte allein das Hinausschieben einer Entscheidung der Reformation! Jedes weitere Jahr war ein unberechenbarer Gewinn für die junge Bewegung, deren allmähliches Erstarken und Einwurzeln die Aufgabe einer künftigen Unterdrückung immer schwerer erscheinen ließ. Man begreift den entrüsteten, aber vergeblichen Protest des Nuntius gegen die Beschlüsse, welche im März 1523 als kaiserliches Edikt veröffentlicht wurden. Ein solches Attentat auf Papst und Kaiser und die Ehre des Reichs, wie Chieregati sich ausdrückt, wäre freilich in Anwesenheit Karls V. kaum denkbar gewesen, obwohl eben damals Kaiser und Papst in Sachen der großen Politik nichts weniger als ein Herz und eine Seele waren. Es ist eine merkwürdige Verkettung von Umständen, welche in diesen Jahren der lutherischen Sache keineswegs eine offizielle Förderung von Seiten der Reichsgewalten, aber doch einen Schutz vor unmittelbarer Vergewaltigung geschaffen hat. Karl V. ging fast ganz in seinem ungeheuern Ringen mit Frankreich auf und der fromme Adrian fand wohl oder übel über der Beschäftigung mit rein politischen Fragen nicht viel Zeit an die deutsche Ketzerei zu denken; auch das Reichsregiment wurde weit stärker als von den religiösen Wirren von der Erhebung der unruhigen Ritterschaft und ihren Folgen in Mitleidenschaft gezogen.

Während das Fürstentum mit seiner neuen Reichsregierung experimentirte und die Städte, weit entfernt von irgendwelchen Tendenzen zu durchgreifender Umgestaltung, sich mühsam ihre bestrittene Stellung zu wahren suchten, griff der niedere Adel, dessen tiefe Verbitterung längst kein Geheimniß mehr war, zur offenen Gewalt. Jene wilden Kräfte, die seit vielen Jahrzehnten im kleinen Krieg gegen die Gesellschaft vergeudet worden waren, drohten unter einem Führer wie Sickingen vereint die ganze Ordnung des Reichs aus den Fugen zu heben.

Wir kennen die wirtschaftlichen und militärischen Wurzeln des Verfalls, welchem „Grafen, Herren und die vom Adel", die verschiedenen Abstufungen der wehrhaften Landaristokratie, langsam aber sicher entgegenzugehen schienen

(S. 28 f.). Ein geradezu jammervolles Bild von der materiellen Not dieser Kreise entrollt sich uns, wenn wir z. B. ins Auge fassen, aus welchen Gründen ein nicht geringer Teil des landsässigen bairischen Adels dem herzoglichen Aufgebot im Jahre 1525 nicht Folge zu leisten vermochte; da finden wir Ritter ohne Pferd, Adelige, die nur noch ein Bauernhaus besitzen, ihren Hofbau mit Weib und Kindern selbst besorgen, mit einem Jahreseinkommen von 25, von 14 Gulden Haus halten müssen; aber auch von denen, welche sich stellten, wurde eine ganze Anzahl wegen mangelhafter Rüstung wieder heimgeschickt. Diese kleinen Grundherren hatten vormals wie die Städte nach Reichsunmittelbarkeit gestrebt und sich zur Wahrung ihrer Interessen in Einungen zusammengethan; noch gegen Ausgang des XV. Jahrhunderts hatte die bairische Gesellschaft vom Löwen einen höchst gefährlichen Stoß gegen die Landeshoheit der Herzoge geführt, aber seither waren die alten ritterlichen Bünde verschwunden und in den meisten Territorien begnügte sich der mittlere und niedere Adel innerhalb des Rahmens der landständischen Konföderationen eine gewisse Selbständigkeit gegenüber dem Landesherrn zu behaupten. Im schwäbischen Bund, der ja ursprünglich aus einer Verbindung der adeligen Genossenschaft vom S. Georgenschild mit den benachbarten Städten herausgewachsen war, gelangte dann ein Teil der süddeutschen „Grafen, Freien, Herren, Ritter und Knechte" unter das schirmende Dach einer größeren politischen Organisation, während ihre minder glücklichen Standesgenossen in Franken und am Rhein sich allerdings ihrer kaiserlichen Lehen rühmen und auf ihre uralte Steuerfreiheit berufen, aber dem stets mächtigeren Andringen der fürstlichen Gewalten meist nur unfruchtbare Klagen und Beschwerden entgegensetzen konnten. Eine Formulirung derselben, welche im Jahr 1523 dem Reichstag vorgelegt wurde, bringt die verschiedenen vom Fürstentum angesetzten Hebel deutlich zur Anschauung; durch Ausdehnung der territorialen Gerichtsbarkeit und Erschwerung der Appellation, durch die fremden Formen des römischen Rechts, durch Änderungen in der lehnsrechtlichen Praxis und Heranziehung der Untertanen von Adeligen zu den Staatslasten suchte man landsässige und nicht landsässige Herren und Ritter mürbe zu machen. Oft genug mag es ein Ding der Unmöglichkeit für den kleinen Edeln gewesen sein, einem „Mächtigen", einem Fürsten gegenüber sein Recht zu erhalten. Als jedoch Kaiser Maximilian im Jahr 1517 dem freien Adel durch Schaffung einer genossenschaftlichen Gerichtsbarkeit helfen, dafür aber auch eine förmliche Verpflichtung zum Abtun der ewigen Friedensbrüche, der „Heckenreiterei" auferlegen wollte, da erfahren wir wenigstens aus einem erhaltenen Beispiel, daß die Ritter den kaiserlichen Vorschlag teils beschwerlich, teils überflüssig fanden. „Der rechte Augenblick," sagt Ulmann, „einmal versäumt, kehrte nicht wieder."

Es war eine ungeheuerliche Zumutung, daß ein Stand fortwährend über Vergewaltigung schrie und Schonung seiner Rechte forderte, welcher die entsetzlichsten Gewalttaten seiner eigenen Genossen nicht etwa selbst abzustellen,

sondern als „rechtmäßige Gegenwehr" zu entschuldigen suchte. Eigentlich steckte doch hinter all diesen Klagen und dieser Unverbesserlichkeit, wie Jakob Burckhardt einmal sagt, „die Anschauung der Welt vom Bergschloß aus". In einem großen Teil von Italien, in England, in Frankreich, in den Niederlanden sehen wir damals den Adel entweder seine Güter selbst bewirtschaften oder ungescheut Handel und Geldgeschäfte treiben. Welcher Kontrast zwischen dem Leben eines venezianischen Nobile oder eines ehrsamen englischen Landedelmanns und dem kümmerlichen Dasein eines fränkischen Ritters, der im Bauernkittel verkappt hinter dem Busch auf Kaufleute lauert oder in der Einsamkeit seiner waldumkränzten Burg die „lieben Gesellen", die Wölfe heulen hört! Götz von Berlichingen hat ihnen diesen Gruß zugerufen, als er sie einmal in eine Schafheerde fallen sah; mit welchem cynischen Behagen erzählt er von der Veranstaltung einer vorteilhaften Fehde, eines „Geschäfts", wie er sich ausdrückt: „nun will ich niemand bergen, ich hatte Willen auch denen von Nürnberg Feind zu werden, ging schon mit der Sache um und dachte: du mußt noch einen Handel mit dem Pfaffen, dem Bischof von Bamberg haben, damit die von Nürnberg auch in das Spiel gebracht werden". Und Götz war immer noch harmlos zu nennen im Vergleich mit einem Scheusal wie der Händeabhacker Hans Thomas von Absberg; freilich fand auch Götz ein Vergnügen daran, seine Gefangenen wenigstens die Hände zum Abhauen auflegen und die Geängstigten dann mit Fußtritten und Maulschellen davonkommen zu lassen. Dagegen gingen märkische Raubritter in der Bestialität so weit, selbst Frauen und Mädchen zu verstümmeln. Die ganze Unbarmherzigkeit dieses Gelichters erkennen wir aus der berüchtigten Weisung einer adeligen Dame, der Frau Agathe Odheimer an die Reisigen: „wenn euch ein Kaufmann nicht hält, was er euch zugesagt, so haut ihm Hände und Füße ab, laßt ihn liegen".

Wir blicken in einen wahren Abgrund von Roheit, deren Spuren sogar bei einem Hutten nicht zu verkennen sind, wenn er mit abstoßendem Behagen sich die Mißhandlung von wehrlosen Gegnern ausmalt. Hat er doch selber gelegentlich drei Äbte auf offener Landstraße überfallen und den Straßburger Karthäusern, deren Prior sein Bild beschimpft hatte, 2000 Gulden abgejagt; Erasmus behauptete sogar, Hutten habe zwei Predigermönchen die Ohren abgeschnitten, und für ganz unmöglich dürfen wir das leider nicht erklären. Jedenfalls ließ sich der ritterliche Humanist durch seine klassischen Studien das Standesvorurteil nicht nehmen, welches eine meist unfreiwillige Einfachheit des Lebens als alte deutsche Weise und den Straßenraub als „Reiterspiel" oder wenigstens als eine echt männliche, keineswegs entehrende Untugend sich zurechtzulegen wußte. Neben der rauhen Gewöhnung der „im Harnisch Erzogenen" finden sich ja manchmal auch gemütliche, patriarchalische Züge, wie beim Grafen Wernher von Zimmern, der seinem Sohn die Mahnung hinterläßt, seine armen Leute lieb zu haben und keinen Knecht zu schlagen, oder bei jenem fränkischen Ritter der Hussitenzeit, der täglich für die Bauern

wie für seine Eltern betete, weil sie ihn mit ihrer Arbeit ernährten. Aber solche Beispiele verschwinden doch neben den frechen Gesellen vom Stegreif, die ihrer „Sattelnahrung" nachgingen und zum Schaden noch den Hohn fügten.

„Ruten, roven, det en is gheyn schande,
Dat doynt die besten van dem lande,"

hieß es in Westfalen, und aus Süddeutschland vernehmen wir die wilden Klänge der „Edelmannslehre" und anderer Lieder, an welchen sich das Herz der frischen freien Reitersknaben erfreute (vgl. S. 47). Das Wildpret, welches im grünen Wald gejagt wird, ist der „Bauer", der Pfeffersack, der Vogel, der in der Ringmauer singt; mit frivolen Scherzen schlägt man dabei ein „Hütlein voll Fleisch", den eignen Kopf in die Schanze.

„Wir haben uns eins vermeßen
in dem edlen Frankenland:
die paurn die wellen uns freßen
den adel wolbekant,
das well gott nit verhengen!
wir wellens fürbaß sprengen,
recht wie die sew besengen,
so oft uns das gebürt,
biß schopf den galgen rürt."

Vom gewöhnlichen Verbrecher unterschieden sich diese verkommenen Adeligen nur durch den unverlierbaren Stolz auf ihre Geburt und ihr Waffenhandwerk; man liebte es seinen Stammbaum bis in die sagenhafte Heidenzeit, etwa gar auf die Trojaner oder wenigstens auf römischen Ursprung zurückzuführen und die Franken hatten insbesondere das Bewußtsein, daß sie schon „ihrem Namen nach eines edeln, ritterlichen und freien Gemüts erscheinen". „Du weißt sehr wohl", heißt es im „Gespräch eins Fuchs und Wolfs", „wie uns Wölf die unsere Eltern von Jugend auf in allem Mutwillen erzogen haben, nie gewehrt, wir täten Freund oder Feind angreifen; aus solcher Gewohnheit wir ein präskribirt Recht (ich muß juristisch davon reden) gemacht und keinen aufrichtig geachtet, der sich solchs Zückens und Raufens nit wollt unterziehen, nannten sie Hagschelmen; meinten, alles, so wir zu Feld sehen, wär uns ein zugeeigneter Raub, als hätten wir das zu Lehen vom Kaiser erlangt." Wie in allem Ernst solchen armen Schluckern der Reichtum und Luxus des Bürgertums als ein unrechtmäßiger und beleidigender Übergriff in besseres Recht vorkam, sehen wir aus der öffentlich vorgebrachten Klage, daß durch die übertriebene Kleiderpracht der Städterinnen das Ansehen und sogar die Heiratsfähigkeit der edeln Fräulein beeinträchtigt werde, die ja von Rechtswegen nicht hinter jenen zurückbleiben dürften.

Es läßt sich denken, daß eine Bewegung wie der Humanismus der Masse dieses Adels fremd und gleichgültig war, daß nur einzelne hervorragende Talente, wie Hutten, Eitelwolf von Stein, Schwarzenberg, der Öster=

reicher Herberstein sich über die geistige Öde ihrer reiterischen Standesgenossen, der „Kyklopen" und „Kentauren", emporzuschwingen wußten. Ganz anders wirkte dagegen Luthers Auflehnung wider die kirchlichen Gewalten und sein Appell an die Gewissen; hier durfte auch der Ungelehrte mitreden und bald erging jener gewaltige Ruf des Reformators an den christlichen Adel deutscher Nation, dem er als einem vertrauenswürdigen Bundesgenossen sein Herz ausschüttete über alles, was ihm der Besserung bedürftig schien; nicht nur über die Pfaffen, auch über Juristen und Kaufleute (S. 292 ff.). Daß die evangelische Lehre der ritterlichen Gewohnheit ans Schwert zu schlagen keinen Eintrag tat, versteht sich von selbst; man fand im Gegenteil jetzt Gelegenheit die oft mißbrauchte Kraft in den Dienst einer großen Sache zu stellen, und wenn Sickingen und Schauenburg durch ihr Schutzerbieten Luther von der Menschenfurcht befreit hatten (S. 288), so redete auch der kühne Rebell gegen Kaiser und Papst zu ihnen eine Sprache, deren Ton den Herren in die Seele dringen mußte. In der Widmung seiner Schrift von der Beichte (1. Juni 1521), die an Sickingen als seinen „besondern Herrn und Patron" gerichtet ist, zieht er die Eroberung von Kanaan, worin der Herr alles Volk erschlug, zum Vergleich mit dem Kampf gegen die verstockte Hierarchie herbei; „sie haben nun Zeit zu wandeln, was man von ihnen nicht leiden kann noch soll noch will; wandeln sie nicht, so wird ein anderer ohne ihren Dank wandeln, der nicht, wie Luther, mit Brief und Worten, sondern mit der Tat sie lehren wird." Und nach seiner Rückkehr von der Wartburg grüßt er in einem Sendschreiben an Hartmut von Kronberg, welches gegen die papistischen „Schweinsblasen" und „Wasserblasen", gegen die „stroherne und papierene Tyrannei" den heiligen Trotz der Gläubigen, der „Herren und Junker über Sünde, Tod, Teufel und alle Dinge" aufruft, „alle unsere Freunde im Glauben, Herrn Franzen und Herrn Ulrichen von Hutten, und wer ihrer mehr sind". Christus selbst, äußert er, sei durch Hartmuts Schrift zu ihm gekommen, deren „Worte aus Herzens Grund und Brunst quellen". Der enthusiastische Ritter hatte ihm nämlich ein paar von jenen offenen Briefen zugeschickt, durch welche er die Sache des Evangeliums beim Papst, beim Kaiser, bei den Bettelorden und den Eidgenossen zu fördern dachte. Der Kaiser sollte z. B. nach Hartmuts Vorschlag dem Papst zuerst „mit höchster Gütigkeit" zu überzeugen suchen, daß der der Statthalter des Teufels, ja der Antichrist selber sei; lasse sich aber der Papst nicht davon überzeugen, so müsse man Gewalt brauchen und mit „den antichristlichen Gütern, die jetzund geistliche Güter genannt werden", die Kriegskosten bestreiten, ein Gedanke, dem wir bereits bei Hutten und andern humanistischen Stimmführern begegnet sind (S. 309; 313). Es traf sich übrigens gut, daß bei dem schwärmerischen Kronberg jener geistesverwandte Prädikant Michael Styfel (S. 352) seine Zuflucht fand. Aber auch ein Realpolitiker wie Sickingen betrat den literarischen Kampfplatz oder lieh wenigstens seinen Namen für eine Schrift, welche die Bekehrung seines Schwagers zur evangelischen Lehre bezweckte. Damals, im Jahr 1522, schien Sickingen end-

lich die Mahnungen seines Freundes Hutten erhören, als deutscher Zizka (vgl. S. 310; 356) das Strafgericht an den Pfaffen vollstrecken und die Kirche von der Last ihrer Reichtümer befreien zu wollen.

Es galt aber nicht den Pfaffen allein. Der Angriff auf einen geistlichen Fürsten, den Sickingen schon während des Wormser Reichstags erwogen hatte, mußte natürlich einerseits die vorhandene Aufregung des Adels aufs Höchste steigern, auf der andern Seite jedoch auch den weltlichen Fürsten als eine unmittelbare Bedrohung erscheinen. Denn wie Sickingen einst dem Herzog von Lothringen und namentlich dem Landgrafen von Hessen in einer Weise mitgespielt hatte, die sich schwer vergessen ließ (S. 179 f.), so bestand hier und dort, im Norden wie im Süden des Reichs, mehr eine Art von oft unterbrochener Waffenruhe als von ernstlichem Frieden zwischen Fürsten und Rittern. Ganz besonders unbotmäßig war ja von jeher der märkische Adel; Kurfürst Joachim hatte zu Anfang seiner Regierung den Kampf aufgenommen, reihenweise die adeligen Räuber dem Nachrichter überliefert und sich weder durch die frechen Drohungen der betroffenen Kreise noch durch den Vorwurf, daß er ein Feind des gesammten Adels sei, einschüchtern lassen. Hier konnte der auf der Höhe der Zeitbildung stehende Fürst sich wirklich wie ein Wesen besserer Art vorkommen gegenüber einer Aristokratie, die sich vom Bauern nur durch ihre privilegirte Stellung unterschied; noch 1542 entschuldigt sich eine Anzahl vom „armen unverständigen Adel“ in einer Eingabe, „dat wy so mercks (märkisch) schriven; wy woldent gerne overlendes (oberländisch) schriven und konnes nicht“. Aber ihre Unbildung hinderte die Herren keineswegs dem Kurfürsten Trotz zu bieten, wo sich irgend eine Gelegenheit fand, den Landfrieden zu brechen, Bündnisse mit dem ausländischen Adel zu suchen, wie Joachim auf dem Landtag von 1523 klagt. Im Süden war der schwäbische Bund der Schrecken der Stegreifgesellen, die Ruinenstätte der Bergfeste Hohenkrähen, deren angebliche Unüberwindlichkeit im Jahr 1512 einer dreitätigen Beschießung erlag, ein ernstes Warnungszeichen. Trotzdem und trotz der siegreichen Feldzüge gegen Würtemberg wurde 1520 ein Glied des Bundes, Graf Joachim von Öttingen, durch den berüchtigten Hans Thomas von Absberg angerannt und zum Tode verwundet. Der nämliche Held der Landstraße versetzte im Jahr 1522 die Stadt Nürnberg, den Sitz des Reichsregiments, in eine Art von Belagerungszustand; in vierzehn Tagen zählte man drei Raubanfälle, wobei drei Menschen die rechte Hand verloren und mehrere schwer verwundet auf dem Platz blieben. Der Frankfurter Fürstenberg, einer der städtischen Vertreter am Regiment, verließ auf dem Weg nach Nürnberg seinen Wagen, um sich in Gesellschaft von Schneidergesellen unerkannt durchzuschleichen. Auch die Grafen und Herren in Schwaben trafen damals dem ausgesprochenen Willen des Kaisers zum Trotz Anstalten, aus dem schwäbischen Bund auszuscheiden und eine besondere Einung zu gründen.

Welche Aussichten eröffneten sich für all diese kleinen und kleinsten politischen Existenzen, deren Macht zu schaden ihrem Selbstbewußtsein immer wieder

neue Nahrung gab und über die Demütigungen wirtschaftlicher und rechtlicher Bedrängniß hinweghalf, wenn ein Sickingen gegen die „Tyrannei" seine Fahnen erhob! Daran ist nun freilich nicht zu denken, daß etwa die ganze Reichsritterschaft ihre Mittel dem berühmten Genossen zur Verfügung gestellt hätte, als er im Sommer 1522 die Fehde gegen Trier begann; es war zunächst schon vom größten Vorteil für ihn, daß die Ritterschaft am Mittel- und Oberrhein sich genossenschaftlich organisirte und die Versammlung zu Landau ihn zum Hauptmann der neuen „brüderlichen Vereinigung" wählte. Dabei ist es bezeichnend, daß der Beitritt für weltliche Fürsten und Städte offen gehalten wurde, für geistliche nicht. Diese Stellung wäre, wie Ulmann ausgeführt hat, für den Ritter erst nach einem glücklichen Ausgang seiner kriegerischen Unternehmung recht bedeutsam geworden. Aber auch bei Sickingen selbst dürfen wir keinen durchgearbeiteten Plan einer Reformation des Reichs und der Kirche voraussetzen. Man hat ihm alle erdenklichen Ziele nachgesagt, er wolle die Kurfürsten und Fürsten, nicht nur die geistlichen, „fressen", ein rheinisches Königtum und Herzogtum Franken aufrichten, mit dem unruhigen gemeinen Mann zusammen einen Bundschuh machen. Aber mit Sicherheit läßt sich nur behaupten, einmal daß Sickingen, durch den keineswegs glänzenden Ausgang seines Feldzugs gegen Frankreich enttäuscht und vom Kaiser nicht für seine gewaltigen Auslagen entschädigt, entschlossen war sich auf eigne Faust eine fürstliche Stellung zu schaffen, ferner daß er, der neuen Lehre wirklich zugetan, daran dachte, wie sein Vetter Kronberg sich ausdrückt, „dem Evangelium eine Öffnung zu machen". Mit seinen persönlichen Interessen schien ihm die Sache des Evangeliums, die Züchtigung der verstockten Hierarchie aufs Schönste übereinzustimmen und der Gedanke der Säkularisation lag damals in der Luft. Richard von Greiffenclau, der Erzbischof von Trier, war einer von Luthers Gegnern und zugleich ein Freund Frankreichs. So wagte Sickingen in seiner Kriegserklärung (27. August 1522), welche ausdrücklich nicht allein auf einen recht windigen privatrechtlichen Anlaß zur Fehde, sondern auch auf andere „höher bewegliche Ursachen" sich beruft, dem Kurfürsten vorzuhalten, daß er „wider Gott, kais. Mt., des heiligen Reichs Ordnung und Billigkeit gehandelt" habe. Auf den Ärmeln seiner Reiter prangte der Spruch: „O Herr, dein Wille werd'", und der „Name Tetragrammaton, daß ohne des Herrn Hilfe nichts sei". Einen heiligen Krieg, nur zu Gottes Ehre unternommen und mit Gott zu führen, verkündigte das von dem Franziskaner Kettenbach (S. 378) verfaßte Manifest, welches die Landsknechte Sickingens als Ritter Christi begrüßt. „Meine Ritter" (Sickingen und Hutten), hatte kurz vorher Luther an einen Freund geschrieben, „sind von solchem Eifer für das Evangelium entflammt, daß sie mit Freuden für die Behauptung desselben Hab und Gut, Leib und Leben daranzusetzen bereit sind."

Sickingen hatte, indem er im Namen des Kaisers zu werben vorgab, eine kleine Armee zusammengebracht; unter den Hauptleuten finden sich ver-

schiedene Grafen, zwei Fürstenberg, ein Zollern u. a., rheinische und fränkische Ritter, neben einem Hutten und Kronberg verrufene Gesellen wie Hans Thomas von Rosenberg. Ohne die verheißenen Zuzüge aus Norddeutschland und den Niederlanden abzuwarten, warf er sich auf das trierische Gebiet; die rasche Übergabe des Städtchens S. Wendel schien ein glückverheißender Anfang und Sickingen sprach in der Freude seines Herzens mit den gefangenen Herren von seiner Absicht, sich zum Kurfürsten von Trier zu machen. Während aber der Erzbischof von Mainz, in dessen Umgebung Sickingen mehr als einen Gönner besaß, seinen Mitkurfürsten völlig im Stich ließ, hatte Richard von Greiffenclau, ein tapferer Herr, sich mit seinen Einungsverwandten Kurpfalz und Hessen verständigt und die Verteidigung seiner Hauptstadt selbst in die Hand genommen; es kam dem Erzstift sehr zu Statten, daß Richard trotz seines geistlichen Amts gern im Harnisch ritt und etwas vom Geschützwesen verstand. Mit eigner Faust erhob er die Fackel gegen das Kloster S. Maximin, dessen feste Lage vor der Stadt dem Feind Vorteil bringen konnte; die Bürger von Trier, die Bauern der Umgegend, selbst die Geistlichkeit schaarte sich in Waffen um ihren Oberhirten, der entschlossen war, die Stadt bis zum letzten Mann zu halten. Es war ein eigentümliches Geschick, daß dieser erste Versuch einer evangelischen Schilderhebung gerade an jener Verweltlichung der Hierarchie scheitern mußte, die man so allgemein, selbst von altkirchlicher Seite verdammt hatte. Sickingen lag vom 8. bis zum 14. September vor Trier, ohne etwas zu erreichen; seine Beschießung wurde von der Artillerie des Erzbischofs kräftig erwidert, seine in die Stadt geschleuderten Briefe, worin er sich als Freund der Bürger und Feind der Pfaffen zu erkennen gab, fanden kein Gehör und die Zuzüge blieben aus. So hob er die Belagerung auf und zog sich unter furchtbaren Verheerungen und Brandstiftungen zurück, nachdem er im Lager von Trier das Friedensgebot des Reichsregiments höhnisch zurückgewiesen und dem Boten gesagt hatte, er wolle ein besseres Recht machen, als das kaiserliche Regiment, und mit Briefen sei hier nichts auszurichten. Aber sein mit Büchsen und Kartaunen distinguirendes Wagengericht, das er spottend dem Nürnberger Kammergericht vorzog, hatte ihm doch den Prozeß nicht gewonnen. Auch der Plan, mit seinen Truppen in kaiserliche Dienste zu treten, verwirklichte sich nicht; während der kränkelnde Ritter auf der Ebernburg Schutz und Ruhe suchte, beeilte sich das Reichsregiment auf jene hochfahrenden Reden mit der Achtserklärung (1. Oktober 1522) zu antworten.

Schon lag jedoch die Entscheidung nicht mehr in der Gewalt der obersten Reichsbehörde. Der Rückschlag gegen Sickingens revolutionäres Vorgehen wurde von den drei verbündeten Fürsten Pfalz, Trier und Hessen mit einer selbstherrlichen Energie geführt, welche ihrerseits sich keineswegs an die Reichsordnungen und den Rechtsgang gebunden fühlte. Georg von Sachsen hatte gleich zu Anfang der Kriegsunruhen dem Regiment geraten, die schärfsten Mittel anzuwenden und namentlich „die Nester zu zerstören“. Was aber die

geld- und waffenlose Centralbehörde nicht vollbringen konnte, das verwirklichten die drei Fürsten und der schwäbische Bund. Nachdem noch im Herbst 1522 Kronberg, Hartmuts Stammsitz, nebst ein paar andern Burgen zur Uebergabe genötigt und den Winter hindurch gegen Sickingen ein „reitender Krieg" unterhalten worden war, schritten die Fürsten im Frühjahr 1523 zum Angriff, ohne sich um die Vermittlungstendenzen des Regiments zu kümmern. Wenn das Gerücht eine Zeitlang irriger Weise den Kaiser selbst hinter Sickingen stehen ließ, so drängte die Unbotmäßigkeit der Fürsten die Reichsregierung wirklich beinahe auf die Seite der Ritterschaft; schon im November schrieb Planitz, wäre Sickingen nicht bereits in der Acht, so würde man dieselbe zur Zeit nicht ohne vorhergegangene Ladung verhängen. Hatten doch die drei Fürsten sogar den Erzbischof von Mainz wegen seiner Förderung der Sickingischen Fehde zur Rechenschaft gezogen und um 25 000 Gulden gebüßt, ohne sein Rechtserbieten zu beachten; wie konnte da ein Hartmut von Kronberg mit seinen Erbietungen, welche Türken, Juden, Heiden, ja die Hölle zufrieden stellen müßten, irgend welchen Eindruck machen?

Sickingen war vor dem trierischen Zug von einem Getreuen daran erinnert worden, daß ein bekannter Astrolog ihn vor einem Prälaten und vor Gefährdung seines Leibs und Guts im 23. Jahr gewarnt habe. Man kann nicht sagen, daß er den Angriff untätig erwartete; in seiner Zurückweisung des vom Statthalter und Reichstag angebotenen Ausgleichs soll er sich für den Träger einer göttlichen Mission, für eine Gottesgeißel des Klerus erklärt haben. Aber seine Vorbereitungen waren doch keineswegs genügend und selbst unter der Ritterschaft trotz gewaltiger Aufregung ein tatkräftiges Vorgehen zu seinen Gunsten nicht zu erzielen. Die Bemühungen Kronbergs und anderer Freunde in Böhmen, dessen Nachbarschaft, seit den Hussitenkriegen als eine stete Bedrohung des Reichs empfunden, im Landshuter Erbfolgekrieg sich aufs Neue gefährlich gezeigt hatte, blieben sogut wie fruchtlos; auch in Frankreich scheint Sickingen vergebens um Hülfe geworben zu haben. Mit einem Male sah er sich Ende April 1523 in seiner Feste Landstuhl von der Hauptmacht der drei Fürsten eingeschlossen; Landgraf Philipp, von Rachegedanken gegen seinen alten Bedränger erfüllt, war in der zerhauenen Tracht der Landsknechte überall unter den Vordersten. Sickingen, der doch selber seine Feldzüge mit den neuen Hauptwaffen, mit Fußvolk und Artillerie geführt hatte, verließ sich auf die Lage und die neuen Befestigungen seiner Burg; am ersten Tag der Beschießung lag bereits der große Turm mit seinen zwanzig Schuh dicken Mauern in Trümmern. Ein paar Tage später schlug ein Schuß neben dem Schloßherrn selbst ein; das Stück eines zerschmetterten Balkens riß ihm die ganze Seite auf und der totwunde Mann mußte nun in einem kugelsichern dunkeln Felsengewölbe von fern dem Zerstörungswerk lauschen, welches bei dem „unchristlichen Schießen" der Gegner rasch genug der Vollendung entgegen ging. „Wiewohl mich die Stein ein wenig geschlagen," schrieb er noch hoffend mit eigner Hand an einen Vertrauten, „schadt' es mir doch

nichts." Aber bald wußte er, daß auf keine Hülfe mehr zu rechnen und er selber nicht lang der Fürsten Gefangener sein werde. Er soll, wie Butzer berichtet, stets gebetet haben, Gott möge ihn nichts Unrechtes unternehmen lassen, wenn es aber doch geschehe, ihn von der Erde vertilgen. Statt seine Getreuen nutzlos zu opfern, entschloß er sich zur Kapitulation. Am 7. Mai traten die fürstlichen Sieger an das Lager des Sterbenden, der beim Anblick seines alten Lehensherrn des Pfalzgrafen ehrerbietig das Haupt entblößte und sich aufzurichten suchte. Der Pfalzgraf wehrte freundlich ab, während der Erzbischof Richard und nach manchen Berichten auch der junge Landgraf sich nicht versagen konnten, dem Besiegten diese schwere Stunde durch Vorwürfe noch schwerer zu machen. Sickingens alter Trotz leuchtete noch einmal auf, als er dem Trierer die Antwort gab: „Davon wäre viel zu reden; nichts ohne Ursache." Kurz nachdem die Fürsten das Gewölbe verlassen hatten, verschied der gefürchtete Kriegsmann, erst 42 Jahre alt. Großes hatten ihm in seiner Geburtsstunde die Sterne verkündet; Fürstenhut oder Königskrone schienen nicht im Unerreichbaren zu liegen und in jenem kecken Vers, dessen Anfangsworte: „Franz heiß ich, Franz bin ich, Franz bleib ich" so siegverheißend klangen, hieß es am Schluß: „nun lugent, welcher bis Jahr Kaiser sei". Fürstlicher Luxus hatte ihn auf der Ebernburg umgeben. Jetzt ward sein Leichnam, in eine alte Kiste gezwängt und kaum von ein paar Leuten begleitet, drunten in Landstuhl zur Ruhe gebracht.

Sickingens Gestalt und Schicksal gewinnen dadurch etwas Tragisches, daß wir eine hochbegabte Natur, voll Empfänglichkeit für neue Ideen, doch an der Wiederbelebung einer abgestorbenen Welt arbeiten sehen. Freilich bildet den Grundzug dieser Natur nicht eine selbstlose Hingabe an die Sache des niedern Adels, sondern ein stets wachsender Ehrgeiz, der schließlich in der ritterlichen und auch in der religiösen Bewegung wirksame Mittel zum Emporsteigen zu finden glaubt, nachdem er bei Frankreich und beim Kaiser seine Rechnung nicht gefunden hat. Nichts war verkehrter als in diesem berechnenden Parteigänger, in diesem Ritter, der als Condottiere in die Höhe kam und im großen Geldverkehr so gut wie irgend ein Pfeffersack zu Hause war, einen deutschen Zizka, einen „Vollzieher der Gerechtigkeit" zu sehen. Hier ist nichts von dem lodernden Fanatismus, der alttestamentlichen Furchtbarkeit des tschechischen Nationalheros. Es kennzeichnet eben nur die ungestillte Sehnsucht unserer Nation nach einem Helden, der ihr nicht werden sollte, daß eine Zeitlang in gewissen Kreisen Sickingen als der Anwalt des armen Manns und Bahnbrecher des Evangeliums fortleben konnte; beides schien ja damals noch mit Notwendigkeit zusammenzufallen. Weit eher als Sickingen hätte Ulrich von Hutten die große Leidenschaft eines Revolutionsführers besessen, aber ihm mangelte völlig die praktische Begabung, ohne welche auch der geistreichste Enthusiast den politischen und kriegerischen Anforderungen einer gährenden Zeit ohnmächtig gegenübersteht. So war der politische Gedanke, den Hutten in jenen kritischen Tagen eifrig vertreten hat, ein entschiedener Mißgriff.

Früher hätte eine Verbindung zwischen den Städten und dem niedern Adel, wie sie gelegentlich von den Kaisern des XIV. und XV. Jahrhunderts ins Auge gefaßt worden ist (S. 26), vielleicht die Entwicklung des deutschen Staatswesens noch in andere Bahnen zu lenken vermocht; jetzt konnte für die städtischen Politiker ein Bundesantrag von Seiten ihrer alten Todfeinde, die beim Reichstag sogar mit den verhaßten Fürsten zusammen gegen den sträflichen Reichtum und standeswidrigen Luxus des Bürgertums Sturm liefen, weniger annehmbar sein als je zuvor. Wohl schlug Huttens „Vermahnung an die freien und Reichsstädte deutscher Nation" zuweilen einen Ton an, der den Städten sympathisch sein mußte; er vergaß bei seiner Schilderung des gemeinsamen Feinds, der fürstlichen Tyrannei und ihres Wolfshungers, nicht die lutherfeindliche Haltung des Reichsregiments und den neuen Zoll. Aber es fehlt doch diesem Aufruf, der die frommen Städte an der Seite des Adels gegen Schaden, Spott und Hohn deutscher Nation ins Feld führen möchte, die hinreißende Glut seiner früheren „Klag und Vermahnung" (S. 309 f.). Man fühlt allzusehr, daß eine ganze Last von bösen trennenden Erinnerungen nur verschwiegen, nicht weggeräumt ist. Wenn es am Ende heißt, die Vermahnung sei bei dem Wein aus dem freien Frankenland allen guten Christen gesandt, so mag diese Herkunft nicht eben überall großes Vertrauen erweckt haben. Dem gleichen Zweck sollte eine von Kettenbach verfaßte „Praktika" dienen, welche den Reichsstädten, falls sie das Bündniß nicht annehmen, ihre Unterdrückung durch die vereinigten Fürsten und Adeligen voraussagt. Hier wird mit der tiefsten Verachtung von „dem armen Kind Karolo genannt römischer Kaiser" gesprochen; „er ist Kaiser, aber seine Schultheißen regieren" und diese, die Fürsten, sind zu Narren geworden. Luther, dessen Name diesem Pamphlet zum Aushängeschild dienen muß, hat allerdings damals ein noch weit schärferes Gericht mit den Fürsten gehalten; man kann sich nicht wundern, daß er von gegnerischer Seite des Einverständnisses mit Sickingen bezichtigt wurde. Doch haben wir schon aus dem Januar 1523 eine Äußerung Melanchthons, der zugleich im Namen seines Freundes die „schmählichen Räubereien" des Ritters verurteilt und als einen schweren Nachteil für die evangelische Sache beklagt; Luther selbst sieht dann im Untergang des Mannes, der ihm vormals in schwerer Zeit seinen mächtigen Arm geboten hatte, ein gerechtes, aber doch wunderbares Gericht Gottes. Mit gemischten Gefühlen mochten auch manche von den Städten den neuen Sieg ihrer fürstlichen Widersacher betrachten; trotzdem hatte Sickingens Antrag einer freundlichen Vereinigung auf dem Speirer Städtetag keinen Erfolg erzielt und man zog es vor, wegen gemeinsamer Abwehr des Zollprojekts sich an den schwäbischen Bund zu wenden. „Als Gesammtheit," sagt Ulmann mit vollem Recht, „konnten die Frei- und Reichsstädte, so lange die ritterliche Agitation nicht ihre Zielpunkte wechselte, nicht mit derselben, auch nicht für einen Augenblick, einträchtig desselben Weges wandeln. Was vollends den Vorwurf betrifft, daß Sickingen daran gedacht habe „einen Pöbel zu erheben", d. h. den unzufriedenen Bauern

die Hand zu reichen, so findet sich hiefür außer jener früher erwähnten Aufforderung des „Neukarsthans“ (S. 356) gar kein Anhaltspunkt. In einem wechselvollen Leben, welches oft mit den alten Idealen des Rittertums kaum mehr Fühlung zeigt, kommt bei Sickingen dazwischen immer wieder echt ritterliches Empfinden, niemals ein demokratischer Zug zum Vorschein.

Das Werk der verbündeten Fürsten erhielt seine Ergänzung durch den Feldzug, welchen der schwäbische Bund gegen die fränkische Ritterschaft eröffnete. Die Verlängerung des Bundes (vgl. S. 402) war im März 1522 erfolgt und die Exekution gegen Hans Thomas von Absberg und seine Genossen, d. h. gegen alle fränkischen Adeligen, die sich nicht vor dem Bundesgericht stellen und reinigen würden, kurz darauf beschlossen worden. Vergebens suchten die bedrohten Ritter sich unter die höhere Instanz des Regiments und Kammergerichts zu flüchten; der Bund erkannte dieselbe nicht an und ließ nach einer Versammlung zu Nördlingen im Juni 1523 ein Heer von über 13000 Mann in Franken einrücken, trotz der Abmahnungen des Regiments, dessen an sich löbliche Wahrung des Rechts durch den mehr als übeln Ruf seiner Schützlinge wesentlich beeinträchtigt wurde. Hatte im Vorjahr die markgräfliche Ritterschaft unter dem Gebirg die Sache der vom Bund verfolgten Adeligen für ihre eigene und jede Hülfeleistung gegen Standesgenossen für unnatürlich erklärt, so traf jetzt die wohlverdiente Züchtigung nicht nur den Hauptverbrecher, sondern eine ganze Reihe seiner Zuhälter. Die Helden der Landstraße wagten gar keinen Widerstand; nach wenigen Wochen lagen 23 Schlösser in Asche und am 17. Juli hielt das siegreiche Heer seinen Einzug in Nürnberg, unter den Augen des Regiments, dessen Ohnmacht vor aller Welt offenkundig geworden war. Freilich konnte der Absberger, der seine Person in Sicherheit gebracht hatte, noch Jahre lang sein scheußliches Gewerbe treiben und mit seinen Getreuen, dem Brüderle, dem kleinen Fritzlein, Reithänslein, Schafnickel und andern Galgenstricken, die Straßen unsicher machen, bis ihn die aufs Äußerste gereizten Nürnberger durch einen jüdischen Wirt im Schlaf ermorden ließen. Aber die ritterliche Anarchie empfing doch durch Sickingens Fall und durch die energische Säuberung der fränkischen Lande ihren Todesstoß. In höchst drastischer Weise schildert die üble Lage der Gedemütigten ein „Gespräch eines Fuchs und Wolfs, wo und wie die beide Partei den Winter sich halten und nähren wollen“; „woher so tünbauchet (dünnbauchig) durch die Hecken?“ begrüßt der Wolf, als Vertreter der fränkischen Ritterschaft, seinen sickingischen Genossen, den Fuchs. Niemand will sie mehr herbergen und sie wissen nicht wohin; so wollen sie allein oder zu zweien „durch Busch und Hecken streifen“ und abwarten, ob ihnen nicht doch „die Adler und Löwen (die Fürsten) wieder günstig werden“ und sie gegen die „Bauern“ (die Städte) in Schutz nehmen. Selbst ein Fürst wie Markgraf Kasimir von Brandenburg, der geschworene Feind der Nürnberger, dem man vertraute Beziehungen zu den Rittern vorwarf, glaubte eine Zeitlang vor

der Rache des schwäbischen Bundes nicht sicher zu sein und fühlte sich, wie Eck dem Baiernherzog Wilhelm schrieb, „allenthalben verlassen“.

In diesem Zusammensturz der ritterlichen Revolutionspartei ist nun auch Ulrich von Hutten untergegangen. Lange vor Sickingens Fall hatte er die „Herbergen der Gerechtigkeit“ verlassen, ein kranker Mann, mehr als jemals auf die Freundschaft anderer angewiesen und eben jetzt den bittersten Erfahrungen entgegengehend. Ein glänzendes Anerbieten des Königs von Frankreich lehnte er ab. Das hätte sicherlich in gleicher Lage sein ehemaliger Gönner Erasmus nicht gethan, der sich den kompromittirenden Besuch des Flüchtlings mit höflicher Kälte verbat und mit Freuden den unruhigen Geist aus Basel nach Mülhausen entweichen sah; auch dort mußte er sich vor dem Fanatismus der Altgläubigen retten, bis in Zürich der edle Zwingli sich des verlassenen und gehetzten Mannes annahm. Inzwischen war seine literarische Fehde mit Erasmus entbrannt, der in einem offenen Schreiben sein Benehmen gegen Hutten zu beschönigen suchte und zugleich sich von Luther in aller Form lossagte. Daß er den ersteren selbst vor jeder Polemik mit dem Bemerken warnte, man werde in Huttens gegenwärtiger Lage einen solchen Schritt als Erpressungsversuch deuten, mußte das Maß vollmachen. Die „Herausforderung“ des immer noch kampfbereiten Ritters suchte den Kleinmut und Egoismus des großen Humanisten in das hellste Licht zu setzen, während Erasmus in seiner Erwiderung, dem „Schwamm gegen Huttens Bespritzungen“ wirklich die unedelsten Seiten seiner Natur rückhaltlos herauskehrte. Denn nach einem solchen Frevel gegen seine eigene Majestät war ihm nichts mehr heilig, auch nicht das Unglück; er wagte es, den Gegner als einen Menschen zu charakterisiren, der, durch eigene Schuld verarmt, sich auf Straßenraub verlegt, aber auch das Mittel literarischer Erpressung nicht verschmäht und den Namen eines Lutheraners ausgebeutet habe, um Schutz und Nahrung zu finden; vielleicht sei er deshalb so tapfer, weil er überhaupt nichts mehr zu verlieren habe. Noch härter spricht Erasmus in einem Brief an Melanchthon über den „von allen Mitteln entblößten Prahlhans mit seiner ekelhaften Krankheit“, der sich bei ihm eine behagliche Unterkunft habe suchen wollen. Bis nach Zürich verfolgte den sterbenden Mann die Unbarmherzigkeit des greisen Gelehrten, denn ein Sterbender war Hutten, so wenig auch sein Geist durch Entbehrungen und körperliche Leiden sich besiegt fühlte und so freundlich Zwingli für seine Sicherheit und Heilung sorgte. Im Spätsommer 1523 starb der ritterliche Kämpfer und Dulder auf der Insel Ufnau im Alter von 35 Jahren; „er hinterließ,“ berichtet Zwingli, „lediglich nichts von Wert; Bücher hatte er keine, Hausrat auch nicht, außer einer Feder“.

Nicht als ein Verzweifelnder ist der kühne Mann gestorben; „Deutschland,“ schrieb er kurz vor seinem Tode, „wird mich in seinem gegenwärtigen Zustand nicht ertragen, aber das soll, wie ich hoffe, bald herrlich anders werden, durch Vertreibung der Tyrannen.“ Eine Schrift in tyrannos war

das letzte Erzeugniß seiner Feder; Eobanus Hessus, dem er sie zugeschickt, hütete sich wohl ein so gefährliches Vermächtniß der Öffentlichkeit zu übergeben. Es scheint dem Verlassenen doch erspart geblieben zu sein, die Entfremdung seiner ehemaligen Freunde und die tiefe Kluft, die sich zwischen ihm und den Wittenbergern aufgetan hatte, in ihrem ganzen Umfang zu erkennen. Vom Verkehr mit Deutschland beinahe abgeschnitten, von Zwingli, Oekolompadius, Blarer mit höchster Achtung behandelt, erfuhr er nichts davon, mit welch geringschätziger Bitterkeit Melanchthon von ihm als einem unbefugten und unredlichen Anwalt Luthers sprach: „uns treffen die übeln Folgen, während jener vielleicht in gemeinen Kneipen sich gütlich tut". So urteilte man in Wittenberg über den Mann, dessen Geist einst Luther dem seinigen hatte beigesellen wollen (S. 298). Strauß und andere legen viel Gewicht darauf, daß in Huttens letzten Briefen viel von Fortuna die Rede und die „ihm angeflogene christlich theologische Farbe" wieder verschwunden sei, aber sowohl in der Schrift gegen Erasmus als in einem Gesuch an den Züricher Rat bekennt sich der Ritter mit aller Entschiedenheit zur Sache Christi und „seines unwidersprüchlichen Wortes und Evangelii". Freilich fiel ihm, wie Melanchthon richtig vermutete, die evangelische oder lutherische Sache nicht mit der Lehre Luthers zusammen; er verstand unter Lutheranern alle Bekenner der Wahrheit und Verteidiger christlicher Freiheit und in diesem Sinn durfte er sich rühmen, schon vor Luther den Kampf begonnen zu haben, den Kampf gegen die Menschensatzungen und die Tyrannei des römischen Papsttums. Dieses rasch verbrauchte Leben stand im Dienst eines großen Gedankens, der Befreiung Deutschlands von der römischen Priesterherrschaft, und Hutten hat wie ein echter Ritter seinem Ideal die Treue gehalten bis in den Tod.

Sein humanistischer Bewunderer Camerarius hat ihn mit Demosthenes verglichen, dem nur die äußere Macht gefehlt habe, um Griechenland vor der Unterjochung durch Philipp zu retten; so wäre in Deutschland, wenn Hutten über eine seinem Geist und Willen entsprechende Gewalt verfügt hätte, schon damals die Revolution ausgebrochen und der ganze Umkreis der bestehenden Ordnungen völlig verwandelt worden. Eins führte übrigens die ritterliche Bewegung doch mit herbei, den Sturz der kaum geschaffenen Reichsregierung, deren völlige Machtlosigkeit nunmehr so offenkundig wie möglich bezeugt war. „Für jede Gewalt in der Welt," sagt Ranke, „ist es ein Unglück, keine großen Erfolge für sich zu haben." Sie hört eben eigentlich damit auf Gewalt zu sein oder wenigstens für eine solche gehalten zu werden.

Das Reichsregiment hatte die Ritter weder zu bändigen noch vor gewalttätiger Verfolgung zu schützen und die Erneuerung der Hildesheimer Fehde nicht zu hindern vermocht; es hatte die Städte, den schwäbischen Bund, eine ganze Reihe von Fürsten gegen sich; denn abgesehen von den drei

verbündeten Gegnern Sickingens erklärte im Sommer 1523 Georg von Sachsen seine weitere Teilnahme an einer Behörde, die nicht einmal ihre eignen Glieder gegen Beschimpfungen verteidige, für unmöglich und auch Pfalzgraf Friedrich ließ sich nicht länger in Nürnberg festhalten, während eben jene drei Fürsten eine Entscheidung des Regiments zu Gunsten des verjagten Ritters Frowin von Hutten als null und nichtig zurückwiesen und jeden weiteren Gehorsam ihrerseits aufkündigten. Pfalzgraf Friedrich war übrigens nicht der Mann für schwierige politische Aufgaben; wohl hatte er einst am niederländischen Hof die schöne Infantin Eleonora mit den „immer lachenden Augen" als vollendeter Kavalier zu bezaubern gewußt (S. 189), wie er jetzt in Nürnberg das tolle und volle Leben deutscher Fürstlichkeiten führte, mit den Schönheiten der Stadt bankettirte und in Begleitung fröhlicher Jägerinnen zur Hetzjagd ritt, aber um so unerträglicher wurde ihm bald der Mangel eines ausreichenden Gehalts und das Ausbleiben der ihm vom Kaiser geschuldeten Summen. Etwas mehr als dieser vierzigjährige Held der Repräsentation scheint sich trotz seiner Jugend Erzherzog Ferdinand während seines Nürnberger Aufenthaltes den Geschäften gewidmet zu haben, „von Tagesanbruch bis ein Uhr des Nachts", wie er einmal seinem Bruder berichtet. Aber auch Ferdinand, damals ganz in den Händen eines ehrgeizigen und habgierigen Spaniers Gabriel Salamanca, dachte eigentlich nur mit Hülfe des Regiments das Ziel zu erreichen, das ihm schon damals vorschwebte, die römische Königskrone; wie der schweigsame Karl so war dieser erregbare und redselige Bruder von der Leidenschaft zu herrschen erfüllt. Während ihm damals die siegreich vordringende Türkenmacht seine Aussichten im Osten verschlechterte, dachte er bereits daran, den Schaden im Westen, durch Erwerbung der Grafschaft und des Herzogtums Burgund, gut zu machen. Das Regiment wollte er vorerst noch aufrechthalten, damit nicht Sachsen und Pfalz ihre Ansprüche auf das Reichsvikariat geltend machen könnten, doch mißbilligte er z. B. jene feindliche Haltung gegen den schwäbischen Bund in einem Ton, der die Entrüstung des Regiments hervorrief. Die Pfalzgrafen, der Landgraf, der Bischof von Würzburg hatten sich in den Bund aufnehmen lassen; hier allein war noch ein Organismus, der eine gewisse Macht und Schlagfertigkeit besaß, und es ist bezeichnend, daß ein kaiserlicher Sekretär schon im Sommer 1523 ein Projekt zur Sprache bringt, welches Karl V. nach seinem Sieg über den schmalkaldischen Bund zu verwirklichen gesucht hat: den Ausbau des schwäbischen Bundes zu einer Reichsliga. Darüber war sich auch Ferdinand klar, als er im Winter 1523 auf den neuen nach Nürnberg ausgeschriebenen Reichstag warten mußte, daß kein geordneter Zustand im Reich geschaffen werden könne, so lange das Regiment in seiner jetzigen Gestalt und in seinem unversöhnlichen Gegensatz zum schwäbischen Bund erhalten bleibe.

Man kann wohl sagen, daß damals der erste Versuch zur Gründung einer spanischen Herrschaft in deutschen Landen gemacht worden ist. Ferdinand, der Liebling seines Großvaters, des katholischen Königs, war durch einen

Ordensritter von Calatrava und einen spanischen Dominikaner erzogen, von spanischen Beratern umgeben, ein natürlicher Gegner der „verfluchten lutherischen Sekte“; auf dem Reichstag zog er sich während der Osterzeit in ein benachbartes Kloster zurück. Die monarchischen Tendenzen, die in seinem Verhalten gegen die niederösterreichischen und tirolischen Landstände schroff genug zu Tage traten, setzte man freilich auf Rechnung Salamancas, des eigentlichen „Herzogs,“ aber seine Anleitung „gewaltig wider alles Freitum zu regieren“ wird in dem Bruder Karls V. sicher einen gelehrigen Schüler gefunden haben. Man betrachtete am Kaiserhof den jungen Herrn, dessen Ehrgeiz früh geweckt worden war, von jeher mit mißtrauischen Augen; Ferdinand seinerseits empfand es sehr schwer, daß er die bereits 1522 vollzogene Übertragung der deutschen Erblande noch sechs Jahre lang als scheinbarer Stellvertreter seines Bruders geheim halten sollte. Es hat kaum etwas Unwahrscheinliches, wenn die Nachricht auftaucht und von verschiedenen Seiten bestätigt wird, daß man am Hof des unzufriedenen und hochstrebenden Erzherzogs den Gedanken einer Erwerbung von Kursachsen aufgegriffen habe. Schon im Januar 1523 erfuhr Planitz von solchen Projekten durch keinen geringeren als den Kurfürsten von Brandenburg. Selbstverständlich sollte der Luther immer noch gewährte Schutz den Anlaß zur Absetzung Friedrichs des Weisen geben; Planitz berichtet von einer Äußerung Ferdinands, so lieb ihm seine (mit Johann Friedrich verlobte) Schwester sei, so wollte er doch lieber, daß sie auf dem Meer ertränke, als daß sie nach Sachsen käme. Freilich mußten einer österreichischen Absicht auf den Kurstaat die näheren Ansprüche des Herzogs Georg im Wege stehen, der ja ohnedies der eigentliche Vorkämpfer gegen Luther war; daß er selbst ebenfalls Planitz dringend warnte, läßt wohl darauf schließen, daß er im äußersten Fall entschlossen war die Kur wenigstens dem sächsischen Haus, d. h. zunächst seiner Person nicht entgehen zu lassen. Planitz glaubte, nachdem auch von kompromittirenden auf der Ebernburg gefundenen Briefen geredet wurde, eine Interpellation des Kurfürsten könne nicht ausbleiben, und beschwor seinen Herrn, entweder den Kaiser ohne Verletzung Gottes günstig zu stimmen oder den Luther außerhalb des sächsischen Gebietes in Sicherheit zu bringen und sich nach Bundesgenossen umzusehen. Denn er setzte voraus, Friedrich werde einem Auslieferungsgesuch nicht Statt geben, „sondern auch etwas darüber eher leiden wollen“. Nun hatte allerdings eine zeitweilige politische Annäherung zwischen Kursachsen und Kurbrandenburg stattgefunden, aber seit einer Zusammenkunft Joachims mit Herzog Georg war der erstere wie umgewandelt. In Rom konnte die Züchtigung des Ketzers nur mit Freuden begrüßt werden, wie denn noch 1524 Papst Clemens VII. Friedrichs Absetzung beim Kaiser zur Sprache brachte. Dagegen ist vielleicht, bei unserer höchst lückenhaften Kenntniß von diesen Dingen, die Vermutung gestattet, daß die Zustimmung des Kaisers zu einem so gewaltsamen Eingriff in die deutschen Verhältnisse nicht leicht erlangt worden wäre. Seine auswärtigen Verwicklungen wie seine Unzufriedenheit

mit Ferdinands bisheriger Regierung und sein Mißtrauen gegen den Bruder mußten ihm vielmehr den Wunsch nahelegen, eine neue schwere Krisis in Deutschland wo möglich zu vermeiden. Ohne seine Einwilligung konnte aber jenes Projekt überhaupt nicht in Angriff genommen werden. Und Karl V. beauftragte eben jetzt den Gesandten, den er zum neuen Reichstag abordnete, dem Kurfürsten Friedrich vertraulich zu eröffnen, wie der Kaiser nach dem Tod seines Großvaters Maximilian sich entschlossen habe, „sein Lieb für ihren Vater anzunehmen und sein Vertrauen nach Gott in ihr zu stellen". Durch einen kaiserlichen Rat, Balthasar Wolf von Wolfstal, war Friedrich von den Umtrieben an Ferdinands Hof unterrichtet und zur Vorsicht ermahnt worden; „ist E. kurf. Gn. not und über not". Übrigens hatte ja sogar Papst Adrian, trotz seiner scharfen Sprache gegen den Kurfürsten (S. 416), die Vermählung einer kaiserlichen Schwester mit Friedrichs Neffen geradezu gebilligt.

„Glaub in Wahrheit," schreibt einmal Planitz, „daß es im Reich in viel hundert Jahren nie wunderlicher gestanden denn jetzt." Das wunderlichste Schauspiel bot vielleicht der Reichstag, der statt im November 1523 Mitte Januar 1524 zu Nürnberg eröffnet wurde; hier kämpften die Stände fast einmütig gegen jenes Regiment, welches sie selbst ihrem jungen Kaiser abgerungen hatten, während der Erzherzog und der Vertreter Karls V., Jean Hannart, Vicomte von Lombeke, wohl oder übel wenigstens irgend eine Form von Reichsregierung festzuhalten und die völlig zerfahrenen Stände zur Mitwirkung zu nötigen suchten. Was half es aber dem Regiment, zu dessen Schutz der alte Kurfürst Friedrich selbst trotz seiner körperlichen Beschwerden herbeigekommen war, daß es in seiner Proposition an den Reichstag die zuversichtlichste Sprache führte, das lässige Erscheinen der Reichsstände rügte, daß es eine Reihe von Entwürfen und Vorschlägen zur Einschränkung des Luxus und des Monopolunwesens, zur Herstellung der Maß- und Gewichtseinheit, über die Halsgerichtsordnung, sogar über eine Sammlung aller bisher ergangenen Reichsgesetze vorlegen konnte? Die Lebensfrage, wie Regiement und Kammergericht weiter erhalten werden sollten, war von vornherein durch die kaiserliche Ablehnung des Reichszolls entschieden und die Angriffe der Stände auf die fast allgemein verhaßt gewordene Institution folgten Schlag auf Schlag. Pfalz, Trier und Hessen, die schon im Herbst 1523 ihre Vertreter vom Regiment abgerufen hatten, hatten sich von ihren Juristen eine Beschwerdeschrift zurecht machen lassen, welche mit wohlberechneter Entrüstung den Vorwurf, sie wollten dem Kaiser in seine Hoheit greifen, benützte, um die Fürsten ihrerseits als die Verteidiger der vom Regiment nicht beschützten Interessen von Kaiser und Reich erscheinen zu lassen; in den überschwänglichsten Ausdrücken wurde hier die Ansicht vertreten, der Kaiser sei nicht allein ein Stellvertreter Gottes auf Erden und ein lebendiges Gesetz, sondern geradezu ein irdischer Gott, dessen Gewalt einzig und allein durch seinen Verstand eingeschränkt werde. Nach den Fürsten kamen die Städte; sie erklärten mit dürren Worten das Regiment in seinem jetzigen Bestand für

höchst beschwerlich und verderblich. Endlich forderte der Kurfürst von der Pfalz die Beseitigung einer als unnütz erkannten Institution, welcher er seinen Anspruch auf das Reichsvikariat nicht länger zu opfern gewillt sei. Die große Majorität der Stände entschied sich für Beurlaubung des Regiments, ohne auf die Weigerung von Mainz und Sachsen zu achten. Friedrich der Weise sah jene Bestrebungen eine feste ständische Oligarchie zu errichten, wie er sie Jahrzehnte lang, bereits an der Seite Kurfürst Bertholds verfolgt hatte, auf das Schmählichste an der allgemeinen Zuchtlosigkeit scheitern; noch im Februar reiste er heim. Auch er hatte übrigens seinen Anteil an der wohlgeordneten Anarchie dieser Versammlung, trotz des besten Willens; Wochen lang konnte nicht verhandelt werden, weil zwischen ihm und Mainz das Recht der Umfrage im Kurfürstenrat strittig war. Der kluge Niederländer Hannart, der unter all den deutschen Fürsten nur dem Erzbischof von Trier wirkliche politische Begabung zugestehen wollte, hat in den Berichten an seinen kaiserlichen Herrn dieses hoffnungslose Chaos vortrefflich geschildert. „Jeder möchte die Reichssachen nach seinem Geschmack geregelt sehen. — Alle insgesammt verlangen ein Regiment und Justiz, aber keiner will leiden, daß sein Haus und Machtgebiet davon berührt werde. — Jeder möchte Herr sein und sich um die kaiserliche Gerechtigkeit so wenig als möglich kümmern." Wenn die Stände ihre Zwietracht für eine göttliche Strafe erklären, so findet Hannart dies ganz gerechtfertigt; er sieht bereits das Reich in eine Mehrheit von hadernden Bündnissen der Fürsten, Städte und Adeligen zerfallen und meint, nur die äußerste Not könnte sie verursachen, den Kaiser mit aufgehobenen Händen zu bitten, daß er als ihr Souverän die Regierung selbst übernehme.

Einen gewissen Erfolg hatten allerdings schon diesmal der Kaiser und das Haus Österreich zu verzeichnen; wenn die Stände ihren selbstmörderischen Plan einer Auflösung des bisherigen Regiments durchgesetzt und die Hälfte der Kosten für das neue Regiment und Kammergericht dem Kaiser aufgeladen hatten, so wurde der Sitz dieser Scheinbehörde nach Eßlingen, mitten in österreichisches Gebiet verlegt. Was wollte aber das besagen neben der wachsenden Unzufriedenheit und Zerrissenheit der Stände, die auch durch ihren Sieg über das Regiment nicht beschwichtigt wurde? Balthasar Wolf durfte dem Erzherzog mit Fug vorhalten, daß er künftighin erst recht auf keinen Gehorsam im Reich zählen könne, „also daß vor Augen, daß wir Deutschen sammt dem ganzen Reich ohne einen Hirten wären". Irgendwelche Ergebenheit konnte nach Hannarts Urteil der Kaiser bei den Reichsständen nur noch für Geld haben, während die ausständigen Schulden und unbezahlten Pensionen sehr böses Blut machten. Die Schuld an Kursachsen (noch von Maximilian stammend) belief sich auf 33 000, jene an den Pfalzgrafen Friedrich auf 25 000 Gulden; die rheinischen Kurfürsten, Joachim von Brandenburg, Georg von Sachsen, Markgraf Kasimir und andere Fürsten warteten immer noch auf die ihnen zugesicherten Jahrgelder. Unter solchen Verhält-

nissen ist es ganz natürlich, daß Karls alter Rival Franz I. aufs Neue für seine Umtriebe im Reich bereiteten Boden fand. Wir hören von der französischen Gesinnung des Kurfürsten von Trier sowie Joachims von Brandenburg, der sogar ganz offen dem Erzherzog Ferdinand die Bedingungen mitteilte, nach deren Erfüllung er seine zur Zeit bestehende Freundschaft und Allianz mit Frankreich aufgeben und ein treuer Diener des Kaisers sein wolle. Wirklich soll Franz I. damals den Ehrgeiz des Brandenburgers und des Pfalzgrafen angestachelt und eine römische Königswahl mit Umgehung des Erzherzogs Ferdinand betrieben haben. Abgeordnete der Reichsstädte hatten bei der Rückreise aus Spanien (S. 409) den Franzosenkönig ausdrücklich ersucht, die deutschen Städte nicht unter seinem Krieg mit dem Kaiser leiden zu lassen, und die freundlichste Antwort erhalten. Auf dem Reichstag hintertrieben Ferdinand und Hannart nicht ohne Anstrengung den Plan der Stände, die Friedensvermittlung zwischen Karl und Frankreich zu übernehmen; man wollte Trier, den alten Franzosenfreund, an die Spitze einer Gesandtschaft stellen, an welcher auch Pfalzgraf Friedrich und Herzog Ludwig von Baiern teilnehmen und die zuerst nach Frankreich sich verfügen sollte. „Tag und Nacht," sagt Ferdinand in der Instruktion für einen Abgesandten, den er im Juni 1524 an seinen Bruder abfertigte, „ruht und rastet der König von Frankreich nicht mit seinen Praktiken, nicht allein in Deutschland, sondern auch in den meisten andern Reichen und Landen." Ferdinand benützt überhaupt die Schilderung der traurigen Lage, welcher er als bloßer Statthalter machtlos gegenüberstehe, um seine eigne Erhebung zum römischen König auf das Dringendste zu empfehlen; bleibe das Reich noch länger ohne Haupt, so müsse man einen römischen König von Frankreichs Gnaden, einen vernichtenden Bürgerkrieg gewärtigen, denn diese mächtige Nation stehe sozusagen im Begriff Hand an sich selbst zu legen.

Wie hätte ein solches Staatswesen in sich die Kraft finden sollen, über die schwebende religiöse Frage das letzte Wort zu sprechen! Alle Leidenschaft des Nürnberger Reichstags schien sich gegen das Regiment zu kehren, während man in Sachen der Reformation auch diesmal über das Temporisiren nicht hinauskam. Der neue Papst Clemens VII. hatte das schwierige Geschäft der Legation einem ehemaligen Laien und Juristen, dem Cardinal Lorenzo Campeggi übertragen, der sich erst gegen eine stattliche Anzahlung und Sicherung seiner Kinder für den Fall seines Ablebens bereit fand, die unangenehme Reise zu wagen. Höchst bezeichnend sind die Gutachten Aleanders für eine neue Sendung nach Deutschland; er sagt, vor allem dürfe der Nuntius kein heuchlerisches Gesicht machen, was den Deutschen ganz unerträglich sei, aber auch nicht hochmütig und geringschätzig auftreten, wie einst Cajetan, dem nichts gut genug gewesen sei, sondern mit einer gewissen maßvollen und leutseligen Würde; wenn er Grund habe ängstlich zu sein, müsse er gerade die größte Sicherheit zur Schau tragen, doch ohne tollkühn zu sein. Das sei die Art, Deutsche zu gewinnen. Außerdem empfehle es sich für den

Nuntius, gelegentlich mit Bibelsprüchen bei der Hand zu sein, die Kirchenväter und die neueren Theologen aber wenigstens mit Namen nur dann anzuführen, wenn bereits hinreichende Gründe der Schrift oder der Vernunft vorhergegangen seien, überhaupt mit aller scholastischen Gelehrsamkeit hinter dem Berg zu halten. Einen Satz wie jenen, daß der Papst nicht sündigen könne, dürfe man vor deutschen Ohren unter gar keiner Bedingung hören lassen. Überhaupt gebe es in Deutschland keinen, der nicht mindestens mit Haß gegen den apostolischen Stuhl befleckt sei. Auch ein zu häufiger und öffentlicher Verkehr mit Mönchen wird dem Nuntius widerraten. Ernsthafter lauten die Ratschläge des zweiten Gutachtens, worin dem Papst Züchtigung der Lutheraner mit eiserner Rute als unvermeidlich und als ein Hauptmittel die Exkommunikation und Absetzung des Kurfürsten von Sachsen hingestellt wird; ferner muß man die Drucker und Buchhändler zur Strafe ziehen, von den deutschen Gelehrten aber ein Verzeichniß anlegen, da man zwar keineswegs mit Geschenken zum Glauben verlocken, wohl aber den gekränkten Ehrgeiz literarischer Größen durch Schmeichelworte und Gnadenbeweise besänftigen dürfe; aus der Verachtung solcher Geister sei einst die arianische und jetzt die lutherische Ketzerei entstanden. Nebenbei solle man auch etwas mehr für die italienischen Gelehrten thun, die sonst bei ihrer geistigen Überlegenheit noch viel gefährlicher werden könnten als die Lutheraner.



Papst Clemens VII.
Kupferstich von Daniel Hopfer.

Viel hatten, wie wir sehen, die Römer noch nicht gelernt, als Campeggi nach Deutschland ging. In Augsburg wagten weder Rath noch Klerus ihn zu empfangen; obwohl er aus Vorsicht zur Essenszeit einritt, wurde er doch beim Segenspenden verhöhnt. Eine Flugschrift schilderte ihn nachher als ein

seltsames Tier, das man Karnüffel oder Katzenal nenne, „geschickt von Rom zu beschauen das Teutschland". Bei seinem Einzug in Nürnberg verzichtete er auf jede kirchliche Feierlichkeit; man hatte ihm geraten, „daß er seinen Segen und Kreuz zu tun vermeide". Kaum befand er sich in der Stadt, so steigerten die evangelischen Prediger ihren Ton; sie verkündigten das Wort Gottes „prächtiger denn vor nie geschehen", wobei mit dem Antichrist nicht gespart wurde. Der Bischof von Bamberg wurde Nachts mit Schmähliedern verfolgt, Thomas Murner, der sich hingewagt hatte, als „Murrnarr" und „Katzenkopf" von den Gassenbuben „wie ein Narr umhergetrieben". Man darf diese Äußerungen der Volksstimmung keineswegs unterschätzen; sie trugen gewiß dazu bei, die altgläubig gesinnten Stände vorsichtiger zu machen. Eben während des Reichstags begann die offizielle Evangelisirung Nürnbergs sich zu vollziehen; man unterließ in der Charzeit die Palmweihe und die bildliche Darstellung des heiligen Grabs und der Auferstehung und bei den Augustinern empfingen über 4000 Menschen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, darunter Mitglieder des Regiments, während die Königin Isabella von Dänemark, Karls V. und Ferdinands Schwester, auf der Burg in gleicher Weise kommunizirte.

Günstiger lag die Sache für Campeggi auf dem Reichstag, vor dem er am 17. März zuerst erschien. Obwohl der Legat rasch die Höflichkeit seiner ersten Rede fallen ließ, um die offizielle Überreichung der deutschen Gravamina in Rom zu läugnen und dieselben für ein „übermäßig ungeschicktes" und mit manchen ketzerisch lautenden Artikeln behaftetes Machwerk zu erklären, überwog doch die Majorität der geistlichen Fürsten — 17 neben 13 weltlichen — so sehr, daß Campeggi sich diese Verhöhnung der Stände erlauben durfte, ohne seine Sache zu verderben Man begreift, daß er die hochmütige Äußerung fallen ließ, das Wachstum der lutherischen Lehre in Deutschland beunruhige den Papst viel weniger als ihr Eindringen im venezianischen Gebiet, denn die Italiener ließen sich von einer Sache, die sie einmal ergriffen hätten, nicht so leicht wieder abbringen wie die Deutschen. Unter den Weltlichen waren Erzherzog Ferdinand und die bairischen Herzoge natürlich auf Seiten derjenigen, die nun wirklich eine strenge Erneuerung der Wormser Beschlüsse, „geschwinde Mandate" gegen Luther und seine Anhänger durchzusetzen gedachten. Campeggi hatte zwar gleich anfangs versichert, er sei nicht gekommen Feuer und Schwert zu bringen, aber trotzdem konnte der von den Fürsten eingeschlagene Weg nur zur Entfesselung eines Religionskriegs führen, hätten nicht die natürlichen Gegner einer derartigen Lösung, die Städte, die zugleich auf ihre stark erregten Bürgerschaften Rücksicht nehmen mußten, alles dagegen aufgeboten; die fürstlichen Vorschläge, meinten sie, würden beim gemeinen Mann „viel Aufruhr, Ungehorsam, Totschläge, Blutvergießen, ja ein ganzes Verderben" hervorrufen.- Das war ein Gesichtspunkt, dem auch die höheren Stände sich nicht verschließen wollten, während die Städte, von der Angst vor dem Reichszoll befreit, für den äußersten Fall mit öffentlichem

Protest drohten. Zu einer solchen Absonderung von „protestirenden" Ständen ist es damals noch nicht gekommen, aber der Reichsabschied vom 18. April 1524 ließ doch in seinem Bestreben, Unvereinbares zu vereinigen, das Kompromiß von 1523 (vgl. S. 419) weit hinter sich und zugleich eine Verschiebung zu Ungunsten der Evangelischen nicht verkennen. Die Ausführung des Wormser Edikts wurde nicht mehr für unmöglich erklärt, sondern von den Ständen, „soviel ihnen möglich", zugesagt. Daneben figuriren allerdings die Forderung eines allgemeinen Concils, das in Deutschland gehalten werden soll, und der Beschluß einer vorhergehenden „gemeinen Versammlung deutscher Nation"; diese soll im November 1524 zu Speier beraten und beschließen, wie es bis zum Concil zu halten sei. Inzwischen soll das heilige Evangelium und Gottes Wort nach dem rechten wahren Verstand und Auslegung der von der allgemeinen Kirche angenommenen Lehrer ohne Aufruhr und Ärgerniß gepredigt und gelehrt werden. Im Wesentlichen das Gleiche besagte ein vom Statthalter erlassenes Mandat, wenngleich unter schärferen Auslassungen gegen Luther.

Es ist das Werk einer altkirchlichen Majorität, der Baiern und Pfaffen, wie sich Planitz ausdrückt; nach seinem zutreffenden Urteil hatte man die einfache Erneuerung des Wormser Edikts unterlassen „nicht ums Guten willen, sondern daß sie ihrer Haut gefürcht". Furcht und Verlegenheit blicken aus diesen Nürnberger Beschlüssen, welche es vorziehen bei Kaiser und Papst anzustoßen, um nur nicht die Revolution zu wecken. Campeggi war begreiflicher Weise sehr unzufrieden; nun wollte man doch wieder das längst von der Curie Entschiedene einer neuen Entscheidung zuweisen, damit, wie die anstößige Motivirung lautete, „nicht das Gute mit dem Bösen unterdrückt werde". Das Concil versprach er wohl oder übel zu befürworten, die Nationalversammlung aber mußte er für ganz unzulässig und höchst gefährlich erklären, da ja Laien in Glaubenssachen nicht kompetent, ferner eine ketzerische Majorität und damit ein „ewiges Schisma", eine dauernde Trennung der Deutschen von den übrigen Nationen nicht ausgeschlossen sei. Zu allem Ueberfluß hatten auch die Stände an ihren verrufenen Beschwerden und deren Einreichung in Rom festgehalten. Trotzdem verstand es der Cardinal, nach der alten curialistischen Taktik, durch Sonderverhandlungen seinen Mißerfolg auf dem Reichstag zu paralysiren; jenes gegenseitige Hofiren der Pfaffen und der Baiern, worüber Planitz klagt, trug seine Früchte weniger in Nürnberg als auf dem von Campeggi veranlaßten Convent zu Regensburg. Den Anlaß bot die von deutschen Fürsten angeregte Reformation der Sitten des deutschen Klerus, worüber die süddeutschen Bischöfe schon 1522 zu Mühldorf Verabredungen getroffen hatten, doch legt das Ausschreiben des Regensburger Tags das Hauptgewicht auf gemeinsame Abwehr der von der Ketzerei drohenden Gefahren. Mit dem Legaten zugleich lud Erzherzog Ferdinand die süddeutschen Bischöfe und die beiden Herzoge von Baiern zur Teilnahme; Ferdinand hatte dabei das besondere Interesse, die bisher schwierige Er-

hebung einer ihm von Rom bewilligten Steuer — ein Drittel der Einkünfte von den österreichischen, ein Fünftel von den benachbarten Geistlichen — durchzusetzen, einer Steuer, die zur Hülfe gegen die Türken, diese „ungläubigen Feinde des rechten Glaubens", bestimmt natürlich auch gegen die Ketzer verwendet werden konnte. Auf die Nachricht hievon war Eck als Vertreter der Baiernherzoge in Rom nicht faul gewesen, seinen Herren wenigstens das Fünftel zu erwirken, neben günstigen Zugeständnissen über Klostervisitation u. a., welche nur mühsam und mit dem ausdrücklichen Hinweis auf die bairischen Religionsmandate (S. 410f.) und die Anwendung der Todesstrafe gegen Ketzer der Curie abgerungen wurden. Übrigens hatten trotzdem die Baiern auf dem Reichstag gleichfalls jenen Vorschlag einer Nationalsynode vertreten, der nun hauptsächlich durch die Regensburger Versammlung illusorisch gemacht wurde, obwohl selbst hier noch auf etwaige andere Beschlüsse der Speierer Versammlung Bezug genommen worden ist. Die Abmachungen zu Regensburg (6., 7. Juli 1524) dürfen doch als der erste entscheidende Schritt zur Bildung einer förmlichen katholischen Partei im Reich bezeichnet werden, wenn auch der geplante große Bund gegen die Neugläubigen noch nicht sofort ins Leben getreten ist. Aber einmal wurde, wie Friedensburg hervorhebt, durch die mehr als bescheidenen, mit dem Namen „Reformation" geschmückten Beschlüsse, welche die Beseitigung einer Reihe von Mißbräuchen erzielten und nur den niederen Klerus trafen, der Versuch gemacht, „der Welt Sand in die Augen zu streuen". Noch bedeutsamer war die feste Stellungnahme der meisten süddeutschen Fürsten in der kirchlichen Frage; man eilte der im Reichsabschied verschobenen Entscheidung voraus und hielt sich an die Bestimmung, das Wormser Edikt soweit als möglich auszuführen, indem alle dawider Handelnden als Ketzer bestraft, der Besuch der Universität Wittenberg verboten, alle Prediger auf ihre Rechtgläubigkeit geprüft, strengste Censur geübt und Commissionen zur Aufspürung aller Ungehorsamen niedergesetzt werden sollten. Gegen Widersetzlichkeiten oder Widerwärtigkeiten von außen her versprach man sich gegenseitigen Beistand mit Rat und Tat. Letztere Verpflichtung ließen freilich die bairischen Herzoge in ihrer stark umgearbeiteten Wiedergabe der Beschlüsse einfach weg, wie auch die Bischöfe ohnedies mehr im Schlepptau der weltlichen Teilnehmer, wegen Eingriffs in ihre ordentliche Jurisdiktion Schwierigkeiten machten. Die hemmende Macht der Sonderinteressen schwächte somit auch diese wie jede andere deutsche Vereinigung jener Zeit, aber schon die Tatsache, daß neben der Regensburger Versammlung ein Convent schwäbischer Stände in Leutkirch mit ähnlichen Beschlüssen und ein weiterer der drei fränkischen Bischöfe in Windsheim stattfand, daß man ferner in Regensburg an die Beiziehung der Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz und anderer namhafter süddeutscher und mitteldeutscher Fürsten dachte, daß man Beziehungen mit Kurbrandenburg suchte und der Erzbischof von Bremen die Regensburger Reformation publizirte, das alles zeigt uns unverkennbare Ansätze zu einer großen Organisation der katholischen Reichsstände.

Auf der andern Seite mußten die Reichsstädte aus mehr als einer Ursache das Bedürfniß fühlen sich enger zusammenzuschließen. Sprach man doch bereits von einem Anschlag, alle Lutherischen in Schlettstadt und in Straßburg zu erwürgen. Ihre Versammlung zu Speier (Juli 1524) beschloß in Zukunft nichts anderes mehr predigen zu lassen, „denn das heilige lautere und klare Evangelium durch die apostolischen und biblischen Schriften approbirt"; gegenüber etwaigen Achtserklärungen auf Grund des Wormser Edikts wollte man gegebenen Falls sich verständigen und auf der Speirer Nationalversammlung einen gemeinsamen Ratschlag in Sachen der Religion vorbringen; seien die übrigen Stände anderer Meinung, so könne man zur Protestation schreiten. Und im Dezember vereinbarte auf einem Tag zu Ulm wenigstens ein Teil der Städte gegenseitigen Beistand wider jeden Versuch einer Durchführung des Wormser Edikts; in einem Schreiben an den Kaiser wiederholten sie jenen Speirer Beschluß über die Predigt und die Versicherung dem Edikt nicht nachkommen zu können, weil ihre Untertanen für das Wort Gottes Leib und Leben zu lassen gedächten. Schon begann man mit den rheinischen Grafen Fühlung zu halten. Besonderen Eifer zeigten ein paar norddeutsche Bischofsstädte; im Juli 1524 schworen in Magdeburg, nachdem das Abendmahl in beider Gestalt gefeiert worden war, Ratsherren und Bürgerschaft in Wehr und Harnisch gegen jede Bedrängniß wegen Abschaffung der Messe zusammenzustehen und kurz nachher schlugen sich die Bremer, freilich nicht mit Glück, gegen die Landsknechte ihres Erzbischofs. Die Magdeburger wären aber gleichfalls und vielleicht schwerer auf die Probe gestellt worden, wenn die Bemühungen Erzbischof Albrechts um bewaffnete Hülfe und päpstliche Subsidien nicht durch die Stürme des Bauernkriegs unterbrochen worden wären. Clemens VII. wollte zwar kein Geld hergeben, forderte aber die deutschen Fürsten zur Unterstützung des Erzbischofs auf, den Luther auch damals noch als einen heimlichen Gönner des Evangeliums betrachtete. Ausdrücklich empfahl der Papst das Beispiel des Regensburger Convents; in seinem Schreiben an Albrecht erklärte er, es handle sich nicht allein um die Sache Gottes, sondern auch um die gemeinsamen Interessen aller Fürsten und Herren.

Als eine fortwährende Bedrohung für jede Autorität, als Brutstätten republikanischer und revolutionärer Gesinnung wurden damals die Städte mit Vorliebe gebrandmarkt, wenn sie sich irgendwie unbequem zeigten. Politiker wie Zevenberghen, Planitz, Leonhard von Eck behielten die Möglichkeit einer Verbindung der süddeutschen Städte mit der Eidgenossenschaft im Auge. Die Städte und den Kurfürsten von Sachsen machte nun auch der Papst für den Ausgang des Nürnberger Tags und überhaupt für das Fortbestehen der Ketzerei verantwortlich, als er dem Kaiser vorschlug, vor allem die Kurwürde des sächsischen Ketzers einem rechtgläubigen Fürsten zu übertragen und eine von den Reichsstädten in die Acht zu erklären, „deren Sinn stets dahin gerichtet war, sich vom Joch allen Gehorsams und jeder fremden Oberhoheit zu

befreien". Der päpstliche Kämmerer Rorarius hatte sogar als wirksamstes Mittel gegen die Lutherei mit dem Legaten überlegt, wie man den ketzerischen Handelsstädten die englischen und portugiesischen Seehäfen sperren könnte. Der Kaiser aber faßte einen Entschluß, der weder der Curie noch den Reichsständen ganz genehm sein konnte. Entrüstet über den Nürnberger Abschied, der ihm als der keckste Eingriff in päpstliche und kaiserliche Rechte erschien, verbot er in einem Erlaß vom 15. Juli die Speirer Nationalversammlung und schärfte die strikte Beobachtung des Wormser Edikts bei Strafe der Reichsacht ein. Das allgemeine Concil aber versprach er beim Papst zu befördern. Wirklich ließ er in Rom die sofortige Einberufung desselben für den nächsten Sommer und zwar nach Trient vorschlagen, weil die Reichsstände diese italienische Stadt als zu Deutschland gehörig betrachteten; man könnte dann vor dem Zusammentritt das Concil immer noch nach Rom oder anderswohin verlegen. Zu beachten ist die Motivirung des Vorschlags; Karl erklärt dem Papst, sein Verbot des Speirer Tags werde möglicher Weise ebenso wenig Beachtung finden wie das Wormser Edikt und er könne zunächst nicht ins Reich kommen, um die Ketzerei gewaltsam auszurotten, weshalb nur der Weg der Vernunft und Gerechtigkeit, d. h. das Concil übrig bleibe. Gattinara hatte schon in Worms eine Lösung der religiösen Frage ohne Concil für unmöglich erklärt. Der Kaiser aber hat, wie Maurenbrecher sagt, in jenen Tagen einen Entschluß gefaßt, „der von jetzt ab fast ein Menschenalter hindurch Leitstern und Motiv seines Handelns geblieben". Noch während des schmalkaldischen Kriegs sollte ihn der Gedanke an dieses Concil verfolgen; es war doch leichter sich mit den Ketzern zu schlagen, als den Intriguenkampf mit der Todfeindin des kirchlichen Parlaments, mit der Curie zu führen.

Vor Anwendung der Gewalt sollten die deutschen Lutheraner noch lange Zeit gesichert sein. Kurfürst Friedrich wurde freilich kurz nach dem Schluß des Reichstags, gegen dessen Abschied sein Gesandter protestirt hatte, über die wahre Gesinnung des Kaisers aufgeklärt. Die Auflösung des Eheversprechens zwischen der Infantin Katharina und dem sächsischen Prinzen Johann Friedrich war längst beschlossen, aber dem Kurfürsten während seines Nürnberger Aufenthalts verheimlicht worden; jetzt kam Hannart nach Torgau, mit der unliebsamen Eröffnung, daß Katharina dem jungen König von Portugal bestimmt sei. Die kaiserliche Politik dachte den abgedankten Bräutigam durch die Hand einer polnischen Prinzessin zu entschädigen, aber der Vater Herzog Johann wie der Oheim Friedrich zeigten sich tief erschüttert über solche Wortbrüchigkeit und über diesen dem ganzen sächsischen Haus zugefügten „unverdienten Spott, Hohn und Schimpf". Es war nicht die erste bittere Enttäuschung, die man vom Haus Habsburg erfahren mußte (vgl. S. 190), aber jetzt traf alles zusammen, um den Lebensabend des weisen Kurfürsten immer trüber zu gestalten. Mit wachsender Ängstlichkeit suchte er sich der drohenden Gefahren durch ungeschickte Kundgebungen einer Loyalität zu erwehren, an welche seine Gegner doch nicht glaubten. Was sollte es helfen, wenn der Beschützer

Luthers bis zum Überdruß wiederholte, er habe sich des Luther und seines Handels nie angenommen! Das Gerücht, er stehe mit Mainz und Kurbrandenburg im Bündniß, wollte er sogleich beim Erzherzog widerlegt wissen, worauf ihm sein getreuer Planitz auseinandersetzte, daß ja ein solches Gerücht nur vorteilhaft, eine Widerlegung desselben dagegen die stärkste Ermutigung für angriffslustige Gegner sein würde. Und jene Warnungen vor einem Angriff kehrten immer wieder; noch im November 1524 versicherten Herzog Georg und der Erzbischof von Mainz, man werde gegen Sachsen ins Feld ziehen, sobald der Friede mit Frankreich geschlossen sei.

Wir wissen zur Genüge, daß Luther dem Kurfürsten seine schwierige Stellung nicht erleichterte, wie er eben in diesen Jahren auch zu Wittenberg gegen den ausdrücklichen Willen des Landesherrn seine kirchlichen Neuerungen durchführte. Aber gefährlicher war noch die wirklich nicht zu rechtfertigende Leidenschaft, womit der Reformator in seinen Schriften über die fürstlichen Gegner seines Werks herfiel. Planitz hatte nicht so Unrecht, wenn er einmal sein „einfältiges Bedenken" dahin abgab, daß es dem Glauben und der Seelen Seligkeit keinen Nachteil brächte, wenn sich Doktor Martinus seiner schimpflichen und spöttischen Worte gegen Kaiser und Regiment enthielte. Aber dieser Geist war nun einmal nicht zu bändigen; wenn man bedenkt, mit welch souveräner Geringschätzung er Friedrich dem Weisen begegnete, wird man sich kaum wundern ihn seine Keulenschläge mit der Zeit nicht allein gegen geistliche, sondern auch gegen weltliche Häupter führen zu sehen. Könnten wir nur immer von Keulenschlägen reden, aber es läßt sich nicht bestreiten, daß er auch, einem ausgesprochenen Zug der bürgerlichen Kultur (vgl. S. 38; 215) über Gebühr huldigend, seine Gegner reichlich mit Schmutz geworfen hat. Ganz besonders erregte Georg von Sachsen, der Mann der katholischen Reform, der sogar in Versen wider die „lügenhaften" Evangelischen loszog, seinen Grimm; während er ihn im vertrauten Verkehr wohl als das Dresdner Schwein abfertigte, erscheint in dem veröffentlichten Sendschreiben an Kronberg (S. 423) der Herzog abgesehen von andern Anzüglichkeiten als die Wasserblase, die mit ihrem hohen Bauch dem Himmel trotzt und Christum fressen will, wie der Wolf eine Mücke. Georg war unvorsichtig genug sich darüber in einen Briefwechsel einzulassen. „Aufhören zu toben und zu wüten wider Gott und seinen Christ anstatt meines Dienstes zuvor, ungnädiger Fürst und Herr!" So beginnt Luthers Antwort, worin er seinerseits dem Herzog lügenhafte Verläumdung vorwirft und nochmals den Titel Wasserblase zu hören gibt. Er unterzeichnet als „Martinus Luther, von Gottes Gnaden Evangelist zu Wittenberg". Noch übler spielt er dem König Heinrich von England mit, der sich bekanntlich mit einer theologischen Streitschrift in den Kampf gemischt und hier den Ketzer u. a. als ein im Bauch des Teufels steckendes und von dort aus häßlich bellendes verlorenes Schaf geschildert hatte. Wir sehen, auch die Gegner ließen es an Kraft des Ausdrucks nicht fehlen, aber was wollte das besagen gegen die entsetzlichen Schmähungen Luthers in seiner Er-

widerung? Er begnügt sich nicht den König einen frechen Lügner zu nennen und mit einer öffentlichen Dirne zu vergleichen; „darf ein König von England," ruft er ihm zu, „seine Lügen unverschämt ausspeien, so darf ich sie ihm fröhlich wieder in seinen Hals stoßen; denn damit lästert er alle meine christliche Lehre und schmiert seinen Dreck an die Krone meines Königs der Ehren, nämlich Christi, deß Lehre ich habe."

Ließen sich solche Exzesse immer noch auf die Hitze des Streits und auf persönliche Gereiztheit zurückführen, so mußten dagegen jene Schriften, in welchen sich Luther damals über sein Verhältniß zum Staat überhaupt und zum Reich insbesondere aussprach, eine geradezu revolutionäre Wirkung üben, da hier über die Fürsten insgesammt der Stab gebrochen und ihre bevorstehende Züchtigung angekündigt wurde. Nichts ist merkwürdiger als der scharfe Gegensatz der Tendenz und der Sprache in seiner dem Herzog Johann von Sachsen gewidmeten „Schrift von der weltlichen Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei" (1523); sie verficht mit der größten Entschiedenheit den Satz, daß die Obrigkeit, der Staat Gottes Ordnung sei und jeder Versuch die Welt nach dem Evangelium und ohne Zwangsgewalt regieren zu wollen sowohl gegen die Schrift als gegen die Vernunft verstoßen würde. Auf der andern Seite wird dann der Machtbefugniß des Staats eine Schranke gesetzt, sobald es sich um Fragen des Glaubens und der Seligkeit handelt; hier gilt der Satz, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Auch hier will Luther übrigens nur passiven Widerstand gegen gottlose Zumutungen der Tyrannen zulassen; er beabsichtigt nichts weniger als die Empörung zu predigen und sucht eben nachzuweisen, wie fein beides miteinander gehe, „daß du zugleich Gottes Reich und der Welt Reich genug tust". Aber mit welch schonungsloser Hand deckt er die Schäden der Wirklichkeit, die alles göttliche und menschliche Recht verhöhnende Gewissenlosigkeit der Regierenden auf! Für unmöglich erklärt er es gerade nicht, daß ein Fürst zugleich ein Christ sei, aber für die größte Seltenheit. „Sollst wissen," schreibt er ganz im Sinne seines großen Feindes Erasmus (S. 233), „daß von Anbeginn der Welt gar ein seltsamer Vogel ist um einen klugen Fürsten, noch viel seltsamer um einen frommen Fürsten. Sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden; darum man sich allezeit bei ihnen des Ärgsten versehen und wenig Gutes von ihnen gewarten muß." Diese Henker und Stockmeister Gottes verstehen nichts als den armen Mann schinden und ihren Mutwillen an Gottes Wort auslassen; „solche Leute hieß man vor Zeiten Buben; jetzt muß man sie christliche gehorsame Fürsten heißen." Aber Gott verblendet sie und will ein Ende mit ihnen machen, wie mit den geistlichen Junkern. Denn „der gemeine Mann wird verständig und der Fürsten Plage gehet gewaltiglich daher unter dem Pöbel und gemeinen Mann. — Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht eure Tyrannei und Mutwillen die Länge leiden. Liebe Fürsten und Herren, da wisset euch darnach zu richten, Gott will es nicht länger haben. Es ist jetzt nicht mehr eine Welt,

wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jaget und triebet. — Werdet ihr aber viel Schwertzuckens treiben, so sehet zu, daß nicht einer komme, der es euch hieße einstecken, nicht in Gottes Namen."

Nun sind freilich diese Auslassungen hier und dort verstreut und durch das Gebot keinem Übel zu widerstehen eigentlich paralysirt. Auch gibt Luther am Schluß ein schönes Bild von dem christlichen Fürsten, der nicht durch Juristen und Rechtsbücher regiert wird, sich „weder auf tote Bücher noch auf lebendige Köpfe," sondern nur auf Gott verläßt; er möchte ihm die Befugniß wahren, mit seinem Urteil „aus freier Vernunft über alles Bücherrecht zu springen," und neben dieses patriachalische Ideal tritt doch wieder die Auffassung vom Fürsten als dem Diener seiner Untertanen, die Forderung, daß er „nicht also denke: Land und Leute sind mein, sondern also: ich bin des Landes und der Leute". Die Konsequenzen, die sich aus dem Satz, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, ziehen lassen, sind ihm ebenfalls nicht entgangen; er gibt es als einen denkbaren Fall zu, daß auch der Christ wie Simson das Schwert für seine eigne Sache zur Strafe des Übels ziehen könne, doch dürfe diesem gefährlichen Beispiel niemand folgen, „er sei denn ein rechter Christ und voll Geistes". Und mit ganz unzweideutigen Worten hatte er bereits 1522 in seiner „treuen Vermahnung zu allen Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung" jede gewaltsame Selbsthülfe verpönt, da die Anwendung von Gewalt nur der Obrigkeit und unter gar keiner Bedingung der Masse, dem unterscheidungslosen „Herrn Omnes" zusteht. „Welche meine Lehre recht verstehen," sagt er, „die machen nicht Aufruhr; sie habens nicht von mir gelernt. — Ich halts und wills allezeit halten mit dem Teil, das Aufruhr leidet, wie unrechte Sach es immer habe, und widersein dem Teil, das Aufruhr macht, wie rechte Sach es immer habe." Klarer kann man sich in der Tat über die unbedingte Verwerflichkeit jeder Revolution nicht aussprechen. Aber wer so schrieb, der durfte auch nicht vor dem „Herrn Omnes" und in dessen Sprache die unerhörte Verkommenheit der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten erörtern. Die radikale Stimmung seiner Zeit und das eigene Temperament haben den Reformator zu dem nämlichen Fehler verleitet, in welchen vor ihm Geiler von Kaisersberg und andere treue Söhne der mittelalterlichen Kirche verfallen waren; auch jene hatten geglaubt mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe die fürchterlichen Schäden der Hierarchie entblößen und doch von der Laienwelt die alte Ehrfurcht fordern zu dürfen (S. 117 f.). Aber das Wort ist Tat in solchen Zeiten einer ungeheuern Erregung, das Licht wird vom Sturm erfaßt und wirft den Funken, der in aufgehäuften Zündstoff fährt und die verzehrende Helligkeit der Flamme emporschießen läßt. Wie sollte die tiefe Verachtung, mit welcher Luther von geistlichen und weltlichen Machthabern sprach, das Volk nicht an die alten Klagen und Weissagungen über die grundverderbten „Häupter" gemahnen? Es war nichts völlig Neues und es enthielt nur zu viel Wahrheit, wenn er die Fürsten als eigensüchtige Volksbedrücker und ge-

wissenlose Genußmenschen schilderte; es entsprach ganz der längst herrschenden Erbitterung gegen die Juristen, wenn er „der Liebe und Natur Recht" über alle Rechtsbücher setzte, die „dich nur irriger machen, je mehr du ihnen nachdenkest!" Aber daß Luther jene Schrift von weltlicher Obrigkeit gerade mitten in den Unruhen der ritterlichen Bewegung herausgab, mußte einerseits Sickingen und seinen Freunden höchst erwünscht, andrerseits auch den Gegnern des Reformators der willkommenste Beleg für sein angebliches Bündniß mit den Rittern sein. Und mit welcher Wut fiel er 1524 über den Nürnberger Reichsabschied her! „Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote den Luther betreffend" lautete der Titel eines Pamphlets, welches das Wormser Edikt und die neuen Beschlüsse neben einander abdruckt und anknüpfend an die augenfälligen Widersprüche Kaiser und Fürsten als öffentliche Lügner hinstellt. „Gott hat mir, wie ich sehe, nicht mit vernünftigen Leuten zu schaffen geben, sondern deutsche Bestien sollen mich töten, bin ichs würdig, gerad als wenn mich Wölfe oder Säu zerrissen." Besonders erregt es Luthers Zorn, „wie der arme sterbliche Madensack, der Kaiser, der seines Lebens nicht einen Augenblick sicher ist, sich unverschämt rühmet, er sei der wahre oberste Beschirmer des christlichen Glaubens". Aber das Gericht Gottes über die „trunkenen und tollen Fürsten" ist bereits vor der Türe. „Was wollt ihr, lieben Herren? Gott ist euch zu klug; er hat euch bald zu Narren gemacht; so ist er auch zu mächtig; er hat euch bald umbracht. — Ein Stück seines Reimes heißt: deposuit potentes de sede (Luk. 1, 52); das gilt euch, lieben Herren, itzt auch, wo ihrs versehet." An die Aufforderung, nicht gegen den Türken zu ziehen oder zu steuern, der zehnmal klüger und frömmer sei als die deutschen Fürsten, schließt sich die Bitte, alle frommen Christen sollten sich mit ihm „über solche tolle, törichte, unsinnige, rasende, wahnsinnige Narren erbarmen," und das Stoßgebet: „Gott erlöse uns von ihnen und gebe uns aus Gnaden andere Regenten. Amen."

So durfte Luther nur schreiben, wenn er entschlossen war sich zum Führer einer Revolution aufzuwerfen. Daß er an das deutsche Volk jener Tage die Zumutung stellte, eine solche Sprache der Leidenschaft aus dem Mund seines „Evangelisten" und „Elias" anzuhören und sich doch nicht aus den Schranken der gesetzlichen Ordnung fortreißen zu lassen, diese Naivetät erklärt sich nur aus seiner Unkenntniß der Welt und aus der großartigen Einseitigkeit, welche einer ganz von religiösen Interessen erfüllten und bewegten Natur anhaftet. Hier liegt seine Größe wie seine Schwäche; „wie ein geblendet Pferd", um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen, scheint er manchmal einherzustürmen, im sichern Bewußtsein göttlicher Führung alles niederwerfend und zertretend, was in seinen Weg gerät. Wir müssen uns gegenwärtig halten, daß Luther ganz in dem Gedanken eines höchst persönlichen Kampfs mit dem Teufel lebte, daß er jedes seinem Evangelium entgegenstehende Hinderniß auf satanischen Ursprung zurückführte. In den mannigfachsten Gestalten und mit Werkzeugen aller Art zog der böse Feind wider ihn zu Feld; wie er dem Meister aller Anfech-

tungen im Gebet Stand hielt oder wohl auch mit einer cynischen Redensart seine Verachtung bezeugte, so glaubte er auf „seine verfluchte Majestät" loszuschlagen, wenn er mit Papst und Bischöfen, mit Kaiser und Fürsten, mit Erasmus oder den radikalen Schwärmern zu tun hatte. So verstehen wir auch sein furchtbares Wort, daß wer betet, zugleich flucht; „wenn ich sage: geheiligt werde Dein Name, so fluche ich dem Erasmus und allen, die wider das Wort sind". Es ist uralter germanischer Kampfesbrauch, den wir in den Trutzliedern der Landsknechte ebenso wiederfinden wie in den erbarmungslosen Hohnreden der altnordischen Poesie; „Hohn mit Hohn soll der Held erwidern," lehrt die Edda. Und auch jene erschreckende Zuversicht, womit er sein Wort für Christi Wort, sein Gericht für Gottes Gericht erklärt und seine Lehre dem Urteil keines Menschen oder Engels unterwerfen will, auch sie ist vielleicht die kühnste Verkörperung des germanischen Individualismus, welche die Geschichte kennt. Luther selbst hat einmal in einem Schreiben an Brenz das Gleichniß gebraucht, von jenem vierfältigen Geist des Elias (1. Kön 19) seien ihm Wind, Erdbeben und Feuer zugefallen, nicht jenes stille sanfte Sausen, in welchem der Herr seinem Propheten naht; Donner und Blitz müssen die Luft reinigen, ehe der Erntesegen reifen kann. Die elementare Kraft seines Wesens drückt er damit ebenso verständnißvoll aus wie das bescheidene Gefühl, daß auch der gerechteste und gewaltigste Kampf doch nur Vorbereitung des Siegs und seiner Früchte sei.

Er ist nicht zum Wanken gebracht worden, auch nachdem die Stürme der Revolution eine tiefe Kluft zwischen dem bisher angebeteten Helden und der Masse der Nation gerissen hatten. Noch im Sommer 1524 zeigten sich die unscheinbaren Anfänge einer Bewegung, die in Flammenschrift den Beweis führen sollte, daß die niedern Klassen ganz und gar nicht gesonnen waren sich am „Wort" genügen zu lassen. Mit der religiösen Gährung hatten sich, wie wir sahen, schon längst sozialpolitische Ideen und Strebungen innig verbunden; unter dem Zeichen des Evangeliums erhoben sich die Kleinen und Gedrückten gegen ihre und Gottes Feinde, gegen alle die „Narren und Buben" in Kutte, Meßgewand und Harnisch.

**X. Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert. Von Dr. Theodor Schiemann, Privatdocent in Berlin. Zwei Bände. I. Band vollständig in Abtheilung 90. 91. 92. 118 und 119 (erste Hälfte). II. Band vollständig in Abtheilung 135 (zweite Hälfte). 136. 161 und 168 (erste Hälfte).

Dritte Hauptabtheilung.

*I. Geschichte der deutschen Reformation. Von Professor Dr. F. von Bezold in Erlangen. Vollständig in Abtheilung 113. 145. 156. 162. 173 und 178.

*II. Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. Von Professor Dr. Martin Philippson in Brüssel. Vollständig in Abtheilung 49. 50. 51. 52. 78 und 80 (zweite Hälfte).

III. Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. Von Professor Dr. G. Droysen in Halle. Bogen 1—18 enthalten in Abtheilung 142 und 163.

*IV. Geschichte der Revolution in England. Von Prof. Dr. Alfred Stern in Bern. Vollständig in Abtheilung 28 und 31.

*V. Das Zeitalter Ludwigs XIV. Von Prof. Dr. Mart. Philippson in Brüssel. Vollständig in Abtheilung 10. 11. 14 und 17 (erste Hälfte).

*VI. Peter der Große. Von Professor Dr. Alexander Brückner in Dorpat. Vollständig in Abtheilung 5. 7. 13 und 17 (zweite Hälfte).

VII. Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. 1648—1740. Von Professor Dr. Bernh. Erdmannsdörffer in Heidelberg. Bogen 1—20 enthalten in Abtheilung 146 und 160.

** VIII. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken in Gießen. Zwei Bände. Vollständig in Abth. 27. 30. 34. 39. 47. 53. 58. 62. 67 und 68 (erste Hälfte).

*IX. Oesterreich unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. 1740—1792. Von Professor Dr. Adam Wolf (†). Vollständig in Abtheilung 57. 63 und 83.

*X. Katharina II. Von Professor Dr. Alexander Brückner in Dorpat. Vollständig in Abtheilung 68 (zweite Hälfte). 69. 70. 71 und 74 (erste Hälfte).

Vierte Hauptabtheilung.

**I. Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches u. der Befreiungskriege. 1789—1815. Von Prof. Dr. Wilhelm Oncken in Gießen. Zwei Bände. Vollständig in Abtheilung 82. 86. 89. 97. 103. 107 (erste Hälfte). 114. 121. 137. 138. 139 und 140.

*II. Das Zeitalter der Restauration und Revolution. 1815—1851. Von Professor Dr. Theodor Flathe in Meißen. Vollständig in Abtheilung 65. 66. 75. 84. 85 und 93 (erste Hälfte).

III. Geschichte des zweiten Kaiserreiches und des Königreiches Italien. Von Professor Dr. Const. Bulle in Bremen. Bogen 1—30 enthalten in Abtheilung 170. 172 und 176.

*IV. Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika. Von Dr. Ernst Otto Hopp in Berlin. Vollständig in Abtheilung 105. 106. 107 (zweite Hälfte). 112. 116 und 119 (zweite Hälfte).

V. Geschichte der orientalischen Angelegenheit im Zeitraume des Pariser und des Berliner Friedens. 1856—1878. Von Dr. Felix Bamberg in Genua. Bogen 1—20 enthalten in Abtheilung 149 und 165.

*VI. Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken in Gießen. Zwei Bände. I. Band vollständig in Abtheilung 150. 151. 155. 158. 164 und 169 (erste Hälfte). II. Band Bogen 1—28 enthalten in Abtheilung 169 (zweite Hälfte). 174 und 177.

☞ **Ein ausführliches Namen- und Sachregister über alle Theile erscheint als besonderer Schlußband.** ☜

Inhalt der hundertachtundsiebzigsten Abtheilung.

Geschichte der deutschen Reformation. Von Professor Dr. F. von Bezold.

Vollbilder:

Karl V.
Cardinal Albrecht von Brandenburg (als heil. Hieronymus).


Beilagen:

Aus dem Feldzuge Karls V. nach Tunis: Kampf bei einem Ausfall der Türken aus dem belagerten Goletta.
Aus dem Feldzuge Karls V. nach Tunis: Angriff auf Goletta.
Ansicht von Regensburg um die Mitte des 16. Jahrhunderts.
Belagerung von Ingolstadt durch Karl V. im Jahre 1546.
Facsimile eines gleichzeitigen gegen das „Interim" gerichteten Flugblattes.
Facsimile eines Briefes von Zwingli an Joachim von Watt; Zürich, 3. September 1528.
Dazu Transscription.
Türkisches Lager vor Wien im Jahre 1529.
Erläuterungsblatt zu dem Facsimile des Titels von Luthers Handbibel (in Abtheilung 145).

Bogen 51—1/4 56 (Schluß). Titel.

Im Text enthaltene Abbildungen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.


30
2.65
35/26